Beiſpiele

von merkwürdigen

Errettungen aus äußeren Gefahren.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Ritter und Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Univerſität zu München.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1848.

Ihrer Kaiſerlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Adelgunde von Oeſterreich-Eſte,

Herzogin von Modena, Königlichen Prinzeſſin von Bayern.

Ihrer Kaiſerlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzeſſin

Luitpold von Bayern,

gebornen Kaiſerlichen Prinzeſſin und Erzherzogin von Oeſterreich, Königlichen Prinzeſſin von Ungarn und Böhmen, Großherzoglichen Prinzeſſin von Toscana,

Ihrer Kaiserlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Hildegarde von Oesterreich,

Königlichen Prinzessin von Bayern,

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Prinzessin

Alexandra von Bayern

widmet dieses Buch zur Erinnerung an die Abendunterhaltungen eines bedeutungsvollen, ernsten Winters und Frühlings

in tiefster Ehrfurcht

der Verfasser.

Vorrede.

Der kleine Fascikel von Rettungsgeschichten, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, mag wohl in Form und Inhalt ein etwas andres Gepräge an sich tragen, als die beiden Bände der Biographieen und Erzählungen, an welche derselbe als Zugabe sich anschließt. Wie der Strauß von Feldblumen, den ein Wandrer in seiner Hand trägt, den Weg verräth, den derselbe so eben an der einsamen Seeküste hin oder über das verödete Gebirge genommen, so gibt sich an den Werken unsrer Hand der herrschende Charakter der Zeit kund, in der sie entstanden sind. Auch dem Erzähler dieser Rettungsgeschichten haben die Ereignisse der letztvergangenen Tage einen Stoff und eine Stimmung aufgedrungen, welche wohl nicht die seinige allein, sondern zugleich die eines beachtenswerthen Theiles seiner Zeitgenossen war.

Nicht aber die Zeit allein, in welcher dieſe Erzählungen niedergeſchrieben wurden, ſondern auch die anfängliche Beſtimmung, welche ſie in der Form eines mündlichen Vortrages hatten, mag an ihnen bemerklich ſeyn. Es wird dieſes keiner Entſchuldigung bedurfen. Wir Alle, ſowohl jene, welche im äußren Leben den hochgeſtellten Edeltannen des Waldes, als die, welche dem Heidekraut des Thales gleichen, wenden uns in dieſer ſturmbewegten Zeit gerne dem troſtenden Strahle zu, der durch die dichten Wolken bricht, und der mit ſeinem ſiebenfarbigen Bogen von einer Rettung aus Gefahren zeuget, welche der Menſchenſeele, in der die Hoffnung lebt, wenigſtens für das innre Leben verheißen iſt.

Die Quellen, aus denen der Stoff zu den hier nachſtehenden Erzählungen kam, ſind bei jeder der-

ſelben genannt. Obgleich der Verfaſſer Gelegenheit hatte über die Schickſale der liebenswürdigen Miſtreß Spencer Smith auch von andren Seiten als durch die Memoiren der Herzogin von Abrantes Aufſchlüſſe zu erhalten, möchte er dennoch nicht ſicher dafür einſtehen, ob etwa die urſprüngliche Erzählerin, die genannte Herzogin, eine und die andre kleine Ausſchmückung ihres Berichtes eben ſo leicht ſich erlaubt habe, als einzelne, in möglichſter Weiſe von mir ergänzte und verbeſſerte Lücken, die jener Bericht, namentlich über den Reiſeweg durch Tyrol und Salzburg offen läſſet. Man pflegt überhaupt, auch den gebildeteren Franzoſen allerhand Vernachläſſigungen der Geographie von deutſchredenden Ländern gern zu gute zu halten und ſolche Verſtöße zum Beſten zu kehren. Möge man auch dem Verfaſſer dieſer

Rettungsgeſchichten die Mängel ſeiner Gabe ſo weit als billig nicht zum Schlimmſten, ſondern, wie es in der Auslegung zum achten Gebote heißt, zum Beſten kehren.

München, 20. Aug. 1848.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

	Seite
I. Die Rettung des Bertrand de Moleville	1
1) Die damalige Zeit	1
2) Der Ausbruch der dringendsten Gefahren	5
3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde	7
4) Die gefährliche Haussuchung	16
5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr	23
6) Die Pariser Septembergräuel	27
7) Die Sprache des guten Gewissens an das menschliche Gefühl eines Mörders	32
8) Die falsche Todesnachricht	39
9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptstadt	42
10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Lösung	45
11) Die Ueberfahrt nach Dover	50
12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Gesetzes und der Ordnung	59
II. Die Rettung des Stuartschen Prinzen Carl Eduard durch die Treue der schottischen Hochländer	61
III. Die Rettungsgeschichte der Mistreß Spencer Smith	91
IV. Die beiden Irländer	143
V. Capitän Franklins Nothstand auf seiner Landreise in der nördlichen Polarzone	152
1) Die Aufgabe, welche zu lösen war	152
2) Franklins Vorgänger	157
3) John Franklins Entdeckungsreisen an den Küsten des Polarmeeres	166

	Seite
4) Ein Kampf mit Noth und Tod	172
5) Franklins und seiner Gefährten spätere Unternehmungen	184
VI. Die Rettung des du Plessis-Mornay und seiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariser Bartholomäus-Nacht	191
1) Mornays eigne Rettung	191
2) Die Rettung der Frau Mornay du Plessis	207
VII. Rettungsgeschichten aus dem Leben des John Smith, eines der ersten Begründer der englisch-amerikanischen Staatensysteme	226
1) Ein seltner Mann	226
2) Rettung durch einen Compaß	236
3) Smiths fernere Schicksale bis zu seiner zweiten Rettung aus Todesgefahren	241
4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr	253
5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland in der Verschiedenheit ihrer Grundlage und innern Verfassung	258
6) Ein Mann der Republik	262
VIII. Rettungen aus verschiedenen Gefahren und Verlegenheiten	268
1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe	268
2) Die rettende Heilkraft eines treuen Muthes	269
3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus seiner tiefen Gruft	279
4) Eine Rettung aus den Händen der Raubmörder	283
5) Kühne List gegen tückische Hinterlist	288
6) Die aufgedrungene, kühne Bewerbung	293
7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffbruches	301

I.

Die Rettung des Bertrand de Moleville.

1) Die damalige Zeit.

Der anbrechende Morgen des 14. Juli 1788 schien, von Flandern bis gen Poitou, ein ganz andres Frankreich zu beleuchten, als der Morgen des vorhergehenden Tages. Das Ungewitter, welches durch seine Schrecknisse an jenes erinnerte, das einst am Nilus den unbeugsamen Herrscher mit Furcht erfüllte, war vorüber, das Grün aber der Wälder, der Gärten und Weinberge, die Felder mit ihren der nahen Ernte entgegenreifenden Saaten lagen darnieder geschmettert; nur hin und wieder hatte das verheerende Spiel der Naturgewalten einen Baum, oder etliche der vollwichtigen Aehren verschont gelassen, war über die Rebe, die hinter dem Felsen versteckt lag, oder über den niedren Dornbusch hinweg gezogen, ohne sie zu vernichten.

Jenes Ungewitter, das ein Jahr nachher, am 14. Juli 1789, am Tage der Erstürmung der Bastille nicht in der Natur, sondern in einem empörten, dem Gerichte reif gewordnen Volkshaufen ausbrach, hat nicht nur fünf Stunden,

ſondern fünf volle Jahre lang ſeine Blutſchauer über das unglückliche Land ergoſſen; es hat Hunderttauſende der Unſchuldigen wie der Schuldigen in ſchnellerem oder langſamerem Tode dahingerafft; ganze, vormals reich bewohnte Landſtriche für längere Zeit entvölkert; die Luſtſchlöſſer und Landſitze der Vornehmen und Reichen in verödete Gemäuer verwandelt; die Grundveſte aller göttlichen ſo wie menſchlichen Ordnung erſchüttert. In derſelben Weiſe jedoch, in welcher die Schauer des Hagels und der Orcan im Juli 1788 einzelne Bäume und Reben, die mitten im Zuge der Wetter lagen, unverſehrt gelaſſen, hat auch das blutige Gericht, welches die zahlloſe Menge zur Rechten wie zur Linken traf, ſeinen Weg an einzelnen, ſchuldigen wie unſchuldigen Häuptern vorübergenommen, ohne ſie zu fällen. Es hat damals Rettungen von wahrhaft wunderbarer Art, aus der ſcheinbar unvermeidlichen Gefahr des Todes gegeben, bei denen das Thun einer höheren Hand, welche hülfreich dem gläubigen Vertrauen entgegen kommt, unſrem Geiſt begreiflicher vorkommt, andre dagegen, dabei die Wege Gottes in ein unbegreifliches Dunkel gehüllt ſind.

Der Ruheſtand, in den ſich der Wütherich Drouet, nachdem er ſo manchen Gefahren entgangen, unter verändertem Namen nach Maçon zurückgezogen, wird durch den Eingriff keiner äußren Gewalt geſtört, er endigt dort, im gewöhnlichen Laufe der Natur (im J. 1824) ſein gräuelvolles Leben, während der edle Malesherbes noch wenig Monate vor Robespierres Fall aus ſeinem für ihn und Andre ſo reich geſegnetem Ruheſtande, darin er, erſt ſpat, den vollen, innren Frieden gefunden, gewaltthatig hervorgezogen und in Geſellſchaft ſeiner Tochter ſo wie ſeiner Enkelin und ihres Gemahles zum Blutgerüſt geführt wird. Billaud und Carrere, über welche das Blut von Tau-

ſenden der unſchuldig Gemordeten um Rache ſchreit, entgehen der wohlverdienten Todesſtrafe und jener ſchreibt noch Jahre lang in St. Domingo ſeine Bücher voll frecher Unſinnes, dieſer aber, nachdem er in Paris ſelbſt unter Napoleon noch mehrere kleine Aemter bekleidet, ſtirbt in äußerlich friedlichem Alter, während der ehrenwerthe Verfaſſer der Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain: Condorcet als Bettler zwiſchen den verlaſſenen Luſtſchlöſſern der Umgegend von Paris umherſchleicht, zuletzt in einem armſeligen Gaſthof, dahin der Hunger ihn trieb, ergriffen und ins Gefängniß geſchleppt wird, wo er, wie es ſcheint, an Gift endigt (28. März 1794).

Der Mann, von deſſen merkwürdiger Rettungsgeſchichte wir in den nachſtehenden Blättern erzählen wollen, war zwar an geiſtiger Kraft weder ein Malesherbes noch ein Condorcet, in ſeinem Leben und Weſen geben ſich nur wenige deutliche Spuren von jener klaren, ſtillen Tiefe kund, darinnen das Licht der Geſtirne von oben am helleſten ſich ſpiegelt, aber Bertrand de Moleville verdient ſchon als Freund der Ordnung, als treuer Diener ſeines Königes, als redlicher Zeuge für Unſchuld und Recht jene achtungsvolle Theilnahme, welche die Leſer ſeiner Schriften, namentlich aber ſeiner Rettungsgeſchichte*) ihm gerne ſchenken werden.

Vergeblich hatten die Manner, welche zuletzt noch dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. als Miniſter zur Seite ſtunden: Bertrand, Montmorin und Malouet, dem Monarchen mehrere, wohlüberdachte Pläne zu ſeiner Rettung vorgelegt, deren Ausführung an der Unentſchloſ-

*) Sie ſteht in den Noten zum 9. und 10. Bande ſeiner Histoire de la Revolution de France.

ſenheit des Königes wie an den vorgefaßten Meinungen ſeiner Gemahlin ein Hinderniß fand; umſonſt war es geweſen, daß Bertrand durch mancherlei Opfer einzelne, wie es ſchien, auf das Volk einflußreiche Stimmen zu Gunſten des königlichen Anſehens zu gewinnen geſucht hatte; die Rotte der Empörer hatte indeß ungehemmt ihren Weg verfolgt, um das Maaß ihrer Bosheit voll zu machen. Es war in der Nacht vom 9. zum 10 Auguſt 1792, da bemächtigte ſich das jacobiniſche Mordgeſindel mit beiſpielloſer Frechheit der Herrſchaft über die Hauptſtadt; der Bürgerrath, den daſſelbe aus der Mitte ſeiner ehrloſen Schaar ernennt, benutzt ſogleich ſeine neugeſchaffene Macht zur Vernichtung und Verhöhnung des letzten Schattens des königlichen Anſehens und jeder göttlich menſchlichen Ordnung, der Befehlshaber der Truppen, welche zur Vertheidigung des Monarchen und ſeiner Familie die Tuilerien beſetzt hielt: der ritterlich tapfere Mandat, wird unter dem Vorwand einer Beſprechung hervorgelockt und meuchlings ermordet; ein raſender Haufe dringt am Morgen des 10. Auguſt in den Palaſt ein, reißt den König mit ſeiner Familie daraus hinweg und ſperrt ihn im Saale der ſogenannten Rathsverſammlung in das kleine, vergitterte Gemach eines Zeitungsſchreibers ein. Indeß wüthen die Mordbrenner nach ihrer Weiſe im Königspalaſt; ein Theil der Treuen, welche dort um ihren Herrn ſich verſammelt, wird unbedenklich von ihnen geſchlachtet und als die Schweizergarde, ihrer Pflicht eingedenk, den Poſten, der ihr anvertraut worden, vertheidigt, da wird der wohlverſchuldete Tod des galgenwürdigen Geſindels dem Könige, der an der tapfren Gegenwehr ſeiner Garde keinen Theil hatte, als ein Mord ſeiner beſten, ſchuldloſen Unterthanen angerechnet, ja noch zuletzt, als die Rotte der Feinde über ihren Herrſcher das Todes-

urtheil ausſpricht, wiederholt ihm dieſelbe jenen unerhört frechen Vorwurf.

2) Der Ausbruch der dringendſten Gefahren.

Bertrand de Moleville, mit deſſen perſönlichen Schickſalen wir hier zunächſt uns beſchäftigen wollen, hatte die Nacht vom 9. zum 10. Auguſt in ſeiner Wohnung, in Arbeiten des Amtes und in peinlichen Sorgen um ſeinen König ſchlaflos zugebracht. Vergeblich hatte er auf Nachrichten von den Vorgängen bei den Tuilerien gewartet, welche ihm verabredetermaßen durch einen Vertrauten am Königshofe hatten zukommen ſollen. Der halbe Vormittag des 10. Auguſt war bereits vergangen, in dem Stadtviertel, das der Miniſter bewohnte, herrſchte eine vollkommene Ruhe, ſchon gab ſich derſelbe der Hoffnung hin, daß die gedrohte Gefahr für ſein Königshaus vorüber ſey, da vernahm er den Donner der Kanonen. Noch ehe die Bedienten, die er auf Erkundigung ausgeſendet, zurückkehren, erfährt er durch einen treuen Nationalgardiſten, welcher mit Mühe den Mörderhanden entſchlüpft war, Alles was geſchehen ſey und gleich darauf kommt ein andrer Bote, durch welchen ein vertrauter Freund ihn ermahnen läßt, daß er ſo eilig als möglich ſeine Wohnung verlaſſen und anderswo ſich verbergen ſolle, weil Manuel, eines der Haupter der jetzt herrſchenden Parthei der Perſonen, welche das nächſte Vertrauen des Königs genoſſen, ſich bemächtigen wolle, vor allen jener der Miniſter. Bertrands Selbſtgefühl ſträubte ſich gegen dieſen Rath; er war ſich keiner Schuld bewußt und ſollte jetzt wie ein Verbrecher ſich verſtecken! Hätten nicht die dringendſten Bitten ſeiner ganzen Familie ihn dazu bewogen, er würde ſchwerlich aus ſeinem Hauſe gewichen ſeyn. Sein Bruder, der Malteſerritter Bertrand,

reichte ihm den Arm, denn der Minister fühlte sich durch die Heftigkeit der innren Bewegung so angegriffen, daß er kaum gehen und stehen konnte; nur wenig Menschen waren auf den Gassen des Stadtviertels zu sehen, weil alles Volk sich nach den Tuilerien und der Versammlungssäle hingedrängt hatte; unbemerkt kamen beide zu dem nur etwa 600 Schritt von des Ministers Wohnung entlegenen Hotel des Commandanten Estourmel, damaligen General-Procurators des Malteserordens. Sie begegneten diesem Herrn vor seiner Thüre, denn er kam so eben aus dem königlichen Schlosse, wo er seit heute Morgen gewesen und nur wie durch ein Wunder den Händen der rasenden Mörder entgangen war, welche den größesten Theil des Adels, der zur Hulfe und zum Trost der königlichen Familie um diese sich versammelt fand, hingeschlachtet hatten. Sein Angesicht war bleich und entstellt, in jeder Miene desselben sprach sich ein trostloser Jammer aus, er drückte dem Freunde die Hand und sprach mit gebrochenem Laute: „Es ist alles verloren; sie haben sich des Königes bemächtigt, wir werden ihn nie wiedersehen.“

Schon in den ersten Tagen des August, als die Freunde des Königes noch immer hofften, dieser werde durch raschen Entschluß aus der Hauptstadt sich retten, hatte der Minister alle die Papiere und Actenstücke verbrannt, deren Inhalt nur im Mindesten geeignet seyn konnte, den König oder seine Freunde in den Augen der Volkspartheï zu verdächtigen; durch seinen Bruder, den Malteser, ließ er jetzt auch noch andre Papiere vernichten, welche auf die Bemühungen des treugesinnten Friedensrichter Buol zu Gunsten des Königes sich bezogen. Doch war diese Vorsorge umsonst gewesen; Buol wurde noch an demselben Tage von den aus ihren Gefängnissen befreiten Verbrechern,

welche er, seiner Amtspflicht getreu, hatte verhaften lassen, ergriffen, in die Abtei geschleppt und endete dort drei Wochen später, am 2. September, mit der Menge der andern Schlachtopfer unter Mörderhänden.

3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde.

Auch dem Minister Bertrand drohte schon ganz nahe dasselbe Schicksal, das damals viele seiner Freunde traf. Nur zwei seiner Bedienten wußten seinen jetzigen Aufenthalt; der Hausmeister wies alle Nachfragen nach seinem Herrn mit der Antwort ab, daß derselbe aufs Land verreist sei, man sahe jedoch ohne Aufhören unbekannte Personen um die Wohnung herumschleichen, diese beobachteten alle Ein- und Ausgehenden, folgten den Schritten der Letzteren; allgemein war das Gerücht verbreitet, der Minister müsse in einem Hause des Stadtviertels versteckt seyn. Die eigne Sicherheit so wie die des Freundes der ihn verbarg foderte es deshalb einen andern Rettungsort zu suchen; Bertrand flüchtete sich schon nach vier Tagen in eine abgelegene Gasse der Stadt zu einem Wundarzt, der ein vieljähriger, treuergebener Bekannter im Hause seiner Eltern gewesen war, und noch fortwährend eine große Anhänglichkeit, namentlich gegen den einen Bruder des Ministers bezeugte. Zu diesem Bruder, der eine geistliche Würde begleitete, kam jener ehrliche Bürgersmann fast täglich und sprach gegen denselben in unbefangener Offenheit seine Anhänglichkeit an die Constitution von 1791, seine Achtung vor Petion, seine Verachtung gegen Robespierre aus; in der Beschränktheit seiner Ansichten und Kenntnisse der Welt meinte er nicht anders, als daß jeder Gutdenkende, und

für einen ſolchen hielt er den Miniſter von ganzem Herzen, ſo wie er, ein Anhänger der Conſtitution ſeyn müſſe; mit Freuden übernahm er es, dem unſchuldig, „durch die in ihrem Eifer etwas zu weit gehenden Jacobiner“ Verfolgten, einen Bergungsort in ſeinem Hauſe zu gewähren.

Man durfte auf dieſen guten Mann ſich verlaſſen. Denn ohngeachtet ſeiner revolutionären Verblendung, ohngeachtet der dürftigen äußern Lage, in welche er, ſo wie viele ſeiner Mitbürger durch eben dieſe Revolution gerathen war, hätte kein Preis in der Welt ihn vermögen können, den Mann, der ſeinem Schutze ſich vertraut hatte, auszuliefern. Und gerade die dürftige Lage, die jener Wundarzt ſich zugezogen, als er, ein vormals wohlhabender Mann, über dem eifrigen Beſuch der Volksverſammlungen jenen der Patienten aufgegeben und alle Luſt am Arbeiten verloren hatte, war für die beſſere Sicherheit des Miniſters ein günſtiger Umſtand, denn der Doctor war nicht einmal mehr im Stande ſich einen Dienſtboten zu halten, ſein ganzes kleines Hausweſen wurde von ſeiner Frau und ſeiner Tochter beſorgt und von dieſer Seite war kein Verrath des Geheimniſſes zu befürchten. Dennoch war auch ſelbſt in dem Hauſe jenes nach der Anſicht ſeiner Mitbürger guten und eifrigen Patrioten eine große Vorſicht des Benehmens nöthig, da in demſelben gegen 30, meiſt ledige Leute zur Miethe wohnten, aus deren Zins faſt noch das einzige Einkommen des Mannes beſtund. Bertrand machte es deshalb gleich von vorn herein ſeinen Wirthsleuten zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſie, während ſeiner Anweſenheit an ihrer Lebensweiſe durchaus nichts ändern, weder beim Metzger noch beim Bäcker etwas mehr als gewöhnlich einkaufen ſollten, damit Niemand erriethe, daß ein Gaſt bei ihnen wohne; das was für ihn gebraucht werde, ſolle

auf dem Nachtmarkt, bald an diesem, bald an jenem Kaufladen geholt werden.

Während der bedauernswürdige, gewesene Staatsminister in dem kleinen, nach einem engen Hof hingelegenen Zimmer, dessen Fenster mit Vorhängen verhüllt war, das Daseyn eines für das öffentliche Leben Abgestorbenen, lebendig Begrabenen führte, hatten auch alle die, welche er liebte, ein eben so hartes, wo nicht harteres Schicksal und eben so große, ja für die Zukunft größere Gefahren zu bestehen gehabt. Der König mit seiner Familie war am 13. August als Gefangener in jenen Thurm geführt worden, der von den Tempelherren seinen Namen trug, welche einer seiner Vorfahren, Philipp der Schöne, der an Gräuelthaten den Wütherichen der Revolution vollkommen gleich kam, vor 478 Jahren als schuldlose Opfer seiner Habgier und Herrschsucht hier eingekerkert gehalten und aus ihm zum Scheiterhaufen hatte schleppen lassen. Bertrands Gemahlin war zu ihrem Vater, dem Herrn Vernier in der rue du Chaume geflüchtet; man durchsuchte das ganze Haus, durchstach mit den Bajonetten selbst die Tapeten der Wände, führte dann, nach vielen andern Handlungen der äußersten Brutalität den alten, kränklichen Vernier sammt dem Bruder des Ministers und seinem Kammerdiener ins Gefängniß, aus welchem man dennoch alle drei am andern Tage wieder entließ. Kaum war jener Bruder des Ministers, der schon erwähnte Malteserritter, aus seiner Haft frei geworden, da gerieth er von neuem in eine für ihn noch ungleich mehr gefahrdrohende. Er eilte, um diesen die Nachricht von seiner Befreiung in eigner Person zu bringen, zu seinem andren Bruder, dem Abbé, welcher in der rue des Prouvaires wohnte. Als er in das Zimmer desselben eintritt, findet er in demselben einen Commissär und mehrere

Mann von der Munizipalgarde, welche ſo eben damit beſchäftigt ſind, die Papiere ſeines Bruders zu durchſuchen und dieſen ins Gefängniß abzuführen. Der Abbé war ſeit einigen Tagen mit dem Plane beſchäftigt geweſen, ſeine geiſtliche Tracht gegen Civilkleider zu vertauſchen und ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen, ein patriotiſcher Nachbar hatte davon Kunde erhalten, dem Munizipalrath es angezeigt und hiedurch die Veranlaſſung zum Verhaftsbefehl des verdachtigen Prieſters gegeben. Aber nun kommt zu dem ſchwerbeſchuldigten, ſchon durch ſeinen Stand höchſt zweideutigen Manne auch noch ſein Bruder, ein geiſtlicher Ordensritter her, was konnte natürlicher ſein als dieſen ebenfalls wie einen Mitſchuldigen zu behandeln und ihn ſogleich mit ins Gefängniß zu nehmen. Unglücklicher Weiſe für ihn tritt aber auch noch zu den beiden bereits feſt Genommenen der Hauswirth des Miniſters, der ehrliche Wundarzt herein und erregt dadurch in den Augen der Alles weislich überlegenden Conſtitutionsmänner ein ſo gerechtes Mißtrauen gegen ſeine patriotiſche Geſinnung, daß ſie, aller Proteſtationen ungeachtet auch ſeiner Perſon ſich bemächtigen. In einem Fiacre führt man die drei Hochverräther zum Verſammlungsſaal des Bürgerrathes, auf dem Wege dahin läßt der Haufe des wuthenden Pobels ſeine Wuth durch Schmähungen gegen ſie aus und begehrt mit wildem Geſchrei, daß man ſie zum Blutgerüſt bringe.

Der Bürgerrath nimmt die Verhafteten in Empfang; das Zuſammentreffen von drei Männern in einem und demſelben Zimmer, gerade in dem Augenblick, in dem der eine von ihnen im Begriff ſtand, ſeine Kleider zu wechſeln, erſcheint dem weiſen, meiſt aus der Hefe des niederſten Pobels beſtehenden Rathe als ein ſo außerordentlich bedenklicher Umſtand, daß derſelbe ſogar den Wundarzt, der

doch anerkannter Patriot und Commissar in einem der Ausschüsse des Sicherheitstribunales war, zwei volle Stunden lang in strengem Verhör hält, ehe er ihn entläßt; die beiden andern werden, der eine in den Kerker de la Force, der andre in die Abtei zu den Haufen der vielen Gefangenen abgeführt, welche dort der nahen Vollziehung des Todesurtheiles warteten.

Der Doctor kommt später als gewöhnlich zum Mittagseſſen zurück. Sein niedergeſchlagenes Weſen, der tiefe Ernſt in ſeinen Mienen, ſein Schweigen oder einſilbiges Antworten bei allen Fragen verrath, daß etwas Ungewöhnliches, ihn tief Bekümmerndes geſchehen ſey. Der Miniſter geräth in die heftigſte Aufregung und endlich kann der Wirth dem dringenden Verlangen ſeines vornehmen Gaſtes nicht mehr widerſtehen, er berichtet dieſem was ſo eben mit ſeinen Brüdern ſich zugetragen. Man kann ſich die ſorgenvolle Stimmung denken, in welcher der Miniſter den übrigen Theil des Tages zubrachte. Aber zu dieſer Sorgenlaſt des Tages brachte der Abend noch eine neue. Der Wundarzt kam gegen neun Uhr in einer ſichtbar noch viel gröſſeren Aufregung nach Hauſe, als die am Mittag geweſen war; er erzahlte, daß ſo eben eines der Mitglieder ſeines Ausſchuſſes das Wort begehrt und hierauf der Verſammlung die Anzeige gemacht habe, daß man dem flüchtigen Miniſter Bertrand auf der Spur ſey, ja daß man bereits von ſeinem Verſtecke Kunde habe.

Welches ſein Loos geweſen wäre, wenn der geweſene Staatsminiſter nicht nur als Staatsgefangener, ſondern als Staatsverbrecher in die Hände der ſinnlos raſenden Feinde gerathen wäre, das ließ ſchon die Weiſe errathen, in welcher man, wie bereits erwähnt, mit Bajonettſtichen in die Tapeten die Nachforſchung nach ſeiner Perſon in fremder

Wohnung betrieben, und in welcher man in seiner eignen, früheren Wohnung gehaust hatte. Selbst die als unnütz von ihm hinweg, in eine steingutene Vase geworfenen Papiere würde man zu den schwersten Beschuldigungen gegen ihn benutzt haben und auch ohne dies wäre schon seine vorhergehende Stellung zur Person des Königes in den Augen der Volksherrscher ein todeswürdiges Verbrechen gewesen.

Aber auch der Doctor befand sich bei dieser Sache in keiner geringen Verlegenheit. Der gute Mann sahe schon im Geist sein Haus von den Commissaren der Nationalgarde besetzt, welche den Minister so wie ihn, der den Schuldigen verborgen gehalten hatte, ins Gefangniß abführten, seine Frau und seine Tochter mißhandelten, seine kleine Bibliothek, ein Erwerb aus den Jahren des Wohlstandes beraubten. Und fast mehr noch als alle diese Befurchtungen drückte ihn die Sorge, daß jetzt auf einmal sein so wohlverdienter Ruf als guter Patriot befleckt, ja vernichtet werden könne. Vergeblich war es, daß der Minister ihn auf die Ungereimtheit der Annahme aufmerksam machte, daß die Feinde seinen Aufenthalt wirklich wissen sollten, ohne ihn, statt öffentlich davon zu schwatzen, sogleich fest zu nehmen, das Einzige was er durch seine freundlichen Vorstellungen gewinnen konnte, war die Zusicherung seines Wirthes, daß er selber sich nach einem guten Verbergungsort für ihn umsehen, daß er ihn bei einem seiner Collegen, in einer andern Gegend der Stadt, angeblich als einen Kranken unterbringen wolle, bei welchem so leicht Niemand ihn suchen und finden werde, und welcher ebenfalls, so wie er keinen Dienstboten habe.

Der ehrliche Patriot machte sich sogleich auf den Weg, begleitet von Bertrands heimlichen Wünschen, daß seine

Bemühungen vergeblich seyn möchten, denn wo anders konnte der Verfolgte besser und sichrer verwahrt seyn als bei solch einem redlichen Wirthe. Und wirklich erging es so, wie der Minister es gewünscht hatte; der Wundarzt kam gegen 11 Uhr heim, berichtete, daß er keine passende Wohnung für seinen Gast gefunden habe, und fügte hinzu, daß er jetzt selber über seine vorherigen Bedenklichkeiten beruhigt sey, denn auch er sehe nun ein, daß wenn der Bürgerrath den Aufenthaltsort des Herrn Bertrand wirklich wisse, er ohnfehlbar diesen würde arretirt haben, ohne ihm so viele Stunden Zeit zu lassen sich wo anders hin zu retten. Mit Recht konnte der Minister mit diesen günstigen Ausgang der heutigen Wirren sehr zufrieden seyn.

Aber dieser Zustand der Beruhigung war nur ein sehr schnell vorübergehender. Schon an einem der nächsten Abende trat der Wundarzt abermals mit ganz verstörter Miene herein, seine Hand zitterte, in welcher er ein Zeitungsblatt hielt, das er dem Herrn Bertrand mit den Worten überreichte: „Die Sache wird jetzt sehr, sehr ernst. Lesen Sie hier das, was bereits durch die öffentlichen Ausrufer in allen Gassen der Hauptstadt bekannt gemacht ist: alle die Minister, welche seit dem November 1791 im Amte stunden, Sie an deren Spitze, sind in Anklagestand erklärt.“ — „Und was konnte mir erwünschter seyn,“ sagte, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, der Minister, als gerade dieses?“ — „Wie?“ fragte ganz erstaunt der Wundarzt, was können Sie gegen solche Anklage noch thun?“ — „Was ich thun kann? nicht selbst für mich sprechen, sondern Punkt für Punkt die Constitution für mich sprechen lassen, mit deren Beistand ich jede Anklage widerlegen und mich als einen vollkommnen Patrioten rechtfertigen werde.“ „Das freut mich sehr,“ erwiederte der Wundarzt, „denn Sie

begreifen ſelbſt, welche Folgen ein ſolches Decret der Anklage und für Sie und für mich haben könnte.“

Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher der Miniſter über einen Gegenſtand ſprach, deſſen furchtbares Gewicht ihn, wie ſein Wirth gemeint hatte, zu Boden ſchmettern muſte, wirkte auch auf dieſen in durchaus beruhigender Weiſe. Ohnehin hatte der gute Mann eine hohe Achtung vor den überlegenen Einſichten ſeines Gaſtes, und die alte, dankbare Anhänglichkeit an dieſen ſo wie an ſein ganzes Haus, fühlte ſich in einem wahrhaft ſchmerzlichen Widerſtreit mit der patriotiſchen Vorſtellung: daß die Verbergung eines Menſchen, der als Feind der Conſtitution angeklagt ward, ein Verbrechen der beleidigten Volksmajeſtät von erſtem Grade ſey; ein Verbrechen, deſſen er um keinen Preis der Erde ſich hätte mögen ſchuldig machen. Die Aeußerung des Miniſters ſchien ihm darauf hinzudeuten, daß dieſer entſchloſſen ſey, ſich ſelber muthig vor das Angeſicht ſeiner Richter zu ſtellen; mit einer Art von Bedauern, daß ſein Gaſt jetzt ſo bald von ihm ſcheiden wolle, wünſchte er dieſem, der morgen früh das Weitere mit ihm zu verabreden verſprach, eine gute Nacht.

Früher als gewöhnlich fand ſich am andern Morgen der Wundarzt auf dem Zimmer des Herrn Bertrand ein, um den eigentlichen Entſchluß von dieſem zu vernehmen. Der Miniſter ließ ſich ganz zu dem beſchränkten Kreiſe der Einſichten ſeines Wirthes und zu dem was die geſunde Vernunft ſo wie das rechtliche Gefühl von dieſem begriff, herab. Er ging mit ihm gemeinſam, und aufs genaueſte prüfend, alle die Punkte und Beweggründe durch, worauf die gegen ihn vorgebrachte Anklage ſich gründete; er machte es ihm begreiflich, daß der Bürgerrath dabei der Form nach gegen die Conſtitution gefehlt habe, indem derſelbe ohne

eine Vertheidigung der beſchuldigten Parthei zu vernehmen, kein andres Zeugniß für ſein Verdammungsurtheil beibringe, als ein Papier von unbekannter Hand geſchrieben, an dem nicht einmal ein Name unterzeichnet ſtund, und welches man bei dem König gefunden, ſo wie eine Angabe die ſich ſchon bei dem Verbalprozeß als falſch erwieſen, und die übrigens auch, wenn ſie wahr geweſen, von höchſt unbedeutendem Belang erſcheine. Nachdem der wackre Bürgersmann von der Wahrheit dieſer Gegengründe gegen die ungerechte Anklage vollkommen überzeugt worden, las ihm der Miniſter einen Brief an die Volksverſammlung vor, darin er unter andrem ſagte, daß, wenn dieſe Verſammlung die (eben angeführten) Gründe ſeiner Vertheidigung unzureichend finde und wiederholt das Anklagedecret gegen ihn beſtätigen wolle, er bereit ſey aus ſeinem jetzigen, erzwungenen Zufluchtsort hervorzutreten und ſich in Orleans vor Gericht zu ſtellen, ſobald ihm der jetzige, ſehr geſchwächte Zuſtand ſeiner Geſundheit eine ſolche Reiſe erlaube und die Verſammlung ihm durch ein, ſtatt des Paſſes dienendes Decret die nöthige Sicherheit dazu gewähre.

Der Wundarzt hörte mit Entzücken den Inhalt dieſer ſeinem Verſtand ſo muſterhaft, ſeinem rechtlichen Gefühl ſo wahr und gut dünkende Vertheidigungsſchrift an. „Ich wollte," ſo ſagte er, „meine Hand dafür ins Feuer ſtecken, daß man Ihr Anklagedecret, ſobald man hier dieſen Brief vor der Verſammlung verleſen hat, zurücknehmen werde." — „Sie verlangen," antwortete der Miniſter, „zu viel, wenn Sie einer höchſten Macht des Landes die Zumuthung machen, daß ſie öffentlich es eingeſtehen ſolle, daß ſie ein Decret erlaſſen habe, das gegen die Conſtitution ſey." — „Nun," ſo ſprach der Wundarzt, mit ſeiner gaſcogniſchen Lebendigkeit und in ſeinem Dialect von Languedok, „was

kann und ſoll denn die Volksverſammlung anders thun als entweder das Verdammungsurtheil widerrufen oder daſſelbe beſtätigen?" — „Allerdings," ſprach der Miniſter, „wenn jene Verſammlung aus lauter Leuten von Ihrer Denkungsart beſtünde; da aber dieſes nicht der Fall iſt, ſage ich Ihnen ganz beſtimmt voraus, daß wenn der Bürgerrath meine Vertheidigung unzureichend findet, dann wird er ſein Anklagedecret wiederholt beſtätigen und mir einen Sicherheitspaß zur Reiſe nach Orleans ausſtellen; fühlt ſich dagegen derſelbe durch meine Vertheidigungsgründe getroffen, dann wird er Stillſchweigen für das Beſte halten, er wird nach Verleſung meines Briefes den Antrag machen, daß man zum verordneten Geſchäft des Tages übergehe."

Der gute Patriot war jetzt ganz zufrieden geſtellt, und wurde dieſes noch mehr, als der Miniſter ihm nicht nur eine Abſchrift ſeines Briefes an den Bürgerrath, ſondern auch eine ſchriftliche Erklärung übergab, des Inhaltes, daß er, der Miniſter Betrand de Moleville ſeit den Bewegungen des 10. Auguſt ſich zu ihm, dem Wundarzt * * begeben habe, um ſich ſeiner ärztlichen Hülfe und Pflege gegen einen Abſceß an ſeiner linken Hüfte zu bedienen, und daß dieſer Wundarzt * * nur unter der Bedingung ihm den Aufenthalt in ſeinem Hauſe verſtattet habe, daß der in Anklageſtand verſetzte der Conſtitution gemäß ſich rechtfertige, wie dieſes in der Beilage denn wirklich geſchehen ſey.

4) Die gefährliche Hausſuchung.

Die Vertheidigungsſchrift des Miniſters, vom 20. Auguſt datirt, wurde am 22. zur Poſt gegeben und am 23. vor der vollen Verſammlung verleſen. Wie Herr Bertrand dies vorausgeſagt hatte, ſo geſchahe es, kaum war das Leſen geſchehen, da riefen viele Glieder des Bürgerrathes unge-

duldig über den Verzug, man solle zur Ordnung des Tages übergehen. Der gute Bürger-Patriot nahm dieses für eine stillschweigende Erklärung, daß der Bürgerrath die Vertheidigung seines Gastes als gültig erkenne und wünschte dem Minister, als er am Abend ihn sahe, zu diesem günstigen Ausgange seines Rechtshandels von Herzen Glück. Aber schon nach wenig Tagen mußte er sich von seiner Selbsttauschung überzeugen, welche ihn verleitet hatte, alle andre Leute für eben so billig denkend zu halten, als er dies selber war. Ohne in den öffentlichen Sitzungen davon zu reden, hatte eine Untersuchungs-Commission, bestehend aus Mitgliedern des Bürgerrathes, alle möglichen Mittel angewendet, um den Bergungsort des gewesenen Staatsministers ausfindig zu machen. So viel gieng allerdings aus allen den angestellten Forschungen hervor: daß der Gesuchte nicht außer der Stadt, sondern in Paris selber versteckt sey und Manuel, damals Procurator des Bürgerrathes, hatte sein Wort darauf gegeben, daß er, wenn Bertrand wirklich in der Hauptstadt sich befinde, binnen vier Tagen seiner habhaft werden wolle. Von dieser Aeußerung des Procurators war auch in jenem Bürgerausschuß die Rede gewesen, von welchem Bertrands patriotischer Wirth einer der Vorsteher war und der wackre Mann war dadurch abermals in eine nicht geringe Angst versetzt worden. Der Minister suchte ihn zwar auch diesmal seine Sorge auszureden, aber mit Manuels Drohung schien es wirklich Ernst zu werden, als zwei Tage nachher des Abends um 8 Uhr an alle Ausschüsse der Bürgerversammlungen der Befehl kam, daß sie in dieser Nacht durch Commissare, welche nicht selber Hausbesitzer und Bewohner des Stadttheiles seyen, alle Wohnungen ihres Districts aufs Genaueste sollten durchsuchen lassen, angeblich um sich nach Waffen, welche für die Armee

brauchbar ſeyn konnten, umzuſehen, eigentlich aber um alle die Perſonen aufzufinden, welche ſeit dem 10. Auguſt den Nachſtellungen der Pöbelherrſchaft ſich entzogen hatten. Leider hatte auch dieſe Maaßregel den erwarteten Erfolg, ſo daß durch jene nächtliche Hausſuchung die meiſten der noch in der Hauptſtadt verborgenen Schlachtopfer der Volkswuth aufgegriffen und den Mordgerichten des 2. und 3. Septembers preisgegeben wurden.

Ganz außer ſich und für jede andre Vorſtellung taub, kam der Wundarzt nach Hauſe. „Verſtecken Sie ſich; verſtecken Sie ſich!“ rief er in wilder Haſt; „die Unterſuchungs-Commiſſäre ſind ſchon in unſerer Straße, ſie werden ſogleich kommen und alle Winkel des Hauſes vom Oberboden bis zum Keller durchſuchen, angeblich um nach Waffen, in der That aber um nach Ihnen und allen andren, dem Gemeinderath verdächtigen Perſonen zu ſuchen.“ — „Aber,“ ſo entgegnete ganz ruhig der Miniſter, „bedenken Sie doch, wie ſchwer und faſt unmöglich es ſey, mich hier in Ihrem Zimmer ſo zu verbergen, daß man mich nicht auffinde. Keiner von der Commiſſion kennt wahrſcheinlich mich von Perſon, ſollte es nicht viel ſicherer und beſſer für mich und für Sie ſeyn, wenn ich mich ganz ruhig, wie ein Schlafender in mein Bett legte und Sie mich, was ja auch der Wahrheit gemäß iſt, als einen Kranken der Commiſſion vorſtellten, der in Ihrem Hauſe der wundärztlichen Pflege genießt?“ — Der Wundarzt hörte weder auf dieſe noch auf andre ähnliche Vorſtellungen. „Es hilft alles Diſputiren nichts,“ rief er mit Heftigkeit; „Sie müſſen ſich verſtecken und ich habe mir dazu einen Ort ausgeſonnen, wo kein Luchsauge und keine Spürhundnaſe Sie auffinden konnte.“

Während der Miniſter noch immer mancherlei Ein-

ſprachen machte, griff ſein ſorgſamer Wirth das Werk, darauf er es abgeſehen hatte, ohne ein Wort zu erwiedern, mit kraftiger und geſchickter Hand an. Der Vergungsort, welchen er für ſeinen Gaſt auswählte, war allerdings verſteckt genug, und wäre für einen todten Leichnam gut geeignet geweſen, für einen lebenden und athmenden Menſchen aber war er fürchterlich. Der Doctor hatte das breite Himmelbett, das ihm zur Lagerſtätte diente, und welches ſeiner ganzen Länge nach an die Wand anſtieß, ſo weit von dieſer abgerückt, daß ſo eben für einen auf der Seite liegenden Menſchenkörper der nothige Raum blieb. Unten auf dem Boden dieſes Zwiſchenraumes hatte er eine Menge Betten und Kiſſen aufgethürmt, darauf er den Miniſter ſich hinzulegen nöthigte. In dem Bette ſelbſt fand ſich zu unterſt eine machtige Schicht ſchmalerer Matratzen, welche nicht bis an die Wand reichte, ſondern zwiſchen ihr und dem Bett den künſtlichen Ruheplatz für den Miniſter frei ließ. Zu oberſt aber legte dann der Doctor eine breitere Matratze, die er aus dem Bette ſeiner Frau genommen hatte, und welche nebſt den Betttüchern und der Zudecke einen Sargdeckel über den hartbedrängten Staatsmann bildete, der nur eben noch ſo viel Luft von dem einen Ende her zuließ, daß derſelbe zur Noth athmen konnte. Der Doctor brachte noch den Bettvorhang in Ordnung und indem er ſein Werk wohlgefallig betrachtete, ſagte er: „Sehen Sie, nun werde ich mich ſelber auf das Bett legen. Ich bin Commiſſar ſo gut als die andren, welche Hausſuchung thun werden, ich will den ſehen, der ſich unterſteht mich in meinem Bette zu beunruhigen.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er ſich auf das Lager hin und vermehrte noch durch das Gewicht ſeines Körpers den Druck der oberen Matratze, der ohnehin ſchon auf dem Miniſter laſtete. „Liegen Sie

gut?'" fragte er dieſen. — „O über alle Maaßen ſchlecht," jammerte der Andre, „ſo muß ich erſticken." „Nur Geduld," ſagte der Doctor, indem er der Luft einen beſſeren Zugang zu Mund und Naſe ſeines Gaſtes eröffnete, „in etwa einer Viertelſtunde wird ja Alles vorbei ſeyn, und Sie können dann in der nachſten Nacht deſto ruhiger ſchlafen. Rühren Sie ſich nur nicht, damit Sie nur meine künſtliche Einrichtung nicht in Unordnung bringen."

Die letztere Warnung ware unnothig geweſen, denn der Miniſter lag ſo, daß er kaum ein Glied rühren konnte, und das faſt Unertragliche ſeines Zuſtandes ward durch die Wärme der Zimmerluft noch vermehrt, welche jetzt im Auguſt ſo groß war, daß ſelbſt die leichteſte Zudecke dem Körper laſtig fiel. Es mochte um 2 Uhr des Nachts ſeyn, als die beiden Manner, der eine in, der andre neben dem Bett ſich untergebracht hatten. Der ermudete Doctor war in tiefen Schlaf verſunken und eine Stunde lang zwang ſich auch Bertrand zum geduldigen Ausharren in ſeiner martervollen Lage, dann aber konnte er dieſe nicht mehr langer ertragen, mit heftiger Anſtrengung aller ſeiner Kräfte raffte er ſich in die Hohe, weckte ſeinen Wirth auf und rief in Verzweiflung: „Stehen Sie auf und laſſen Sie mich heraus, ich will lieber unter dem Beil der Guillotine ſterben, als ſo jämmerlich erſticken." — „Um Gottes willen," ſprach der Doctor, „halten Sie noch ein wenig aus. Hören Sie denn nicht den lauten Lärmen unten auf der Straße; die Commiſſäre ſind wahrſcheinlich ſchon vor der Hausthür und können in jedem Augenblick hier im Zimmer ſeyn." — „Ei," ſo rief der Miniſter ungeduldig, „wenn Sie dies meinen, dann legen Sie doch ſchnell Ihren Schlafrock an, und ſchauen Sie hinunter; ſind dann wirklich die Commiſſäre ſchon in der Nähe, dann ſagen Sie mir es, damit

ich mich ſchnell wieder in mein Verſteck zurückziehen kann.“

Der Doctor gehorchte ſeinem vornehmen Gaſt, er ging hinab zur Hausthür; kaum aber hatte er das Zimmer verlaſſen, da kroch der Miniſter aus ſeinem beißen Gefängniß hervor, und trat auf ſeine Füße, um die gemißhandelten Glieder auszuſtrecken und friſchen Athem zu ſchöpfen. Er war kaum aus dem Bett heraus, da hörte er unten auf der Treppe ein helles Gelachter und Männerſtimmen, darunter die ſeines Wirthes, welche ein lebhaftes Geſpräch mit einander führten. Noch immer lachend und laut vor ſich hinredend kam der Wirth zur Treppe herauf, und erſtaunte nicht wenig, als er beim Hereintreten ins Zimmer den Miniſter frei herumgehend fand. „Wie?“ ſo fragte er, „Sie haben ſich aus Ihrem Verſteck heraus gemacht? Alſo wiſſen Sie ſchon was ſich ſo eben zugetragen hat?“ — „Ich weiß Nichts,“ ſagte der Miniſter, „als daß man da unten in und vor Ihrem Hauſe ſo fröhlich gelacht, daß ich mir nichts Andres denken konnte, als daß die Gefahr für uns beide vollkommen beſeitigt ſey.“ — „Da haben Sie Recht,“ antwortete der Wundarzt, „von dieſen Lumpenkerls, die ſich heute als Unterſuchungscommiſſare in der Gaſſe eingefunden hatten, haben wir niemals wieder etwas zu fürchten.“ Er erzählte hierauf dem Miniſter, daß zwei der ſchlechteſten Subjecte von ſeiner Section hier für dieſe Gegend der Stadt die Hausſuchung auf ſich genommen hatten. Alle Häuſer bis auf zwei hatten ſie bereits von oben bis unten durchſchnüffelt und befanden ſich bereits im Hauſe des nächſten Nachbars, eines Bäckers, deſſen junge, hübſche Frau, im Bette liegend geblieben war, da durchwühlten ſie dieſes Bett, unter dem Vorwand nach Waffen zu ſuchen, in ſo unverſchämter Weiſe, daß die arme Frau

ein lautes Geſchrei erhob. Ihr Mann öffnet das Fenſter, ruft um Hülfe und eine Schaar der Nachbarn, wohl hundert Mann, die auch ihrerſeits durch die Grobheit der ſogenannten Commiſſare im höchſten Grad erbittert und ſchon durch die Störung ihrer Nachtruhe aufgebracht waren, dringen ins Haus herein, hören oder hören kaum was geſchehen, da ſchlagen ſie mit Stöcken auf die beiden Schandbuben los und jagen ſie mit Prügeln und Steinwürfen aus der Gaſſe hinaus. „Es iſt," ſo fügte der ehrliche Gascogner, bei welchem der Muth immer am größeſten war, wenn es keine Gefahr mehr gab, „ein Glück für dieſe nichtsnutzigen Schelmen, daß ſie nicht in mein Haus hereingekommen ſind, wahrhaftig ſie wären nicht mit ganzen Gebeinen wieder hinausgekommen."

Der Wirth, von ſeiner Sorgenlaſt befreit, fand ſich in der beſten Laune von der Welt. Er wäre gewiß gern noch bei einem guten Glaſe Wein aufgeſeſſen und würde noch von mancher Heldenthat geſprochen haben, deren er in dem und jenem möglichen Falle fähig geweſen wäre, aber an ſeinem Gaſte konnte man deutlich die Anzeigen einer großen Ermüdung bemerken. Er rieth deßhalb demſelben, daß er ſich noch ein wenig zur Ruhe begeben ſolle.

Der Miniſter folgte dieſem Rathe gern. Es war ihm Bedürfniß, noch einige Zeit allein und ungeſtört zu ſeyn, und ſeinem Gott zu danken für die wahrhaft wunderbare Weiſe, in welcher er ihn aus den Gefahren dieſer furchtbaren Nacht errettet hatte. Denn in allen andern Gaſſen der Hauptſtadt war die Hausſuchung ungehemmt und mit größeſter Pünktlichkeit von ſtatten gegangen, nur in der, darinnen Bertrand verborgen lag, hatte es einen Anſtoß gegeben, und auch in ihr waren alle Häuſer bis auf zwei, darunter das ſeines Wirthes genau durchſucht worden. Hier

hatte eine höhere Hand gewirkt, deren Thun wir nur dankbar preisen, nicht begreifen können.

5) Verkehrung gegen weitre Gefahr.

Die muthige Stimmung, in welcher ſich der Doctor geſtern nach vorübergegangener Gefahr befunden hatte, war ihm auch am darauf folgenden Morgen neu geblieben; ſein gascognisch leichter Sinn dachte an keine mögliche Gefahr mehr, er konnte nicht satt werden von der leichten Beſiegung und von der ſchmählichen Flucht der gierigen Unterſuchungscommiſſäre zu ſprechen. Mit Vergnügen erfüllte er den Wunſch des Miniſters, ſich nach der Gemahlin deſſelben und nach dem Schickſal der andern nächſten Verwandten zu erkundigen. Er kam ſpäter als gewöhnlich, und nicht mehr lachend, wie bei ſeinem Fortgehen, ſondern mit bedenklicher Miene zurück. In der Familie des Herrn Bertrand war zwar, ſeit der Gefangennehmung der beiden Brüder, nichts vorgefallen, das Unruhe erregen konnte, aber auf ſeinem Hin- und Herwege hatte er eine zahlloſe Menge von Wagen geſehen, welche gedrängt voll von ſolchen verdächtigen Perſonen waren, die man in der vergangenen Nacht aufgegriffen hatte, und welche zuerſt von den Verſammlungen des Bürgerrathes verhört, dann nach den Gefängniſſen de la Force und der Abtei abgeführt wurden. Zugleich hatte er in ſeinem Ausſchuß vernommen, daß unter den zahlreichen Gefangenen noch immer mehrere der am ſchwerſten Beſchuldigten vermißt wurden, von denen man überzeugt ſey, daß ſie noch irgendwo in der Hauptſtadt ſich verſteckt fänden. Man gehe deshalb damit um, noch einmal eine Hausſuchung und zwar eine viel ſtrengere vorzunehmen als die in der vergangenen Nacht geweſen. Der

gutmüthige Doctor ſuchte übrigens dieſen ernſten Ausgang ſeines Berichtes noch dadurch zu mildern, daß er dem Miniſter verſicherte, für ihn ſey bei einer ſolchen neuen Hausſuchung nichts zu fürchten, wenn dieſelbe von Mitgliedern ſeines eignen Ausſchuſſes unternommen würde, denn dieſe alle ſeyen ſeine guten Bekannte und Freunde, ſie würden es mit ihrem Auftrage nicht ſehr ſtreng nehmen. Anders aber könne freilich die Sache ausfallen, wenn, wie geſtern, Leute aus dem Kreiſe der allgemeinen Verſammlung zu jenem Geſchäft gewählt würden, denn dort kenne man ihn nicht, weil ihm ſo wohl das Talent der Rede als die Fertigkeit der Feder abgehe, und er deshalb niemals vor einer ſolchen Verſammlung öffentlich aufgetreten ſey. Vielleicht, ſo fügte er halb lachend hinzu, könne ſein hochgebildeter Gaſt ihm in dieſer Sache aushelfen, indem er ihm einen Aufſatz mache, mit welchem er ſich auch einmal vor der Verſammlung könne hören laſſen.

Der Miniſter ließ ſich ſogleich zur Erfüllung dieſer Bitte bereit finden, obwohl das für ihn eine wunderliche Aufgabe war, für die Patrioten in einem ihnen wohlgefälligen Sinne etwas zu ſchreiben, nur um ihrer Wuth zu entgehen. Er half ſich übrigens auf eine Weiſe, bei welcher ſein Gewiſſen ganz unverletzt blieb, indem er für ſeinen redeluſtigen und dennoch dabei der Rede unfähigen Wirth einen Antrag entwarf, darinnen dieſer als warmer Freund ſeiner Mitbürger ſich erbot, die Familien aller der Freiwilligen ſeines Diſtrictes, welche gegen den auswärtigen Feind zu Feld gezogen wären oder ziehen würden, unentgeldlich mit ſeiner ärztlichen Hülfe zu bedienen. Der Aufſatz war in jenem prunkend patriotiſchem Tone geſchrieben, in welchem damals die allgemeine Stimmung des Pariſer Volkes ſich auszuſprechen pflegte. Er brachte deshalb, als der Doktor

ihn in einer öffentlichen Versammlung vorlas, eine Wirkung hervor, welche gar nicht erwünschter hatte seyn können. Man nahm den patriotischen Antrag mit rauschendem Beifall auf, die einflußreichesten Mitglieder überhäuften den Redner mit Lobeserhebungen; schon am nächsten Tage wurde der patriotische Sinn des Doctors in allen öffentlichen Blättern gepriesen und sein großmüthiger Entschluß andern guten Bürgern zur Nachahmung empfohlen.

Ein solcher glänzender Erfolg seines öffentlichen Auftretens versetzte den Wundarzt in die fröhlichste Stimmung und erfüllte ihn, gegen den Minister, mit herzlicher Dankbarkeit. Dieser machte sogleich von jener guten Stimmung seines Wirthes den vortheilhaftesten Gebrauch, indem er ihn dringend ersuchte, daß er einige seiner besten Freunde in der Bürgercommission auffordern möchte, bei ihm und bei seinem Nachbar die Hausuchung vorzunehmen, deren Fortgang neulich gerade an diesen beiden Häusern abgebrochen worden sey. Auf solche Weise wurde die Einmischung des Bürgerrathes in das gefahrdrohende Geschäft vermieden, welche ohnfehlbar erfolgt seyn würde, wenn es dort zur Anzeige gekommen wäre, daß in der Gasse Aubry-le-Boucher noch zwei Häuser undurchsucht seyen.

Der Wundarzt fand diesen Rath sehr vortrefflich, und zeigte sich sogleich bereit zu seiner Ausführung. Es kostete ihm Mühe seine Collegen zu überreden, daß sie gegen ihn eine solche Handlung des Mißtrauens sich erlauben sollten. Einem Manne von so patriotischer Gesinnung als wir an euch kennen, sagten sie, kann man auf seine bloße Versicherung trauen, da bedarf es keiner weitren Hausuchung. Als jedoch der Doctor auf seiner Bitte bestand, da er ja nicht allein in seinem Hause wohne, sondern gegen dreißig Miethsleute unter seinem Dache habe, entschlossen sie sich

ſeinem Wunſche zu willfahren und noch an demſelben Tage die Unterſuchung vorzunehmen.

Die beiden Commiſſäre erſchienen am Nachmittag um vier Uhr. Der Wundarzt empfing dieſelben in dem größern Vorzimmer, an welches das kleine Cabinet anſtieß, darin der Miniſter ſich aufhielt. Die Thür, welche aus dem Vorzimmer in das Kämmerchen des Herrn Bertrand führte, ſchloß ſo ſchlecht, daß dieſer jedes Wort der Unterredung vernehmen konnte, welche außen gehalten wurde. Mit Vergnügen bemerkte er, wie gut ſein Wirth die Rolle ſpiele, welche er mit ihm verabredet hatte. „Sehen Sie hier," ſprach derſelbe zu den beiden Commiſſaren, indem er auf die Thür des kleinen Kabinettes deutete, „mein Arbeitszimmer. Es ſteht ein kleines Bett darin, welches in dieſem Augenblick von einem kranken Advocaten aus der Provinz eingenommen wird, den ich in ärztliche Behandlung und Koſt genommen habe. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß mein Kranker weder einen Sabel noch Flinte bei ſich führt, wenn es Ihnen aber genehm iſt, will ich es ihm ankündigen, daß man ſein Zimmer und ſeine Effecten durchſuchen werde." — „Das iſt nicht nöthig," ſagten die Commiſſäre, „indem Sie ja das genau wiſſen können, daß er keine Waffen bei ſich führt. Laſſen wir den armen Menſchen in Ruhe und gehen in die Zimmer Ihrer andern Hausgenoſſen."

Die Commiſſion entfernte ſich aus dem Vorzimmer und durchſuchte unter Leitung des Wirthes alle Räume ſeines Hauſes von den oberſten bis zu den unterſten, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Nach einigen Stunden trat der Doctor ganz vergnügt zu ſeinem Gaſte herein, und wünſchte dieſem ſo wie ſich ſelber dazu Glück, daß ſie nun beide jeder Gefahr einer laſtigen Hausſuchung überhoben ſeyen.

6) Die Pariſer Septembergrauel.

Der Tag, an welchem das eben erwahnte, für Bertrands Rettung ſo gunſtige Ereigniß ſich zutrug, war der erſte September, der Vorabend jenes furchtbaren zweiten Septembertages, da in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes jenes früheren Tages in ernſter Weiſe gedacht wurde, an welchem 220 Jahre vorher (in der Nacht vom 23. zum 24. Auguſt, oder der Bartholomäusnacht 1572) das unſchuldige Blut vieler Gerechter durch die Hande einer boshaften oder verblendeten Menge vergoſſen worden war. Freier von Sorgen als ſeit langer Zeit athmete heute der Miniſter auf; er horte mit Ruhe jene Kanonenſchüſſe, welche zwiſchen 12 und 1 Uhr am Mittag den nahen Anfang der blutigen Grauel verkundeten, denn nach ſeiner Vermuthung ſollten dieſelben vielleicht nur das Zeichen irgend eines neuen, kleinen Sieges ſeyn, den die franzöſiſche Armee an der Granze über die Deutſchen erfechten. Um fünf Uhr gegen Abend kam der Wundarzt nach Hauſe. Noch niemals hatte Bertrand den Mann ſo tief erſchuttert, ſo bleich vor Entſetzen geſehen. — „Was iſt Ihnen, Doctor," fragte der Miniſter, „um Gottes willen ſagen Sie mir, was iſt geſchehen? was haben die Kanonenſchüſſe heute am Mittag bedeutet?" — „Schlimmes genug," ſagte der Wundarzt. „Die Einnahme des unſeligen kleinen Longwys durch die Preußen hat das Volk der ganzen Stadt in Raſerei verſetzt, alle Prieſter, deren man habhaft werden konnte, ſind geſchlachtet, eine Mörderſchaar iſt in die Gefängniſſe eingedrungen und iſt im Begriff die Gefangenen zu ermorden, ſo eben trug man den Kopf der Prinzeſſin von Lamballe auf eine Stange geſpießt nach dem Tempelthurm, um denſelben ihrer Freundin, der Koniam, zu zeigen: alle Pi-

ſchoſſe und Prieſter, die bei den Karmelitern waren, ſind erſtochen und erſchlagen.“

Bertrand fühlte ſich in dieſem fürchterlichen Augenblick außer und neben dem allgemeinen Jammer noch von einem beſondern, von dem Schmerz um ſeine beiden Brüder getroffen, welche höchſt wahrſcheinlich unter der Zahl der Ermordeten ſich befanden. Am nächſten war dem Bruder vom geiſtlichen Stande, dem Abbé die Gefahr des Todes geſtanden, nach dieſen, für deſſen Schickſal auch ſein Wirth bisher immer eine ganz beſondere Theilnahme bezeugt hatte, fragte er zuerſt. Der Doctor ſuchte ihn zu beruhigen. „Ihre beiden Brüder,“ ſo ſagte er, „gehören doch gewiß nicht unter jene Gefangene, deren Namen auf der Liſte, welche die Mörder in ihrer Hand führen, vor Allen voran, als die Schuldigſten genannt ſind, und ehe die Reihe an ſie kommt, hoffe ich mit Sicherheit, haben die beſſer geſinnten Bürger dem Blutvergießen Einhalt gethan. Für den geiſtlichen Herrn freilich, für den Abbé laßt ſchon ſein Stand etwas mehr als für den Maltheroffizier befürchten, aber auch da iſt ſchon vorgeſorgt. Ein Unteroffizier von der Nationalgarde, der dem Abbé mit großer Anhänglichkeit zugethan iſt, hat ſich ſogleich, bei dem Anfang der Mordgeſchichte nach dem Gefängniße de la Force begeben, und wird wie ein treuer Pudel auf Ihren Herrn Bruder Acht haben; er wird Alles anwenden, um denſelben zu retten, und der Mann iſt klug und tapfer genug, ich zweifle nicht, daß ihm ſeine gute Abſicht gelingen wird.“

Der Miniſter that wenigſtens Alles was er konnte, um die Rettung ſeiner Bruder möglich zu machen. Er ſendete noch an demſelben Abend ſeinen Wirth zu dem eben erwähnten Unteroffiziere, deſſen Name, Thomas, der Familie Bertrand, ſo lange ſie beſteht, in immerwährend dankbarem

Andenken bleiben wird, und ließ denſelben aufs Dringendſte ermahnen, alle Mittel und Kräfte zur Rettung der beiden Gefangenen aufzuwenden, zugleich auch denſelben bitten, daß er ſobald als möglich zu dem Miniſter kommen und dieſem Bericht erſtatten möge über den Erfolg ſeiner Bemühungen.

Die Nacht gieng ſchlaflos dahin, erſt gegen Mittag am 3 September kam Herr Thomas. Der Miniſter hörte, daß ſein Wirth halblaut, außen im Vorzimmer mit ihm ſprach, die zögernde Weiſe, in der man ſich ſeiner Thüre nahete, verſprach ſchon im Voraus nichts Gutes; endlich öffnete der Doctor die Thüre und der Unteroffizier trat ſchweigend, mit Thränen in den Augen, in die Kammer. — „Sie wollen mir den Tod meines Bruders, des Abbés, ankündigen," fragte der Miniſter in heftiger Aufregung. — „Das nicht," antwortete der Unteroffizier, „ich komme in dieſem Augenblick von ihm her und habe Ihnen die herzlichſten Grüße von demſelben zu bringen, auch hoffe ich mit Sicherheit, daß wir ihn bald ganz in Freiheit ſehen werden, denn der Offizier der Munizipalgarde, der dort an der Spitze der bewaffneten Aufſeher ſteht, iſt ein naher Bekannter und Freund Ihres Herrn Bruders." — „Aber," ſo fragte ängſtlich der Miniſter, „mir ſcheint es, Sie haben mir noch etwas Andres zu ſagen; wiſſen Sie, ich bitte, verhehlen Sie mir nichts, etwas von dem Schickſal meines andern Bruders, des Malteſerritters?" — „Ich ſelbſt," ſagte Herr Thomas, „konnte nicht in die Nähe des Herrn Malteſerritters kommen, aber ich ſprach ſo eben einen Bedienten deſſelben und dieſer verſicherte mich, daß er den Leichnam ſeines Herrn unter den Körpern der andern Ermordeten erkannt habe, welche im Hofe der Abtei herumlagen."

Der Miniſter war unfähig etwas Weitres zu hören

und zu fragen. Der Gedanke, daß dieſer theure, edle Ermordete nur darum, weil er ſein Bruder war, ein Schlachtopfer der Volkswuth geworden ſey, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Und auch noch darüber klagte er ſich bitter an, daß er es geweſen war, der, bei ſeiner Ernennung zum Miniſter, dieſen Bruder, der ſich damals außer dem Lande befand, nach Frankreich zurückgezogen und hiedurch dem blutigen Tode ausgeliefert hatte. Die Nacht gieng dem Tiefbetrübten abermals ſchlaflos dahin und dennoch war die Erfüllung jenes Spruches ihm ſo nahe: den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.

Um neun Uhr des Morgens trat auf einmal ſein treuer Kammerdiener zu Herrn Bertrand herein, den dieſer ſeit 11 Tagen nicht mehr geſehen hatte. Der Menſch war in der freudigſten Bewegung; ehe er noch ein Wort ſprach, konnte man es in ſeinen Mienen leſen, daß er eine gute Botſchaft zu bringen habe. Er küßte tief gerührt die Hand ſeines Herrn und ſagte: „Eben ſo wie Ihnen habe ich vor wenig Minuten Ihrem Herrn Bruder dem Malteſer die Hand geküßt, er iſt ſeit heute Morgen um 2 Uhr im Hauſe Ihres Herrn Schwiegervaters, befreit aus den Händen der Mörder, wohlbehalten und geſund.“ Der Miniſter war außer ſich vor Freude. Er drückte den treuen Burſchen ſo zärtlich an ſeine Bruſt, als ob es der als todt betrauerte und nun lebende Bruder ſelber ware. „Du haſt mir,“ ſprach er, „eine größere Freude mit Deiner Botſchaft gebracht, als ich Dir jemals vergelten kann; ohne dieſen Troſt wäre ich in meinem Leid vergangen, denn es kommt zu viel über mich.“ Der treue Diener weinte Thränen der Freude; aus ſeinem Munde, noch mehr aber und ausführlicher aus dem Munde des Bruders ſelber, erfuhr Bertrand ſpäter die merkwürdige Weiſe, in welcher der Malteſerritter dem blu-

tigen Tod entgangen war, der vor und nach ihm viele Tausende traf.

Dantons, des jacobinischen Justizministers Verfahren, sowie die Thaten des von ihm bestellten Blutgerichtes während der furchtbaren ersten Tage des Septembers 1792 sind bekannt. In jenen 60,000 Bürgern, welche unter Androhung der Todesstrafe auf dem Marsfelde unter die Waffen gerufen und zum Auszug gegen den „Feind" am 2. September beordert wurden, hatte man den einzelnen Familien, hatte man der ganzen Stadt ihre natürlichen Schutzer gegen die freche Gewalt eines emporten Pöbels entzogen. Das Abfeuern der Larmkanonen, das Lauten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarsches sollten nur dazu dienen, jenen Pobel zusammenzurufen, um seine wuthenden Schaaren dahin zu leiten, wo die Anordner des allgemeinen Mordplanes sich ihrer bedienen wollten; das zusammenlaufende Volk sieht, wie man alle Wägen und Reiter auf den Straßen anhalt und sie entweder nach den Gefangnissen hinführt oder die Pferde hinwegnimmt, um diese für den Abzug des Militars zu benützen; es vernimmt das Gerücht, daß der Feind, im Bunde mit dem gefangenen König im Vordringen sey, da konne die Freiheit der Nation durch nichts Andres, als dadurch gerettet werden, daß man die innren Feinde in der Stadt, alle Anhänger des Königthumes und Gegner der Revolution, von denen die Gefangnisse voll seyen, alsbald aus dem Wege schaffe. Mit laut tobendem Zuruf seiner Beistimmung empfängt der Pöbel, der jetzt die Nation ist, den Mordbefehl des Bürgerrathes. Einige hundert Priester, welche man im Augenblick ihrer Abreise ergriffen oder aus ihrem Gewahrsam hervorgezogen hatte, waren das erste Opfer der Wuth. Die Rotte der Morder, deren Zahl in jedem Augenblick

durch neu hinzukommende Haufen der Pikenmänner anwachst, begiebt sich hierauf, geführt von einzelnen Mitgliedern des sogenannten Bürgerrathes, nach den öffentlichen Gefängnissen. Ein Tisch wird aufgestellt, auf welchem neben Branntweinflaschen, Gläsern und Tabakspfeifen, Papiere, enthaltend die Listen der Gefangenen sammt kurzer Andeutung des „Anklag zum Tode", zerstreut liegen; um den Tisch sitzen als Richter einige Pikenmanner und Leute aus dem Bürgerrathe, davon wenigstens einer oder der andre sich aufs Lesen versteht. Zehn bis zwölf andre, gleich den Schlächtern mit aufgestreiften Hemdarmeln, mit weißen Schürzen, deren Farbe gar bald so wie die ihres Gewandes durch das Blut der Geschlachteten unkenntlich wird, stehen umher, Namen werden verlesen, die genannten Personen herbeigebracht, nach ihren Namen gefragt und dann unter dem spöttischen Zuruf der Richter: „lasset ihn los", oder: „pour l'hotel de la Force" werden sie von dreien der Männer gepackt, während die andren mit dem Schwert auf sie einhauen. Einige endigen schnell, andre langsamer unter den Todesstreichen der Mörder; Bertrands naher Amtsgenosse, der Minister Montmorin, wird noch halb lebend an einen Pfahl gespießt und so vor die Nationalversammlung getragen. Wenn die Arme der Menschenschlächter ermüdet sind, setzen sie sich abwechselnd, um auszuruhen, zu dem Gerichtstisch und seinen Branntweinflaschen so wie Tabakspfeifen hin, andre stehen statt ihrer auf und schlachten die Gefangenen.

7) Die Sprache des guten Gewissens an das menschliche Gefühl eines Mörders.

Es war schon Mitternacht, da kam die Reihe des Hervorgerufenwerdens vor das Blutgericht an Bertrands Neu-

ker, den Malteſer. Zwei Männer, vom Haupt bis zu den Sohlen mit Menſchenblut beſpritzt, unter ihnen einer von mächtigem Körperbau, führen ihn aus dem Gefängniß zum Gerichtstiſche hin. Der Starke faßt den Ritter aufmerkſam ins Auge. „Ich kenne Euch nicht," ſpricht er, „aber Ihr habt das Angeſicht eines biedren Mannes, ein Menſch, der ſich einer Schuld bewußt, kann nicht mit ſo gefaßter Miene vor Gericht gehen." — „Und ich bin mir," ſagt der Malteſer, ernſt und ruhig, „auch keiner Schuld bewußt." — „Aber warum ſeyd Ihr dann in der Haft?" — „Das weiß ich nicht, und Niemand konnte mir es ſagen, wahrſcheinlich bin ich durch ein Mißverſtändniß hieher gekommen." — „Iſt das auch gewiß?" fragte der Starke. „Ganz gewiß," antwortete der Ritter. — „Nun dann," ſagte Jener, „iſt Eure Sache gut, und wir können Euch retten. Habt nur keine Furcht, ſprecht getroſt und verlaßt Euch auf den Michel, denn ich helfe Euch." — „Ich habe keine Furcht," ſprach der Malteſer, „und Eure Freundſchaft ſoll Euch reich belohnt werden." — „O pfui, pfui," ſagte der Starke, „ſprecht mir ſo ein Wort nicht."

Er wird vor den Tiſch der Richter hingeſtellt, ſie fragen ihn nach Namen und Stand. „Ich bin," antwortet er, „Bertrand der Malteſer." — „Malteſer, was heißt das?" fragen Mehrere. „Das heißt," ſo erwiedert mit donnernder Baßſtimme der Starke, „er kommt von Malta. Malta iſt eine Inſel und die dorther ſind heißen Malteſer." — „Ach ſo," rief einer der Richter, „eine Inſel! ſo iſt der Angeklagte ein Fremder?" — „Allerdings ein Fremder, du dummes Vieh," donnerte der Starke. — „Gut, gut," riefen Andre, „ſeyd nicht ſo hitzig Bürger; — zur Ordnung, zur Ordnung Präſident," ſchrieen Alle. Der Präſident fragte darauf den Malteſer, aus welcher Urſache er

verhaftet ſey? — „Ich weiß keine," antwortete dieſer, „als daß ich zufällig in demſelben Augenblick zu Jemand, den ich beſuchen wollte, ins Zimmer trat, als dieſer ſo eben durch die Municipalgarde arretirt wurde. Ich wurde hieher geführt, Niemand weiß warum." — „Er lügt, er lügt," ſchrieen viele Stimmen, welche alle durch die gewaltig laute des ſtarken Michel niedergedonnert wurden, welcher ihnen Schweigen und conſtitutionsgemäßes Anhören des Beklagten gebot. — Man ſchwieg ſogleich, und der Präſident fragte weiter: „Seyd ihr ſicher, daß keine weitre Urſache der Anklage gegen Euch in den Regiſtern verzeichnet ſteht?" — „Ich glaube das mit Sicherheit ſagen zu können, und ſollte es anders ſeyn, dann werde ich mich verantworten." — „Man bringe das Regiſter," ſagte der Präſident, der Gefangnißwärter reichte es ihm, es war unter vielen Hunderten ja Tauſenden von Fällen, der einzige wo man ſich, vielleicht geſchreckt durch die Stimme und mächtige Geſtalt des Starken, in eine ſolche genauere Unterſuchung einließ; der Präſident ſuchte beim Kerzenlicht Bertrands Namen auf, fand aber bei demſelben weder eine Andeutung von der Urſache ſeiner Verhaftung noch von einer Beſchuldigung deſſelben; er gab das Regiſter den andern Beiſitzern des Blutgerichtes in die Hand und ſprach dann: „Es iſt keine Anklage gegen ihn vorhanden." — „Alſo muß ihn," rief Michel triumphirend, „die Nation als unſchuldig erklären." — Ein allgemeines „Ja" ſtimmte dem Starken bei und dieſer, mit ſeiner Poſaunenſtimme ſchrie ſein: „es lebe die Nation!" was Alle wiederholten. Er und einer ſeiner Kameraden, der ſich auch an dem Schickſal des Malteſers ſehr theilnehmend bewies, ergriffen hierauf dieſen bei den Armen und führten ihn hinaus vor die äußre Pforte des Gefängnißhofes, wo in der Regel die mörderiſchen

Executionen statt fanden. Die Menschenschlächter, welche da standen, zückten schon die Schwerter und Beile als sie wieder ein neues, vermeintliches Schlachtopfer heraus führen sahen, kaum aber hatte Michel die Worte gesagt: dieser ist ein unschuldiger Bürger, da wachte in allen das natürlichere Gefühl der Menschlichkeit auf; sie bückten sich nieder, nahmen ihn auf die Arme und reichten ihn einer dem andern dar. Jeder drückte ihn an sich, alle küßten ihn brüderlich, bald waren seine Kleider und sein Gesicht von dem Blute beindelt, von welchem nicht nur die Hände und die Arme, sondern das Angesicht, das Haar und der Bart dieser Leute trieften. Diese Liebkosungen einer im Tollrausche des Fanatismus und zum Theil wohl auch des Brantweins herumtobenden Mörderschaar hatte für den fein fühlenden Malteser etwas ungemein Peinliches, und er war inniglich froh, als der starke Michel dieser Qual ein Ende machte, indem er den Ritter bei dem Arm faßte und ihn den Pikenmännern mit den Worten entriß: „Laßt den guten Bürger jetzt gehen, der wird der Ruhe noch mehr benöthigt seyn, als wir Andern.„

Wer mag die Gefühle beschreiben, mit welchen der Malteser sich jetzt auf der freien Straße und in Sicherheit vor den Mörderhänden sahe. Michel und sein Kammerad hatten ihn herausbegleitet auf die Gasse, jener fragte ihn, ob er Verwandte oder Freunde in der Stadt habe, zu denen sie ihn hinführen sollten? Der Ritter sagte, daß er eine Schwägerin habe, zu welcher er jetzt hinzugehen gedächte, sie möchten sich aber nicht bemühen ihn weiter zu geleiten, denn er fühle sich kräftig genug, um den Weg allein zu machen. Bei diesen Worten zog er eine Handvoll Assignaten, jede im (damaligen) Werth von 50 Franken aus seiner Tasche hervor, und wollte ihnen dieselben als

einen ſchwachen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit darreichen, ſie aber mochten von keiner Belohnung etwas wiſſen. „Behaltet Euer Geld," ſagten ſie, „wir mögen und bedürfen deſſelben nicht, es hat uns Vergnügen gemacht, Euch zu retten, und macht uns auch Vergnügen mit Euch zu gehen, bis wir Euch in voller Sicherheit wiſſen. Sagt an, wo wohnt Eure Schwägerin?" — „In der rue du Chaume," antwortete der Ritter. — „Die gute Dame wird doch auch rechte Freude darüber haben, wenn ſie Euch auf einmal lebend und unverletzt wieder ſieht. Und wißt ihr wohl, fügte der gute Michel hinzu, nachdem er einige Worte leiſe mit ſeinem Kameraden geſprochen hatte, was wir beide gern möchten?" — „Nun," fragte der Malteſer, „was iſt Euer Wunſch?" — „Ich und dieſer da, wir möchten das gern mit anſehen, wie ſehr Ihr beide, Eure Schwägerin und Ihr Euch freuen werdet, wenn Ihr Euch auf einmal ſo wieder ſehet." — „Ihr guten Leute," ſagte der Ritter, „ſeht es iſt ſchon ſo ſpät, Euch wäre jetzt das Ausruhen nöthiger." — „Bei ſo etwas," antwortete Michel, „ruht man beſſer aus, als wenn man ſich zu Bette legt." — „Aber," ſo fuhr der Ritter fort, „ſeht, meine Schwägerin iſt ein Frauenzimmer von ſehr zarter Geſundheit, wenn jetzt auf einmal, ſo ſpät in der Nacht ein Beſuch von fremden Männern, die, erlaubt mir Euch daran zu erinnern, vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut beſchrieben ſind, zu ihr hineinträten, da könnte es leicht geſchehen, daß ſie vor Schreck in Ohnmacht fiele, und das würde Euch doch gewiß leid thun." — „O," ſagte Michel, nach einem kurzen Bedenken und mit halblauter Stimme, „ich meine denn doch, die Furcht und die Angſt vor uns wird wegfallen, wenn Ihr Eurer Frau Schwägerin ſagt, daß wir gute Leute ſind, die Euch das Leben gerettet haben. Geht nur zu Herr, und thut uns dieſen Gefallen, Ihr macht

uns damit eine größere Freude, als mit dem größesten Haufen Geldes, den Ihr uns geben könntet.“

Es blieb nichts andres übrig, als dem Wunsche der beiden Pikenmänner sich zu fügen, man pochte die Leute, im Hause des Schwiegervaters des Ministers aus ihrer Nachtruhe, wenn anders ihr vielleicht schlafloses Liegen im Bette diesen Namen verdiente, heraus; der alte Herr Vernier zitterte vor Freude, als er den sicher todt Geglaubten lebend vor sich sahe und an seine Brust drückte; seine Tochter, die Madame Bertrand, der man den seltsamen Besuch angekündigt hatte, vergaß in der Freude des Wiedersehens des theuren Bruders alles was diesen Eindruck stören konnte, bald war das ganze Haus um den Geretteten versammlet; mitten unter den Ausbrüchen des Entzückens versäumte man auch nicht Worte des herzlichen Dankes an die beiden Retter zu richten. Diese, als sie den alten Vernier, als sie seine Tochter als sie den alten treuen Diener des Malteſers vor Freude weinen und diesen selber vor tiefer Rührung sprachlos sahen, konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, sie wischten sich einmal über das andre mit ihren blutigen Handen die herunterrinnenden Thränen ab, und als sie, auch hierin ein menschlich zärtliches Mitgefühl bezeugend, schon nach einer halben Viertelstunde, „um nicht länger zu stören,“ sich entfernten, da dankten sie wiederholt für das große Vergnügen, das man ihnen gewährt habe.

Eine Macht, welche die Menschenherzen leitet und bewegt wie die Waſſerbäche und sie neu zu schaffen vermag nach ihrem Wohlgefallen, hatte das Herz der beiden in politischem Fanatismus trunkenen Menschenschlächter angerührt und ergriffen. Es war der Eindruck, den der Anblick eines Mannes auf sie machte, welcher ein gutes Ge-

wißen vor Gott und den Menſchen hatte, was vielleicht zum erſten Mal in ihnen die Ahnung eines innren Friedens weckte, deſſen Genuß höher iſt, denn Alles, das die Welt zu geben vermag. Wir vernehmen nichts mehr von Michel und ſeinem Kameraden, möchten aber hoffen, daß jene nächtlichen Stunden nicht nur für den Malteſer, ſondern auch für ſie beide Stunden einer Rettung nicht des äußern, ſondern des innern Lebens geweſen ſeyen.

Dem Miniſter, als er erfahren, daß dieſer theure Bruder nicht gemordet ſey, ſondern lebe, blieb nun nur noch die Sorge um den andern gefangenen Bruder, den Abbé. Auch dieſe Sorge wurde gehoben, als noch am Abend deſſelben Tages, an deſſen Vormittag Bertrand die freudige Botſchaft von der Rettung des Malteſers vernommen hatte, der ſchon erwähnte Unterofficier Thomas hereintrat, und mit ganz andren Mienen, als ſeine geſtrigen geweſen waren, es ankündigte, daß der Abbé vom Tribunal als ſchuldlos erkannt, und in Freiheit geſetzt ſey. Man hatte es, von Seiten einiger Freunde, die in den Gefängniſſen des Hotel de la Force eine Art von Aufſicht führten, ſo einzurichten gewußt, daß der Abbé in einem Augenblick vor das Blutgericht gebracht wurde, als keiner unter den Beiſitzern zugegen war, der es wußte, daß der vor Gericht Stehende ein Bruder des Miniſters ſey. Auch bei ſeinem Namen im Regiſter fand ſich keine Erwähnung irgend einer Schuld, keine Angabe des Grundes, aus welchem er verhaftet worden war, und zu dem Allem, was zu ſeinem Gunſten gereichen konnte, kam auch der Zuſtand der Abſpannung und Ueberſättigung von den Graueln des Bürgermordes, in welchem ſich viele der ſogenannten Richter ſchon um jene Zeit befanden. Die am ſchwerſten beſchuldigten Gefangenen, ſo pflegte man im Allgemeinen anzunehmen, waren zuerſt

vor Gericht geſchleppt und abgethan worden, unter den Uebrigen fanden ſich manche, gegen die man weniger aufzubringen wußte, und nur im Hoſpital von Bicetre trafen die Mordgeſellen, welche dort zu Gericht ſaßen, als ſie des Urtheilſprechens und Schlachtens müde waren, die furchtbare Einrichtung, daß ſie zuletzt mehrere Tauſende der noch nicht abgeurtheilten Gefangenen, ohne Unterſchied und ohne nach Namen ſo wie nach der Urſache der Verhaftung zu fragen, maſſenweiſe in den Hof herausſchleppen, und dann mit Kanonen zuſammenſchießen ließen.

8) Die falſche Todesnachricht.

Als nach einigen Tagen die Kanonen ſo wie die Henkerſchwerte, mit Ausnahme weniger Geretteten, Alles hinweggeräumt hatten, was in den Gefängniſſen, nach der Meinung der Mörder, für das Königthum, überhaupt aber, ſo wollten ſie eigentlich ſagen, für göttliche und menſchliche Ordnung athmete, als man, ſo genau als möglich über Namen und Stand der mehr denn ſechstauſend Geſchlachteten Nachforſchung gehalten, da konnten die Häupter des grauſenhaften Mordanſchlages bei all ihrer angewendeten Mühe den Namen des Staatsminiſters: des Vertraud von Moleville nicht unter denen der Hingerichteten finden. Er war noch in Paris, das konnte man, und man irrte hierinnen nicht, mit Sicherheit behaupten, man mußte jetzt alle Mittel und Wege verſuchen ſeinen Verſteck aufzufinden, und ihn, den unverbeſſerlichen Freund des Königthumes zur verdienten Strafe zuziehen. Herr Andreſel, der Schatzmeiſter der Marine-Invaliden, ein guter Bekannter des H. Vertrand, wurde von Leceintre, einem der wüthendſten Mitglieder des Unterſuchungsrathes, durch Anerbietungen und Drohungen aller Art beſtürmt, den Aufenthaltsort des

Miniſters, den er übrigens nicht wußte, zu verrathen: mittelbar erfuhr dieſer Einiges von der Unterredung zwiſchen jenen beiden, das ihm zur Warnung gegen die Anſchläge der Liſt dienen konnte, mit welcher die Feinde gegen ihn zu Werke gingen.

Unter dieſen Feinden war einer der thätigſten der berüchtigte Hubert, ein Mann, der vom Theater der Volksbeluſtigung, zu einer wichtigen Stelle auf der Bühne der Volksvernichtung ſich erhoben, denn ſeine Laufbahn war von der Stelle eines Billeteurs an einem kleinen Theater, von welcher man ihn wegen ſeiner Veruntreuungen entlaſſen, zuerſt zu der eines Verlegten, aus der man wegen ſchlechter Aufführung ihn fortgejagt hatte, dann zu dem Wirkungskreis eines Literaten übergegangen; eines Literaten von jener Art, welche auch in unſern Tagen durch ihre frechen Ausfälle gegen Alles, das feſten Grund hat, ſich beliebt macht. Dieſer Mann, der nachmals, bis wenig Stunden vor ſeinem ſcheußlich furchtbaren Ende, ſich des Mordes von vielen Tauſenden der beſſeren Bewohner des Landes ſchuldig gemacht, trat ſchon damals in ſeiner lügenhaft tückiſchen Weiſe als Oberführer des Gelichters, welches Gyreu war wie er, hervor. Man hielt es für das Gerathenſte, den Miniſter Bertrand, um ihn aus ſeinem ſo ſchwer zu errathenden Schlupfwinkel hervor zu locken, nur erſt recht ſicher zu machen, damit er furchtlos ſeinen Kopf in die Schlinge ſtecke. Was konnte zu dieſem Zwecke beſſer geeignet ſeyn, als wenn man den Staatsminiſter öffentlich, vor allem Volk, als einen Todten, unter den Liſten der Gemordeten aufführte; ein Todter hat kein Blutgericht des Burgerrathes mehr zu fürchten, wer als ein ſolcher gilt, der kann ungeſcheut unter das Volk hervortreten.

Dies war die Liſt, welche Hebert, um des Bertrand habhaft zu werden, anwendete, und welche ſich aus dem eben erwähnten Geſpräch des Jacobiners Lecointre, mit dem Herrn Andreſel, ſehr gut errathen ließ. In einem Bericht, welcher nicht nur gedruckt verbreitet, ſondern auch von den dazu beſtellten Männern auf allen Straßen laut ausgerufen wurde, hieß es, daß der Miniſter Bertrand unter den andern drei und fünfzig Männern geweſen ſey, welche vor dem Nationalgerichtshofe zu Orleans waren angeklagt, dann durch eine Bande Marſeiller nach Verſailles gebracht und hier hingerichtet worden. Die Stelle jenes Berichtes, die ſich auf ihn bezog lautete ſo:

„Es kam nun die Reihe an den Exminiſter Bertrand, dieſen unverſchämten Lügner, frechen Empörer. Er nahm Abſchied von den ausgewanderten Marine-Offizieren — — ſuchte dann, obwohl vergebens, das aufgebrachte Volk durch ſeine Bitten und demüthig reuige Mienen zu ſeinen Gunſten zu erweichen. Ihr edlen Bürger, ſo ſprach er, es iſt wahr, wir ſind ſchuldig, wir haben, getrieben von Ehrgeiz uns zu feindſeligen Schritten gegen das Volk verleiten laſſen, aber bedenkt, daß ihr unſre Sieger ſeyd, und daß wir eure Gefangenen ſind, laßt unſre Reue euch zum Mitleid bewegen. — — Seine Bitten halfen ihm Nichts, er wurde getödtet und in Stücken gehauen.“

So unverſchämt erlogen auch dieſe einzelne Stelle des Berichtes war, ſo richtig und genau war leider der übrige Inhalt deſſelben, der die Hinrichtung der Miniſter de Leſſart und Abancourt, des Herzogs von Briſſacs, Befehlshaber der conſtitutionellen Garde des Königes, des Biſchoffs von Mende und andrer dem Königshofe treu ergebener Männer beſchrieb.

Die Jacobiner, welche wohl wußten, wie die Sache

ſich eigentlich verhielt, ſuchten, da ſie dies nicht an ſeiner Perſon vermochten, wenigſtens an dem Eigenthum des Miniſter Bertrand ihre Wuth auszulaſſen. Sein ſchönes, in Languedoc gelegnes Schloß Montesquieu de Volvestre, in welchem die Familie des Miniſters einen Theil des Jahres zuzubringen pflegte, wurde gegen Ende des Septembers von einer Bande des Raubgeſindels niedergebrannt, die ganze Beſitzung, von welcher die Bertrands ihre Haupteinkünfte bezogen, wurde verheert. Der hochbejahrte Vater des Miniſters hielt ſich damals in Toulouſe auf, und war durch den Kummer um ſeine Söhne, die er alle drei entweder todt oder doch in gröſteſter Lebensgefahr glaubte, tief gebeugt; an dem Tage als er die Nachricht erhielt, daß ſein Schloß in Flammen aufgegangen ſey, verfiel er in ein hitziges Fieber, daran er nach wenig Tagen ſtarb.

9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptſtadt.

Der Miniſter empfing die Trauerbotſchaft von dem Tod ſeines Vaters in den erſten Tagen des Octobers. Seine eigne Lage war um dieſe Zeit ſorgenvoller als jemals; die Gefahr entdeckt zu werden, mehrte ſich mit jeder Stunde und nirgends zeigte ſich eine Möglichkeit zum Entfliehen aus der Hauptſtadt. Aber dieſelbe höhere Hand, welche bisher über dem Schickſal Bertrands ſo wie ſeiner Brüder und ſeiner Gemahlin gewaltet hatte, ſchützte ſie alle auch ferner und ſie eröffnete zuerſt für den Miniſter, deſſen Leben ſich in der nächſten, ſchwerſten Gefahr befand, einen Ausweg, an welchen er niemals gedacht hätte, wären ihm die Mittel dazu nicht ungeſucht in die Hände gelegt worden.

Eine gewiſſe Madame F., welche mit Bertrands Bruder bekannt war, und auch ihm ſelber, in ſeiner früheren Stellung

manche wichtige Dienſte geleiſtet hatte, erbat ſich, dem Miniſter, von welchem ſie wohl wußte, daß er noch in Paris ſey, einen Paß zur Reiſe nach England zu verſchaffen. Ueberdieß war dieſe Dame auch im Stande für die Sicherheit der Reiſe von Paris bis Boulogne in ſehr erwünſchter Weiſe zu ſorgen, indem durch ihre Verwendung ein alter Diener ihres Hauſes die Stelle eines Couriers bei der Felleiſenpoſt für den Verkehr der Hauptſtadt mit Boulogne erhalten hatte. Der Paß, den Bertrand durch Vermittlung ſeines Bruders des Malteſers von Madame F. erhielt, war eigentlich auch nur durch einen beſondern glücklichen Zufall in ihre Hände gerathen. Er war vom Miniſterium des Aeußern für einen ihrer Freunde, der dafür 100 Louisdor bezahlt hatte, ausgeſtellt worden und dieſer Freund hatte mit ihm die Reiſe nach Boulogne gemacht. Dort hätte derſelbe eigentlich viſirt werden ſollen, da ihn aber Niemand nach dem Paß gefragt hatte, war das Viſe unterblieben und daſſelbe Papier konnte jetzt wieder von einem Andern zu derſelben Reiſe benutzt werden. Zu dieſem Zweck hatte es der Freund, ſobald er in England ſich in Sicherheit ſahe, wieder an die Dame zurückgeſendet und dieſe dadurch in den Stand geſetzt den Miniſter aus einer Gefahr zu retten, die bei den immer ſtrenger werdenden Nachforſchungen nach ſeinem Verbergungsort wahrſcheinlich ſchon nach wenig Tagen ihn erreicht haben würde.

Es war am Freitag den 12. October, Vormittags 10 Uhr, als Bertrand von ſeinem treuen Schützer und bisherigem Hauswirth: dem Wundarzt, Abſchied nahm und ſich in einen gewöhnlichen Fiacre ſetzte, der ihn vorerſt nur aus der gefahrvollen Hauptſtadt hinausbringen ſollte. Seine Verwandten hatten ihm, aus Furcht vor einer möglichen Erkennung ſeiner Perſon durch die wachthabenden

Soldaten am Schlagbaume allerhand abentheuerliche Verkleidungen angerathen, er aber hatte ſich zu keiner von dieſen allen bequemen mögen, denn mit Recht befürchtete er, daß eine ſolche Vermummung viel mehr noch die Aufmerkſamkeit der Späher auf ihn lenken möchte als eine einfache, durchaus nicht auffallende Kleidung. Er trug deshalb an dieſem Morgen ſein Haar nachläſſig herabgekämmt, nicht wie er bisher als Hofmann es gethan, künſtlich friſirt, dazu einen runden Hut und einen braunen Ueberrock. Mit ihm ſaßen noch vier Begleiter im Wagen, davon zwei die Uniform von Unteroffizieren der Nationalgarde trugen. Man hatte kein Reiſegepäck, ſondern nur, wie zu einer Jagd oder Landparthie etwas kalte Küche mitgenommen; die Fenſter des Wagens waren geſchloſſen. Ohne allen Anſtand, und ohne daß man ſich die Mühe gab den unverdächtigen Wagen zu durchſuchen kam dieſer zwiſchen den vielen andren Wägen über den Schlagbaum hinaus bis zu dem nahe jenſeits St. Denis gelegenen, kleinen Marktflecken Pierrefitte, wo der Miniſter nur wenige Minuten auf die Ankunft des Felleiſen-Couriers zu warten hatte, zu welchem er ſich in den Karren hineinſetzte, und in der That als ein Menſch von ſehr unverdächtigem, anſpruchsloſen Ausſehen mit ihm davon fuhr.

Der Felleiſenbote war überall an den Stationen ein alter Bekannter, die Poſtknechte die ſein Pferd aus und ein andres anſpannten, achteten wenig auf den Mann, den er, um ſich ein Trinkgeld zu verdienen, zu ſich in ſeinen Poſtkarren genommen hatte; ganz glücklich kam Bertrand in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in Boulogne an, wo er im Gaſthof der Poſt ein kleines Zimmer ſich geben ließ.

10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Lösung.

Der Minister, gemäß jenem Passe den er bei sich führte, reiste unter dem Namen eines Herrn von Vandsberg, Kaufmannes aus Lüttich. Madame F. hatte ihn unter diesem Namen an Herrn M . . . in Boulogne empfohlen, von dessen Gefälligkeit und Dienstfertigkeit gegen jeden von ihr Empfohlenen sie überzeugt seyn konnte. Gleich am nächsten Morgen sendete Bertrand diesen Empfehlungsbrief an Herrn M . . . ab und bat diesen, in einigen beigefügten Zeilen, sehr dringend, für ihn einen Platz auf dem nächsten nach England abgehenden Paquetboot zu bestellen, und sobald es sein könne ihn zu besuchen, weil er, der angebliche Herr Vandsberg noch Einiges über die Anordnungen zu seiner Reise mit ihm zu sprechen habe. Der Brief war noch kaum seit einer Viertelstunde fortgesendet, da führte die Wirthstochter einen Mann in Bertrands Zimmer herein, ohne den Namen des Eingeführten zu nennen. Der Mann war von auffallend langer Statur und trug die Uniform eines Offiziers der Nationalgarde von höherem Range. Der Minister wußte nicht, wie er den Besuch eines solchen Offiziers in so früher Morgenstunde und bei dem starken Regen, der so eben niederströmte, zu nehmen und was er davon zu erwarten habe; es kam ihm der Gedanke, ob es hier in Boulogne nicht auf eine ähnliche, strenge Hausdurchsuchung abgesehen sey, als die gewesen war, deren Gefahren er in Paris nur durch eine glückliche Schickung entgangen war. Dennoch faßte er sich bald; er trat ruhig dem langen Manne entgegen und fragte, was ihm zu Diensten stehe?

„Habe ich," fragte der Offizier, „hier die Ehre mit Herrn Vandsberg zu sprechen?" — „Ja, diesen Namen

führe ich." — „Ei," ſo fuhr der Offizier fort, nachdem er den Miniſter einige Augenblicke lang aufmerkſam betrachtet, und ſich dann tief gegen ihn verbeugt hatte, „erſt jetzt habe ich die Ehre Sie zu erkennen." — „Das wird wohl eine Verwechslung der Perſonen aus zufälliger Aehnlichkeit ſeyn," ſagte der Miniſter, „denn ich kann mich nicht erinnern Sie jemals geſehen zu haben." — „Ich aber," ſagte der Andre, „erinnere mich deſto beſſer, daß ich Sie, obgleich nur einmal in meinem Leben und auch damals kaum eine halbe Stunde lang geſehen habe." — „Und wo," fragte Bertrand weiter, „meinen Sie, daß dies geſchehen ſey? etwa in Lüttich, in Amſterdam oder" — — „Nicht ſo fern von hier," unterbrach ihn der Offizier, „ſondern in Paris ſelber, im Januarmonat dieſes Jahres, im Büreau des Marineminiſteriums." — „Sie haben," ſagte Bertrand etwas verlegen, „ein beſſres Gedächtniß als ich." — „O, mein Herr," fuhr der Andre fort, „es iſt nicht Ihre Geſtalt, ſondern vor allem Ihre Freundlichkeit und Güte, welche mir ſo feſt im Gedächtniß geblieben iſt; ich kam in einer Angelegenheit nach Paris, die, wie ich fürchtete, erſt nach etlichen Wochen entſchieden werden konnte, und Sie vermittelten den günſtigen Ausgang derſelben ſchon am dritten Tage. Darum ſeyen Sie unbeſorgt, ich werde mich bemühen, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen durch alle in meinen Kräften ſtehende Dienſte, welche ich Ihnen hier leiſten kann." — „Aber wie wußten Sie es, daß ich hier in Boulogne ſey, und welches iſt Ihr Name." — „Ich erhielt ein Billet von Ihrer Hand, das mich hierher forderte, und ich heiße M. . ." — „Ach," ſprach der Miniſter, welcher jetzt alle ſeine Sorgen gehoben fühlte, „hätte ich das doch eher gewußt, aber dieſe Ihre Uniform ließ mich nicht errathen, daß Sie Herr M . . . ſeyen." — „Ich muß," antwortete M . . .

„Dieſe Uniform tragen, weil ich Befehlshaber der hieſigen Nationals und zugleich Offizier der Bürgergarde bin. Aber in all dieſen beiden Eigenſchaften ſtehe ich ganz zum Dienſt des Herrn Bertrand.“

Der Miniſter nahm den wackren Mann ſogleich beim Wort, indem er ihn bat, daß er ihm ſeinen Paß möge viſiren laſſen, ohne daß er genöthigt ſey, ſich ſelber in Perſon auf dem Paßbureau zu ſtellen, was leicht, durch einen der Beamten, zu ſeiner Erkennung führen könne. „Was Sie da wünſchen,“ ſagte Herr M..., „das iſt bisher noch keiner einzigen Perſon zugeſtanden worden und gerade in dieſem Augenblick wird es ſchwerer halten, als jemals, eine ſolche Vergünſtigung zu erhalten, weil wir erſt vor wenig Tagen eine neue Verordnung von der Regierung in Paris erhalten haben, darin es uns aufs dringendſte eingeſcharft wird, keinen Paß zu viſiren, ohne das auf ihm ſtehende Signalement mit der Perſon des Inhabers verglichen und dieſen ſelber genau betrachtet zu haben, um ſich zu überzeugen, ob er nicht einer von jenen verdachtigen Flüchtlingen ſey, deren Beſchreibung, vom Kopf bis zum Fuß, uns ebenfalls zugeſtellt worden iſt.“ „Eben dieſes,“ ſagte Bertrand, „fürchte ich am Meiſten, und darum vertraue ich ganz auf Ihren redlichen guten Willen und auf jenen Einfluß, den Ihre Stellung als hoher Municipal-Offizier auf die ſtädtiſchen Behörden Ihnen gewahrt. Sagen Sie nur, daß der Ihrer Freundſchaft empfohlene Wandsberg an einem ſo heftigen Rheumatismus leide, daß es, bei der jetzigen ſchlimmen Witterung, ihm unmöglich ſey, auszugehen.“

Bertrand führte zwei Päſſe bei ſich. Der eine von dieſen war der, den ihm Madame F. verſchafft hatte. Da jedoch dieſer in ſeinem Signalement nicht ſonderlich auf die

Perſon des Miniſters paßte und überdieß auf einem Papier ausgeſtellt war, an deſſen Stelle die Pariſer Polizeibehörde ſeitdem ein andres für die Ausfertigung der Päſſe in Gebrauch geſetzt hatte, war der kluge Staatsmann auf den Einfall gekommen, ſich ſelbſt noch ein zweites Exemplar von Paſſe mit eigner Hand zu fertigen, welches den äußeren Anforderungen an ein ſolches Reiſedocument entſprach. Er reichte beide dem Herrn M... hin; dieſer ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte: „Nun wohl, mein Herr, Sie dürfen verſichert ſeyn, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht, um Ihre Angelegenheit nach Wunſche zu beendigen. Nur Eines fürchte ich, daß man hier in dieſem der Ordnung gemaß und nach neuerer Vorſchrift ausgefertigten Paß in dem beigefügten Signalement die Perſon des geweſenen Herrn Miniſter Bertrand erkennen werde.“

„Wie?“ fragte der Miniſter, „weiß man denn hier nicht, daß Bertrand ſchon vor einem Monat mit den andren von dem großen Gerichtshofe zu Orleans Angeklagten in Verſailles hingerichtet worden iſt?“ Er zeigte hierauf dem Herrn M... lächelnd ein gedrucktes Exemplar von dem Bericht, den Hebert über die Ermordung jener Angeklagten und namentlich des Miniſter Bertrand veröffentlicht und in ganz Paris verbreitet hatte. Herr M... las den Bericht und ſagte lachend: „Nun in der That, das Blatt kommt mir gut zu ſtatten, ich werde die Herrn der Municipalität mit der hier nur in unſicherem Gerücht herumgehenden, gedruckten Neuigkeit aus der Hauptſtadt unterhalten und bei der Gelegenheit hoffentlich ſie zur gefälligen Mitwirkung für meinen Zweck beſtimmen. Ich gehe jetzt ſogleich ins Stadthaus und werde noch vor der Mittagstafel zu Ihnen zurückkehren, um Ihnen von dem Erfolg meiner Sendung Rechenſchaft zu geben.“

Schon nach zwei Stunden kehrte der gefällige Mann mit triumphierender Miene zurück. Die Herrn von der Municipalität hatten merkwürdiger Weise den nachgemachten Paß, weil er auf dem vorschriftsmäßigem Papier stund, für den richtigeren befunden und ohne Bedenken denselben visirt.

Gerne wäre nun Bertrand schon in der nächsten Stunde mit einem Paquetboot nach England abgereist, aber ein conträrer Wind hinderte das Auslaufen aller Fahrzeuge. Fünf Tage lang hielt diese ungünstige Witterung an und während dieser ganzen Zeit hielt sich der Minister in seinem Zimmer verborgen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von irgend Jemand, der ihn früher gesehen, erkannt zu werden. Seine Freunde in Paris hatten wenigstens durch den zurückkehrenden Courier seine glückliche Ankunft in Boulogne erfahren, er selbst durfte es nicht wagen einen Brief der Post anzuvertrauen, noch einen von dort zu erhalten, weil selbst die in der Hauptstadt wohlbekannten Züge seiner Handschrift, so wie die Adressen der Briefe Verdacht erregen konnten.

Die peinlichen Stunden des erzwungenen Zimmerarrestes wurden dem sorgenvollen Manne durch die öfteren Besuche eines alten Freundes, des Herrn de Flahaut, wo nicht erheitert, so doch erträglicher gemacht, der sich, seitdem er den Mörderhänden der jacobinischen Rotte, bei dem Eindringen derselben in die Tuilerien, am 10. August, glücklich entgangen war, nach Boulogne zurückgezogen hatte. Durch diesen machte Bertrand auch die Bekanntschaft eines andren alten Herrn von Adel, Namens Gasté, welcher ebenfalls im Begriff stund, mit dem nächsten Paquetboot nach England abzugehen und sich deshalb als nah künftiger Reisegefährte des Ministers bei diesem einführen ließ.

11) Die Ueberfahrt nach Dover.

Endlich, am 19. October, nahm das Regenwetter, das seit Bertrands Ankunft in Boulogne unausgesetzt geherrscht hatte, ein Ende, der contrâre Wind hatte sich gelegt, es war ein heitrer, schöner Herbsttag. Um neun Uhr des Morgens ließ Herr M... dem Minister es sagen, daß das Paquetboot, auf welchem er für ihn einen Platz genommen hatte, zwischen zehn und elf Uhr abfahren werde. Er verfügte sich alsbald dorthin; auf seinem Wege zum Schiffe begegnete ihm kein Mensch, der irgend eine polizeiliche Frage an ihn richtete, er hatte sich alle die Mühe und Sorge, welche ihm das Fabriciren des mit eigner Hand geschriebenen Passes und das Visirenlassen desselben gemacht hatte, ersparen können. Auch Herr Gast[illegible] fand sich bei guter Zeit auf dem Paquetboote ein, aber sie beide zogen aus der Pünktlichkeit, mit welcher sie die Zeit der Abfahrt inne hielten, keinen Vortheil, denn statt des noch gestern wehenden Gegenwindes war eine völlige Windstille eingetreten; das Fahrzeug lag in der Nähe der Küste unbeweglich still, man konnte nur gegenseitig sich zur Geduld ermahnen. Endlich um 12 Uhr des Mittags erhob sich ein schwacher Wind vom Lande her, welcher in Kurzem sich verstärkte, dieser schwellte die Segel an und das Schiff gewann das freie Meer.

Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit athmete Bertrand wieder frei und freudig auf. Zwar seine Augen füllten sich mit Thränen als jetzt die Küsten seines unglücklichen Vaterlandes mehr und mehr aus seinen Blicken entschwanden; er war sich keiner Schuld an diesem Vaterlande bewußt und dennoch hatte es ihn als einen todeswürdigen Verbrecher geächtet und von sich gestoßen; alle die, welche

seinem Herzen die Nächsten und Theuersten waren, hatte er, mitten in den Gefahren die sie umringten zurücklassen müssen, dennoch durfte er sich mitten unter diesen betrübenden Gedanken den Gefühlen einer andren Art hingeben, welche über das Meer der Sorgen ihn erhoben. Wie wunderbar war seine bisherige Rettung aus den Gefahren des Todes gewesen, welche seit dem 10. August täglich und stündlich ihm gedroht hatten. Die Hand Gottes, welche dieses gethan, konnte, das hoffte er mit festem Muthe, auch ferner ihn, so wie die Seinigen, behüten und bewahren und sie Alle noch auf Erden, in Sicherheit und gutem Frieden wieder zusammenführen.

Während der Gerettete schweigend und in die Gedanken an die trübe Vergangenheit so wie an die noch dunkle Zukunft vertieft nach der Küste hinblickte, wußte er nicht was dort in Boulogne, dessen Thürme noch immer sichtbar waren, sich zutrug; er erfuhr dieß erst drei Tage nach seiner Ankunft in London, durch einen Brief des Herrn de Flahaut. Das Paquetboot hatte, wie erwähnt am Mittage, vom Winde begünstigt, die Rhede von Boulogne verlassen, und das freie Meer erreicht. Kaum eine halbe Stunde später waren zwei Commissäre aus Paris in der Stadt angekommen und in demselben Gasthof abgestiegen, in welchem Bertrand gewohnt hatte. Sie ließen sogleich einige Soldaten von der Nationalgarde herbeirufen und erklärten, daß sie von der Regierung den Befehl hätten den hier in diesem Gasthof verweilenden Chr. Vandenberg zu verhaften und ihn, unter sichrer Bedeckung nach der Hauptstadt zu bringen. Man hatte dort wahrscheinlich durch einen jener Spione, welche der Gemeinderath von Paris in allen Grenzstädten, namentlich auch in Boulogne unterhielt, die Kunde empfangen, daß ein Reisender aus Paris

angekommen ſey, der ſich ängſtlich auf ſein Zimmer zurückgezogen habe, und hier öftere Beſuche von Ariſtokraten empfange, und der nach Allem was man über ſeine Perſon in Erfahrung gebracht, kein anderer ſein könne als der Exminiſter Bertrand, der unter dem falſchen Namen Vandsberg ſich bei der Polizei melden laſſen. Hätte der günſtige Wind nur um eine halbe Stunde ſpäter ſich eingeſtellt, dann wäre Bertrands Loos, nach wenig Tagen unter Mörderhänden zu ſterben, entſchieden geweſen und von wo kam anders jener hülfreiche Wechſel des Luftzuges, als aus der Hand deſſen der den Wolken wie dem Winde ihren Lauf beſtimmt und dieſelben ſo wie die Flammen des Feuers zu Werkzeugen Seines Willens macht.

Drei Stunden lang hatte der günſtige Wind angehalten, er war jedoch nur in der erſten Stunde der Fahrt in augenfälligerer Weiſe förderlich geweſen, dann allmälig immer ſchwächer geworden und hatte ſich zuletzt ganz gelegt. Die Segel hiengen wieder ſchlaff an ihren Stangen herunter, das Schiff, ſo oft man es auch wendete, kam nicht von der Stelle, der Himmel überzog ſich mit Wolken, der Horizont war nicht getrübt. Wäre jetzt abermals ein Sturm von Weſten her ausgebrochen, dann hätte das Paquetboot zurückkehren und eine Zufluchtsſtätte an der franzöſiſchen Küſte ſuchen müſſen, von welcher man in den drei Stunden, ſeitdem man ſie verlaſſen, nur erſt wenige Lieuen weit hinweggekommen war. Bertrand hatte von der Möglichkeit dieſer Gefahr keine Ahnung; er war kurze Zeit nachdem die Windſtille eingetreten in eine Unterhaltung hineingezogen worden, welche für ihn von ganz beſondrem, perſönlichen Intereſſe ſeyn mußte. Unter den Paſſagieren, die ſich mit ihm zugleich auf dem Paquetboot befanden, waren zwei junge Männer, welche er für Engländer gehalten hatte,

weil ſie nur engliſch mit einander ſprachen. Während er, in ſeine Gedanken vertieft, ſchweigend da ſaß, hatte der eine jener jungen Männer ein lebhaftes Geſpräch in franzöſiſcher Sprache mit Herrn Gaſté angeknüpft, das ihn als einen geborenen Franzoſen kund gab. Er erzählte von den Mordgräueln in den Gefängniſſen der Hauptſtadt während des 2. und 3. Septembers und obgleich ſeine Berichte nicht frei von Uebertreibungen ſchienen, ließ ſich doch gegen dieſelben nichts einwenden, weil er behauptete, das Alles, was er erzählte, mit eigenen Augen geſehen zu haben. Von der Schilderung der blutigen Auftritte in Paris gieng er zu der Erwähnung der öffentlichen Hinrichtung der Staatsgefangenen von Orleans in Verſailles über. Er habe, ſo ſprach er, dieſe zwar nicht ſelber mit angeſehen, wohl aber ſey einer ſeiner Freunde Augenzeuge davon geweſen, auf deſſen treue Mittheilungen er ſich verlaſſen könne. Der lebhaft geſprächige Erzahler hob aus all den traurigen Vorgängen in Verſailles keinen andren mit ſolcher Theilnahme hervor, als den Tod des Miniſter Bertrand. Man konnte deutlich bemerken, daß die angeblichen Thatſachen, welche er mit einigen Ausſchmückungen ſeinen Zuhörern zum Beſten gab, aus Heberts erdichtetem Bericht entlehnt wären. Dem guten jungen Menſchen ergieng es hierbei wie dem Schauſpieler im Hamlet, als er vor dem Prinzen die traurige Mähr von des Pyrrhus Grauſamkeit und der Königin Hekuba Jammer declamirte, er wurde von ſeiner eigenen Erzählung aufs Tiefſte gerührt. Hierbei ergoß er ſich in die freigebigſten und prunkvollſten Lobeserhebungen des Helden ſeiner Geſchichte, dieſes trefflichen Miniſters Bertrand de Moleville, deſſen Tod von allen Gutgeſinnten, vornämlich aber von ihm, von ſeiner Familie und ſeinen näheren Bekannten aufs Schmerzlichſte beklagt werde.

Bertrand, welcher den Anfang des Geſpräches weniger beachtet und zum Theil nur wie halb im Traum gehört hatte, war, als er ſeinen Namen ſo oft nennen hörte, aufmerkſam geworden und hatte Wort für Wort die „unzweifelhafte Geſchichte ſeiner Hinrichtung“ ſo wie das Urtheil ſeines jungen Landsmannes über ihn und ſein Wirken vernommen. Er konnte ſich dabei des Lachelns nicht enthalten; ſein Lobredner bemerkte dies und fragte ihn ganz empfindlich: „Wie, mein Herr, Sie lachen? habe ich nach Ihrer Meinung etwa zu viel geſagt?“ — „Allerdings, mein Herr, ich geſtehe Ihnen offen, daß ich Ihre Lobeserhebungen des Miniſter Bertrand für übertrieben halte. Ich kenne denſelben genauer als vielleicht Sie ihn kennen.“ — „Seine Geſichtszüge, ſeine Geſtalt,“ erwiederte der Erzahler mit einiger Heftigkeit, „mögen Sie vielleicht beſſer kennen als ich, der ich ihn niemals im Leben ſahe, nicht aber ſeinen Geiſt und ſein Wirken, ſonſt würde Ihnen das gerechte Lob, das ich dem Manne ertheilte, nicht lacherlich vorkommen.“ — „Sie nehmen dies zu genau, mein Herr,“ ſagte der Miniſter, „ich gebe Ihnen gern zu, daß wenn alle unſre Landsleute von ſolcher Geſinnung geweſen wären, und ſich ſo benommen hätten wie Bertrand, es zu keiner Revolution gekommen wäre. Aber dieſe hatte eigentlich ſchon begonnen als Bertrand Miniſter wurde.“ — „Und hat der Mann nicht auch da noch, als er unter ſo mißlichen Umſtänden das Staatsruder ergriff, Alles zur Unterdrückung des furchtbaren Aufruhrs gethan, was in ſeinen Kräften ſtund? Müſſen wir ihn in ſeinem Kampfe mit den mächtigen Partheien, vor allem mit der Rotte der Jacobiner, wo er ganz ohne Hülfe, allein daſtund, nicht im höchſten Grade bewunderungswürdig finden?“ — „Vielleicht,“ ſo ſagte Bertrand ganz kalt, „ware es beſſer geweſen, er hatte we-

niger gethan als er wirklich gethan hat.“ — „Das iſt,“ ſo antwortete der Andre, „leicht geſagt, aber ich bin andrer Meinung als Sie, und ich wollte meinen Kopf wetten, unter hundert Franzoſen würden Sie nicht zwei finden, die Ihrer Anſicht beiſtimmten, es müßten denn Leute von der Jacobinerparthei ſeyn.“ — „Meinen Sie etwa gar, ich ſey einer von dieſer Parthei?“ — „Aufrichtig geſagt, ich finde das nicht unwahrſcheinlich.“ — „Sie würden dies,“ erwiederte der Miniſter, „anders finden, wenn Sie wüßten wer ich bin. Ich will Ihnen nur das Eine ſagen, daß Herr Bertrand keinen näheren Freund als mich auf Erden haben kann, keinen dem ſeine Ehre mehr am Herzen liegt als mir, keinen der an allen ſeinen bisherigen Schickſalen innigeren Antheil nahm als ich dies that.“ „Das ſollte mich,“ ſprach der junge Erzähler, „doch ſehr wundern. Wenigſtens müßte Ihnen der Tod ihres nächſten Freundes ſehr wenig zu Herzen gegangen ſeyn, da Sie vorhin über meinen Bericht von demſelben ſogar, als über etwas höchſt Komiſches lachen konnten, — — und wie? ſogar jetzt ſeh ich Sie wieder lächeln?“ „Nun aus dieſem meinem Benehmen,“ ſagte Bertrand, „ſollten Sie doch wohl haben ſchließen können, daß ich an den Tod des Miniſters nicht glaube?“ — „Nicht daran glauben?“ ſprach der Andere, „ſind Sie denn nicht in Paris geweſen?“ — „Ich war dort bis zum 12. dieſes Monats.“ — „Und Sie ſollten den allverbreiteten, genauen Bericht über die Ermordung aller von dem oberſten Gerichtshof von Orleans Angeklagten zu Verſailles, namentlich über die des Miniſter Bertrand nicht geſehen und geleſen haben?“ — „Ich habe dieſen Bericht nicht bloß geleſen, ſondern auf den Straßen ausrufen hören, ja noch mehr, ich führe ein gedrucktes Exemplar deſſelben hier in meiner Taſche bei mir, und dennoch zweifle ich an der

Wahrheit der Nachricht von Bertrands Tod.“ — „Ich aber,“ rief der Erzähler mit Heftigkeit, „meine nicht bloß, sondern weiß es gewiß, daß diese Nachricht wahr ist. Einer meiner Freunde hat mit eignen Augen zu Versailles die Hinrichtung des Staatsministers mit angesehen.“ — „Ich muß,“ sprach Bertrand, „dann doch die Bemerkung machen, daß wenn Ihr Freund dies gesehen zu haben glaubte, seine Augen etwas kurzsichtig oder sonst mangelhaft seyn müssen.“ — „In der That,“ so sprach der Erzahler, „jetzt wird mir die Sache zu arg. Wenn Ihre Behauptung, mein Herr, ein Scherz seyn soll, dann gestehe ich, daß mir derselbe höchst unpassend und unziemlich erscheint.“ Mit diesen Worten wendete sich der junge Mann ganz entrüstet von dem Minister hinweg. „Es thut mir leid,“ sagte dieser, „wenn Sie durch meine Worte sich verletzt fühlten. Meine Absicht war keine andre als Sie, weil Sie ein so wohlmeinendes Interesse an Bertrands Schicksal nehmen, von der Ihnen gewiß höchst angenehmen Wahrheit zu überzeugen, daß derselbe nicht todt ist, sondern lebt.“ — „Und meinen Sie denn,“ sprach der Andre, etwas beruhigter, „daß Ihre Worte da mich von dem was Sie behaupten, überzeugen können? Wie gern möchte ich einer solchen guten Botschaft glauben, wenn ich einen haltbaren Grund dafür sähe. Ich versichre Ihnen, obgleich ich keinesweges sehr reich bin, würde ich doch auf der Stelle 500 Louisdor um die Gewißheit geben, daß Minister Bertrand noch am Leben sen.“ — „Sie verdienen es,“ sagte der Minister, „daß man Ihnen diese Gewißheit um einen geringern Preis, oder vielmehr ganz umsonst verschaffe. Indem ich Ihnen deshalb im Namen des von Ihnen so wohlmeinend gerühmten Bertrand für die warme Theilnahme an seinem Wirken und seinen Schicksalen den herzlichsten Dank sage, versichre ich

Ihnen zugleich, daß derſelbe bei vollkommnem Wohlſeyn auf einer Reiſe nach England und zwar hier in dieſem Paquetboot ſich befinde, ja, daß es derſelbe iſt, der ſo eben die Ehre hat mit Ihnen zu ſprechen.“

Herr Gaſte bezeugte daſſelbe, was der Miniſter ſagte. Der junge Mann, nachdem er dieſen aufs Herzlichſte um Vergebung wegen ſeines auffahrenden Benehmens gebeten, überließ ſich ungehemmt den Aeußerungen ſeiner Freude über dieſes unerwartete, hoch erfreuliche Zuſammentreffen. Nach ſeiner großen Lebhaftigkeit mußte er, ſo wie er mit Bertrand ſprach, bald lachen, bald weinen, und fragte nur immer von neuem, wie doch das möglich geweſen ſey, daß der ſo wüthend Verfolgte allen Nachforſchungen ſeiner Feinde habe entgehen und unbemerkt aus der Hauptſtadt entkommen können? Herr Bertrand befriedigte gern die Neugier ſeines jungen Freundes; er erzählte dieſem mit großer Ausführlichkeit die Geſchichte ſeiner Verbergung und Errettung vom 10. Auguſt an bis auf die gegenwärtige Stunde. Der wackre Mann hörte dieſes mit der höchſten Theilnahme und Verwunderung an, und trug dann dem Miniſter aufs Warmſte ſeine Dienſte in dem fremden Lande an, dahin er jetzt gehe, indem er mit allen Verhältniſſen in London und der Sprache ſo mächtig ſey als ein geborner Engländer, weil er ſchon ſeit ſeiner Kindheit in England gewohnt und gelebt habe. Bertrand nahm dieſes Anerbieten ſehr gern an, und fand ſpäter alle Urſache das Zuſammentreffen mit dieſem jungen Freunde auf dem Paquetboot als ein ſehr glückliches Ereigniß zu betrachten, durch welches ihm ſein Eintritt in die neuen Lebensverhältniſſe ganz ungemein erleichtert wurde.

Während der geweſene Staatsminiſter von Frankreich mit einem jungen Kaufmann, den ein wohlthätiges Ge-

ſchick ihm zugeführt hatte, dort auf dem Paquetboot ein Freundſchaftsbündniß ſchloß, welches für beide ein inniges und ausdauerndes war, hatte zwar der Himmel ſich noch ſtarker umwölkt als vorher, zugleich aber ſtatt des zu fürchtenden Sturmes ein friſcher Wind aus Nordoſt ſich erhoben, welcher die Weiterfahrt nach der engliſchen Küſte hin in hohem Maaße begünſtigte. Als die untergehende Sonne noch einmal durch die Wolken brach, da beleuchtete ſie ganze Geſchwader von größeren und kleineren Schiffen, welche unter engliſcher Flagge ſegelten; es waren die Fittiche von Britannias ſtolzer Macht, unter denen jeder aus Frankreich Flüchtende vollkommenen Schutz und Sicherheit fand. Hätte doch, ſo mochte Bertrand denken, in dieſem Augenblick die Familie ſeines Königes, hätten ſeine eigne Gemahlin ſammt ihrem alten Vater und ſeine beiden Bruder mit ihm zugleich hier in dieſem Paquetboot ſitzen und die Luft von Englands freiem Himmel athmen können, ſie würden da zwiſchen den bretternen Wanden der Kajüte und auf dem nach Schiffstheer duftenden Verdeck einen Frieden empfunden haben, den kein Palaſt der franzöſiſchen Hauptſtadt, keines ſeiner von Wohlgeruch erfüllten Zimmer in jenem Augenblick ihnen gewähren konnte.

Erſt am Abend gegen neun Uhr landete das Fahrzeug in Dover. Zum erſten Mal ſeit mehreren Monaten ſchlief Bertrand hier einen vollkommen ruhigen Schlaf. Am andern Tag ſetzte er ſeine Reiſe nach London fort. In allen jenen geſelligen Kreiſen, welche mit den Tagesgeſchichten des bedauernswürdigen Frankreichs näher bekannt und vertraut waren, erregte ſeine Ankunft ein Staunen, wie das Erſcheinen eines vom Tode Erſtandenen. Engliſche Blätter hatten aus Heberts Bericht über die Executionen in Verſailles die Nachricht von Bertrands Ende unter Mörderhänden

als eine wahre aufgenommen, und im ganzen Lande verbreitet. In wenig Stunden hatte ſich die Kunde von der glücklichen Ankunft des geweſenen Staatsminiſters unter allen damals in London verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen des hohen Adels verbreitet; er ſahe ſich bald von einer Schaar der von Herzen ihm Glück wünſchenden Freunde umringt. Am darauf folgenden Tage waren mehrere dieſer vornehmen Emigranten bei Hofe erſchienen; als der König (Georg III.) von dieſen Vertrands glückliche Rettung aus Frankreich und ſeine Ankunft in London erfuhr, äußerte er ſeine Freude darüber, und ſprach unter manchen Worten einer wohlwollenden Anerkennung von Vertrands Verdienſten um Frankreichs Königshaus und leider durch keine Menſchenkraft mehr zu haltende innre Ordnung, den Wunſch aus, den Mann bei ſich zu ſehen. Vertrand konnte dieſer königlichen Einladung nicht folgen, denn er war faſt wie er ging und ſtund aus Frankreich entflohen; an Kleidungen und Wäſche ſo wie an andern zur Nothdurft des guten Anſtandes gehörigen Dingen litt er einen ſehr fühlbaren Mangel, bis mit einer ſpätern Schiffsgelegenheit die Sendung ſeiner Effecten ihm nachkam.

12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Geſetzes und der Ordnung.

Er war gerade in jener Zeit nach London gekommen, in welcher das Parlament eröffnet wurde. An dem Tage da dieſes geſchah, ſtund er mit mehreren Freunden an den Fenſtern eines Hauſes, deſſen Fronte nach der Hauptſtraße herausging, durch welche der König auf ſeinem Wege nach der Weſtminſterkirche in Begleitung ſeines glänzenden Hofſtaates hindurchfahren mußte. Kaum ließ der Wagen des Königes ſich von ferne ſehen, da hörte man auch zugleich

das laute Hurrahrufen, welches ohne Aufhören aus Tausenden von Kehlen ertönte, und aus allen Gegenden wo der Wagen erschien sich vernehmen ließ. Bertrand, der Sprache und Sitte des Landes unkundig, fragte einen Engländer, der neben ihm am Fenster stund, nach der Bedeutung des Rufes und dieser antwortete: „Er ist gleichbedeutend mit dem vive le roi, mit jenem Lebehoch, das man vormals auch in Frankreich dem Könige zugerufen hat.“ Es lag in dieser Antwort, durchaus ohne Schuld dessen der sie gab, für Bertrand etwas tief Ergreifendes. In schmerzlicher Weise überwältigte ihn die Erinnerung an den vormaligen und jetzigen Zustand seines Vaterlandes, der Gedanke an seinen unglücklichen König, den sein eignes, schuldbelastetes Volk wie einen Feind und Verbrecher gefangen hielt, während hier in England ein treues Volk nicht satt werden konnte seinem glücklichen Könige die ehrfurchtsvolle Liebe zu bezeugen, die es zu ihm im Herzen trug. Er konnte sich nicht mehr halten; er mußte vom Fenster hinweggehen, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. „Mein armer, theurer König,“ so dachte er, „dessen unschuldiges Herz für das, was deine Väter und Vorfahren verschuldet haben, zu Gerichte gezogen wird, dessen weiches, kindlich frommes Herz alle Bitterkeiten, alle Kränkungen erdulden muß, welche die Bosheit und der blinde Undank der Menschen erfinden konnten, und du mein unglückliches Volk, das als Werkzeug der Zorngerichte Gottes einem eigenen Verderben entgegengeht, wie stehet ihr alle neben diesem geistig noch gesunderen, in dem Boden des Gesetzes und der Ordnung fest wurzelnden Nachbarvolke da!“

Der laute Jubel, der um ihn her ertönte, der Anblick eines Volkes, dessen täglich wachsende Macht damals noch in seinem Festhalten an dem lag, das wahr und sicher, gut

und vernünftig iſt, hatte in Bertrands Seele nicht Gefühle einer freudigen Theilnahme, ſondern nur ſchmerzliche Sorgen um die nahe Zukunft ſeines eignen Volkes geweckt, das auf ganz entgegengeſetztem Wege, durch Ströme des unſchuldig vergoßnen Blutes, einem lang anhaltenden Elend entgegengieng. Er zog ſich in ſein Zimmer zurück, und überließ ſich da ungeſtört jenen trüben Ahnungen, welche nur zu bald in Erfüllung giengen. Denn nur noch drei Monate, und das Blut von Frankreichs Könige, nur zwölf Monate und das Blut ſeiner Königin floß nahe bei jenen Tuilerien am Boden, in denen, wenig Menſchenalter vorher, Europa's prunkendſter Thron geſtanden, welcher durch alle Reize der Augenluſt und der Freuden der Welt ein verführeriſch anlockendes Vorbild der Mächtigen und Großen vieler Völker geweſen. Bald hatte Frankreich keine Kirchen, keinen Gottesdienſt mehr, bald wurde alles geiſtig Höhere und Edlere in den Staub getreten, und ſo weit als möglich ausgerottet, und wäre nicht Einhalt geſchehen, ein durch ſeine Anlagen und Kräfte ſo bedeutungsvolles Volk wäre zum dumpfen Zuſtand der mordluſtigen, ſich ſelber aufreibenden Fetiſchanbeter und Kannibalen herabgeſunken. Denn welcher weſentliche Unterſchied fand ſich noch, zwiſchen der Henkerherrſchaft eines Robespierre, Marat, Hebert und der andren Helden einer Republik des neueren Tages, die nichts andres war, als ein verweſender Rumpf ohne Haupt und ohne Seele, und zwiſchen dem Schalten und Walten eines Negerköniges, welcher, weil er ein freier Mann, durch kein Geſetz gehalten und gebunden iſt, je nachdem ihm der Einfall kommt, dieſem und jenem ſeiner Unterthanen oder Sklaven den Kopf abſchlagen läßt, um mit den an Pfähle geſteckten Schädeln die Zinnen ſeiner Herrſcherburg zu zieren? Allenfalls darin mag der Unter-

ſchied liegen, daß in einem ſolchen Negerreich nur einer, in einer Republik, die nach Robespierreſchem Styl ohne Gott, und ohne gerechtes Geſetz ſich auferbaut hat, Viele, ja Alle zu fürchten ſind, weil, wenn ihm die Gelegenheit dazu kommt, jeder der von Gott und vom Geſetz losgebundenen Freiheitsſchwindler das an ſeinen Brüdern thun wird, was der Tſchaka an den ſeinen that.

Aber noch war, in den Zeiten von denen wir hier zunächſt ſprachen, der Damm, auf ewig feſtem Grunde ruhend, nicht ſo weit hinweggeriſſen, daß die Fluth der Alles verderbenden Gräuel in ungemeſſener Weite ſich verbreiten konnte. Die Geſchichte hat nur wenige der beiläufig zur Kunde gekommenen Rettungen aus den Todesgefahren der franzöſiſchen Revolution für die nachlebenden Geſchlechter aufbehalten; der Verderber iſt aber damals an Hunderttauſenden der Häuſer und Hütten der Bewohner Frankreichs vorübergegangen, ohne ſich an ihnen zu vergreifen; in äußerlich verjüngter Kraft ging ein neues Geſchlecht aus dem blutgetränkten Boden hervor. Eine neue Friſt, zur beſſeren Beſinnung, zur kräftigeren Rüſtung auf beiden Seiten ward von jener Zeit an nicht nur einem, ſondern allen chriſtlichen Völkern von Europa gegeben; das unbeachtete Unkraut mit dem Weizen zugleich iſt der Sichel der Schnitter entgegengereift. Frankreich, wie ein in Flammen aufgehendes Haus ſtund und ſtehet vor Aller Augen als warnendes Feuerzeichen am Horizont. Im Gebiet der pſychiſchen Heilkunde iſt öfters von einer Form des Wahnſinnes, der Pyromanie die Rede; von einem unbändig wildem Drange das Auge durch ein Anzünden von Scheuren und Häuſern zu beluſtigen, während ein andres Geſindel der Mordbrenner mitten in den Schreckniſſen der Feuersbrunſt ungehemmt ſeine Luſt ſtillt. In welchem Gilead

wächſet das Heilmittel, das jene Tollwuth zu heben vermag!

Doch mit dem üppig wuchernden Unkraut des Ackers, das während die Leute ſchliefen ausgeſäet worden, ſind, wenn auch verſteckt unter dem Unkraut, die vollwichtigen Aehren gereift; es iſt eine Hand da, welche dieſe retten und ſammlen und ihre Körner zur reichgeſegneten Ausſaat in das von der Aſche des großen Brandes gedüngte Feld benutzen wird!

II.

Die Rettung

des

Stuartſchen Prinzen Carl Eduard

durch die Treue der ſchottiſchen Hochländer.

Die in den vorhergehenden Blättern beſchriebene Rettungsgeſchichte des Bertrand de Moleville führte uns in die Mitte einer meineidigen, vatermörderiſchen Rotte, welche alle beſſern, menſchlichen Gefühle verläugnend an den Qualen und an dem Jammer ſeines edlen liebevollen Königes und der Familie deſſelben ſich weidete, Schmach nach Schmach auf dieſe häufte, bis ſie zuletzt den rechtmäßigen, einheimiſchen Herrſcher und ſeine Gemahlin auf dem Blutgerüſt hinſchlachtete. In dieſer Rotte war weder Treu noch Glauben; Hunderttauſende eines äußerlich hoch und fein gebildeten Volkes hatten ſich vom Glauben an einen Gott, von allen Geboten des Geſetzes, der Zucht und Wohlanſtändigkeit losgeſagt, ſie wütheten gegen Alles, was durch irgend eine edlere geiſtige Kraft und Weihe über den Kreis der niederſten menſchlichen Thorheit ſich erhob. Die hier nachſtehende Rettungsgeſchichte führt uns dagegen in die Mitte eines Volkes, das zwar an Glanz der äußren Bildung weit hinter den franzöſiſchen Republikanern zurückſtund, welche als Sklaven der Sünde und all ihrer Gräuel

der unbeſchränkten Freiheit ſich rühmten, das aber mit der ganzen Kraft eines freien Willens an dem alten Königshauſe ſeines Landes feſthielt und für den letzten Sprößling dieſes Hauſes mit einer Treue kämpfte, welche Gut und Blut freudig dahin gab. Was wir hier mittheilen, iſt aus James Boswells Reiſejournal entnommen und gründet ſich auf die mündliche Erzählung einer heldenmüthigen Frau, in deren gaſtfreiem Hauſe Boswell und ſein berühmter Freund, der alte, hochgelehrte Meiſter in der Kunſt des lateiniſchen Versbaues, Samuel Johnſon, auf ihrer Reiſe durch die Hebriden einige Tage verweilten*).

Es war gegen die Mitte Septembers 1773 als die beiden Freunde, auf der Inſel Skye, unter das Obdach des ehrenhaften Ritters von Kingsburgh, des Herrn Macdonald eintraten. Des Dr. Johnſon berühmter Name, ſo wie ſeine Schriften ſtunden unter den gebildeteren Bewohnern der Hebriden in eben ſo hohem Anſehen als in allen damaligen gebildeteren Kreiſen von England und Schottland. Der Beſuch eines ſolchen Mannes auf ihrer kleinen Inſel, in ihrem einſamen Schloſſe, in dem man ſo ſelten Fremde ſahe, war dem edlen Ritter und ſeiner Gemahlin ein ſo außerordentliches, erfreuliches Ereigniß, als ob der größte König der Chriſtenheit zu ihnen gekommen wäre. Die beiden Gäſte befanden ſich hier in demſelben Hauſe, das 27 Jahre vorher dem Prinzen Carl Eduard, dem Enkel Jacobs II. als Zufluchtsſtätte gedient hatte, nachdem derſelbe am 16. April 1746, mit der entſcheidenden Schlacht bei Culloden auch die letzte Ausſicht auf den Thron von Schottland und

*) The Journal of a tour to the Hebrides, with Samuel Johnson LL. D. by James Boswell Esqu. London 1785.

England verloren hatte. Die Frau des Hauses, Miß Macdonald, eine muntre, liebenswürdige Dame von mittleren Jahren, und vieler Geistesbildung, erwies den beiden Gästen eine Ehre, welche wohl kaum noch einem andren besuchenden Fremden widerfahren war; sie ließ sie beide in demselben Zimmer, und den alten Dr. Johnson sogar in demselben Bette schlafen, in welchem der von den schottischen Hochlandern so treulich geschützte und vertheidigte Prinz übernachtet hatte.

Der Doctor, etwas angegriffen von den Reisebeschwerden der letzten Tage, bei großentheils üblem Wetter, gieng zeitig zur Ruhe, er wachte am andren Morgen in der heitersten Stimmung auf und sagte, er möchte um keinen Preis das Vergnügen hingeben, welches ihm das Ausruhen in demselben Bette gewährt habe, darin ein von tausend Spähern verfolgter, in beständiger Todesgefahr schwebender Stuart der lang entbehrten Ruhe genossen hatte. Man dachte mit Lebhaftigkeit an die für Englands neuere Geschichte so merkwürdige Zeit, da das Schicksal seines jetzigen Regentenhauses nur wie an einem Faden hieng. Denn welche Folgen hätte das haben können, wenn damals, wo der Kampf der Partheien im Parlamente in so drohender Weise sich entflammt hatte und wo Frankreichs und Spaniens Mächte gegen Großbritannien in kriegerischem Bunde waren, Prinz Carl Eduard mit jener großen Landmacht, welche unter dem Marschall von Sachsen stund, an Englands Küste gelandet, wenn nicht ein gewaltiger Sturm und das Herbeikommen einer englischen Flotte das Unternehmen verhindert hätte. Welche moralische Macht noch immer in dem Namen und altkönigl[illegible] Ansehen der Stuarts liege, das zeigte sich bald nachher, als am 27. Juni 1745 der Prinz bei Moydart, an der Westküste von Schottland

das vormalige Reich seiner Väter betrat. Er war diesmal nicht mit einem Kriegsgeschwader, sondern nur mit einem einzelnem nicht sehr bedeutendem Schiffe gekommen, hatte keine Landmacht, sondern nur etliche treue Freunde bei sich, und dennoch sahe er sich schon wenig Tage nachher an der Spitze einer tapfren Schaar, welche mit jeder Stunde anwuchs, und nach etlichen Wochen zu einem Heere ward, mit welchem er Perth und kurz darauf Edinburg einnahm. Den Kern dieses Heeres bildeten die Häupter der schottischen Hochländer mit ihren Stämmen, welche, obgleich sie ohne Reiterei und Geschütz waren, bloß mit der Kraft ihrer tapfern Arme und mit ihren guten schottischen Schwertern den englischen Heerhaufen schlugen, der am 20. Sept. 1745 bei Preston Pans sich ihnen entgegensetzte. Dieser erste Sieg schien dem Fortgang des Stuartschen Unternehmens den glanzendsten Erfolg zu versprechen. Die Parthei der Unzufriedenen mit dem Regentenstamm aus dem Hannöverschen Hause, war nicht gering. Der König Georg II. selber befand sich gerade damals, wo der Prinz nach Schottland kam, in Deutschland, der größeste Theil des englischen Heeres unter dem Herzog von Cumberland in den Niederlanden. Kaum erscholl die Kunde von dem Siege des Stuartschen Heeres bei Preston Pans im Lande, da kamen dem Prinzen von allen Seiten Unterstützungen an Geld und Kriegsgeräthe so wie Verbündete zu, er konnte ungehemmt in England bis Derby, nicht fern mehr von London vordringen, und von dort die Hauptstadt in Schrecken setzen. Aber bald wurde, durch mehrere unzeitige und unpassende Aeußerungen und Handlungen des Prinzen das nationale Mißtrauen der Engländer, gegen das Haus Stuart aufgeregt; sein Anhang, und mit ihm zugleich alle bisherige Unterstützungen seines Unternehmens,

ſo weit ſie von Engländern ausgegangen, verloren ſich; der Herzog von Cumberland mit engliſchen und heſſiſchen Völkern war wieder ins Land gekommen, Carl Eduard mußte mit ſeinen treuen Hochländern, in deren Kleidung, als einer der Ihrigen er ſelber zu Fuße einherzog, nach Schottland entweichen. Hier hatte er noch einmal, durch die unerhörte Tapferkeit der Seinen bei Falkirk einen Sieg errungen, aber gegen die an Zahl und Geſchütz unverhältnißmäßig weit überlegene Macht der engliſchen Armee konnten weder die tapfren Arme noch die guten Streitſchwerter der Bergſchotten jene blutige Niederlage verhüten, welche die Auflöſung des Reſtes der Stuartſchen Streiter und die Flucht des Prinzen zur Folge hatte, auf deſſen Kopf die Sieger einen Preis von 30,000 Pf. St. (360,000 fl.) geſetzt hatten.

Wenn auch Dr. Johnſon und ſein Reiſegefährte Boswell über die Bedeutung des damaligen Ausganges des Kampfes für die Geſchichte von England und Schottland andrer Meinung waren, als die Gaſtfreunde, in deren Hauſe ſie ſich jetzt befanden, ſo konnten ſie doch nicht anders, als die treue Geſinnung und aufopfernde Liebe der edlen Hochländer gegen ihr altes Königshaus mit herzlicher Achtung anerkennen. Es war für beide ein ganz beſondrer Genuß, unter Menſchen von ſolch hochſinniger Art, unter den alten Mitkämpfern und Schützern des letzten Stuart ſich zu befinden.

Man begab ſich zum Frühſtück, und der Doctor brachte das Geſpräch auf die Zeiten, deren Erinnerungen durch das Haus, darin er ſich befand, und durch das Nachtlager, das man ihm darin angewieſen hatte, ſo lebhaft in ihm erwacht waren. „Prinz Carl Eduard,“ ſo fragte er die Dame des Hauſes, „war einſt hier, und

man erzählt sich in England, daß eine heldenmüthige Hochländerin, Miß Flora Macdonald als seine Retterin und Schützerin ihn auf der Flucht nach den Hebriden begleitet habe; war vielleicht jene junge Dame, wie der Name vermuthen lässet, mit ihrem Hause verwandt?" Die Mistreß lächelte, und ohne allen Anstand gab sie sich selber als jene Miß Flora, als Begleiterin des fliehenden Prinzen auf dem Wege seiner größesten Gefahren zu erkennen. Der Doctor fragte weiter, und die Dame ließ sich gern bereit finden, ihm die näheren Umstände jener Rettungsgeschichte zu erzählen, welche dann der oben genannte Verfasser des hier vor uns liegenden Reisejournales: Boswell, durch weitre Erkundigungen von andren Seiten her noch ergänzte.

Prinz Carl Eduard, so erzählte die Heldin der Rettungsgeschichte, die gewesene Miß Flora, wurde nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden von seinen Treuen nach dem sogenannten Long-Island geleitet, wo er sich einige Zeit verborgen hielt. Bald aber erhielten die Feinde Kunde von seinem Aufenthalt, ganze Schaaren von Soldaten rückten in die Gegend ein, durchspäheten jeden Winkel, suchten jeden Ausgang zu versperren, es war durchaus nöthig, daß der Prinz sich eilig davon machte. Da erbot sich die Tochter eines der hochschottischen Häuptlinge, welche im Kampf für die Stuarts sich besonders hervorgethan, sie wollte, was kein Mann wagen konnte, den Prinzen des Königshauses, für welches auch sie von patriotischem Eifer entflammt war, in einem Boote nach der Insel Skye hinüberführen, und auf diese Weise ihn retten. Die heldenmüthige Jungfrau, welche dieses Wagstück unternahm, war keine andre, als Miß Flora Macdonald. Der Prinz zog die Kleider einer Bauerndirne an, denn er mußte

jetzt die Rolle der Magd des Fräuleins spielen, die Rolle der Betty Bourke, einer Irländerin. Die beiden setzten sich in ein offnes Boot und stießen damit vom Lande, und obgleich die Engländer von der Küste aus mehrere Kanonenkugeln ihnen nachsendeten, um sie durch Furcht und Schreck zur Umkehr zu zwingen, ruderte dennoch das Fräulein so frisch und muthig vorwärts, daß sie ihren hohen Schützling wohlbehalten zu dem felsigen Ufer der nahe an der Küste des Festlandes gelegnen Insel Skye brachte. Sie landete bei Mugstot, dem Wohnsitz des Sir Alexander Macdonald. Dieser Herr war schon vor dem Beginn all der letzten Ereignisse bei dem Heer des Herzogs von Cumberland gewesen, und hatte seinem Eid und seiner Verpflichtung als Offizier getreu sich von der Sache seines Feldherrn nicht trennen können, er befand sich in jenem Augenblick mit diesem im Fort Augustus und nur seine Gemahlin war zu Hause. Als die beiden das Boot verließen, da verbarg sich Prinz Carl auf einem Hügel in der Nähe des Schlosses, während Miß Flora zur Lady Margaret hineinging, um dieser zu sagen, welchen Gast sie ihr zuführen wolle. Die Lady sahe wohl ein, daß Mugstot, der allgemeine, gewöhnliche Landungsplatz an Skye und in diesem Augenblick von einer englischen Wache besetzt, kein passender und sichrer Bergungsort für den hohen Flüchtling seyn könne, sie entwarf deshalb einen neuen Plan, nach welchem der Prinz zu einigen andern bereits auf der Insel versteckten Flüchtlingen aus der Schaar der hochschottischen Hauptlinge gebracht werden sollte, unter denen sich auch der alte, tapfre Mafay befand. Eine Botschaft gieng schnell an den alten Herrn von Kingsburgh, dieser wurde beauftragt dem Prinzen auf dem Hügel, wo derselbe verborgen war, Nachricht und zugleich einige Er-

friſchungen zu bringen. Als der Prinz den ihm unbekannten Mann ſich nahen ſahe, erhob er ſich von ſeinem Sitz und ſchwang ſeinen knotigen Stock in der Hand, wie es ſchien, bereit den Fremden niederzuſchmettern. Dieſer aber blieb in einiger Entfernung ſtehen, und rief: „Ich bin der Macdonald von Kingsburgh und gekommen, um Eurer Hoheit zu dienen.“ Der Flüchtling antwortete: „Nun das iſt gut,“ und war ſogleich mit dem Plane ſeiner Freunde einverſtanden.

Während dieſes geſchahe, ſaß Miß Flora mit der Lady Margaret bei Tafel, und mit beiden zugleich ſpeiſete ein Offizier von der Armee, der mit einer Kompagnie Soldaten hier in Mugſtot einquartirt lag, um für den Fall, daß etwa der Prinz ſich auf die Inſel Skye flüchten wolle, dieſen Landungsplatz an derſelben aufs Schärfſte zu überwachen. In ſpäteren Jahren pflegte die Miß oder nachmalige Miſtreß Macdonald öfters mit dem Gentleman, der damals als geſtrenger Offizier die Wache hatte, darüber zu ſcherzen, daß ſie ſeine Wachſamkeit ſo glücklich getäuſcht habe. Denn kaum war das Eſſen vorbei, da ſetzte ſie ſich vor den Augen der Soldaten und ihres Offiziers zu Pferde, während ihre angebliche, irländiſche Magd ſammt dem Herrn von Kingsburgh und einem Diener, der das Gepäck trug, zu Fuß neben ihr her giengen. Auf dem Wege nach Kingsburgh mußten die Fußgänger durch mehrere kleine Bäche waten. Bei dem erſten derſelben nahm der Prinz, indem er vergaß, von welchem Geſchlecht er den Schein angenommen, ſeine Frauenkleider, um ſie nicht naß werden zu laſſen, etwas höher als gewöhnlich hinauf, ſo daß Kingsburgh ihn, um den Argwohn der Späher nicht aufzuregen, zur Vorſicht ermahnte; bei dem nächſten Bache wollte der Flüchtling ſein Verſehen wieder gut machen, und

ließ ſeine Kleider, ohne ſie zuſammen zu halten, ſo ins Waſſer ſchleppen, daß ſie ganz naß wurden. Ueberhaupt konnte keiner ungeſchickter dazu ſeyn, ein Frauenzimmer, ſey es auch nur eine plumpe iriſche Magd, vorzuſtellen, als dieſer Stuart mit ſeiner großen, ſtarken Figur und den langen Schritten, welche er machte. In der That hatten auch etliche Frauen, die der kleinen Geſellſchaft begegnet waren, daheim ausgeſagt: „ſie hätten unterwegs ein mächtig großes Weibsbild geſehen, das ihnen vorgekommen wäre wie ein verkleideter Mann, am Ende ſey das der Prinz geweſen, um deſſen Auffinden man ſich jetzt ſo große Mühe mache!“ Aber dieſe Frauen gehörten zu dem treuen Volk der ſchottiſchen Hochländer, das einen Prinzen ſeines Königsſtammes um keinen Preis würde verrathen haben.

Zu Kingsburgh fand der Flüchtling eine überaus herzliche Aufnahme, er war beim Abendeſſen in heitrer Stimmung und trank dann noch mit ſeinem alten Wirth ein gutes Glas Wein. Da er ſeit langer Zeit gar nicht aus den Kleidern gekommen war, und ſo manche Nacht ſchlaflos hingebracht hatte, war ihm das Ausruhen in einem guten Bette zur ganz beſondren Erquickung und er ſchlief ohne aufzuwachen bis an den andern Nachmittag ein Uhr. Die Tochter des Hauſes, die nachmalige Miſtreß Corrichakachin, erzählte der Miß Flora, daß ſie am Vormittag in das Zimmer ihres Vaters gegangen ſey, welcher heute auch, vielleicht in Folge des geſtrigen guten Glaſes Wein ungewöhnlich lang zu Bette lag. Sie weckte dieſen auf und bat ihn, er möge doch machen, daß er ſobald als möglich mit ſeinem Gaſt aus dem Hauſe und weiter käme, denn ſie fürchte in jedem Augenblick die Ankunft einer herumſtreifenden Patrouille von Soldaten, welche den Prinzen und ihn, als ſeinen Hehler aufgreifen würden.

Der alte Herr aber, (der nachmalige Schwiegervater der Miß Flora,) antwortete ganz ruhig seiner Tochter: „Laßt mir den armen Mann nach seinen langen, großen Anstrengungen in Frieden schlafen, und was mich betrifft, so kommt mir wenig darauf an, ob man mir mein altes graues Haupt um zehn oder elf Jahre früher nimmt, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ins Grab kommen müßte.“ Darauf wendete er sich um, hüllte sich wieder in seine Bettdecke und fiel sogleich wieder in festen Schlaf.

Endlich ließ denn auch am Nachmittag der Prinz in seinen irischen Mägdekleidern, an denen noch mancherlei zurecht zu rücken war, sich wieder sehen. Man erquickte ihn mit einem kräftigen Frühstück, und da seine Schuhe in sehr schlechtem Zustande waren, brachte ihm der alte Kingsburgh ein Paar neue, bat sich aber die alten zum Andenken aus, und versicherte dabei, daß er dieselben treulich aufheben wolle, bis Seine Hoheit einmal im sichren Sitz von St. James säßen, dann wolle er vor ihn hintreten, ihm die Schuhe zeigen und dabei ihn an den guten Abend und die Nacht zu Kingsburgh erinnern. Der Stuart lachelte und sagte: „seyd so gut als euer Wort.“

Der alte Kingsburgh bewahrte die Schuhe treulich bis an sein Ende; nach seinem Tode kaufte dieselben ein Edelmann, der ein eifriger Anhanger der Stuarts war, den Erben um 20 Guineen ab. Seine Gemahlin, die alte Mistreß Macdonald ließ, als der Prinz fort war, die Betttücher, auf und in denen derselbe geschlafen hatte, sorgfaltig zusammenlegen, und befahl ihrer Tochter, daß sie dieselben nicht zur Wäsche geben, sondern so wie sie waren, sie aufbehalten solle, damit man einst, wenn sie stürbe, ihren Leichnam darein wickeln und sie mit ihr begraben könne.

Der Wunsch der alten guten Dame wurde von den Kindern gewissenhaft erfüllt.

Der Prinz, in Begleitung der heldenmüthigen Miß Flora und eines Dieners, machte sich noch an diesem Nachmittag auf den Weg nach Portree. Unterweges legte er seine Mägdekleider ab, und zog wieder die ihm bequemeren Männerkleider nach dem Zuschnitt der dortigen Volkstracht an. Nach dem Plane, den die Freunde entworfen hatten, sollte Stuart zu dem alten, treuen Rasay, einem der vornehmsten Hauptlinge der Hochlander gebracht werden, von welchem man meinte, er sey auf der Insel Skye an irgend einem sichern Ort verborgen. Der Sohn von ihm, der junge Lord Rasay hielt sich damals gerade drei englische Meilen von Portree bei seiner Schwester auf, um dort, mit liebender Sorgfalt seines Bruders des Doctor Macleod zu pflegen, welcher in der Schlacht von Culloden verwundet worden, jetzt aber wieder am Genesen war. Zu ihm, dem jungen Herrn von Rasay war einer der Getreuen, Herr Donald Roy schon am Vormittag vorausgegangen, um ihn nach dem Verguugsort des alten Rasay zu fragen und ihm die Absicht, die man zur Sicherung des Prinzen habe, mitzutheilen. Da erfuhr er, daß der alte Herr gar nicht auf Skye, sondern zu Knoidart im Glengarrydistrict versteckt sey. Die treuen Männer sannen hin und her und zuletzt schien es ihnen für die Sicherheit des Prinzen das Beste, daß dieser sich auf die Insel Rasay flüchte und dort abwarte, bis man dem Herrn von Rasay Nachricht ertheilt, und von ihm die Weisung erhalten habe, was weiter zu thun sey. Aber wie sollte man den Flüchtling von Skye hinuberbringen nach Rasay? Den Leuten in Portree war nicht ganz zu trauen, und alle Fahrzeuge, die nach Rasay gehörten oder an dieser Insel sich fanden,

waren von dem Militär hinweggenommen oder zerſtört, mit Ausnahme von zweien, die ein Eigenthum des Kapitän Malcolm waren, und welche dieſer an einem guten Ort verſteckt hatte. Als der dem Tod in der Schlacht kaum entronnene Doctor Macleod von dieſen Verlegenheiten hörte, erklärte er, daß er gern bereit ſey, ſein Leben für Stuart noch einmal zu wagen, und alsbald machte er ſich mit Hülfe ſeines Bruders und einiger Frauen ans Werk; man ſchob und trug einen kleinen Kahn, der in einem Teiche lag, mit ganz unſaglicher Mühe eine engliſche Meile weit über den Sumpf ſowie über eine ſteile Felſenhöhe nach der Meeresküſte hin, und ruderte in dem leichten, für eine Seefahrt ſchlecht geeignetem Fahrzeuge hinüber nach der Inſel Raſay. Zu ihrer großen Freude fanden die beiden Brüder dort den alten Kapitän Malcolm, ihren Vetter in ſeinem Hauſe und dieſer brachte ſogleich ſein Boot und zwei handfeſte Manner, den John M'Kenzie und Donald M'Friar als Ruderer herbei. Malcolm als der alteſte und vorſichtigſte unter der Geſellſchaft nahm den jungen Herrn von Raſay bei Seite und bat ihn, da er bisher noch in keiner Weiſe an dem Aufſtand zu Gunſten der Stuarts Theil genommen habe, er möge auch jetzt ſich nicht in die Gefahr begeben, ſondern die Ausführung des Unternehmens ſeinem Bruder dem Doctor und ihm überlaſſen, da ſie beide ohnehin ſchon ſchwarz genug von der engliſchen Regierung bezeichnet waren und ſich nichts daraus machten, ob ſie etwas mehr oder weniger Schuld für den Galgen auf ſich luden. Der junge Raſay aber betheuerte mit einem Schwur, daß Nichts ihn abhalten ſolle mit Gefahr ſeines Gutes und Blutes dem Prinzen beizuſtehen. — „Nun dann in Gottes Namen," ſagte der Kapitän, „laßt uns vorwärts machen." — Jetzt aber gab es mit den beiden Ruderern einen neuen

Anſtand, dieſe wollten durchaus wiſſen, wohin die Fahrt gehen ſolle und M'Kenzie erklarte trotzig, er werde kein Ruder anrühren bis man ihm ſage, wohin man wolle. Darauf nahm der Kapitan den beiden die eidliche Verſicherung ab, daß ſie das, was er ihnen ſagen werde, geheim halten wollten, man eröffnete ihnen, welchen Zweck die heutige Fahrt habe und die braven Leute, da ſie hörten, es gälte die Rettung ihres geliebten Stuart, ruderten friſch ins Meer hinein und führten das Boot an eine Stelle der Felſenküſte von Skye hinan, welche etwa eine halbe Meile vom Wirthshaus in Portree ablag.

Dieſes Alles, das mühſame Hinſchleppen des kleinen Kahnes aus dem Teich an die Seeküſte, die Fahrt in demſelben nach Kalay, dann in dem Boot des alten Kapitans wieder nach Skye herüber war ins Werk geſetzt worden, noch ehe der Prinz mit ſeinen beiden Begleitern in die Nähe von Portree kam. Malcolm und M'Friar waren abgeſendet, um auf den Weg zu ſchauen, von wo der Flüchtling herkommen mußte. In Kurzem ſahen ſie ihn nahen und mit ſeinen Begleitern in das Wirthshaus hineintreten. Hier empfing ihn Donald Roy, den er ſchon in Mugnot geſehen hatte und berichtete ihm was der Erfolg ſeiner Sendung zu dem jungen Kalay geweſen ſey. Der Prinz wollte bei dem Inhaber der Schenkwirthſchaft eine Guinee wechſeln laſſen und da der Wirth in allem nur 13 Schillinge hatte, war er ſchon im Begriff ihm das Goldſtück (deſſen Werth 21 Schillinge beträgt) dafür zu laſſen, als Donald Roy ihn auf die Gefahr aufmerkſam machte, in welche er durch ſeine Freigebigkeit, die gar leicht auf hohen Stand ſchließen ließe, gerathen könne. Nachdem er von ſeiner ſchönen, heldenmuthigen Retterin, der Miß Flora, welche er ſpäter niemals wieder ſahe, dankbaren Ab-

ſchied genommen hatte, eilte der Prinz in Begleitung des treuen Donald Roy hinaus an die abgelegene Bucht der Felſenküſte, wo das Boot ſeiner wartete. Hier ſtellte ihm ſein Begleiter den alten Malcolm als einen Kapitän in dem Stuartſchen Heere der Hochländer perſönlich vor und nach dieſem auch den jungen Herrn von Raſay und deſſen Bruder, den Doctor, welche beide mit ängſtlicher Erwartung im Boote geblieben waren. Stuart verbat ſich alle die Ceremonien, welche man ſeinem Stande erweiſen wollte, er bäte, ſagte er, um die Freundſchaft, daß ſie ihn Alle nur wie einen Ihresgleichen betrachteten und behandelten.

Donald Roy ſtellte ſich auf einer Anhöhe der Inſel auf den Wachtpoſten, wo er über Land und Meer eine weite Ausſicht hatte, um in jedem Augenblick ſeinen Freunden ein Zeichen geben zu können, wenn eine Gefahr oder ein möglicher Hinderniß der Ueberfahrt ſich nahe; man wartete das Dunkel der Nacht ab: dann brachte der alte Malcolm mit Hülfe ſeiner beiden kräftigen Ruderer, die mit jeder Klippe im Meere bekannt waren, ſeinen hohen Schützling wohlbehalten nach Raſay. Der Prinz hatte während der Ueberfahrt ein wenig geſchlafen, man kam bei Tages Anbruch (nach 3 Uhr des Morgens) bei Raſay an, der Kapitän verſteckte ſein Boot und nun übernahm der junge Herr von Raſay hier in ſeinem Eigenthum und Beſitzthum ſeiner Väter die Pflichten der Vorſorge und Gaſtfreundſchaft gegen den königlichen Gaſt.

Aber wie ſchwer war ihm jetzt die Erfüllung dieſer Pflichten gemacht! Das engliſche Militär hatte hier, wo der Sitz eines der vornehmſten Häupter der Stuartſchen Parthei, des alten Raſay war, wie in Feindes Landen gehauſt, nicht nur das herrſchaftliche Wohngebäude, ſondern faſt alle Häuſer auf der Inſel waren niedergebrannt, mit

Ruhe fand man eine jetzt leer ſtehende bretterne Hütte auf, die ſich die herumziehenden Schafer zu einer nachtlichen Station errichtet hatten. Hier trugen die Freunde einen Haufen von Haidekraut zuſammen und bereiteten daraus für den verehrten Gaſt Lager und Ruheſitz, zündeten in einem Winkel der Hütte ein Feuer an, und brachten die Vorräthe von Lebensmitteln hervor, die man aus Kingsburgh mitgenommen hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Prinz niemals Waizenbrod aß, oder irgend ein koſtbareres genügiges Getränk zu ſich nahm, wenn er auf ſeinen Wanderungen Haferbrod und ſchottiſchen Whisky (Wachholderſchnaps) haben konnte, denn, ſo ſagte er, dies iſt die Speiſe und das Getränk meines Vaterlandes, ein Zug, welcher ſammt mehreren andren von ähnlicher Art die Anhänglichkeit der Hochländer an ſeine Perſon nicht wenig verſtarkte.

Da der junge Herr von Raſay der Einzige in der Geſellſchaft war, welcher, weil er an dem Aufſtand der Hochlander keinen perſönlichen Antheil genommen, ſich oeffentlich zeigen konnte, machte er ſich auf den Weg durch ſeine kleine, väterliche Inſel, um einige friſche Proviſionen für ſeinen Gaſt aufzutreiben. Obgleich er jedoch hier unter den Heerden ſeiner eignen Kuhe, Schafe und Ziegen ſich befand, durfte er es dennoch nicht wagen, ein Stuck von dieſen nach der Hütte ſeines Gaſtes hintreiben zu laſſen, aus Furcht Verdacht zu erregen. Wie ein Dieb ſtahl er von einer der Heerden ein Zicklein hinweg, das er unter ſeinen buntgeſtreiften, ſchottiſchen Mantel verſteckte und ſo nach der Hütte trug, wo man es ſchlachtete, und zu einem Mahle bereitete, das Allen ſehr ſchmackhaft dunkte. Der Prinz, deſſen Gemüth in den letzten Zeiten durch die Uebermacht der wechſelnden Ereigniſſe, deſſen Leib durch anhaltende

Anſtrengungen, Nachtwachen und Entbehrungen überwältigt war, überließ ſich auf ſeinem Lager von Haidekraut einem lang anhaltendem Schlafe, welcher jedoch nach Malcolms Ausſage durch lebhafte Träume, in denen er bald engliſch, bald franzöſiſch oder italieniſch ſprach *), ſehr beunruhigt war. Einmal rief er ſehr vernehmlich auf engliſch: „O Gott, das arme Schottland!“

Während die kleine Geſellſchaft in der bretternen Schutzhütte verweilte, hatte man die beiden Bootsmänner, den John M'Kenzie und den M'Friar als Schildwachen auf einige der benachbarten Hügel beordert, damit ſie Alles, was ihnen verdächtig vorkame, alsbald zur Anzeige brächten. Eines Tages geſchahe es, daß ein Mann, der einen Handel mit Rauchtabak trieb, in der Nähe der Hütte vorüberging. Keiner aus der Geſellſchaft kannte ihn und es konnte wohl ſeyn, daß er ein Spion war. M'Kenzie kam gelaufen und kündigte den Herren in der Hütte an, daß eine verdächtige Perſon ſich ihnen nahe. Die drei Gentlemen: der junge Herr von Raſay, Doctor Macleod und der alte Malcolm hielten alsbald einen Kriegsrath und waren einſtimmig der Meinung, daß man den verdächtigen Menſchen nicht am Leben laſſen dürfe. Dieſem widerſetzte ſich Prinz Carl mit großem Ernſt und ſagte: „Gott verhüte es, daß wir einem vielleicht unſchuldigen Menſchen das Leben nehmen, um auf bloßen Verdacht hin unſer eigenes damit zu ſchützen.“ Die die drei Gentlemen beſtunden dennoch auf ihrem Vorſatz, während Stuart ſeinerſeits auf Schonung des fremden Le-

*) Miß Flora äußerte übrigens bei dieſer Erzählung, daß jener Ausſage ihres alten Vetters nicht unbedingt zu trauen ſey, da ſich ſeine Sprachkunde wohl kaum über die Gränzen des erſchen und engliſchen hinaus erſtreckt habe.

bens drang. Da rief der Bootsmann M'Kenzie, welcher, als Wache an der Hüttenthür ſtehend, die Verhandlung mit angehört hatte, auf erſiſch hinein: „Wohl, wohl, der Kerl muß erſchoſſen werden. Ihr Herr ſeyd der König, wir aber ſind das Parlament und wir werden thun was wir wollen.“ Prinz Carl, der die erſiſche Sprache nicht verſtand, ließ ſich das, was der Mann geſagt hatte, auf engliſch überſetzen und mußte, mitten in der gefahrvollen Lage, in welcher er ſo eben ſich befand, herzlich laut über die treuherzige Aeußerung des ehrlichen Seemannes lachen. Zum Glück hatte der unbekannte Mann es nicht bemerkt, daß Leute in der kleinen Schaferhütte waren, er gieng ohne die Gefahr zu ahnen, die ihm gedroht hatte, ziemlich weit von derſelben vorüber. Später erfuhr man, daß der gute Burſch unter der Armee der Hochländer gedient hatte, und daß er ſelber zu der Parthei der Verdachtigen gehörte. „Wäre er“, ſo ſagte der alte Malcolm, „uns zu nahe gekommen, dann hatte ers mit dem Leben büßen müſſen. Denn mitnehmen konnten wir ihn nicht und fortlaſſen auch nicht. In ſolcher Lage, fugte der Kapitan hinzu, hätte ich meinen eignen Bruder niedergeſchoſſen, wenn ich ſeiner unverbrüchlichen Treue nicht vollkommen verſichert geweſen wäre.“

Der nämliche M'Kenzie, der damals Bootsmann war und bei der Hütte die Wache hielt, ſo ſpricht bei dieſer Gelegenheit in ſeinem Reiſejournal Boswell, der Begleiter des Doctor Johnſon, lebt noch jetzt (um 1785) und ich habe ihn vor nicht langer Zeit in Raſays Hauſe geſehen. Vor etwa 18 Jahren hat er beim Tanz ſeinen Schenkelknochen gebrochen, man hat ihm denſelben abnehmen müſſen, und er knappt nun mit einem holzernen Bein herum. Ich gab ihm einen Schilling, damit er auf Raſays Geſundheit tränke, und fragte ihn, nachdem ich ihn auf die Geſchichte mit dem

Parlament in der Schaferhütte gebracht hatte, womit man noch immer unter den Bekannten ihn neckt: „Sag mir doch John, wie kamst du auf den Gedanken, daß das Parlament ohne den König thun dürfe was es wolle?“ — „Ich meinte,“ sagte John, „da sind viele Stimmen gegen nur eine.“

Mehrere Tage lebte der Prinz ohne weitere Anfechtung mit der kleinen Gesellschaft seiner Getreuen in der Bretterhütte; gern, so äußerte er, wolle er zehn Jahre lang bei all solchen Entbehrungen und Mühseligkeiten und dennoch ein Freier unter solchen Freunden ausharren, als, wenn sie auch wirklich seines Lebens verschonten unter Feinden als Gefangener leben. Er hoffte um diese Zeit schon sehr bestimmt auf die Ankunft eines französischen Schiffes, das ihn nach Frankreich retten sollte. Dieses Schiff war nach Lochbroom bestellt und der Kapitän desselben hatte den Auftrag sich dort an das treuergebene Haus der Mackenzies zu wenden. Malcolm und seine Gefährten erklärten sogleich ihre Bereitwilligkeit den hohen Schützling in ihrem Boot nach Lochbroom zu bringen, obgleich die Fahrt, 15 Meilen an der Küste hin eine sehr gefährliche war, Stuart jedoch wollte sich und die Seinen nicht aufs Unsichre hin dieser Gefahr aussetzen, er bat den jungen Rasay vorher Erkundigungen einzuziehen. Dieser schrieb sogleich an seinen Freund den Herrn Mackenzie von Applecroß zu Lochbroom und bald kam die Nachricht zurück, daß noch kein französisches Schiff sich gezeigt habe.

Jedes längere Verweilen an einem und demselben Orte war um diese Zeit höchst bedenklich, man beschloß deshalb wieder hinüber nach der Insel Skye zu fahren. Die Nacht war stürmisch, das Meer ging hoch, das Boot füllte sich zum Theil mit Wasser, da fragte der Prinz, der noch nie in so kleinem Fahrzeug auf stürmischem Meere gewesen

war, ſeine Begleiter, ob Gefahr ſey, und als dieſe kühnen Seeleute es verneinten, ſang er mit großer Munterkeit ein kleines, erſiſches Volkslied, das er bei ſeinem Bemuhen um das Bekanntwerden mit der erſiſchen Sprache ſeit Kurzem gelernt hatte. Man landete endlich bei Strath, wo ſich die kleine Geſellſchaft in einem Kuhſtall verbarg, der dem Herrn Nicolſon van Scorbreck gehörte. Von hier ſendete Stuart zuerſt den jungen Kaſay hinweg mit dem Auftrag, daß er den Donald Roy aufſuchen und mit ihm gemeinſam auf Erkundigungen über die Stellung und etwaige Abſichten der Feinde ausgehen möchte. Darauf ertheilte er dem Dr. Macleod den Befehl, für ein Boot zu ſorgen, das etwa 7 Meilen von da an der Küſte bereit liegen ſolle, denn er habe Dinge von großer Wichtigkeit vor, und zugleich gab er dem Doctor ein kleines Beſteck mit ſilbernem Löffel, Meſſer und Gabel zum Aufheben, bis er, wie ſeine Aeußerungen ſchließen ließen, nach zwei Tagen ihn wiederſahe. Eigentlich aber gieng der Prinz im Geheim mit einem ganz andern Plane um, in welchen er nur ſo wenig als möglich Perſonen verwicklen wollte, denn bald nachdem er dieſe nicht ernſtlich gemeinten Anordnungen getroffen, nahm er den alten Kapitan Malcolm bei Seite, gieng mit ihm, bei nächtlicher Weile hinaus ins Freie und ſprach zu ihm: „Ich lege jetzt mein Leben und mein Schickſal ganz in eure Hände, mit der Bitte, daß ihr mich zu dem Laird von Mackinnon geleiten möchtet.“ — Malcolm machte ihn auf die ungemeinen Gefahren dieſes Wagſtückes aufmerkſam, da ſo viele feindliche Truppen die Gegend, durch welche der Weg führte, beſetzten und durchzögen. „Man kann,“ erwiderte Stuart, „jetzt keinen Schritt thun, bei dem nicht Gefahr wäre.“ Hierauf theilte er dem Kapitän den Plan mit, nach welchem dieſer den Herrn und er ſelber ſeinen

Knecht vorſtellen ſollte, tauſchte mit ihm jene Kleidungsſtücke, die einen vornehmeren Schein hatten, obgleich ſie alle zur ſchottiſchen Landestracht gehörten, gegen die um, die der alte Seemann an ſeinem Leibe trug, nahm einen Reiſeſack, in welchem Wäſche enthalten war, auf ſeine Schultern und machte ſich ſogleich mit ſeinem Begleiter auf den Weg.

Malcolm, der doch ſelber ein vortrefflicher Fußgänger war, erzählte ſpäter, daß er kaum habe mit dem Prinzen fortkommen können, denn dieſer hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Italien durch die häufigen Jagdparthien, welche er mit machte, zu einem tüchtigen Läufer gebildet und war dabei ſelbſt noch jetzt in all ſeiner Noth ein ſo eifriger Jäger, daß ihn der Kapitän kaum von dem Verſuch abhalten konnte, auf eine Kette von Rebhühnern zu ſchießen, was in ſolcher Lage, wo man gern, um kein Geräuſch zu machen, in Strümpfen hätte einhergehen mögen, gerade nicht rathſam geweſen wäre.

Die beiden Wandrer zogen ſo vorſichtig als möglich durch Dick und Dünn über das Gebirge hin. Malcolm, der hier auf der Inſel mit jedem Flecken Landes ſo bekannt war, wie mit den Beeten ſeines Krautgartens, wußte durch manchen Umweg bald zur Rechten bald zur Linken jedes Haus ſo wie jeden Punkt zu umgehen, auf dem ſich ein Wachtpoſten oder Späher finden konnten. Unterwegs fragte er einmal den Stuart, was er wohl zu thun gedächte, wenn ſie in die Hände der herumſtreifenden Soldaten fielen? — „Kämpfen für meine Freiheit," ſagte der Prinz. Ein andres Mal fragte dieſer den Kapitän, ob man ihn wohl in ſeiner gegenwärtigen Kleidung erkennen werde? — „Ohne allen Zweifel," antwortete Malcolm. „Dann will ich," ſprach der Prinz, „mein Geſicht mit Pulver ſchwärzen." „Nur um ſo leichter," ſprach der Kapitän, „wird man euch erkennen." Hie-

rauf warf der Stuart, wie in Verzweiflung seine französische Perücke, die er bisher noch immer unter der schottischen Mütze wie unter der irischen Mägdehaube getragen, von sich, band ein Taschentuch um seinen Kopf, zog eine weiße Nachtmütze darüber, riß die Manschetten von seinen Hemdarmeln ab, nahm die Schnallen aus den Schuhen heraus, und ließ sich dieselben mit Bindfaden zusammenschnüren; Malcolm schüttelte den Kopf und sagte: „Auch so wird man euch noch erkennen.“ „Ei,“ sagte der Stuart, „warum habe ich doch ein so abscheuliches Gesicht, daß Jeder, der mich nur einmal gesehen, mich wiederkennen muß?“

Als sie noch zwei Meilen von Mackinnons Schloß entfernt waren, fragte ihn Malcolm, ob er wünsche den Laird zu sehen? — „Nein,“ antwortete Stuart, „das möchte ich um keinen Preis. Ich weiß wohl, daß der Herr von Mackinnon einer der edelsten, besten Manner ist, aber zu meinem gegenwärtigen Zwecke kann ich ihn nicht brauchen. Führt mich in irgend ein andres Haus, doch wünsche ich, daß es das Haus eines Mannes von gutem Stand und einiger Bildung seyn möge.“

Der Kapitän kannte in dieser Art kein besseres, für ihn selber gelegneres Haus als das seines eignen Schwagers, des John Mackenzie, eines nahen Verwandten des Laird. Indem sie beide nicht mehr fern von diesem Ziele waren, begegnete ihnen ein Mann, mit Namen Roß, der als gemeiner Soldat im Heere der Hochlander gedient hatte. Dieser faßte den Stuart lange und fest ins Auge, erkannte denselben und schlug die Hände zusammen mit dem Ausrufe: „O wehe, dahin ists also gekommen!“ Malcolm fragte den Prinzen, was da zu thun sey, und dieser befahl ihm, daß er den Menschen solle schwören lassen, seine Entdeckung geheim zu halten. Hierauf zog der Kapitän sein

großes Waidmeſſer und ließ den Mann auf die nackte Klinge deſſelben einen feierlichen Eid ſchwören, daß er Niemand etwas davon ſagen wolle, daß er den Prinzen geſehen habe, bis dahin, wo man aus öffentlichen Nachrichten wiſſe, daß derſelbe in vollkommner Sicherheit ſey.

Es war noch ganz früh am Morgen als Malcolm mit ſeinem Begleiter in das Haus ſeiner Schweſter eintrat. Dieſe fragte ihn, wer der Mann ſey, den er da mit ſich brächte. Der Kapitän ſagte, es ſey ein gewiſſer Louis Caw aus Crieff, der ſo wie er ſelber wegen ſeiner Theilnahme an der Sache des Stuart habe flüchtig werden müſſen. Er habe ihn als Knecht angenommen, aber er ſey ihm unterwegs krank geworden. — „Der arme Mann," ſagte ſie, „ich habe Mitleid mit ihm; ſein Ausſehen flößt mir herzliche Theilnahme ein."

Malcolms Schwager, der Hausherr, war über Land gegangen, man erwartete ihn aber bald zurück. Die Schweſter trug indeß für ihren Bruder ein reichliches hochſchottiſches Frühſtück auf. Der Kapitän rief ſeinem Begleiter zu: „Meiſter Caw, Ihr bedürft eines kräftigen Biſſens eben ſo ſehr als ich, es iſt da genug für uns beide, rückt näher heran und langt zu." Stuart, der bisher die Rolle eines Knechtes ſehr gut geſpielt und mit abgezogner Mütze ſich ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung von ſeinem Herrn geſetzt hatte, ſtund auf, machte einen tiefen Bückling und ſetzte ſich dann neben ſeinen vorgeblichen Herrn zum Frühſtück, das er ſich trefflich wohlſchmecken ließ. Nach dem Frühſtück trat ein altes Weib herein, welche nach altem Gebrauch der Gaſtfreundſchaft warmes Waſſer mit ſich brachte, darin ſie dem Malcolm die Füße wuſch. Der Kapitän begehrte von ihr, daß ſie auch dem armen Manne, den er da bei ſich habe, die Füße waſchen ſolle. Da regte ſich in der Alten

der Stolz; ihr ſchien es unter ihrer Würde, daß ſie einem Bettelmann ſolche Ehre erweiſen ſolle, nach der umſchreibenden Redeart der Hochländer ſagte ſie: „Ich will wohl deines Vaters Sohne die Füße waſchen, wie kannſt du aber verlangen, daß ich auch ſeines Vaters Sohne die Füße waſche?“ Nach einigen begütigenden Worten des Kapitans that ſie indeß dennoch das, was er begehrte.

Die beiden Wanderer nach der letzten, ganz ſchlafloß und in ſtarker Anſtrengung zugebrachten Nacht legten ſich jetzt zu Bette und ſchliefen einige Stunden. Als Malcolm erwacht war, ſagte man ihm, daß ſo eben ſein Schwager, Herr John Macklinnon, den Hügel herunter auf ſein Haus zugienge, und er eilte ſogleich hinaus ihm entgegen, um ihn zu ſprechen, noch ehe er den Prinzen Carl zu Geſicht bekäme. Nach der gegenſeitigen Begrüßung fragte Malcolm ſeinen Schwager, indem er mit der Hand hinaus aufs Meer deutete: „Was würdeſt du ſagen, John, wenn auf einem der Segelboote dort der Prinz als Gefangener ſäße?“ — „Das wolle Gott verhüten,“ ſagte John. — „Wie aber, wenn wir ihn hier hätten?“ — „Ich wollte wir hätten ihn hier, wir würden aufs Beſte für ihn ſorgen.“ — „John,“ ſprach Malcolm, „der Prinz iſt in deinem Hauſe.“ — Macklinnon, vor Freude außer ſich, wollte ſogleich in ſein Haus laufen, um dem werthen, hohen Gaſte ſeine Ehrerbietung zu bezeugen, ſein Schwager aber hielt ihn zurück, und ſagte: „Jetzt mußt du vor allem dich klug und vernünftig betragen, damit du nichts machſt, wodurch der Prinz könnte verrathen werden.“ John nahm ſich zuſammen, und nachdem er alle ſeine Knechte und Mägde mit vielerlei Aufträgen, die er in der Schnelle ſich ausgeſonnen, außer Haus geſendet hatte, trat er hinein zu ſeinem Gaſt und ließ ſeiner Freude über das Glück eines ſolchen Beſuches freien Lauf.

Schon vor der Ankunft in Mackinnonshaus hatte Malcolm seinem hohen Schützling den Rath gegeben, so schnell als möglich die Insel Skye zu verlassen, und hinüber zu fahren an das nahe, schottische Festland. Die Feinde hatten die Spuren des Flüchtlinges, auf dessen Entdeckung ein so hoher Preis stund, verfolgt, von Long Island nach Skye, dann quer durch diese Insel hindurch nach Portree, dort aber hatten sie dieselbe verloren. Offenbar war es, daß die Verfolger noch immer der Meinung waren, der so viel Gesuchte sey auf Skye verborgen, darum wimmelte es auf dieser Insel von Spähern, und der geringe Raum war doch zuletzt leicht, bis ins Kleinste zu durchforschen. Darum schien es dem Kapitän, und durch das, was dieser sagte zuletzt auch dem Stuart das Gerathenste, daß dieser sich hinüber flüchte nach Schottland, und sich dort in den Schutz des mächtigen Macdonald von Scothouse begebe. Diesem, zwischen den beiden besprochnen Plane gemäß, äußerten sie sich auch gegen den Herrn John, und ersuchten denselben, bald möglichst ein Boot, das in der Nähe seines Hauses lag, obgleich es sehr klein und dazu auch schadhaft war, in Bereitschaft zu setzen, damit sie unverzüglich darin nach der nahen Küste überfahren könnten. John Macktinnon jedoch, in seiner guten, sorglichen Meinung dachte darüber anders, denn als er nach einiger Zeit zurückkam, kündigte er dem Prinzen an, daß so eben der Laird von Macktinnon und seine Gemahlin im Begriff waren, Seine Hoheit in dem schönsten Boote des Lairds abzuholen. Dem Prinzen Carl war diese Höflichkeitsbezeugung keineswegs erwünscht, und er sprach sich auch darüber unverholen gegen seinen treuen Malcolm aus, meinte indeß, man müsse sich aufs Beste in diese unerbetene und unerwartete Gefälligkeit des edlen Paares fügen. Indeß kam der Laird

von der Küſte herauf nach dem Hauſe des John, vor deſſen Thüre der Prinz mit Malcolm ſtund, er bezeugte dem hohen Reiſenden ſeine Ehrerbietung und lud denſelben ein, ihn zu ſeiner Gemahlin zu begleiten, welche unten in einer Grotte, die zum Luſthaus eingerichtet war, der Gäſte wartete. Hier wurde die Geſellſchaft mit Wein und kalter Küche aufs Beſte bewirthet und zugleich erklärte der Laird, daß er von jetzt an für die Sicherheit und das Weiterkommen ſeines erlauchten Schützlinges Sorge tragen wolle. Hierdurch ward des Kapitän Malcolms weitre Begleitung überflüſſig und faſt unmöglich, er erklärte ſeinen Wunſch, ſich bei dem Prinzen beurlauben zu dürfen. Dieſer ſchrieb noch in aller Eil einige Zeilen, darin er all ſeinen Freunden auf der Inſel ſeinen herzlichen Dank ausſprach für die Beweiſe von Anhänglichkeit und Liebe, die ſie ihm, während ſeines Aufenthaltes unter ihnen, gegeben hatten. Zugleich theilte er ihnen ſeinen Entſchluß mit, die Inſel Skye jetzt zu verlaſſen, und bat den jungen Herrn Raſay ſo wie den Doctor Macleod nun nicht länger auf ſeine Wiederkunft zu warten. Er unterzeichnete ſich in dieſem Billet als James Thomſon und händigte daſſelbe dem treuen Malcolm ein, von welchem er einen recht herzlichen Abſchied nahm, und ihm noch eine ſilberne Hoſenſchnalle zum Andenken ſo wie 10 Guineen aus ſeinem Beutel für die Bootsleute (?) aufnöthigte. Der Kapitän hätte gern wenigſtens die Geldſpende von ſich gewieſen, um ſo mehr da es ihm ſchien, als ſey der Beutel des Prinzen eben nicht ſehr reich gefüllt, er erklärte deshalb dem hohen Geber, daß er ſelber etwas Gold in der Taſche habe, welches er Seiner Hoheit zu Ihrer Verfügung anbiete, Stuart aber beſtund mit Lebhaftigkeit auf der Annahme des Geſchenkes. „Ihr könnt das Geld," ſprach er, „in der jetzigen Zeit wohl brauchen, und

ich, wenn ich hinüber ans Feſtland komme, finde deſſelben genug.“

Der alte Makolm, um zuerſt noch von dieſem Einiges zu ſagen, kehrte auf geradem Wege zunächſt zu den beiden ſeiner wartenden Freunden und dann, nachdem er allen Gaſtfreunden des Prinzen auf Skye die Abſchiedsnote deſſelben mitgetheilt hatte, nach ſeiner Wohnung zurück. Hier wurde er, ohngefähr zehn Tage nachher von engliſchen Soldaten aufgegriffen, an Bord eines Schiffes gebracht, und als Gefangener nach London abgeführt. Wie er erzählte, wurden zwar die Gefangenen, welche der thätigen Theilnahme an dem Kriege für die Stuarts beſchuldigt waren, im Ganzen ziemlich hart behandelt, in dem Schiffe jedoch, auf welchem er transportirt wurde, gab es gutgelaunte und gaſtfreie Soldaten, welche ihn öfters zu ihren Mahlzeiten einluden und ihn an Nichts Mangel leiden ließen. Auch in London wurde er nicht, wie Andre in Ketten und in einen Kerker gelegt, ſondern als Gefangener in das Haus eines Gerichtsdieners Namens Dick gebracht, wo es ihm ganz erträglich gieng. Zu ſeinem Erſtaunen fand ſich, da er doch ſo offen an dem Kriege ſeiner Landsleute Theil genommen, nur ein einziges Zeugniß, das für ſeine Anſchuldigung ſprach, und er wurde deshalb, aus Mangel an hinlänglichen Beweiſen frei geſprochen. Er fügte, indem er dieſes erzählte, hinzu, daß er ſich mit allem Recht und Wahrſcheinlichkeit im gelindeſten Falle auf ein Verbannungsurtheil, wo nicht, wie dies den meiſten ſeiner Mitſchuldigen zuerkannt wurde, auf das Todesurtheil gefaßt gemacht hatte, „aber,“ ſo ſagte er, „ich bin niemals in meinem Leben ſo bereit zum Sterben geweſen als damals.“ Hierbei bemerkt Boswell, daß in dieſer Aeußerung eine große pſychologiſche Wahrheit liege, denn ein Menſch

irgend einer Zeit mehr und beſſer auf den Tod gefaßt, als zu einer andren und namentlich ſey die Begeiſterung für irgend eine, ſey es mit Recht oder mit Unrecht, dem Gemüth edel und herrlich erſcheinende Sache ein kräftiges Mittel die Furcht vor dem Tode zu beſiegen, welche bei ruhiger Stimmung und kälterer Ueberlegung, ſo leicht uns anwandelt.

Es traf ſich, daß gerade damals auch Miß Flora Mackonald in London verweilte. Der hohen Freundin, bei welcher ſie zu Beſuche war, lag ſehr viel daran, daß die Miß auf ihrer Reiſe zur Poſt, nach Schottland, in guter Geſellſchaft ſeyn möchte, und ſie erſuchte deßhalb dieſelbe, ſich nach einem ihr anſtändigen Begleiter umzuſehen. Wen hatte ſich die junge Dame lieber zu dieſem Zweck erwählen ſollen, als den alten Landsmann und Freund ihres Vaterhauſes: den Kapitän Malcolm. „Und ſo geſchahe es,“ ſprach dieſer mit triumphirender Miene, „daß ich den Hinweg nach London auf engliſche Koſten, umſonſt machte, um dort mit des Seilers Tochter, der Schnur am Galgen zuſammengepaart zu werden, und daß ich die Heimreiſe abermals umſonſt, auf Koſten der Lady Primroſe und noch dazu in Geſellſchaft der ſchönen Miß Flora machen durfte.“

Der Laird von Mackinnon hatte den Prinzen Carl Eduard glücklich an die entgegengeſetzte Küſte des Feſtlandes, an die von Knoidart hinübergebracht. In derſelben Stunde, darin dies geſchahe, befand ſich der alte Raſay, dem die Botſchaft von Stuarts Anweſenheit auf Skye zugekommen war, ebenfalls auf einer Seefahrt und zwar in entgegengeſetzter Richtung, von der ſchottiſchen Küſte hinüber nach Skye, um dort dem königlichen Flüchtling ſeine Dienſte anzubieten. Die beiden Fahrzeuge kreuzten ſich auf ihrem Wege, da aber jede der beiden Partheien

der andren, die je eine feindliche seyn konnte, mißtraute, wichen sie einander so weit als möglich aus dem Wege.

Hier enden jene ausführlicheren und genauen Berichte, welche wir den eingezognen Erkundigungen und Mittheilungen des gelehrten Boswell verdanken. Aus andren gleichzeitigen wie spateren Berichten wissen wir, daß der Prinz Carl Eduard nach seiner Rückkehr von den hebridischen Inseln in das Hochland und die Küstengegenden von Schottland noch mehrere Monate in beständiger Lebensgefahr, unter vielen Entbehrungen, Noth und Mangel sich herumtrieb. Nur der unverbrüchlichen Treue und der Alles aufopfernden Ergebenheit seiner schottischen Hochländer verdankte er seine Rettung. Diese brachten ihn von Höhle zu Höhle, von Kluft zu Kluft, versteckten und pflegten den öfters von Frost und Regen halberstarrten Mann, mit eigner Lebensgefahr in ihren Häusern und Hütten, bis er endlich von Lochnarach aus in eine jener drei französischen Fregatten entkam, welche schon seit einiger Zeit, um ihn zu retten, in der Nähe der schottischen Küstengegenden herum steuerten. Am 29. Sept. 1746 verließ er das Land, in welchem er ein Jahr vorher, dem anfänglich so günstigen Glück seiner kühnen Waffenthaten vertrauend sich selber zum Regenten, seinen Vater Jacob III. zum Könige der drei großbritannischen Reiche ausrufen lassen, und zu Edinburg alle Ehren und Freuden eines glanzenden Hofstaates genossen hatte. Diese kurzen Ehren waren übrigens theuer erkauft gewesen, dies bezeugten die Wittwen und Waisen, die niedergebrannten Häuser und Hütten, die verarmten, zu Bettlern gewordnen Familien jener Tausende von treuen, tapferen Männern, die es für eine in der alten Ordnung ihres Vaterlandes geheiligte Pflicht gehalten, für den Erben des einheimischen Königsthrones Alles was sie hatten und

ſelbſt das eigne Leben dahin zu geben, um demſelben zu ſeinem vermeintlichen Rechte zu helfen. Wen ſollte die kindliche und zugleich mannhaft kräftige Treue eines einfältig frommen, edlen Volkes nicht mit Achtung erfüllen, obgleich dieſe treue Anhänglichkeit einem Königsgeſchlechte galt, über deſſen Geſchichte, mehr faſt als über der eines anderen berühmten Fürſtenhauſes der neueren Zeit ein öfters ſelbſt verſchuldetes, blutiges Verhängniß gewaltet hat. Denn der erſte königliche Ahnherr dieſer ſchottiſchen Herrſcher Jacob I. ſtarb, nachdem er 18 Jahre in England gefangen geweſen, in ſeinem eignen Lande unter der Hand der Mörder, ſein Sohn, Jacob II. fiel, erſt 19 Jahre alt, in einem Treffen gegen die Engländer. Jacob III. war zuerſt ein Gefangener, und wurde dann ein blutiges Opfer der Aufwiegler, im offnen Kampfe gegen dieſe. Jacob IV. endigte in einer unglücklichen Schlacht; ſeine Enkelin, Maria Stuart auf dem Blutgerüſte und daſſelbe Schickſal theilte mit derſelben ihr Enkel Carl I. König von Schottland und England. Sein Sohn König Jacob, für England der zweite, für Schottland der ſiebente dieſes Namens, wurde aus ſeinen drei Reichen vertrieben, und zugleich machte man ſeinem Sohn die Aechtheit der Abſtammung ſtreitig; dieſem Sohne, der durch das vergebliche Ringen nach der Schattengewalt einer Königskrone ſchon ſo manchen ſeiner treuſten Anhänger auf das Blutgerüſt gebracht hatte. Auch Carl Eduard, deſſen Rettungsgeſchichte wir ſo eben beſchrieben, ward im Verlauf der Ereigniſſe ſeines Lebens gewogen und zu leicht befunden. Denn ſeine, faſt bis zum Wahnſinn gehende Erbitterung über das Gebot ſeiner Entfernung aus Frankreich, welches dieſem der Aachner Frieden auferlegte, ſein kindiſch eitles, anſpruchsvolles Benehmen in Rom, wo er ſeit dem Tode ſeines Vaters im

J. 1766 bis zu ſeinem eignen Tode im J. 1788 von einem Gnadengehalt des päpſtlichen Stuhles lebte, läßt ſelbſt in den Zügen ſeines erſten jugendlichen Auftretens und ſeines heldenmüthigen Benehmens, an der Spitze ſeiner ſchottiſchen Hochländer eine Blüthe errathen, welche entweder damals ſchon von einem innren Wurme geſtochen oder wenigſtens empfänglich für das Gift eines ſolchen Stachels war, deſſen Einfluß Englands eigenthümliche Kraft und Wirkſamkeit in einer Zeit gelähmt hätte, wo dieſelbe für die Jahre, welche kommen ſollten, ſo nothwendig war.

Aber abgeſehen hiervon, abgeſehen ſelbſt von dem ſo ſchwer gebüßten Verſchulden des hochſchottiſchen Volkes an der nun einmal feſtgeſetzten Gewalt der ordnungsgemäßen, auf das Anhalten am Geſetz gegründeten Obrigkeit, bleibt uns dennoch die treue Anhänglichkeit jenes Bergvolkes an ein in mehr als einem Sinne unglückliches Königshaus in jenem Werthe ſtehen, den die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern hat, auch wenn dieſe ſolcher Liebe in den Augen der Fremden nicht ganz würdig waren.

III.

Die Rettungsgeſchichte
der
Miſtreß Spencer Smith.

Wir entlehnen die nachſtehende Erzählung großentheils aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche den Retter der Spencer Smith aus den Gefahren einer ſchweren Gefangenſchaft, den heldenmüthigen Marcheſe Salvo perſönlich kannte und aus ſeinem, ſonſt über dieſen Gegenſtand ſehr verſchwiegenem Munde, die Beſtätigung der Wahrheit des ganzen Berichtes, bis in ſeine einzelnen Umſtände vernahm *).

Mit dem Ausſpruche: „ſeine Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn," wurde in alter Zeit das Thun und Weſen eines Mannes bezeichnet, welcher der Stammvater eines Volkes war, das viele Throne der Völker mit mächtigem Arme erſchüttert hat. In unſrer neueren Zeit haben jene bezeichnenden Worte auf keinen andren einzelnen Mann eine paſſendere Anwendung gefunden, als auf

*) Memoires de Madame la Duchesse d'Abrantes Tome XV Cap. 1, 2.

Napoleon Bonaparte, den gewaltthätigen Bedränger der Völker, den Erſchütterer vieler Reiche.

Was, etliche Jahrzehende vorher in ihrem Kreiſe die Erfinder der Aëronautik gethan, als ſie über die bis dahin für allein gangbar gehaltene Bahn des Landes und des Gewäſſers in die Luft ſich erhoben, das that Bonaparte in ſeinem Kreiſe, als er über den ſcheinbar feſten Boden, auf den das Recht der Herrſcher in der uralt anerkannten Ordnung der Thronfolge geſtützt war, ebenſo wie über das tobende Gewäſſer der franzöſiſchen Volksherrſchaft ſich erhob und ſich ſelber, als Kaiſer, zu einem Herrſcher der Herrſcher erklärte. Nicht minder flüchtig als der Rauchdampf, nicht minder leicht entzündlich als das Gas, welches den Ballon der Aëronauten emportrug, war freilich die Begeiſterung der großen Nation, die ihn und ſein Glück hoch über den Wolken dahin führte und abgeſehen hiervon gab es dort, in der freien Region der Wolken Gefahren vor Stürmen, wie auf keiner andren Bahn; jedes rauſchende Blatt konnte die Stimme eines Boten ſeyn, der ſolch einen Sturm verkündete. Am meiſten war für den kühnen Gewalthaber der Wind aus Weſten, von England her zu fürchten; Britten, wie der Seeheld Sydney Smith, waren ihm mehrere Male auf der Laufbahn ſeines Ruhmes feindlich entgegengetreten; England vor allem und faſt noch allein wagte es in das Rad ſeines Glückes hemmend einzugreifen; Napoleons bitterſte Feinde hatten dort Zuflucht und Schutz gefunden. Und als nach Pichegru und Georges mißlungenem Mordanſchlag der engliſche Kriegsminiſter Hawkesbury in einer von ihm, am 30. April 1804 erlaſſnen Note zwar verſicherte, daß England an dieſen Plänen der Mörder niemals Theil genommen habe, wohl aber es für ſeine Pflicht halte die Bewegungen zu unterſtützen, welche Frank-

reich von dem erniedrigenden Joche der Knechtſchaft unter einem fremden Gewalthaber befreien konnten, da ſchien der Verdacht gerechtfertigt, daß Großbritannien nicht nur die Partheien der Unzufriednen in Frankreich, ſondern durch den Einfluß ſeiner Geſandten ſelbſt auswärtige neutrale Höfe zu Feindſeligkeiten aufzuregen ſuche. Die Correſpondenz, zu welcher der engliſche Geſandte in München, Drake durch das hinterliſtige Entgegenkommen des Jacobiners Mechée de la Touche hatte ſich verleiten laſſen, kam in Napoleons Hände; ſie war voller Ausdrücke der unbeſonnenſten Heftigkeit gegen dieſen und Drake, ſo wie der Bevollmächtigte von Großbritannien am Hofe zu Stuttgart, Sir Spencer Smith, ein Bruder des großen Seekapitäns Sydney Smith, mußten eilig entfliehen, um der franzöſiſchen Gefangennehmung und dem gewaltſamen Hinwegſchleppen nach Paris zu entgehen. Wahrſcheinlich hatte dort beide ein ähnliches Loos betroffen, wie den Capitän Wright, auf deſſen Schiffe Pichegru und George von England nach Frankreich übergeſetzt waren, und den man als Gefangenen nach Paris geführt dort aber eines Morgens mit abgeſchnittener Kehle todt auf ſeinem Lager gefunden hatte.

Zwei Jahre waren vergangen, ſeitdem der vorhin erwähnte Geſandte am Hofe zu Würtemberg, Sir Spencer Smith, der ihm drohenden Gefahr zu Fuße, durch unwegſame Gegenden hatte entfliehen müſſen; die Unſchuld dieſes Mannes an Drakes vermeintlichen Conſpirationsplänen war von jedem Unpartheiiſchen anerkannt, da zeigte es ſich, daß man im Kabinet zu Paris dennoch weder den ungerechten Verdacht noch die Gedanken der Rache gegen den Bruder von Napoleons mächtigem Gegner vor Jean d'Acre aufgegeben habe. Eine Gräfin Attems, Tochter des öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel, des Baron Herbert von

im Winter von 1805 auf 1806 mit ihrem Gemahl aus Deutſchland nach Venedig gekommen, um hier, in der mil-deren Luft von den Folgen einer Krankheit ſich zu erholen; zu ihr kam, in den erſten Monaten des Jahres 1806 ihre jüngere Schweſter, die Gemahlin des Sir Spencer Smith mit ihren beiden Kindern. Venedig war um jene Zeit voller Fremden aus allen Ländern von Europa, und in dem Hauſe der Gräfin Attems verſammelte ſich faſt täglich ein Kreis der durch Bildung oder auch durch Stand aus-gezeichnet war. Madame Smith hielt ſich längere Zeit im Hauſe ihrer Schweſter ſo zurückgezogen und verborgen, daß nur wenige, der vertrauteren Freunde des Hauſes, ſie zu ſehen bekamen; ſie bedurfte der aufmerkſamſten Pflege der Geſundheit noch mehr als ihre Schweſter, denn es galt von ihr in hohem Maaße das was die Herzogin Abrantes von ihr ausſagt: ein ſtarker, kräftiger Geiſt wohnte in einer zarten, leicht zerbrechlichen leiblichen Hülle. Dieſer Geiſt zunächſt war es auch der die Bewunderung und Beachtung eines der vertrauteren Freunde der Gräfin Attems, des damals noch jugendlichen Marcheſe Salvo*), eines ge-borenen Sizilianers an ſich zog. Madame Smith war, wie man ſagt, mit den Sprachen wie mit der Literatur von ſieben der gebildetſten Nationen von Europa in vertrauter Bekanntſchaft; ſie war eine Meiſterin der Tonkunſt, war vor Allem in der Schule mannigfacher Leiden an Gemüth erſtarkt und geläutert; wann und wo ſie in dem engeren

*) Wie er ſpäter in Zeiten der Gefahr darauf anſpielte, war die Deviſe ſeines Wappens, in Deo salus (in Gott meine Hülfe) zugleich der Urſprung ſeines Familiennamens und der Grund jenes freudigen Muthes, den er immer, ſelbſt im Angeſicht des drohenden Todes bewies.

oder weiteren Kreise der Freunde und Bekannten ihrer Schweſter erſchien, da erhielt die geſellſchaftliche Unterhaltung eine höhere Weihe. Den größeſten Theil des Tages brachte die würdige Frau mit ihren beiden Kindern, dem damals ſiebenjährigen Eduard und dem fünfjährigen Sydney zu; der Ernſt ſo wie die Milde einer Mutter, welche nur die Freude und das Wohl andrer Seelen will, verließ ſie auch dann nicht, wenn ſie aus dem Zimmer ihrer Kinder in den glänzenden Salon trat, bei deſſen flackernden Lichtern und lautem Geräuſch ihr inneres Auge nie geblendet, ihr Ohr niemals betäubt wurde.

In dem Hauſe der Gräfin Attems herrſchte ein Geiſt des höheren Friedens, der jedem wohlthat, welcher in den Kreis deſſelben, mit einer Empfänglichkeit für ſolchen Frieden eintrat; am meiſten vielleicht unter allen Fremden, dem damals erſt zwanzigjährigen, edlen Marcheſe Salvo. Da kam, gegen Ende des Winters General Lauriſton, der geweſene General Adjutant des franzöſiſchen Kaiſers nach Venedig, mit dem Rang und Titel eines General-Gouverneurs der Republik. Als wenig Tage nachher der Marcheſe, zur gewöhnlichen Stunde die Gräfin beſuchen wollte, da fand er zu ſeinem Erſtaunen den Salon von Gäſten leer, und als Urſache dieſer ungewohnten Erſcheinung erfuhr er, daß Madame Spencer Smith von dem General-Director der Polizei de la Garde*) die Aufforderung erhalten habe, ſich am andren Morgen früh in ſeinem Büreau einzufinden. Dieſe Zumuthung gegen eine Dame, wie Spencer Smith es war, erſchien um ſo auffallender, da Herr de la Garde allgemein als ein höchſt wohlwollender,

*) Derſelbe, der bald nachher Polizeiminiſter von Portugal und ſpäter kaiſerlicher Staatsrath war.

feinfühlender Mann bekannt, und ein öfterer, von Allen gern geſehener Gaſt in dem Hauſe der Gräfin war. Alle die andren, welche heute etwa zu Beſuche kommen wollten, hatten durch dieſe gar bald, in der ganzen Stadt bekannt gewordene polizeiliche Maaßregel ſich feige abſchrecken laſſen; den jugendlichen Marcheſe empörte ein ſolches Benehmen der falſchen Freunde, ſein edles, dankbares Gemüth drang ihn ſich bei dieſer Gelegenheit als wahren, treuen Freund der edlen Familie zu erweiſen, er ließ bei derſelben ſich melden und erbot ſich, da Graf Artems gerade aus der Stadt abweſend war, die Madame Spencer Smith in eigner Perſon zu dem Generaldirector de la Garde zu begleiten. Die beſtürzten Frauen nahmen das Anerbieten des Jünglings, deſſen ernſter Sinn dem Lebensalter weit voraus war, mit Dankbarkeit an.

Man konnte, als die beiden am andren Morgen zu dem Polizeidirector kamen, dieſem gutmeinenden Manne die Verlegenheit anmerken, in welche der Gehorſam gegen den Befehl ſeiner Regierung und die Pflicht ſeines Amtes ihn, gegenüber einer Dame, die er von Herzen hochachten mußte, verſetzt hatte. Er empfing die beiden Eintretenden mit allen Zeichen einer ungeheuchelten Ehrerbietung und warmen Theilnahme.

„Nehmen Sie ſich,“ ſo ſprach er zu Madame Smith, „dieſe Sache nicht gar ſehr zu Herzen; ich bin überzeugt, daß Alles auf einem Mißverſtändniß beruht. Eine gewiſſe Vorſicht wird allerdings nöthig ſeyn; man weiß, daß in dem Hauſe der Frau Gräfin, Ihrer Schweſter, ein großer geſelliger Kreis ſich verſammlet; ich muß die Bedenklichkeiten, welche vielleicht Ihr Name in Paris erregt hat, durch die Verſicherung zu beſeitigen ſuchen, daß Sie in größeſter Zurückgezogenheit leben. Für das Rathſamſte und Beſte

würde ich freilich es halten, wenn Sie Venedig verließen; es iſt eine Seeſtadt, in welcher beſtändig ein großer Zudrang von Fremden ſtatt findet; ich würde rathen, eine Wohnung auf dem Feſtland, etwa in der Nähe von Padua zu miethen; die Frau Gräfin, Ihre Schweſter, könnte dann viel bei Ihnen ſeyn, und jeder Anlaß zu Verdächtigungen wäre dadurch gehoben."

Die edle Spencer Smith, ſehr erfreut über dieſen milden, leichten Ausgang der polizeilichen Verhandlung, dankte dem Herrn de la Garde für ſeinen wohlmeinenden Rath, dem ſie binnen drei Tagen aufs pünktlichſte nachzukommen verſprach; ſie kehrte mit ihrem Begleiter zurück zur Schweſter. Mit dieſer traf ſie ſogleich die vorbereitenden Anſtalten zu ihrem Umzuge nach dem Feſtland; man entſchlug ſich aller weitren Sorgen. Am Abend des darauffolgenden Tages war der Marcheſe wieder bei der Gräfin zu Beſuch, er fand die Familie ganz allein. Während man in dieſem kleinen Kreiſe mit Geſang und Geſpräch ſich unterhielt, vernahm man plötzlich außen auf der Treppe und dem Vorſaal ein lautes Geräuſch; vier Gensdarmes mit einem Korporal ſind gekommen, um der Spencer Smith es anzukündigen, daß ſie eine Gefangene auf ihrem Zimmer ſey. Alle Andre ſind tief bewegt und erſchrocken, nur ſie allein, die Gefangene zeigt eine Faſſung und Ruhe, wie ſie in ſolchen Fällen nur das Vertrauen zu Gott und ein gutes Gewiſſen vor Ihm und vor den Menſchen, dem Herzen verleihen kann. Nur der Blick auf ihre beiden Kinder, dann auf die tiefgebeugte Schweſter und den Schwager ſcheint dieſe Ruhe auf einige Augenblicke zu ſtören, bald kehrt der innre Frieden wieder zurück. Schweigend entfernt ſich der Marcheſe; ſein Entſchluß, ſelbſt mit Gefahr des eignen Lebens die unſchuldige Frau zu retten iſt gefaßt.

Ganz früh, am andern Morgen eilt er zu dem Polizeidirector hin; er findet dieſen noch allein auf ſeinem Zimmer. Der Mann iſt in ſichtbarer Unruhe; man merkt ihm an, wie ſchwer es ihm fällt, daß er die dringenden Fragen des Marcheſe nach der Veranlaſſung zu der geſtrigen ſtrengen, polizeilichen Verfügung der bittren Wahrheit gemaß, beantworten muß. „Leider," ſo ſagt er zögernd, „hat ſich die Angelegenheit der Madame Spencer Smith ſeit geſtern ſehr verſchlimmert. Ein Courier brachte ihretwegen neue Befehle, die nicht vom Vicekönige, nicht vom Miniſterium, ſondern unmittelbar vom Cabinet des Kaiſers ausgiengen, und welche mit mir zugleich auch der General Lauriſton empfangen hat. Es ſind Befehle, die mich für die bedauernswürdige Dame viel, ſehr viel Schlimmes fürchten laſſen." — „Und welche ſind das?" fragte Salvo mit Ungeduld. De la Garde ſchwieg, nachdenkend einige Augenblicke. „Nun wohl," ſprach er dann mit halblauter Stimme: „Ihnen als dem edlen Freunde der edlen Familie will ich das traurige Geheimniß vertrauen, ſorgen Sie, daß der harte Schlag die zarte, kränkliche Dame nicht zu unverſehens treffe. In ſechs bis ſieben Tagen wird Madame Spencer Smith mit einer ſtarken, militariſchen Escorte nach Mailand gebracht, dort von dem Vicekönige verhört und ſodann weiter nach Frankreich abgeführt werden; ich fürchte ſehr, daß man ſie als Gefangene in die Citadelle von Valenciennes einkerken werde."

„Und was könnte der Grund zu einem ſo harten Verfahren gegen eine arme, kränkliche Frau ſeyn?" fragte der Marcheſe in heftigem Unmuth. „Wie kann ich das wiſſen," erwiederte, etwas beleidigt, der Polizeidirector. „Ich weiß nur," ſetzte er nach einiger Zeit hinzu, „daß der berühmte Commodore Sydney Smith ein Schwager, Herr Spencer

Smith, der vormalige Gesandte in Stuttgart und Freund des berüchtigten Drake, der Gemahl der guten Dame ist, und das viele Gutdenkende mit mir das Loos derselben beklagen werden."

Der Marchese entfernte sich. Der Gedanke, daß eine unschuldige Frau als Staatsverbrecherin behandelt, vielleicht auf zeitlebens eingekerkert werden solle, brachte ihn außer sich, erst nach langer Zeit fand er seine ruhige Ueberlegung wieder. Er allein, der weniger auffallende, dem französischen Cabinet unverdächtige Fremde, konnte, dies war ihm klar, einen Versuch wagen, die Spencer Smith aus der drohenden Gefahr zu retten und er wollte dies thun, selbst mit Gefahr des Lebens. Der ritterlich wackre Jüngling eilte nach dem Palast der Gräfin Attems; er fand Gelegenheit ihre Schwester zu sprechen, diese empfing seine Nachrichten mit einer Ergebung, welche seine Achtung gegen diese außerordentliche Frau noch vermehrte. Er bot ihr seinen rettenden Beistand an, und so schwer ihr anfangs der Gedanke fiel, mit einem fremden, jungen Manne einen Fluchtversuch zu machen, überwog zuletzt dennoch das Vertrauen auf den Charakter jenes seltnen Jünglinges alle Bedenklichkeit; es war, das konnte man dem ganzen Wesen und Benehmen des edlen Marchese anmerken, kein Blick auf die äußere Persönlichkeit der Verfolgten, der seinen kühnen Entschluß bestimmte; einer siebenzigjährigen Matrone, oder der Häßlichsten ihres Geschlechtes würde er, wenn ihr Gemüth von solchem Adel gewesen wäre, dieselben Opfer gebracht haben, wie dieser, allerdings auch äußerlich sehr liebenswürdigen Frau.

Salvos erste Sorge war es jetzt die beiden Kinder der Spencer Smith, den siebenjährigen Edward und den fünfjährigen Sydney in Sicherheit zu bringen. Diese durfte

man nicht zurücklaſſen ohne ſie der Gefahr auszuſetzen, daß man ſie als Geiſeln für ihre Eltern, wer weiß wohin ſchleppe; die Flucht aber der Mutter hätten die beiden Kleinen ſehr erſchwert. Der beſte Ausweg war hier zugleich der nächſte. In Grätz in Stevermark lebte eine dritte Schweſter der Spencer Smith; dorthin konnte man die Kinder, unter der Aufſicht ihres Hofmeiſters ohne große Schwierigkeit bringen. Es war ein ſchöner, heitrer Frühlingstag; der Marcheſe veranſtaltete eine Luſtfahrt über die Lagunen hinüber nach Fuſina, unter andren Bekannten war auch der Hofmeiſter der beiden Knaben, ein wackrer, junger Würtemberger, mit ſeinen kleinen Zöglingen dazu eingeladen. Drüben angelangt, nahm Salvo, den Hofmeiſter auf die Seite. Er gab ihm hundert Louisdor und zugleich im Namen der Mutter den Auftrag, unverzüglich und auf geradeſter Straße mit ſeinen Zöglingen zur Gräfin Straſſolda, ihrer Tante zu reiſen. Ein Paß, auf den Namen des Hofmeiſters und zweier Kinder war ſchon bereit, die Extrapoſt durch den Bedienten des Marcheſe ſchon beſtellt; der wackre, junge Deutſche richtete, ohne auf ſeinem Wege einem Hinderniß zu begegnen, den empfangenen Auftrag zur vollkommnen Zufriedenheit ſeiner Herrin aus.

Ein zweiter Schritt, zur Förderung des Rettungsplanes mußte jetzt geſchehen; der Marcheſe bewog die Frau Spencer Smith einen Brief an den Generalgouverneur Lauriſton zu ſchreiben, worin ſie dieſen um Erlaubniß bat, auf ihre Reiſe nicht nur eine Kammerfrau, ſondern, wenigſtens bis nach Mailand, auch einen männlichen Begleiter, einen Freund ihrer Familie mit ſich nehmen zu dürfen, und als einen ſolchen nannte ſie den Marcheſe Salvo. Lauriſton, mit jener Artigkeit, welche die Gebildeten ſeiner Nation dem zärteren Geſchlecht ſo gern er-

wissen, antwortete sogleich, daß es ihm zur höchsten Freude gereiche, daß ihn die empfangenen Befehle seines Souveräns keineswegs hinderten einen solchen billigen Wunsch der Madame Spencer Smith zu gewähren; der Marchese Salvo wurde ihr zum Begleiter auf ihrer Reise gegeben, mit der vollen Versicherung, daß man ihn auf dem ganzen Wege nicht als einen Mitgefangenen, sondern als einen in Beziehung auf alle seine Handlungen vollkommen freien Cavalier betrachten werde.

Am 25. April 1806 verließ Mistreß Spencer Smith Venedig, begleitet von vier Gendarmes und einem Corporal mit Namen Amedée. Ihr eigentliches Gefolge bestund aus einer Kammerjungfer, Namens Louise, und aus dem jungen Freunde Salvo, der im Nothfall die Dienste eines Kammerdieners zu vertreten bereit war. Außer diesen beiden saß der eheliche Amedée mit in der Gondel, und später in dem Wagen der Dame. Der Marchese hatte noch erst in den letzten Tagen vor der Abreise aus Venedig Gelegenheit gehabt, sich über den ganzen Umfang der Gefahr zu unterrichten, welche seiner Freundin drohte. Im Kabinet des Kaisers hielt man dieselbe für eine Agentin jener meist in England lebenden gefährlichen und verhaßten Parthei, zu welcher Drake so wie ihr eigener Gemahl, Spencer Smith, namentlich gezählt wurden. Sie erschien dem Kaiser gefährlicher noch als ein Mann, denn, das wußte man, sie war durch ihre äußern Vorzüge so wie durch ihren Charakter, durch ihre außerordentlichen Gaben des Geistes geeignet mehr auf die Seelen der Männer zu wirken als mancher große Diplomat, und warum sollte sie England und ihren Gemahl verlassen haben, warum war sie gerade jetzt nach Venedig gekommen, wo ein so ungewöhnlicher Zudrang der Fremden schon für sich allein allerhand

Bedenklichkeiten erregte? So lag auf der bedauernswürdigen Frau ein ſchweres Gewicht des gehäſſigſten Verdachtes, ihre Gefangenſchaft würde eine ſehr harte, für eine ſolche zarte Natur unerträgliche geworden ſeyn.

Der Gouverneur Lauriſton, ſo wie der General-Director de la Garde hatten in Rückſicht auf den wahrhaft beſorglichen Geſundheitszuſtand der Dame den begleitenden Gensdarmes die Weiſung ertheilt, daß ſie, ſo oft Frau Spencer einer ſolchen Ausruhezeit bedürfe, mit ihr nicht nur über Nacht, ſondern nöthigen Falles ſelbſt etliche Tage an einem Ort verweilen ſollten, nur dürfe dieſer Ort kein Dorf oder offner Marktflecken, ſondern müſſe eine militäriſch beſetzte, befeſtigte Stadt ſeyn. Auf Salvos Rath hatte Frau Spencer vor ihrer Abreiſe dieſe Vergünſtigung ſich erbeten, denn der Marcheſe hoffte ſchon in Verona, durch einen kühnen Streich zur Ausführung ſeines Rettungsplanes gelangen zu können. Dort nämlich wohnte ein Freund ſeiner früheſten Jugend, den er wie einen eignen Bruder liebte, der Graf Leonardo Grimani. Auf engliſch ſprach der Marcheſe der Dame ſeinen Wunſch aus, daß ſie die Gensdarmes beſtimmen möge, einen Tag mit ihr in der Stadt zu verweilen, indem ſie der Ruhe bedürfe, und die Leute waren ſogleich dazu bereit.

Kaum waren die Reiſenden aus dem Wagen geſtiegen, da eilte Salvo zu ſeinem Freunde. Er fand den Vorſaal des Hotels verſchloſſen, der Hausmeiſter ſagte ihm, daß der Graf auf ſeinem etliche Meilen weit abgelegnen Landſitze ſey. Durch einen reitenden Boten von der Poſt ſendet er dem Freunde einen Brief, darin er ihn bittet, daß er in der nächſten Nacht um 1 Uhr ſich in der Arena einfinden möge. Der Marcheſe wolle da, unter der ſiebenten Arkade vom Eingang zur Linken ſeiner warten; ein leiſes

Zeichen der Hände ſolle das Zeichen ſeyn, auf welches der Verborgene ſogleich aus ſeinem Verſteck hervortreten werde. Er vertraue feſtiglich auf die Hülfe des treuen Freundes ſeiner Jugend in einer Angelegenheit, bei welcher ſeine Ehre, ſeine Freiheit, ja ſein Leben in der höchſten Gefahr ſeyen, und welche zugleich zur größeſten Vorſicht und Verſchwiegenheit auffordere.

Der Poſtillon kam nicht mit der erwarteten Antwort zurück; der edle Marcheſe beurtheilte ſeinen Freund nach ſich ſelber und ſo wie er einer ſolchen Aufforderung augenblicklich würde gefolgt ſeyn, hoffte er daſſelbe auch von dem Grafen Grimani. Er hatte ſich im Gaſthaus ein Schlafzimmer zur ebenen Erde gewählt, das nach der Straße heraus gelegen war, ſobald er bemerkte, daß im ganzen Hauſe ſo wie auf der Straße eine vollkommne Stille herrſche, öffnete er das Fenſter und ſtieg, in ſeinen Mantel gehüllt hinaus. Ein Blick nach den Fenſtern der Frau Spencer überzeugte ihn, daß dieſe wach und in großer Bewegung ſey, denn obgleich die Vorhänge zugezogen waren, konnte er doch bei dem Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte, es bemerken, daß Jemand den Fenſtern, horchend und ſpähend bald ſich nahe, bald wieder davon entferne.

Die Nacht war trübe und regnigt; der Mond im erſten Viertel und ſchon dem Untergehen nahe, brach nur auf einzelne Augenblicke aus dem Gewölk hervor, doch der Marcheſe war mit allen Gaſſen und Plätzen der Stadt wohl bekannt, er fand ſich ohne Schwierigkeit zur Arena, und nach dem verabredeten Bergungsorte unter dem ſiebenten Bogen zur Linken des Einganges hin. Es ſchlägt eins, es vergeht eine Stunde der ſtürmiſch regnigten Nacht nach der andern, der Tag beginnt zu grauen, und der erwartete Freund kommt nicht. Endlich ſcheint es dem Mar-

ſeſe, um keinen Verdacht zu erregen, nöthig, ſich wieder auf ſein Zimmer zu begeben. Er geht an der Poſt vorüber; ſein reitender Bote iſt ſo eben zurückgekehrt, mit einem Briefe des Grafen, der nichts als flache Entſchuldigungen enthält und deutlich zu verſtehen gibt, daß er nicht geſonnen ſey, ſich in Dinge zu miſchen, die vielleicht für ihn von bedenklichen Folgen ſeyn könnten. — „Das iſt mir ein Freund, ein Freund nach der Welt," ſpricht der Marcheſe, als er den Brief außen auf der Straße geleſen; zähneknirſchend vor Zorn zerreißt er ihn und wirft die Fetzen umher.

Am Morgen, beim Frühſtück, erzählt er mit wenig Worten der Freundin, was ihm geſchehen und wie ſeine Erwartung auf die Hülfe eines vermeintlichen Freundes getäuſcht worden ſey; Frau Spencer in ihrer ernſten, ſanften Weiſe ſucht ihn zu beruhigen. In der Stunde, die man geſtern den Gensdarmes beſtimmt hatte, verließ man Verona; am erſten Mai gegen Abend kam die kleine Karawane in Peſchia an, wo der weitren Verabredung nach ein Raſttag ſollte gehalten werden.

Auf dem Wege dahin hatte der Marcheſe ſich mit nichts Andrem beſchäftigt, als mit Plänen zur Rettung ſeiner Freundin. Zwar die Hoffnung, daß Frau Spencer im Schloſſe ſeines vermeintlichen Freundes, des Grafen Grimani einen ſichern Bergungsort finden werde, war jetzt zu nichte geworden, aber ein andrer Gedanke war ihm, nach langem Hin- und Herſinnen gekommen. Er hatte ſich im Jahr vorher einige Zeit zu ſeinem Vergnügen am Ufer des Gardaſees aufgehalten und war damals öfters auf einem kleinen Fiſcherboot von Salons nach Riva gefahren; kennte er mit der Gefangenen nur Salons erreichen, dann, ſo hoffte er, ſollte die weitre Flucht durch

Tirol nach Steyermark nicht mehr ſo ſchwer ſeyn. Er theilte der Gefangenen ſeine Hoffnungen, ſo wie die Ausſichten auf ihre Erfüllung mit; der brave Amedée, den die Bewegung des Wagens öfters in ſüßen Schlummer wiegte, achtete nicht auf die Geſpräche in einer Sprache, die er nicht verſtand.

In Brescia angelangt, ſahe ſich der Marcheſe zuvörderſt nach einem Gaſthauſe um, das zur Ausführung ſeines Planes günſtig gelegen ſey. Seine Wahl fiel auf den Gaſthof delle due Torre. Kaum hatte man hier die Dame auf ihr Zimmer gebracht, da ſuchte Salvo den Corporal der Gensdarmes, den ehrlichen Amedée, auf, einen Menſchen von durchaus harmloſem Naturell und bei beſtändig guter Laune; mit dienſtfertigem Eifer dem freigebigen Marcheſe zugethan. „Mein lieber Amedée," ſo redete er dieſen an, „ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Ich habe mich da in eine Sache eingelaſſen, die mir viele Sorgen macht. Wir gehen jetzt nach Mailand, ich kenne den Vicekönig, den Prinzen Eugen, perſönlich und bin demſelben viele, hohe Verbindlichkeiten ſchuldig. Was wird dieſer verehrte Prinz von mir denken, wenn er mich als den Begleiter und Schützer einer Staatsgefangenen, einer Dame, auf welcher ein politiſcher Verdacht haftet, wiederſieht. Ich kann mich wahrhaftig dieſer Schande nicht ausſetzen. Es wird deshalb wohl das Beſte ſeyn, wenn ich mich gleich hier von der Dame trenne, und erſt jenſeits Mailand wieder zu euch komme."

„Hab ich mirs doch," ſo ſagte Amedée mit wichtiger Miene und jedem Worte des Marcheſe Beifall nickend, „ſchon längſt gedacht, daß für einen Herrn, wie Sie ſind, eine ſolche Sache ſich nicht recht ſchicken will. Und wozu überhaupt bedarf die arme Dame einer ſo vornehmen Be-

gleitung. Wir werden alle mögliche Sorge für ſie tragen, und ſie gewiß ſicher und wohlbehalten an Ort und Stelle bringen.“

„Ganz recht,“ ſagte der Marcheſe, „aber, mein lieber Amedée, Ihr werdet es begreiflich finden, wie ſchwer ich mich entſchließen kann, der guten Dame meine Abſicht ſelber mitzutheilen. Uebernehmt Ihr, mein lieber Freund, dieſes Geſchäft; kündigt ihr, ſobald ihr ſie morgen ſehet, meine nahe Trennung von ihr an, und wenn Ihr wollt, laßt ihr auch die Hoffnung auf meine Zurückkehr. Ich werde ſogleich morgen früh die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreiſe treffen; wenn ich damit zu Stande bin, will ich die Dame noch ſprechen, aber, verſteht mich wohl, ohne Zeugen.“

„Ich verſtehe wohl,“ ſagte der gefällige Corporal, indem er eine liſtige Miene annahm, und dabei mit den Augen blinzelte; „beſorgen Sie nur ruhig Ihre Geſchäfte; es ſoll Sie kein Menſch bei Ihrer letzten Unterhaltung mit der Dame ſtören.“

Der Marcheſe beſtieg am andren Morgen ein Poſtpferd und ritt nach Salo am Gardaſee. Dort bei ſeinen ihm wohlbekannten Schiffern beſtellte er für den nächſten Tag, von früh 3 Uhr an zwei Fahrzeuge, ein kleineres für ſich und ſeine Begleiterin, ein größeres für einen Extra-Poſtwagen und die dazu gehörigen Pferde. Er bezahlte die Taxe des Fuhr- und Fährlohnes voraus, und überdieß ſtund der freigebige Herr bei den Bewohnern von Salo in gutem Andenken. Er eilte zurück nach der Stadt, Amedée, wie er verſprochen, ließ ihn ohne Zeuge des Geſpräches zu ſeyn, zu Frau Spencer hinein. Ihr kündigte er jetzt die Nothwendigkeit an, daß ſie in der nächſten Nacht als Mann verkleidet auf einer Strickleiter aus ihrem

Zimmer herabſteigen, und mit ihm allein entfliehen müſſe. Wie er erwartet hatte, ſo geſchahe es, die gute Frau, welche ſonſt in Allem, was auf dem Wege der Ordnung gieng, ihre ruhige Faſſung zu bewahren wußte, gerieth bei der Zumuthung ſo ungewöhnlicher Dinge in heftige Bewegung; ſie zitterte und weinte; er konnte ihr nur wiederholen, daß dieß der einzige Ausweg zu ihrer Rettung ſey, und ihr noch ſagen, daß ſie um 9 Uhr des Abends ein Seil von ihrem Fenſter herablaſſen ſolle, um daran ein Paquet und eine Strickleiter hinauf zu ziehen. Weitere Anweiſungen ſollte ein Brief enthalten, den er zu dieſem Zweck ſchreiben und mit dem Paquet ihr zuſtellen wollte.

Der Marcheſe hatte ſich unvermerkt das Material zu einer Strickleiter verſchafft, er brachte dieſe während des übrigen Theils des Tages mit eigner Hand zu Stande; die Höhe des Fenſters, aus welchem Madame Smith herabſteigen mußte, betrug zum Glück nicht mehr als 10 bis 12 Fuß. Punkt neun Uhr fand er ſich in dem kleinen Gäßchen ein, nach welchem das Zimmer der Gefangenen hingelegen war. Im Zimmer der Frau Spencer ſo wie in dem daran ſtoßenden, welches die Gensdarmes inne hatten, ſahe man Licht. Mit dem Schlag neun Uhr hatte ſich das Fenſter im Zimmer der Dame leiſe aufgethan, ein Seil wurde herabgelaſſen, vorſichtig nahete ſich der Marcheſe und knüpfte ein großes Bündel an das Seil, welches augenblicklich hinaufgezogen wurde. Der trübe, mit Regen drohende Himmel, die Abgelegenheit des Gäßchens vom Verkehr der Stadt und die Sorgloſigkeit der Gensdarmes, welche laut ſchwatzend und Tabak rauchend bei ihren Weinflaſchen ſaßen, begünſtigten das Geſchäft, welches in wenig Minuten vollendet war. Der Marcheſe, ſobald er den Bündel in Sicherheit wußte, zog ſich nach ſeinem Verſteck zurück: nach einer

ſo eben leer ſtehenden Scheune, welche ganz nahe bei dem Thor ſich befand, durch welches der Weg nach Salo hinausführte. Dort ſtund ein leichter Wagen mit guten Pferden beſpannt, den er, um ziemlich hohen Preis, mit Erlegung einer Unterpfandsſumme auf 48 Stunden gemiethet hatte. Er warf ſich auf das Stroh hin, um wo möglich einige Minuten zu ſchlafen, denn es war voraus zu ſehen, daß, wenn man nicht etwa am andern Tag ihn durch ein Kriegsgericht zur ewigen Ruhe ſendete, er für mehrere Nächte nicht zum Schlafen kommen werde. Doch das innre Bangen vor dem ungewiſſen Ausgang des kühnen Wagſtückes ließ ihn zu keinem eigentlichen Schlafe kommen.

In dem Bündel, der jetzt in den Händen der Miſtreß war, fand ſich außer einem vollſtändigen männlichen Anzug und der Strickleiter ein Fläſchchen mit 25 Tropfen Laudanum. Der dazu gefügte Brief gab der Dame die Anweiſung, daß dieſe, in jedem Falle unſchädliche Doſis Opium benutzt werden ſolle, um das Kammermädchen einzuſchläfern, wenn etwa daſſelbe der Flucht ihrer Herrſchaft hinderlich werden könne. Mit Schlag 11 Uhr, ſo beſtimmte der Brief weiter, ſolle Frau Spencer die Strickleiter herablaſſen und an ihr herunterſteigen.

Es war jetzt zehn und ein halb Uhr, der Marcheſe machte ſich auf den Weg zum Gaſthaus. Er war in einen großen Soldatenmantel gehüllt, hatte einen dreieckigen, militäriſchen Hut auf ſeinem Haupte, und ſchritt, als ein zur Beſatzung der Stadt Gehöriger, mit Sicherheit einher. Er kam zu dem kleinen Gäßchen unter die Fenſter der Gefangenen. Aber wie groß war hier ſein Schrecken; Alles ſchien entdeckt; denn das Fenſter am Zimmer der Gensdarmen war geöffnet; nirgends ſahe man ein Licht, dort im dunklen Zimmer mochten vielleicht die Wächter den

Augenblick abwarten, wo sie ihn und die Mistreß auf frischer That der Flucht ergreifen konnten. Er nahte sich, vorsichtig nach allen Seiten umherblickend; da hörte er zu seinem Troste das laute Schnarchen der Waffenmänner; ein Konzert, bei welchem die tiefe Baßstimme des ehrlichen Amedée am meisten sich hervorthat.

Die Uhren der Stadt schlugen jetzt 11. Als die Glocke der nächststehenden Kirche ausgeschlagen hatte, zeigte sich ein schwacher Lichtschimmer am Fenster der Gefangenen. Diese erschien, als Jüngling gekleidet; das treue Kammermädchen Louise warf zuerst ein Paquet hinunter, das der Marchese auffing, dann ließ sie ein Kästchen mit dem Brillantenschmuck ihrer Dame an dem Seile hinab. Die Frau Spencer, nachdem sie in einem kurzen, inbrünstigen Gebet sich Gott befohlen hatte, setzte jetzt ihre Füße hinaus auf die schwankende Strickleiter; sie fieng an hinabzusteigen. Sie ist noch nicht weit gekommen, da überfällt sie ein Schwindel; krampfhaft klammert sie sich an den Seilen der Leiter an, sie kann weder vorwärts noch rückwärts. „Fassen Sie Muth," ruft ihr mit halblauter Stimme der Marchese zu, „nur noch einige Stufen weiter dann lassen Sie sich fallen; meine Arme werden Sie auffangen." In diesem Augenblick hört man Fußtritte von nahenden Männern. „Wir sind beide verloren," spricht der Marchese, „wenn Sie meinem Rathe nicht folgen." Die geängstete Frau, der Ohnmacht nahe, ihrer Besinnung beraubt, läßt die Stricke aus den Händen los; sie stürzt hinab auf ihren Befreier, auch dieser fällt unter der Last zu Boden, und nur der Bündel, auf den er zum Glück hinfällt, schützt ihn dabei vor Beschädigung. Indeß gehen die beiden Männer, deren Fußtritte man gehört hatte, laut singend in der Nähe vorüber, ohne in dem Dunkel der Nacht und wie es schien ihres

Rauſches von dem was unter den Fenſtern des Gaſthofes vorgieng, etwas zu bemerken. Auch die ſchlafenden Gensdarme ſchnarchten in gleichmäßigem Takte fort, und der, welcher vor der Thüre der Miſtreß die Wache hielt, hatte auch, von dem was im Innern deſſelben geſchahe, ſich nichts traumen laſſen.

Die beiden Flüchtlinge ſchritten jetzt ſo raſch als möglich der Scheuer zu. Dort ſank die Dame erſchöpft nieder. „Mein Gott," ſo rief ſie, „welch ſchreckliche Nacht iſt dies. Ach, wenn ſie wüßten was geſchehen iſt." Der Marcheſe bat ſie, ſich zu beruhigen. „Iſt ja," ſo ſprach er, „das Schwerſte nun glücklich vorübergegangen, bald, dies hoffe ich zu Gott, ſind Sie außer Gefahr, ſind für Ihren Gemahl, Ihre Kinder und Ihre Schweſtern gerettet." — „Ach," ſo antwortete die Miſtreß, innig weinend, „wie könnte ich ruhig ſeyn? — Denken Sie, meine arme Louiſe, das treue Mädchen, hat, damit ſie außer Stand ſeyn möchte, die Fragen über meine Flucht zu beantworten, die ganze Portion des Opiums, die Sie uns ſendeten, ohne daß ich es hindern konnte, verſchluckt." Ein Schreck, nicht über die vermeintliche Lebensgefahr des Mädchens, denn er wußte, daß dieſe Furcht ungegründet ſey, ſondern von andrer Art durchſchauerte in dieſem Augenblicke die Seele des Marcheſe. Als er mit der Miſtreß entfloh, hatte er vergeſſen die Strickleiter vom Fenſter abzureißen; Louiſe, ſo hatte er, als das Verſäumniß ihm einfiel, gehofft, würde dieſelbe hinaufziehen. Jetzt aber, ſo durfte man vermuthen, lag das arme Mädchen längſt in tiefem Schlafe; beim erſten Grauen des Tages konnte ein Vorübergehender die Strickleiter entdecken und Lärm machen. Er läuft ſo ſchnell er kann, nach dem Gaſthaus zurück; die Strickleiter iſt nicht mehr da, Louiſe hatte, ehe ſie ſich ſchlafen legte, ſie abgeſchnitten, ſie lag unten am Boden. Der Marcheſe rafft

dieſelbe zuſammen, er wirft ſie in einen Schmutzwinkel des Seitengäßchens und kehrt beruhigt zu der geängſteten Frau zurück. Aber auch dieſe hatte ihre gewöhnliche Faſſung und Ruhe wieder gefunden, denn ſie trug den Quell dieſer Ruhe in ihrem frommen Herzen.

Die Beiden ſetzen ſich in den Wagen; der Marcheſe kutſchirt. Wie aber jetzt, in der Mitternachtsſtunde aus dem verſchloßnen Thore der Feſtung hinauskommen? Auch für dieſen Fall hatte Calvo ſchon Vorſorge getroffen. Er zieht eine blaue Offiziersmütze mit breiter goldner Treſſe und großer goldner Quaſte aus dem Cabriolet hervor, ſetzt ſie auf ſeinen Kopf und fährt in ſchnellem Trabe nach dem Thore hin. „Wo iſt," ſo ruft er hier mit donnernder Stimme, „der Thorhüter? Herbei, du Pflichtvergeſſener, ich werde dich caſſiren laſſen." Der Thorwärter, aus ſeinem Schlafe aufgeſchreckt, tritt mit den Schlüſſeln in der Hand, hervor. „Wer iſt da," ruft er, „und was begehrt man von mir?" — „Der Oberſt des dritten Regimentes. Ich habe dir geſtern anſagen laſſen, daß ich heute, kurz nach Mitternacht in wichtigem Geſchäft zum Thor hinausfahren müſſe, man wird dich wegen deiner Nachläßigkeit zur Verantwortung ziehen; ich hatte dich an deinem Poſten erwartet." „Mein Herr Oberſt," ſpricht der Thorwärter ganz demüthig, „ich kann Ihnen verſichern, daß mir nichts gemeldet worden iſt." „Nur keine lange Entſchuldigung," donnert ihm der Marcheſe zu, „augenblicklich öffne mir die Thore." Der Thorhüter, indem er ehrerbietig ſeine ſeidne Mütze in der Hand hält, ſchließt die drei Flügelthüren des Thores auf, läßt den Wagen hinaus, und legt ſich, nachdem er hinter demſelben wieder zugeſchloſſen, von neuem zur Ruhe nieder.

Der Morgen des 3. Mai fängt an zu dämmern, als die beiden Flüchtlinge in Calo ankommen. Dort ſtehen

die beiden Fahrzeuge, das eine mit dem Wagen, der ſie zu Lande weiter führen ſoll, bereit; der Marcheſe gibt das Fuhrwerk, das er in Brescia gemiethet hatte, in ſeine Hand zurück, die Ruderer greifen rüſtig ihr Werk an; bald ſieht man das Ufer von Salo weit hinter ſich. Zum erſten Male ſeit vielen Tagen und Nachten athmete die bedauernswürdige Frau wieder frei auf; der Strahl, den die aufgehende Sonne über die grünenden Ufer und den Spiegel des Sees ergießt, zerſtreut ihre Sorgen, ſtärkt ſie zum freudigen Hoffen; der milde Lufthauch, gemiſcht mit dem Duft der blühenden Orangen, geht wie ein lindernder Balſam in ihre Bruſt ein, ſie verſinkt in einen ſanften Schlaf. Neu belebt und erfriſcht kommt ſie in Riva an, wo ſie, während des kurzen Verweilens im Gaſthaus, die ihrem Geſchlecht fremdartigen Kleider, mit den eignen, die der Bündel enthielt, vertauſcht, dann, ohne Verzug, ſetzt man die Reiſe nach Trient fort.

Es war Abend als die beiden Reiſenden hier ankamen. Trient war damals in Beſitz von Bayern, ſtand jedoch, wie dieſes Land ſelber, ganz unter franzöſiſchem Einfluß. Der Marcheſe wollte, damit die Weiterreiſe am andren Morgen nicht gehindert ſey, noch heute ſeinen Paß viſirt und den nöthigen Auslaßſchein haben. Jener Paß war freilich keineswegs in vollkommner Ordnung, unter andren hatte auch, weil jetzt Frau Spencer wieder als Dame gekleidet war, der Marcheſe das Wort Cameriere (Kammerdiener), in Cameriera (Kammerjungfer) umgewandelt. Der Polizeikommiſſar, ſchon verdrießlich darüber, daß man ſo ſpat ihn beunruhige, verweigerte das Viſe und die Erlaubniß zur Abreiſe; er beſtellte die Paßinhaber auf den andern Morgen um 8 Uhr zu einem weitren Verhör und Beſcheid; es ſchien nichts Andres übrig zu bleiben als zu Fuße auf-

zubrechen, um ſo der neuen Gefahr zu entgehen. Die bedauernswürdige Miſtreß, ſo ſchwach und ſo erſchöpft ſie ſich auch durch die Unruhen der letzten Tage fühlte, erklärte dennoch ſich bereit zu dem ſchweren Unternehmen, das ſie für durchaus unvermeidlich hielt.

Der Marcheſe hatte, ſeit ſeinem Eintritt in das Gaſthaus, die Phyſiognomie des Wirthes ganz beſonders aufmerkſam ins Auge gefaßt. Er bedurfte hier eines Menſchen von zuverläſſigem Charakter, auf deſſen freundliche Theilnahme und guten Rath er vertrauen konnte. Als ein ſolcher erſchien ihm ſeinem Ausſehen, wie ſeinem ganzen Benehmen nach dieſer Mann. Er nahm denſelben bei Seite, und fragte ihn nach dem ſicherſten, beſten Wege den er zu nehmen habe. Der Wirth betrachtete ihn mitleidig. „Es iſt," ſo ſagte er, „eine zu harte Zumuthung an Ihre zarte Dame jetzt um Mitternacht eine Fußreiſe durch unſre Gebirgsgegenden anzutreten. Sie wird kaum eine Stunde weit kommen, ohne der Anſtrengung zu erliegen. Darum biete ich Ihnen ein andres Auskunftsmittel an. Sie ſtehen hier noch unter keiner polizeilichen Aufſicht und ich vertraue Ihrem mir gegebenen Ehrenwort, daß Sie frei ſind von allen gefährlichen, feindlichen Abſichten gegen mein Vaterland und meine Regierung. Ich bin bereit Ihnen ein leichtes, einſpänniges Fuhrwerk, deſſen ich mich zu kleinen Landpartheien zu bedienen pflegte, und dazu ein gutes, kräftiges Pferd abzulaſſen. Der Preis, den ich dafür beſtimmen will, wird Sie überzeugen, daß ich nicht geſonnen bin aus der augenblicklichen Noth eines meiner Nebenmenſchen einen Vortheil zu ziehen. Wenn Sie dieſes Mittels ſich bedienen wollen, wird es Ihnen leicht ſeyn ſchon im Verlauf dieſer Nacht aus unſrem Stadtgebiet in eine Gegend zu entkommen, wo kein übertrieben ängſtlicher und

mürriſcher Polizeibeamter Sie wegen ſolcher Kleinigkeit, wie der Anſtand iſt, den der hieſige an Ihrem Paß genommen, beläſtigen wird.“

Wir haben kaum nöthig es zu erwähnen, daß unſre beiden Reiſenden mit herzlicher Dankbarkeit das Anerbieten des wackren Gaſtwirthes annahmen. Der gute Mann ſchirrte ſelbſt das Fuhrwerk an, half der Miſtreß und ihrem Begleiter beim Einſteigen in daſſelbe und ſetzte ſich ſelber mit auf, um den beiden Fremden durch Angabe ſeines Namens bei dem Thorwärter aus der Stadt hinauszuhelfen.

Es war zwei Uhr des Morgens als der Einſpänner außer den Mauern von Trient das Freie erreichte. Der Wirth begleitete ſeine Gäſte noch ein gut Stück Weges, dann nachdem er ihnen treuherzig die Hand geſchüttelt und Gottes Geleit gewünſcht hatte, kehrte er nach der Stadt zurück.

Durch das, was ihnen in Trient begegnet war, eingeſchüchtert, hatten unſere beiden Reiſenden es für nöthig gefunden ihren anfänglichen Reiſeplan in etwas abzuändern. Es ſchien ihnen, nach ſolchen Erfahrungen nicht rathſam den Weg durch die größeren, militäriſch ſtark beſetzten, polizeilich ſtreng überwachten Städte zu nehmen, obgleich derſelbe zum ſchnelleren Fortkommen der vortheilhafteſte geweſen wäre. Statt nach Botzen, Briren und Inſpruck hatte der Marcheſe beſchloſſen durch das Valſuganthal über Pergine, Borgo und Primolano zu gehen, dann über Feltre, Belluno, Longarone den Weg in das nördliche Tirol und in das Drauthal bis nach Linz einzuſchlagen, von wo aus er die weitre Richtung durch das Zielthal und Tauernthal dann über die Veller Tauern nach dem Salzachthale und zuletzt über Radſtadt nach dem erſehnten Ziele der Reiſe, nach Steyermark zu nehmen gedachte. Die Reiſecharte, welche der

gute Marchese bei sich trug, legte freilich der Entwerfung dieses Planes keine besondren Schwierigkeiten in den Weg; die Mühseligkeiten aber und die Gefahren die sich bei seiner Ausführung einstellten ließ diese Charte nicht errathen.

Ein kleines, leichtes Vorspiel der künftigen Beschwerden, fand sich schon heute, am ersten Tage ein. Ein kraftiger Tiroler würde freilich die Stöße des Fuhrwerkes, das keineswegs in Federn hieng, sondern von der handfesten Bauart unsrer Bauernwägen war, nicht geachtet und kaum bemerkt haben, der zarten Mistreß sahe man es aber bei jedem solchen Stoße an, wie empfindlich ihre Nerven fur eine so ungewohnte Erschütterung seyen. Sie bog sich, in ihren Mantel gehüllt, bald auf diese bald auf jene Seite des Wagensitzes, wahrend der Marchese vorn auf dem Bocke saß, und als Kutscher das Fuhrwerk lenkte. Gegen Morgen, als der Weg von den Hügeln, jenseits Civezzano sich hinabzog ins Thal, fühlte sich die bedauernswürdige Frau so angegriffen, daß sie den Begleiter bat etwas langsamer zu fahren, dieser aber, der die Gefahren jedes kleinen Verzuges wohl erkannte, durfte, zu seinem Bedauern den Wünschen der guten Mistreß nur wenig nachgeben. Die Sonne war jetzt aufgegangen und beleuchtete die Gebirgsgegend, da vernahm der Marchese aus einiger Entfernung hinter sich das Rollen eines Wagens, das Klatschen einer Peitsche. Das Fuhrwerk kam aus Trient. Es näherte sich immer mehr und man konnte beim Strahl der Morgensonne deutlich sehen, daß es eine Kalesche war, in welcher Militärpersonen saßen. Die Mistreß ward bleich und zitterte, auch der Marchese ahnete nichts Gutes; er sahe in diesen Leuten, mit großer Wahrscheinlichkeit, nachsetzende Verfolger. Ein Entschluß mußte schnell gefaßt werden. Den vermuthlichen Verfolgern schien die Sonne ins Gesicht, sie hatten, das

durfte man vorausſetzen, das kleine Fuhrwerk der beiden Flüchtlinge noch gar nicht oder nur undeutlich bemerkt; eine Wendung von der Straße hinweg, nach der Seite konnte dieſe retten.

Aber ein ſolcher Ausweg war hier ſchwierig genug, denn an der einen Seite der Straße erhob ſich ein gaher, dicht mit Gehölz bewachsner Abhang, auf der andren war ein tiefes Thal, auf deſſen Grund ein Wildbach floß. Es blieb dem Marcheſe nichts übrig als da hinab ins Gebüſch ſich einen Weg zu bahnen. Er ſtieg ab, nahm das Pferd beim Zügel und ließ es mit dem Wagen über Stock und Stein hinablaufen in das Thal, dann über den Bach hinüber in ein Dickicht von Buſchwerk und jungen Baumen, das die Flüchtlinge ſammt ihrem Fuhrwerk vollkommen verbarg.

Erſt hier konnte er ſich Zeit nehmen nach ſeiner armen Begleiterin ſich umzuſehen. Dieſe war außer ſich über das halsbrechende Wagſtück; ſie ſaß handeringend im Wagen, und mit einer an ihr niemals ſonſt bemerkbaren Aufregung rief ſie dem Marcheſe zu: „Mein Gott, ſchon zu lang hat dieſer vergebliche Kampf um die Erhaltung meines armſeligen Lebens gedauert. Warum haben wir die Verfolger nicht erwartet; was haben wir für Hoffnung dieſer Art der Gefahren zu entkommen? Iſt nicht ganz Europa jenem gewaltigen Manne unterthanig? Ich bitte Sie Herr Salvo überlaſſen Sie mich meinem Schickſal. Führen Sie mich nach Mailand, dort vor der Stadt verlaſſen Sie mich und entfernen ſich dann ſchnell, ehe man Sie ergreift.“ Die arme Frau weinte dabei und ſchien ſich gar nicht mehr faſſen zu können. Der Marcheſe indeß auf der andren Seite verwies ihr freundlich ihren Kleinmuth; er bewies ihr, daß der Vorſchlag, den ſie ſo eben machte, ohne die groſſeſten Gefahren für ſie beide nicht auszuführen ſey. Das gute Gelingen

des Anfanges der Flucht ſey eine Bürgſchaft für Gottes ferneren Schutz. Er erinnerte ſie an ihre Pflichten als Mutter, als Gemahlin und Tochter.

In dieſem Augenblick hörte man den Wagen, der all dieſen Schrecken erregt hatte, oben auf der Straße vorbeirollen; die vermutheten Verfolger hielten keinen Augenblick in ihrem Laufe ſtill, bald war ihr Fuhrwerk ſo weit entfernt, daß man nichts mehr davon hörte, noch ſahe. Der Marcheſe verließ jetzt die Miſtreß, um nach einem Ausweg aus dem natürlichen Verhau des Thales zu forſchen, denn wenn er auf den Abhang hinaufblickte, an welchem er vorhin herabgekommen war, da mußte er es für ein Wunder halten, daß nicht Roß und Menſchen und Wagen durch plötzlichen Sturz zerſchmettert worden waren. Nach einigen Minuten kam er zurück, und berichtete ſeiner Begleiterin, daß er einen Steig aufgefunden habe, der allenfalls auch für den Einſpänner befahrbar ſey, derſelbe führe auf der andern Seite des Thales nach einer Anhöhe hinauf, wo ſich ohnfehlbar Wohnungen der Menſchen und von ihnen aus ein Weg wieder hinaus auf die Straße finden werde.

Madame Spencer hatte ihre gewöhnliche Faſſung und Ruhe wieder gefunden. Während Salvo das leichte Fuhrwerk haufig mit ſeinem Arme ſtützen mußte, war ſie ausgeſtiegen und gieng großentheils zu Fuß den Berg hinan. Die Sonne ſchien ihr heiß ins Geſicht, ihre Füße trugen nur noch mit Mühe den zarten Körper, von Zeit zu Zeit mußte ſie ſtehen bleiben, um im Schatten einer Felſenwand oder eines Baumes wieder friſchen Odem zu ſchöpfen. Endlich, gegen Mittag war die Anhöhe erſtiegen, und hier bemerkten die beiden Flüchtlinge zu ihrer unausſprechlichen Freude ein vereinzelt daſtehendes Haus, das hinter

einem Wald von Kaſtanien und Obſtbäumen ſo verſteckt lag, daß eine genaue Ortskenntniß oder ein ganz beſonders glücklicher Zufall dazu gehörte, um es zu entdecken. Denn der betretenere Steig nahm dem Anſcheine nach eine Richtung, etwas entfernt von dem Hauſe vorbei, und mit allerhand Krümmungen führte ein wenig bemerkbarer Waldweg, von mehreren andern ſeiner Art durchkreuzt, zu dem Bauernhof hin. Endlich hielt der Wagen vor der Thüre des Hauſes; dieſe aber war feſt verſchloſſen, von innen heraus hörte man nur das Gebell mehrerer großer Hunde. Der Marcheſe klopfte an, nach einiger Zeit zeigte ſich an einem Fenſter, oberhalb der Hausthür ein junges Weib, welches unwillig fragte, was die Fremden hier wollten? — „Nur ein wenig ausruhen wollen wir bei euch," antwortete Salvo, „und für Geld und gute Worte ein wenig Milch und Brod haben." — „Dies Haus iſt keine Schenke," rief das junge Weib, „und was führt euch gerade hieher zu uns? Es geht hier kein ordentlicher Weg her, den Weg, auf welchem Ihr kommt, kenne bloß ich und mein Mann und etliche wenige Leute im andren Thale." — „Ich bin," antwortete Salvo, „Profeſſor der Botanik in Pavia und meine Frau begleitet mich auf allen meinen Wanderungen. Wir ſind wahrhaftig nicht willig und gern zu euch daher gerathen, ſondern weil wir uns hieher verirrt haben. Darum beſinnt euch nicht lange, thut eure Thüre auf, und gebt uns etwas zu eſſen, euer guter Wille ſoll euch nicht gereuen."

Nach einiger Zögerung entſchloß ſich die Frau ihre Thür zu öffnen. Sie führte die Miſtreß in ein großes, reinliches, ländlich wohl ausgeſtattetes Zimmer des unteren Stockes ein, deſſen Kühle der erſchöpften Dame ſehr wohl that, und während dieſelbe Angeſicht und Arme durch Wa-

ſchen in friſchem Waſſer erquickte, beſorgte der Marcheſe die Pflege des Pferdes. Nach einiger Zeit brachte die Bäuerin ein gut bereitetes, nahrhaftes Mittagseſſen, welchem der Hunger der beiden Gäſte noch eine ganz beſondre Würze gab. Dieſe hatten ſo eben ihre Mahlzeit beendet, da trat der Herr des Hauſes herein. Es war ein Mann von gewaltigem Wuchs und Gliederbau, bewaffnet mit dem Stutzen (der kurzen Muskete) der Gebirgsſchützen und mit einem Säbel; zwei Piſtolen und ein langer Dolch in ſeinem Gürtel. Der ſchwarze Bart und das gebräunte Angeſicht gaben dem mißtrauiſch finſtrem Blicke, womit er die beiden unerwarteten Gäſte betrachtete, noch einen größeren Nachdruck. Seine Frau ſagte ihm, wer die Fremden ſeyen, und durch welchen Zufall ſie hieher kamen, der Mann, den Gruß derſelben kaum erwiedernd, legte ſeine Waffen, bis auf den Dolch, den er im Gürtel behielt, von ſich, und gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einmal bemerkte er das Schmuckkäſtchen der Frau Spencer, das neben ſeiner Beſitzerin ſtund, griff mit roher Hand nach demſelben, und öffnete es raſch mit dem kleinen, goldnen Schlüſſel, der, weil die Dame kurz vorher nachgeſehen hatte, ob die Stöße des Wagens keine Unordnung angerichtet haben, zufällig noch im Schloſſe ſtack. Die koſtbaren Brillanten und andren Juwelen blitzen ihm in die Augen. „Ahah," rief er, „ſo hatte ich mich doch nicht getäuſcht; euer Fuhrwerk, euer verdächtiges Ausſehen, der Umſtand, daß ihr euch hieher in dieſe unwegſame Gegend geſchlichen habt, ließ michs gleich errathen, daß ihr Leute ſeyet, die kein gutes Gewiſſen haben; nun ſehe ich, wer ihr ſeyd, Diebe ſeyd ihr und vielleicht gar Mörder.

Madame Spencer, mit einem Schrei der tiefſten Angſt, ſank auf einen Stuhl zurück; das Bauernweib, von Mitleid

ergriffen, nahm ſich der Ohnmächtigen an, brachte ihr ein Glas Waſſer. — „Ihr ſeyd keine gewöhnlichen Reiſenden," fuhr der Gebirgsſchütze fort, „und es iſt meine Pflicht, euch, ihr junger Mann zu arretiren, und euch an die nächſte Ortsobrigkeit abzuliefern, die euch ins Gefängniß nach Trient bringen wird." Mit dieſen Worten gieng er auf den Marcheſe zu, deſſen Piſtolen draußen im Wagen ſich befanden, und welcher keinem Kampf der unbewaffneten Arme mit dieſem Rieſen gewachſen war. „Hört mich nur an," rief ihm Salvo zu. Er nahm hierauf den Mann bei Seite, erzählte ihm, im Allgemeinen mit der Wahrheit übereinſtimmend, daß ſie allerdings unſchuldig verfolgte Flüchtlinge ſeyen, er bot ihm eine anſehnliche Summe für ſeine und ſeiner Begleiterin Freiheit an. „Ihr könnt mir bieten was ihr wollt," rief der Mann, „ich laſſe euch doch nicht fort. Je mehr Ihr euch ſträubt, deſto mehr überzeuge ich mich, daß Ihr ein Verbrecher ſeyd, der die Obrigkeit zu fürchten hat. Jetzt, marſch fort, Ihr geht vor mir her ohne euch zu rühren, oder ich ſchieße euch nieder." Der Gebirgsmann ergriff eine ſeiner Piſtolen, ſpannte den Hahn, und wollte den Marcheſe vor ſich her zum Zimmer hinaus ſtoßen, da trat ſein Weib, gerührt durch die heißen Thränen der Miſtreß vor ihn hin und bat ihn flehentlich die Fremden in Frieden ziehen zu laſſen. Sie ſelber, die hart ausſehende Frau des harten Mannes, hatte Thränen in den Augen, und ihre Worte wurden zuletzt zu einem lauten Weinen. Verwundert blickte der Gebirgsſchütz ſein Weib an, das er noch niemals in ſolcher Bewegung geſehen hatte. Er ſelbſt wurde von Mitleid ergriffen, legte die Piſtole wieder aus der Hand und ließ den Fremden noch einige Zeit, damit die Miſtreß von ihrem Schrecken ſich erholen könne. Dann aber gieng er, ſpannte

mit eigner Hand das Pferd an, und obgleich ihn Frau Spencer unterſtützt durch das Zureden ſeiner Frau bat, ſie nur eine Nacht unter ſeinem Dache ausruhen zu laſſen, blieb er dennoch gegen dieſe Bitten taub. „Alles," ſo ſprach er, „was ich für euch thun kann iſt, daß ich euch ungehindert ziehen laſſe. Gott vergebe mir es, wenn ich vielleicht Verbrecher der gerechten Strafe der Obrigkeit entziehe. Unter meinem Dache will ich ſolche nicht haben."

Der Abend war ſchon nahe, als die beiden Flüchtlinge ſich wieder auf den Weg machten. So ohne Führer, in einer faſt unwegſamen, ganz unbekannten Gegend herumzuirren, welche Aufgabe war das für Leute, denen von Jugend auf eine ganze Dienerſchaft und alle Bequemlichkeiten des Lebens zu Gebote geſtanden hatten! Zum Glück war es eine mondſcheinhelle Nacht. Der Marcheſe ließ zuletzt, indem er neben dem Wagen hergieng, ſeinem Pferde den Zügel und dieſes, durch ſeinen Inſtinkt ſicherer geleitet als durch die Hand ſeines Führers fand zuletzt einen Weg auf, der für Fuhrwerke hinlänglich gut gebahnt war. Gegen Morgen kamen die Flüchtlinge an einen Meierhof, der, wie dieß in der damaligen Kriegszeit hin und wieder ſtatt fand, wie eine kleine Feſtung mit Palliſaden umgeben war. Kein andrer Ausweg, wenn man nicht wieder dahin umkehren wollte, woher man kam, zeigte ſich, als gerade durch dieſen Hof hindurch; es mußte gewagt werden, denn das arme Roß ſtolperte vor Müdigkeit über ſeine eignen Füße, und die Kräfte der beiden Reiſenden waren nicht minder erſchöpft, als die des Thieres. Man öffnete den Thorweg, und ließ die Fremden ein. Das Zimmer hieng voller Waffen; abgeſondert von den Bauern, ſaß an einem beſondern Tiſch ein alter Ordensgeiſtlicher, den ein Krankenbeſuch hieher geführt und der in dem Meierhof

übernachtet hatte. Das freundlich ernſte Angeſicht des Greiſes weckte Zutrauen, die Miſtreß ſetzte ſich in ſeine Nähe, bald kam ſie mit dem kindlich redſeligen Alten in ein Geſpräch, das die ganze Theilnahme deſſelben an der armen, hier im Waldgebirge verirrten Frau erweckte. Daß dieſe Frau von hohem Stand und hoher Bildung ſey, dies ſprach ihr ganzes Weſen wie jedes ihrer Worte aus; der Ordensgeiſtliche ſprach, obgleich ſie hier mitten unter Welſchen waren, deutſch mit ihr und dieſe Sprache ſchien, der Geläufigkeit nach, mit welcher er ſie redete, ſeine eigentliche Mutterſprache zu ſeyn*). Auch der Marcheſe, nachdem er für ſein Pferd geſorgt hatte, ſetzte ſich zu den Beiden hin und nahm, ſo weit ſeine Bekanntſchaft mit dem Deutſchen dies erlaubte, an dem Geſpräche Theil. Man wurde ſo vertraut mit dem guten Alten, als dieſes, bei der Lage, in welcher die Flüchtlinge ſich befanden, nur möglich war. Die Religiöſen in Tirol waren ſchon damals keineswegs Freunde der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Der kluge, ſcharfblickende Greis mochte aus einzelnen Andeutungen und hingeworfnen Aeußerungen der beiden Fremden es wohl geahndet haben, daß ſie von dem gefürchteten Manne, der die Ruhe von Europa, der die Ruhe auch ſeines Vaterlandes ſtörte, verfolgt ſeyen. Die mildblickende Miſtreß und der ernſte, ſchöne Inhalt ihrer Geſpräche, eben ſo wie das edle, offne Angeſicht des Marcheſe gewährten ihm die Ueberzeugung, daß dieſe beiden Menſchen nicht durch eigne Schuld in die Lage gerathen ſeyen, darin ſie jetzt, als ängſtlich Fliehende ſich fanden, er drückte dem

*) In und neben dem Verlaufe des Valſugan Thales gibt es übrigens aus alter Zeit fortbeſtehend mehrere deutſche Gemeinden.

Marcheſe die Hand und bot ihm, wie ſeiner Begleiterin jeden Dienſt, jede Hülfe an, die er zu leiſten im Stande ſey.

Und dieſe Dienſte waren keine geringen. Schon jetzt in der erſten Stunde ihres Zuſammenſeyns mit dem Ordensgeiſtlichen hatten die Beiden Gelegenheit den für ſie höchſt vortheilhaften Einfluß zu bemerken, den das Anſehen des geiſtlichen Standes auf das noch unverdorbene Landvolk von Tirol ausübt. Den guten Pater Martin, ſo hieß der Ordensgeiſtliche, brauchte man freilich nur kurze Zeit zu ſehen und zu ſprechen, um die ehrfurchtsvolle Liebe, mit welcher Jung und Alt in der ganzen Gegend umher ihm zugethan war, recht natürlich zu finden. Er hatte das Anſehen eines guten, frommen Kindes und auch ſein demuthiges, liebevolles Gemüth war das eines Kindes, welches in beſtändigem Umgange mit dem ewig liebenden, unſichtbaren Vater lebt. Er hatte in dem Geſpräch der Miſtreß es vernommen, welchen Weg, fürs erſte, die beiden Reiſenden zu nehmen gedachten. Er errieth mehr als die einfachen Worte ihm zu ſagen ſchienen, vor Allem aber errieth er, daß dieſe beiden Reiſenden einer Hülfe, wie er ſie gewähren konnte, eben ſo bedürftig als werth ſeyen.

„Von der Straße nach Pergine und Primolano," ſo ſagte er, „ſind Sie hier freilich, durch Ihr Verirren, ſehr weit abgekommen und ohne Führer möchte es Ihnen ſchwer ſeyn, ſich aus unſern Waldern hinaus zu finden. Ich ſelber biete mich Ihnen zu dieſem Dienſte an, denn ich gehe noch heute in mein Kloſter bei Pergine zurück, und dort ſind Sie wieder an der Landſtraße. Nur habe ich noch vorher dort in der Kapelle auf der Höhe Meſſe zu leſen und in ihrer Nähe eine Amtsverrichtung. Wenn Ihnen ein Aufſchub Ihrer Reiſe von anderthalb oder zwei

Stunden nicht zu lang iſt, will ich dann gern Ihr Begleiter durch den Wald und die Ebene hinaus nach Levico ſeyn.“

Den beiden Reiſenden konnte nichts erwünſchter ſeyn, als dieſes Anerbieten. Nach drei, faſt ganz ſchlafloß zugebrachten Nachten und zwei anſtrengenden Tagreiſen bedurften ſie einer ſolchen, wenn auch nur kurzen Zeit des Ausruhens, ſo wie einer leiblichen Starkung durch Speiſe und Trank. Der Pater, ehe er an ſein Geſchaft gieng, ſprach noch einige Worte mit der Frau des Hauſes, einer alten, freundlich blickenden Mutter. Die Fremden wurden als Freunde des Pater Martin und mithin auch des Hauſes, in der zuvorkommendſten Weiſe behandelt und verpflegt. Den Bauern, welche aus und eingiengen, konnte man die Achtung anmerken, welche ihnen dieſe Unbekannten einflößten, denen der alte, von Allen geliebte und geachtete Freund eine ſolche Theilnahme bezeigt hatte.

Der Pater war wieder gekommen; die Bäuerin hatte ihren Gaſten ein ländliches Mittagseſſen bereitet, nachdem ſie dieſes genoſſen, machten ſie ſich auf zur Weiterreiſe. Der Greis hatte ſich nur mit Mühe dazu bewegen laſſen, den Sitz neben der Miſtreß einzunehmen, während der Marcheſe als Kutſcher auf dem Bocke ſaß. „Noch niemals,“ ſagte der Pater, „habe ich dieſen Wald- und Gebirgsweg anders als zu Fuße gemacht, auch Sie werden Mühe haben mit Ihrem Fuhrwerk ohne manchen Anſtoß da hindurchzukommen.“ Die arme Frau Spencer ertrug die kleinen Martern, welche die Fahrt dieſes heißen Nachmittags ihr verurſachte, ſo ſtill und unvermerkt als möglich und endlich gieng denn, ſchon ziemlich zeitig am Nachmittag auch die Laſt und Mühe des dritten Tages der Flucht vorüber.

„Ich hoffe,“ ſo ſagte der Pater, als ſie in der herr-

lichen, fruchtbaren Ebene, Pergine, mit ſeinem kleinen See vor ſich liegen ſahen, „Sie werden es nicht verſchmähen, heute die Gäſte meines Kloſters zu ſeyn, das Sie dort, etwas außerhalb der Stadt bemerken können. Die Dame wird in der Wohnung unſers Pächters, Sie, mein Herr, können im Kloſter ſelber ein für Ermüdete immerhin willkommenes und reinliches, wenn auch gerade nicht prächtiges Nachtlager finden, und was Ihnen vielleicht für die Weiterreiſe manchen Nutzen bringen mag, der Dechant und Abt des Kloſters, für deſſen wohlwollende und freundliche Geſinnung ich mich verbürgen darf, wird Ihnen Empfehlungen an manche unſrer Standesgenoſſen mitgeben, welche durch Rath und That Ihnen nützlich ſeyn können."

Es bedarf keiner Verſicherung, daß die beiden Flüchtlinge auch auf dieſes Anerbieten mit dankbarer Freude eingiengen. Wie wohl that den ſchwer Ermüdeten das Ausruhen der Glieder auf einem guten Lager, wofür an beiden Orten, im Kloſter wie für die Miſtreß in der Pächter-Wohnung aufs Beſte geſorgt war.

Der Marcheſe hatte mit den Mönchen zu Abend gegeſſen, es war ihm der Ehrenplatz neben dem Prior geworden. Dieſer betrachtete aufmerkſam ſeinen Gaſt und Tiſchnachbar, und Salvo ward nicht wenig überraſcht, ja in Schrecken geſetzt, als ihn der Prior auf einmal bei ſeinem Namen nannte. „Ich wundre mich gar nicht darüber," ſagte derſelbe, „daß Sie meiner vergeſſen haben, denn die Leute meines Standes in der Tracht ihres Ordens gleichen einander ſo ſehr, daß dem Ungeübten die Unterſcheidung der Einzelnen ſchwer ſeyn mag, ich aber habe mir die Erinnerung an Ihre Perſon und an die vortreffliche Unterhaltung, die Sie mir und den andren Gaſten an der Wirthstafel zu Salo im vorigen Jahre gewährten, ſehr treu bewahrt, habe

mich auch öfters bei Freunden, die aus Venedig kamen, nach Ihnen erkundigt. Auch in Verona sahen wir uns im vergangenen Herbst wieder, und ich werde es nie vergessen, mit welcher Freigebigkeit Sie damals den wohlthätigen Zweck unterstützt haben, für den ich, im Namen meines Ordens, Beiträge sammlete."

Auch der Marchese erinnerte sich jetzt wieder deutlich des wackren Mannes und freute sich des Zusammentreffens mit ihm nicht wenig. Für diesen Abend indeß bedurfte er mehr der Ruhe als der Unterhaltung. Dennoch erwachte er am nächsten Morgen nicht viel später, als seine freundlichen Wirthe, denn der Gedanke an die weitre Ausführung seines Rettungsplanes beschäftigte ihn zu lebhaft. Er hatte sich nur wenig Zeit zum Frühstücken gelassen, und war im Begriff den wackren Prior aufzusuchen, da kam dieser ihm mit seinem Besuch zuvor. „Ich kann mir wohl denken," sagte derselbe, „daß Sie diese Reise nicht zu Ihrem Vergnügen machen, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich, durch eine Nachricht, die mir aus Brescia zukam, Einiges von der Veranlassung zu Ihrer Reise weiß. Ich brauche es Ihnen nicht zu versichern, daß ich Ihr Geheimniß achte und ehre. Aber der Weg nach Steyermark, den Sie einzuschlagen gedenken, ist weit, und damit Sie glücklich ihn zurücklegen können, bedarf es der größesten Eile und Vorsicht. Ich bringe Ihnen hier eine gute Anzahl Empfehlungsbriefe; dieselben werden Ihnen nicht nur eine gastfreie Aufnahme in den verschiednen Klöstern, welche an Ihrem Wege liegen, sondern auch jede Art der Begünstigung Ihrer Reise verschaffen, welche meine Standesgenossen Ihnen gewähren können. Vor der Hand habe ich die Anordnung getroffen, daß Sie hier statt Ihres unbequemen einen besser eingerichteten, leichten Wagen bekommen. Auch

Ihr Pferd wird Ihnen unſer Pachter gegen eine verhältnißmäßige Summe ableſen, denn zur Beſchleunigung Ihres Fortkommens iſt es nöthig, daß Sie öfters die Pferde wechſeln, wozu theils die Poſten, theils auch die Klöſter Ihnen Gelegenheit geben werden. Hin und wieder habe ich in meinen Empfehlungsbriefen auch dafür geſorgt, daß ein Kloſtergeiſtlicher als Begleiter ſich Ihnen zugeſellt, um durch ſolche Orte Sie zu geleiten, durch welche hier, in unſerm armen Lande, Leute dieſes Standes ungefragt und unverdächtigt hindurchkommen, was bei Ihnen beiden nicht überall der Fall ſeyn möchte."

„Das iſt die Hand Gottes, der das Gebet einer unſchuldig verfolgten Mutter und ihrer armen Kinder erhört hat, und der unſre Reiſe ſchützen will," ſagte die Müreß, mit Thränen der dankbaren Rührung im Auge, als der Begleiter zu ihr kam, und Alles was ihm ſeit geſtern Abend geſchehen, ihr erzählte. Der ehrwürdige Prior entließ die Gäſte mit herzlichen Segenswünſchen; dieſe ſchieden von ihm mit tiefgerührtem Herzen. Der gute Pater Martin begleitete ſie bis nach Borgo, und machte ſie unterweges noch genauer mit den verſchiednen Ruhepunkten und Sicherheitsplatzen bekannt, die ſie aufſuchen ſollten. So gieng, unter Gottes Schutz und Segen, die Reiſe über Belluno und Longarone, dann über Pieve di Cadore und Ampezzo in verhältnißmäßig großer Schnelle und ohne alle Schwierigkeit von ſtatten. Die Straße zwar durch das öde Waldgebirge über Höllenſtein nach Innichen war damals noch nicht ſo kunſtreich angebahnt, als ſie dies in unſern Tagen iſt, doch war ſie fahrbar und durch das Nieder-Puſterthal, von Innichen nach Lienz war die Fahrt, vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt eine eben ſo anmuthige als leichte. Allmälig aber ſtellten ſich nun Beſchwerden ein, welche

das Maaß der Kräfte einer ſolchen zarten Frau als die Miſtreß Spencer war, weit zu überſteigen ſchienen. Auf der Vizinalſtraße von Lienz nach Windiſch-Matrey durch das wildromantiſche Iſelthal, hatte der Wagen, den der Marcheſe aus dem Kloſter-Pachthof von Pergine mit ſich genommen, zum letzten Mal ſeine guten Dienſte geleiſtet, weiter hinan durch das Tauernthal nach dem Paß der Felber-Tauern konnte der Weg nicht anders als zu Fuß oder auf dem Rücken von Saumroſſen gemacht werden. Die beiden Reiſenden waren früh am Morgen in Lienz aufgebrochen, hatten die 5 Stunden lange Strecke nach Windiſch-Matrey in möglichſt kurzer Zeit zurückgelegt und die Miſtreß war auch noch auf ihrem Saumroß einige Stunden lang kräftig und bei gutem Muthe geblieben. Als ſie aber jetzt den noch mit Schnee bedeckten Gebirgspaß und ſeine ſteilen Höhen vor ſich ſahe, da ſchien dieſer gute Muth ſie zu verlaſſen; mit matter Stimme erklärte ſie ihrem Begleiter, daß ſie nicht weiter könne. Dennoch zeigte ſich auch dieſes Mal, welche Macht und Gewalt der inwohnende Geiſt über dieſen zarten Körper habe. Bei einem Bauernhauſe in Grub hatte der Marcheſe die Führer der Saumroſſe Halt machen laſſen, dort ruhete die Miſtreß eine kurze Zeit aus, dann aber, als eine kleine Karawane von Frauen und Männern kam, welche mit ſchwerer Bürde beladen, heute noch bis zum erſten Tauernhauſe vorwärts zu ſchreiten gedachten, entſchloß ſie ſich freiwillig mit dieſem Zuge weiter zu gehen. Es war keine geringe Aufgabe, welche ſie ſich ſelber geſtellt hatte, aber ohne einen Laut der Klage oder der Ungeduld trug ſie die Beſchwerden des letzten Theiles dieſes Tagmarſches.

Wer jemals in einem dieſer Tauernhäuſer übernachtet hat, der weiß es, was da zu dulden und zu entbehren iſt.

Ein kalter Wind, von Norden her, von Schneegeſtöber begleitet, hatte die Glieder der beiden Reiſenden durchſchauert; das Feuer, welches auf dem Herd des Hauſes brannte und eine Taſſe Glühwein, erwärmten ſie zwar von neuem, aber die arme Miſtreß, die ſich zu dem weiblichen Theil der Karawane geſellt hatte, ſahe und hörte die ganze Nacht hindurch nur ihre Nachbarinnen am Boden ſchlafen, während ſie ſelber, in ihren Mantel gehüllt, blos auf einzelne Augenblicke eines leiſen Schlummers genoß.

Die Sonne gieng am darauf folgenden Morgen ungetrübt auf; die großen Eiszapfen am Dache des Hauſes und der tiefe Schnee ließen es nicht errathen, daß heute der achte Mai ſey. Ein ſaurer Weg von ſechs Stunden, von einem Tauernhauſe zum andern, zum Theil durch friſch gefallenen Schnee hindurch, ſtund jetzt den Wandrern bevor. „Faſſen Sie Muth," ſprach der Marcheſe zu ſeiner Begleiterin; „bedenken Sie, daß nun bald mit jedem Schritte im Freundesland die Gefahr weiter hinter uns zurücktritt." Endlich war auch die letzte Strecke des hohen Gebirgspaſſes zurückgelegt und nur noch zwei Stunden weiter, in Mitterſil war das Salzachthal und mit ihm zugleich die Poſtſtraße erreicht, welche mit der bequemeren Fahrt zugleich viele, mit dem Nöthigſten verſehene Ausruheorte darbot.

Etwa ſieben Stunden jenſeit Mitterſil im Pinzgau findet ſich der kleine Zellerſee. Früh am andren Morgen, nach der beſchwerlichen Tagreiſe über die Tauern kamen die Reiſenden nach Zell am See, wo der Marcheſe ſeiner Begleiterin, weil er hier im öſterreichiſchen Gebiet und an dieſem Ort ſich und die Miſtreß vollkommen ſicher glaubte, einen Raſttag zugedacht hatte. Dort im Wirthshaus, auf dem Tiſche, lagen verſchiedene Zeitungen, unter ihnen auch die von Trient. Während die Miſtreß an einem Fenſter

des Zimmers saß und hier in der milder gelegnen Gegend, wo der Frühling schon mit aller Pracht seiner Blüthen eingekehrt war, an der Aussicht über die Gärten hin, nach dem kleinen, herrlichen See sich ergötzte, las ihr Begleiter das Zeitungsblatt aus Trient und fand in ihm, zu seinem nicht geringen Schrecken unter einem Artikel aus Mailand die Aufforderung an alle Polizeibehörden und Bewohner des Königreichs Italien, „der Personen einer Staatsgefangenen, Namens Spencer Smith und ihres Begleiters, des Marchese Salvo sich zu bemächtigen", welche von der Polizeibehörde zu Trient ziemlich genau beschrieben waren. „Man solle dieselben unter sichrer, militärischer Begleitung unverzüglich nach Mailand abliefern, wo der Marchese von dem Vizekönige einem Kriegsgericht solle überwiesen werden, weil er die Flucht einer Staatsgefangenen des französischen Reiches begünstigt habe".

Der Marchese verbarg, so gut als möglich die Bewegung, welche das Lesen dieses Todesurtheiles, welches nur in verschiedner Form über sie beide ausgesprochen war, in ihm aufgeregt hatte. Freilich stund das Land, auf dessen Boden sie jetzt waren, unter Oesterreichs mächtigem Schutz, denn Salzburg war seit 1805 dem deutschen Kaiserstaat unterworfen, aber welche Bürgschaft konnte seit der Schlacht von Austerlitz, jener Schutz gegen die gewaltthätigen Befehle des französischen Machthabers gewähren? Er nahte sich der Begleiterin und kündigte ihr an, daß es nöthig sey so schnell als möglich weiter zu reisen. „Wie?" fragte die Mistreß, „darf ich nach der gestrigen und vorgestrigen Winterreise hier nicht wenigstens einige Stunden ruhen?" „Es kann nicht seyn," antwortete mit ernster Miene der Marchese, „wir haben alle Ursache selbst hier im Oesterreichischen uns vor Polizei- und Militärbehörden verborgen zu halten." Und

in dieſem Augenblick zeigte ſich wirklich eine unerwartete Gefahr für die beiden Flüchtlinge, welche der Frau Spencer, ohne daß dieſelbe den Inhalt des Zeitungsblattes kannte, die Nothwendigkeit eines plötzlichen Aufbruches ſehr einleuchtend machte. Man hörte ganz in der Nähe den Ton der kriegeriſchen Trommeten, welcher durch den Wiederhall von den benachbarten Gebirgen ſo verſtärkt war, daß eine ganze Armee im Anmarſch zu ſeyn ſchien. Der Marcheſe trat ans Fenſter und ſahe, daß mehrere Escadrons Cavallerie auf einer benachbarten Wieſe manoverirten. Der Wirth ſagte ihm, daß dieſe Truppen zu einem Armeecorps gehörten, welches ſeit einer Woche in den benachbarten Ortſchaften lag. Nach etwa einer Stunde würden ſeine Gaſte das Vergnügen haben hier in ſeinem Gaſthauſe eine ganze Menge der Herrn Offiziere zu ſehen. Was war da zu thun, wie ſollte es möglich ſeyn, unbemerkt und unerkannt durch dieſes Militär hindurchzukommen, da der Marcheſe Salvo ſehr vielen Offizieren der deutſchen wie der franzöſiſchen Armee perſönlich bekannt war, und das fatale Zeitungsblatt gewiß von Allen geleſen, der pikante Artikel aus Mailand von Allen beſprochen worden war.

„Mein Gott,“ ſprach die Miſtreß weinend, als ſie mit dem Marcheſe wieder allein war, „was bleibt uns hier für ein Ausweg? Ich werde mich jetzt ſelbſt der Gewalt der Regierung überliefern, und Sie müſſen durch Tirol entfliehen; ein einzelner Mann kommt leichter durch, als wenn er in Geſellſchaft eines armen, ſchwachen Weibes reiſen muß.“ — „Woher,“ ſprach der Marcheſe mit einer Aufwallung von Unwillen, „kommt Ihnen doch wieder dieſer Kleinmuth. Wo bleibt Ihr Vertrauen auf Gottes Beiſtand und Hülfe, davon Sie doch, meine ich, auf unſerem bisherigen Wege ſo kräftige, überzeugende Beweiſe erhalten haben?“

Die gute Frau Evenor wußte, wie ſchon erwähnt, nichts von dem Inhalt des Zeitungsblattes; der Marcheſe hatte daſſelbe in kleine Stücken zerriſſen und ins Kaminfeuer geworfen.

„Wir müſſen über den See hinüberfahren und vor der Hand einen Bergungsort im Gebirge ſuchen; Gott wird uns weiter helfen.“

Während das Militär noch mit ſeinem Manöver beſchäftigt war, entkamen die beiden Flüchtlinge glücklich über den See hinüber, zu der kleinen in einem Fichtenwald gelegenen Kapelle, bei welcher die Wohnung eines Eremiten ſtand. Dieſer Alte ließ ſich gern bereitwillig finden, der Dame in ſeiner Hütte einen Bergungsort anzuweiſen, während der Marcheſe am Tage im Dickig des Waldes ſich verſteckte, bei Nacht aber mit dem Eremiten in der kleinen Kapelle ſchlief. Zwei Tage verweilten die Beiden hier, ohne jemals durch einen Beſuch aus der Nachbarſchaft beunruhigt zu werden. Der Alte beſorgte ihr aus einem benachbarten Dorfe mit Brod, mit Milch und Eiern; für die Mütreß und ihren Begleiter waren dieſe Tage eine Zeit des langen erſehnten Ausruhens und der leiblichen Stärkung.

Der Eremit hatte am zweiten Tage ihres Aufenthaltes bei ihm die Nachricht mitgebracht, daß das Militär ſich zuſammenzöge und heute noch aus dieſer Gegend abziehen werde. Am Nachmittag hörte man die Töne der kriegeriſchen Muſik über den See herüber; der Marcheſe, auf einem kleinen Hügel ſtehend, konnte durch ſein Perſpectiv die Bewegung der abziehenden Truppen bemerken. Noch an demſelben Abend fuhr er über den See hinüber und überzeugte ſich davon, daß kein Militär mehr in der Gegend ſey; es hatte ſeine Richtung nach Weſten genom-

men; die Straße nach Oſten, gerade die, welche die Reiſenden nach Steyermark einſchlagen wollten, war völlig frei. Noch in derſelben Nacht verſchaffte ſich der Marcheſe durch Hülfe des alten Eremiten ein Fuhrwerk, das ihn und ſeine Begleiterin bis zur nächſten Poſtſtation brachte, wo man der Dame, die man für eine Offiziersfrau hielt, und ihrem vermeintlichen Kammerdiener ſogleich eine leichte Kaleſche gab. So von Station zu Station aufs Beſte bedient, erreichten ſie ſchon am nächſten Tage Radſtadt, wo ſie in guter Ruhe zu Mittag ſpeiſten. Der Marcheſe war auf der ganzen Reiſe noch niemals ſo heiter geweſen, als an dieſem Mittag. „Gott Lob," ſagte er, „nun ſind wir gerettet; ſchon nach wenig Stunden werden wir über die Gränze von Steyermark gehen." Auch die Miſtreß überließ ſich der freudigen Stimmung, ſie zweifelte nicht an der nahen Befreiung aus den langen, drohenden Gefahren, und doch war dieſe Befreiung noch ſo fern!

Gleich nach Tiſche ſetzten beide ſich wieder in den Wagen, ſie kamen bei Mandling-Paß an die Gränze und zeigten da unbeſorgt ihren Paß hin. Der Officiant las den Paß, lachte laut auf, gieng in ſein Bureau hinein, holte von da ein Papier heraus, las jetzt auch dieſes, indem er das darin gegebene Signalement mit dem Ausſehen der beiden Reiſenden verglich und lachte dann von neuem. Die Miſtreß fragte den gutmüthig ausſehenden Mann, was die Urſache ſeines Lachens ſey, er reichte ihr unbedenklich das Papier in ihre Hand und auch ſie, nachdem ſie es geleſen, konnte ſich des Lachens nicht enthalten. Es war eine Art von Steckbrief auf ein aus Wien entflohenes Liebespaar. Die junge Prinzeſſin von F...a hatte ſich durch einen gleich ihr jungen und äußerlich liebenswürdigen Buchhandler, gegen den ſie eine lebhafte Zuneigung fühlte, ent-

führen laſſen; ihre hohen Verwandten hatten die Sache bei dem kaiſerlichen Cabinet angezeigt und dieſes vermocht, alle polizeilichen Mittel anzuwenden, um den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen und ſie auf ihrem Wege aufzufangen. Namentlich an alle Gränzen des öſterreichiſchen Staates ſowie der benachbarten Länder war der Steckbrief geſendet worden, deſſen Signalement übrigens nur inſoweit auf den Marcheſe und ſeine Begleiterin paßte, daß dieſe eben ſo wie die faſt nur halb ſo alte Prinzeß blond, er aber, wie der junge Buchhändler, brünett war. Die Miſtreß, von neuem eine ernſte Miene annehmend, machte den Gränzbeamten auf die Geringfügigkeit der Uebereinſtimmung des Signalements mit ihrer und ihres Begleiters Perſönlichkeit, ſo wie auf das Datum ihres Paſſes aus Venedig aufmerkſam, der alte Mann ſah das ein, ſetzte aber kopfſchüttelnd hinzu: „Sehen Sie Madame, gerade an dieſem Ihren Paſſe aus Venedig iſt doch der Umſtand ſehr bedenklich, daß er nirgends viſirt iſt, da Sie doch von Venedig hieher nach unſerm Mandling-Paß weder zu Waſſer noch durch die Luft, ſondern nur durch manche Polizeiſtation können gekommen ſeyn. Ich will zwar meinerſeits gern davon Umgang nehmen, aber nach meiner Amtspflicht kann ich Sie nicht über die Gränze laſſen, ſondern muß Sie bitten, nach dem von hier nicht ſehr weit entfernten Salzburg zurückzukehren, damit dort ihr Paß in gehörige Ordnung gebracht werden könne.“

Alles Zureden, alle Verſprechungen waren vergeblich; die beiden Reiſenden mußten ſich entſchließen, von der Gränze wieder umzukehren. Soeben, da dieſes geſchahe, bemerkte der Marcheſe, daß mehrere Bauern und Bäuerinnen, in der dortigen Gebirgstracht, am Gränzhauſe vorüberzogen, ohne daß der Officiant ſie

ſonderlich beachtete. Einige von ihnen trieben das Vieh vor ſich her, das ſie jetzt im Mai wieder auf die Weide der Alpen führten, andere ſchienen dieſen Sennern und Sennerinnen nur das Geleite zu geben. „Ich weiß jetzt," ſagte er, als ſie wieder nach dem nächſten Dorfe zurückfuhren, auf engliſch zu der Begleiterin, „was für uns das beſte Rettungsmittel ſeyn könnte. Hier an dem nahen Orte entlaſſen wir unſern Poſtillon, bleiben über Nacht im Wirthshaus, verſorgen uns mit Bauernkleidern und finden ſie, vielleicht noch beim nächtlichen Dunkel irgend einen Seitenweg über die Gränze, auf dem uns keine Polizeiwache beſchwerlich fallen wird, oder geſellen uns auch zu den Sennern und Sennerinnen, die jetzt auf die Alpen ziehen. Haben Sie doch bei dem Uebergang über die Vellertauern eine Probe davon abgelegt, daß Sie das Bergſteigen gut verſtehen. An einem treuen Führer, um Geld und gute Worte, wird es uns auf dieſer Gebirgsreiſe nicht fehlen."

Wir dürfen es der Miſtreß nicht zu hoch anrechnen, wenn ſie, von den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens, und von den früheſten Eindrücken ihrer Kindheit befangen, in dieſem Augenblick den allem Anſcheine nach glücklichen Vorſchlag ihres großmüthigen Retters dadurch vereitelte, daß ſie einem Verlangen nach äußrer Sauberkeit und Reinlichkeit allzuviel Raum gab, welches, wenigſtens in ihrer damaligen Lage am unrechten Orte war. „Wie?" ſo rief ſie, „ich ſollte da drinnen in dieſem Dorfe vielleicht die ſchon lang getragnen, unreinlichen Kleider einer Bäuerin anlegen, deren Perſon und Geſundheitszuſtand ich nicht kenne? Ueberheben Sie mich dieſer Zumuthung; laſſen Sie uns lieber noch einmal nach Radſtadt zurückkehren, die Wirthin in dem Gaſthauſe, darin wir heute Mittag machten, iſt eine freundliche, gefällige Frau, durch dieſe wird es mir leicht

ſeyn, neue, noch von Niemand getragene Kleidungsſtücke einzuhandeln.“

Der Marcheſe gab dem Wunſche ſeiner Begleiterin nach, ſie kehrten um nach Radſtadt und die Wirthin ließ ſogleich ſich bereitwillig finden, bei einem Kleiderhändler des Ortes ein paſſendes Gewand für die Dame und Kleider für den Herrn einzukaufen. Man hatte der guten Frau geſagt, daß man durch dieſe Verkleidung der Schweſter der Dame in Steyermark eine Ueberraſchung zu bereiten gedenke und die Goldſtücke, welche der Marcheſe ihr in die Hand gab, hatten jeden Reſt der Bedenklichkeiten gehoben.

Aber der Kleiderhandler, bei dem die Wirthin ihren Handel machte, gehörte zur Polizei des Ortes, die ſelbſt hier um jene Zeit ſtrenger war als gewöhnlich. Er fragte die Frau über Alles aus, was ſie von den beiden Reiſenden ſeit heute Mittag wußte und nicht wußte. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er händigte der Käuferin die bezahlten Kleidungsſtücke aus, er ſelbſt aber machte ſogleich eine Anzeige nach einem benachbarten kleinen Orte, an dem ſich ein Militär-Depot befand. Die beiden Reiſenden, in dem Augenblick wo ſie, ſchon in die Bauernkleidung verhüllt, noch bei Nacht den Wagen beſtiegen wollten, der ſie wieder zur Gränze führen ſollte, wurden verhaftet und von einer Art von Polizeibeamten verhört. Die Dame, als die ältere und ihrem Ausſehen nach vornehmere, zuerſt. Sie faßte ſich den Muth, auf die Frage, wer ſie ſey? die volle Wahrheit zu ſagen: „Ich bin Madame Spencer Smith, Tochter des Baron Herbert, kaiſerlich öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel und Gemahlin des engliſchen Geſandten zu Stuttgart.“ Der Polizeimann ſtutzte und ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Und wer iſt ihr Begleiter?“ fragte er weiter. „Mein Kammerdiener,“ ſagte die Dame,

darin von der Bahn der ſtrengen Wahrheit, aus Sorge für die Perſon ihres Begleiters, abweichend.

Es giebt eine Majeſtät des, ſeiner ſelber mächtigen Geiſtes, welche ſelbſt für rohe Seelen etwas Ueberwältigendes hat. Die Dame wurde, obgleich man ihren Angaben keinen rechten Glauben ſchenkte, mit Achtung behandelt, doch mußte ſie es ſich gefallen laſſen, am andern Morgen in einem Wagen nach der benachbarten kleinen Militarſtation geführt zu werden, während Salvo von zwei Soldaten geleitet, den Weg zu Fuß machen mußte.

Der Offizier, welcher dort die Gefangenen verhörte, ſchien anfangs, als er die beiden vermeintlichen Abenteurer in Bauerntracht vor ſich ſahe, nur wenig zu ihren Gunſten geneigt zu ſeyn. Und dennoch, welch glückliche Fügung war es, daß gerade dieſer ihr Richter war. Frau Spencer Smith war in einem der vorhergehenden Winter mit ihrem Gemahl in Innsbruck geweſen, hatte dort eine glänzende Abendgeſellſchaft gegeben, in welche der nämliche Herr, der ſie jetzt verhörte, durch eine ſeiner Verwandtinnen eingeführt worden war. Man erkannte ſich gegenſeitig, der Offizier zeigte den beſten Willen, die Beiden über die Gränze nach Steyermark zu geleiten, aber ſiehe da, der nämliche fatale Artikel aus Mailand, den der Marcheſe in der Trientiner Zeitung ſchon zu Zell geleſen hatte, war auch hieher gekommen. Man fürchtete den weit ausreichenden Arm der franzöſiſch-kaiſerlichen Macht, der wohlgeſinnte Mann hatte hier nicht allein zu entſcheiden, das Einzige was er thun konnte war, daß er ſelber die Gefangene als eine Ehrenwache nach Salzburg geleitete, dort im vornehmſten Gaſthauſe ſie unterbrachte und ſie der Polizeibehörde auf's Dringendſte empfahl.

Aber ſelbſt hier war der gefangenen Frau eine Un-

derung ihrer Lage zugedacht, an welche ſie nie gedacht hatte. Die Wirthin in dem Gaſthaus, darin man ſie freilich nur wie eine Gefangene, wenn auch mit allen Ehren hielt, war als junges Mädchen im Hauſe der Mutter der Frau Spencer Smith, der damaligen Oberhofmeiſterin bei dem Großherzog von Würzburg geweſen und dort mehr als Pflegetochter denn als Dienerin behandelt worden. Sie erkannte ſogleich die Miſtreß und dieſe in ihr die liebe Geſpielin ihrer Kindheit. Von dieſer treuergebenen Frau wurde die bedauernswürdige Dame nicht nur, wie ſie durch Stand und Geſinnung es verdiente, mit ehrfurchtsvoller Liebe bedient und behandelt, ſondern auch von Allem unterrichtet, was für ihre damalige Lage von Nutzen ſeyn konnte. Unter Anderm erfuhr ſie auf dieſem Wege, daß ſo eben der Graf O'Donnel und der Prinz Parr in Salzburg anweſend ſeyen. Sie kannte dieſe beiden Herren perſönlich und durch die Verwendung derſelben gelang es ihr zuerſt der läſtigen Polizei-Aufſicht enthoben zu werden. Man rieth ihr nach Linz zu gehen und dort die Antwort auf ihr Schreiben an den Grafen Stadion abzuwarten. Indeß wurde Salvo noch immer in ſtrengem Gewahrſam, ja zuletzt durch den aus Unverſtand hierin zu weit gehenden Polizei-Director wie ein todeswürdiger Verbrecher in einem Kerker gehalten, bis auch ihn eine mächtige Fürſprache vom kaiſerlichen Hofe aus befreite. Er folgte der Madame Spencer nach Linz, geleitete ſie noch von dort zu ihren Kindern und zu ihrer Schweſter nach Gratz und gab dann der Bitte der Familie nach, um ſeiner eigenen Sicherheit willen mit der Miſtreß auf einige Zeit nach England zu gehen. Denn ihm, wäre er in die Hände der damals faſt über ganz Europa reichenden franzöſiſchen Macht gefallen, wäre der Tod eines Verbrechers gewiß geweſen. In einem nordi-

ſchen Hafen ſchiffte die Miſtreß mit ihren Kindern und ihrer Dienerſchaft und mit ihr auch der edle, ritterlich muthige Marcheſe Salvo nach England ein. Dort empfing der Retter einer unſchuldig Verfolgten nicht nur von der Familie derſelben, ſondern von allen Edelgeſinnten die wohlverdiente, dankbare Anerkennung, deren ſeine wohlgelungene That werth war, und aus der Hand der Königin, der Gemahlin Georgs III., auch das äußere Zeichen der Achtung einer ganzen großen Nation und ihres Königshofes.

IV.

Die beiden Irländer.

In der Rettungsgeſchichte des Prinzen Carl Eduard, des letzten Sprößlinges aus dem ſchottiſchen Königshauſe der Stuarts lernten wir eine entſchloſſene Heldin, die Miß Flora Macdonald kennen, welche ihren Schützling unter den Kugeln der Geſchütze, und mitten durch die bewaffneten Schaaren ſeiner Verfolger glücklich hindurch geleitete. Die beiden Irländer, deren Rettung aus naher, dringender Lebensgefahr wir auf den nachſtehenden Seiten beſchreiben wollen, verdankten dieſe ebenfalls der außerordentlichen Geiſtesgegenwart, und dem Muthe einer Frau, in einem Augenblick, wo ein Mann, ja wo eine ganze Schaar der muthigſten Männer keinen Ausweg zu eröffnen vermocht hätte. Wir verdanken die Mittheilung der merkwürdigen Begebenheit einem wackeren Officier im engliſchen Artilleriedienſte: dem Herrn Benſon Earle Hill, der den Stoff dazu aus der mündlichen Erzählung der Dame ſelber empfieng, welche die That der Rettung vollführte*).

*) Recollections of an Artillery Officer, including Scenes and Adventures in Ireland, America, Flanders and France. By Benj. Earle Hill. Lond. 1836.

Herr Hill war, während ſeines Aufenthaltes in Irland in dem Hauſe des edlen Lord Glentworth's ſo heimiſch geworden, als ob er ſelber ein Glied der Familie geweſen wäre. Eines Abends, bei einer traulichen Unterhaltung am Kamine, kam das Geſpräch auf die blutigen Ereigniſſe, welche der Aufſtand des iriſchen Volkes in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts herbeigeführt hatte. Bei dieſer Gelegenheit erzählte die Mutter der Lady Glentworth, eine Miſtreß Beaumont die nachſtehende Begebenheit aus ihrem eignen Leben.

Der erſte Gemahl dieſer Dame, Herr Edwards war ein Mann von höchſt achtbarem Character und von anerkannt geſetzlicher Geſinnung, ein treuer Anhänger der engliſchen Verfaſſung und Regierung. Eines Tages, bald nach dem Ausbruch der Empörung der Irlander, im Jahr 1798 hatte derſelbe eine bedeutende Anzahl von Gäſten zu ſich, zum Mittagseſſen eingeladen. Während man bereits in jedem Augenblick dieſe gebetenen Gäſte erwartete, ward Herr Edwards durch die Ankunft zweier ungebetnen und unerwarteten Gäſte unter ſeinem gaſtfreien Dache nicht nur im höchſten Grade überraſcht, ſondern in die peinlichſte Sorge und Verlegenheit gebracht. Es waren zwei Brüder, die Herren John und Henry Shear, Irlander aus einer angeſehenen Familie des Landes, welche früher oft in Edwards Haus gekommen und von dieſem gute, alte Bekannte geweſen waren. Die unglücklichen Männer hatten ſich auch zur thätigen Theilnahme an dem Volksaufſtand hinreißen laſſen, waren dabei ganz vorzüglich thätig geweſen, und man wußte, daß ein bedeutender Preis auf ihre Köpfe geſetzt ſey. Was war da zu thun? Sie der Regierung ausliefern? Dazu konnte ſich Herr Edwards nicht entſchließen. Die beiden Flüchtlinge waren als Gäſte

in ſein Haus gekommen, an deſſen Tiſche, wie das Sprichwort ſagt, ſie ſo oft mit ihm Brod und Salz gegeſſen hatten, ſie hatten ihr Leben ſeiner Obhut anvertraut. Aber ſie verbergen? Wie ſollte dies vor den Luchsaugen der im Auffinden auch der verſteckteſten Verbrecher in einem außerordentlichen Maaße geübten Polizeiſoldaten möglich ſeyn? Und fand man ſie auf, dann war es nach dem Ernſt, mit welchem die engliſchen Geſetze gegen Aufwiegler des Volkes, gleich als gegen Mordbrenner verfahren, alſogleich um ihr Leben geſchehen, und auch der gute Ruf ſeines Hauſes hätte dadurch, abgeſehen von andren Beſtrafungen, der Regierung gegenüber einen Flecken bekommen, welcher durch kein Opfer an Geld wäre auszutilgen geweſen.

Der einzige im Hauſe, der außer dem Herrn deſſelben etwas von der Ankunft der beiden Irländer wußte, war der Hausmeiſter, ein Diener auf deſſen Verſchwiegenheit und Treue man ſich verlaſſen konnte, aber dieſer wußte in ſolch verzweifeltem Falle eben ſo wenig zu rathen, als ſein Herr. Wo jedoch Männer keinen Ausweg zu finden wiſſen, da gelingt dieſes öfters einer klugen, verſtändigen Frau. Dieſes bedachte Herr Edwards und theilte ſeiner Gemahlin die Urſache ſeiner unverkennbaren Unruhe mit. Miſtreß Edwards kannte die beiden unglücklichen Brüder ſehr gut, dieſe waren in früheren Jahren ſehr oft zu Beſuch im Hauſe ihres Gemahles geweſen, und in ihrer wie in allen ihnen näher bekannten engliſchen Familien mit Liebe und Achtung behandelt worden. Sie ſelber hatte ſich um die politiſchen Verhältniſſe des Landes nur wenig bekümmert, und weder ihr Gemahl noch ſie hatten etwas davon gewußt, daß jene beiden Freunde ſo tief in die Wirren der damaligen Zeit verwickelt ſeyen, bis auf einmal ihre Namen in öffentlichen

Blättern und Bekanntmachungen in ſehr verſchiedner Abſicht, von der einen Parthei in gehäßiger, von der andern in lobender Weiſe genannt wurden. Denn bei den Engländern galten die beiden Shears für todeswürdige Verbrecher, bei ihren Landsleuten als edle Patrioten, die für Irlands Wohl ihr Leben aufs Spiel ſetzten.

In jenen aufgeregten Zeiten durfte man ſelbſt den eignen Hausleuten und Bedienten nicht trauen; kein Augenblick war zu verlieren. Die Miſtreß ließ deshalb ihren Gemahl hinabgehen, um die Bedienten unten zu beſchäftigen und zurückzuhalten, ſie ſelbſt aber führte die beiden Flüchtlinge eilig in ihre Schlafkammer und verſteckte dieſelben zwiſchen dem Bett und den Matratzen.

In demſelben Augenblick hörte man die Chaiſen anfahren, die Gäſte kamen, wurden von dem Hausherrn empfangen, in den Saal eingeführt, die Dame des Hauſes erſchien bei der Geſellſchaft, man ſetzte ſich zur Tafel und das Diner begann. Der Gegenſtand der Tiſchgeſpräche war die traurige Geſchichte des Tages, die Empörung des Volkes in allen Theilen der Inſel, das ernſte Einſchreiten der engliſchen, bewaffneten Macht. Plötzlich wandelte die Dame des Hauſes ein Zufall an, der alle Gäſte in Schrecken ſetzte. Sie ſank in ihrem Stuhl zurück und ſchien wie in tiefer Ohnmacht dahin zu ſterben; ihr Gemahl ſprang von ſeinem Sitze auf, eilte zu der Kranken hin und indem er die anweſenden Freunde um Verzeihung bat, faßte er die Leidende in ſeine Arme und brachte ſie in ihr Schlafzimmer. Nach wenig Minuten kehrte er zurück, bat ſeine Gäſte ſich ja nicht zu beunruhigen und ſtören zu laſſen, der plötzliche Zufall, welcher ſo eben ſeine Gemahlin betroffen habe, ſey nur ein heftiger Schwindel, an welchem ſie manchmal leide, und welcher ſie zu jeder Bewegung

unfähig mache; es gäbe dagegen kein andres Mittel als die ungeſtörteſte Ruhe und Stille, weshalb er ſie auch jetzt in ihr gegen alles Geräuſch wohlgeſchütztes Schlafzimmer und Bett gebracht habe.

Alle Anweſenden bedauerten höchlich das Leiden der edlen Hauswirthin, doch beruhigte man ſich darüber; das Gaſtmahl nahm ſeinen Fortgang. Aber kaum war man noch zur dritten oder vierten Schüſſel gekommen, da vernahm man außen vor der Thür das Trampeln von Pferden und das Klirren von Waffen; ein lauter Schlag durch den Anklopfer an die Thür verkündete die Ankunft irgend einer Perſon von hoher Bedeutung, man öffnete die Thür und einen Augenblick ſpäter trat Major Sirr in Begleitung mehrerer Offiziere in den Speiſeſaal herein. Herr Edwards ſtand auf, um die neuen, unerwarteten Gaſte zu empfangen.

„Ich bedaure unendlich," ſagte der Major, „daß ich gezwungen bin, Sie, mein Herr und Ihre Freunde zu beunruhigen, aber es iſt nicht die Zeit, da man den nöthigen, geſelligen Anſtand berückſichtigen darf; ich bitte Sie hier dieſes Schreiben zu leſen."

Mit dieſen Worten überreichte der Major dem Herrn Edwards eine ſchriftliche Ordonanz, worin geboten war, den Perſonen der beiden erklärten Rebellen: des John und des Henry Shear allenthalben nachzuſpüren, und ſich ihrer todt oder lebendig zu bemächtigen. Der bedrängte Hausherr hatte alle Mühe ſich den äußren Anſchein von Ruhe und Faſſung zu erhalten.

„Ich kann nichts gegen die genaue Vollführung Ihres Auftrages einwenden, Herr Major. Nur eines erbitte ich mir von Ihnen als eine ganz beſondere Gunſt, daß Sie Ihr Unterſuchungsgeſchäft in ſo großer Stille als nur möglich iſt, vollziehen möchten. Hier meine Freunde kennen es

bezeugen, daß meine Frau so eben, bei der Tafel von einem heftigen Uebelbefinden befallen worden ist, bei welchem sie der äußersten Schonung bedarf. Ohnehin wird Ihnen schon hier diese ehrenwerthe Gesellschaft, welche mir die Ehre vergönnt hat sie an meinem Tische zu bewirthen und davon jedes einzelne Mitglied seine loyale Gesinnung hinlänglich bethätigt hat, eine Bürgschaft im Allgemeinen für die treue Ergebenheit gegen Gesetz und König seyn können, welche in meinem Hause herrscht. Ich bin bereit Sie in allen Theilen meines Hauses herumzuführen, aber noch einmal spreche ich die Bitte aus, daß Sie auf den Stiegen wie auf dem Oberboden und in den Zimmern recht leise auftreten und auch sonst jedes laute Geräusch vermeiden möchten, so wie die Rücksicht gegen eine leidende Frau dies erfordert."

Major Sirr ließ hierauf alle seine Begleiter unten in dem Vorhausplatz zurückbleiben, mit Ausnahme des Offiziers der die militärische Eskorte commandirte, und diese beiden folgten dem Herrn Edwards, der sie treppauf treppab durch alle Räume und Zimmer seines Hauses führte. Jeder Winkel, jeder Schrank, jede Kiste, jeder Verwahrungsort für Holz wie für Steinkohlen und Geräthschaften, jedes Kamin wie jeder Schornstein wurden von den beiden Spähern aufs Genaueste durchforscht, es war jetzt nur noch ein Zimmer zu durchsuchen übrig: das Schlafgemach der Dame des Hauses. „Hier ruht meine arme, hartgeängstete Frau," sagte der Hausherr mit leiser Stimme, indem er sich bereit machte die Thür zu öffnen. — „Sie bleiben indeß hier außen im Vorsaal stehen, sagte der Major, halblaut, zu dem Offizier der ihn begleitete, „ich werde, zu unsrer beiderseitigen Genugthuung einen Blick hineinwerfen ins Zimmer und sogleich wieder bei Ihnen seyn."

Herr Edwards öffnete ganz ſanft die Thür. Die Rolos an den Fenſtern waren herabgelaſſen, das Zimmer war, wie der Zuſtand reizbarer Kranken es erfordert, nur von einem dämmernden Lichte beleuchtet; die beiden Männer traten ſo leiſe ein, daß man ihre Fußtritte nicht hörte, wohl aber das laute Stöhnen der Dame, welche in dem Bette, mit faſt ganz verſchloßnen Vorhängen lag. „Gott weiß," ſagte Madame Beaumont, „dieſes Stöhnen war kein erkünſteltes, es kam aus einer, von wahrhafter Todesangſt gepeinigten Bruſt." „Aengſtige dich nicht, meine Liebe," ſagte der Hausherr, indem er näher ans Bette hintrat, „wir werden dich nicht lange in deiner Ruhe ſtören." Der Major indeß blickte ſchnell, dabei aber gründlich genau im ganzen Zimmer herum, ſagte zu Herrn Edwards, er ſey jetzt vollkommen befriedigt und beide giengen wieder hinab in das untere Geſchoß des Hauſes.

Der Major trat noch einmal ein zu den Gäſten des Hauſes in den Speiſeſaal, deren größeſter Theil ihm nahe bekannt war. Es war vergeblich, daß der Hausherr ihn zur Theilnahme an den Freuden des Mahles einlud, er wollte nicht einmal ſich ſetzen, ſondern eröffnete nur den verſammleten Gäſten, daß noch heute, an dieſem Abend ſehr gewaltthätige Auftritte von Seiten des nach den Rebellen herumſtreifenden Militärs, wie des Landvolkes zu erwarten ſtünden; er müſſe ſich deshalb die Bemerkung erlauben, daß er es für wohlgethan halte, wenn die anweſenden Herrn und Damen ſich bemüheten, ſobald als möglich in ihre Häuſer und Landſitze zu kommen. Der Major mit ſeiner polizeilichen und militäriſchen Begleitung trat ab, und die Gäſte alle, auf kein gaſtfreundliches Nöthigen des Hausherrn mehr achtend, ließen anſpannen, und fuhren hinweg.

Die beiden Irländer, welche dieſen ganzen Tag, weil

die Verfolger ohne Aufhören ihnen heiß auf der Spur waren, noch keinen Biſſen genoſſen hatten, wurden jetzt, nachdem man ſie heimlich in das Zimmer des Hausherrn hineingeſchmuggelt hatte, mit den Speiſen und den guten Weinen erquickt, welche für andre Gäſte, als für dieſe ungebetenen, beſtimmt geweſen waren. Von Augenblick zu Augenblick lauſchten die armen Männer vergebens auf jenes laute Freudengeſchrei ihrer Freunde, welches das Signal von der Einnahme der Hauptſtadt ſeyn ſollte, mit deren Hoffnung ſie ſich ſchmeichelten, es ließ ſich kein Zeichen dieſer Art vernehmen; um ein Uhr des Nachts ſchlichen ſie ſich leiſe aus dem gaſtfreien Hauſe fort, in welchem ſie zum letzten Mal in ihrem Leben Liebe der Freunde und Erquickung des Leibes genoſſen. Bald darauf wurden die Flüchtlinge, die ſich in einer Höhle in den wüſten Felſengebirgen von Wicklow verborgen hatten, dort aufgefunden, vor Gericht geführt, ſchuldig des Aufruhres befunden und an den Galgen gehenkt.

Man kann gewiß das Loos dieſer beiden Brüder nicht anders als des Beklagens werth finden. Allerdings war Irland durch fremde Aufwiegler in ſeine damalige, der geſetzlichen Ordnung widerſtrebende Anregung gebracht worden, aber dem Wahne, für welchen die Iren kämpften, lag ein, wenn auch irre gehendes Feſthalten an einem tief in der Menſchenbruſt Beſtehendes Wahres und Göttliches: die Liebe zur Religion und der Sitte der Väter zu Grunde. Hätten die beiden Irländer in den Zeiten der modernen Revolutionen von Frankreich oder unſrer Tage gelebt, man würde ſie zwar nicht wie ihnen nach Recht und Geſetz geſchahe, an den Galgen gehenkt, wohl aber mit Unrecht und ungeſetzlich guillotinirt oder erſchoſſen haben. Denn man hat anjetzt die Kunſt gelernt, nur alles das herrlich und

groß zu preiſen was Nichts iſt: die Meineidigen an Gott und Geſetz, gleich wie in jenem fliegenden Briefe, den ein alter Seher ſchauete, fromm zu ſprechen. Die Mordbrenner und Verderber ganzer Völker, die Läſterer alles Heiligen und Wahren, ſcheinen, ſie mögen thun und wandeln wie ſie wollen, einen Freipaß durch das Land, die Gerechtigkeit für ſie keinen Arm mehr zu haben, ſondern nur furchtſame Augen, deren Blick uns in Ungewißheit darüber läſſet, ob er der ausbrechenden Bosheit Beifall oder Mißbilligung zuwinke. Bald könnte in ſolcher Weiſe das Spiel der Zeit eine andere Wendung nehmen, die, welche hätten das Unrecht hemmen und ſtrafen ſollen, durch kraftige That und Wort, könnten die Beſtraften, die Sträflinge aber, den Ketten der Gefängniſſe entkommen, mit ihren ebenbürtigen, von anderen Ketten gebundenen Genoſſen, könnten die Richter und Henker werden. Die beiden Irländer, in ihrem, wenn auch geſetzlos irre gehenden Wahne, wollten Etwas, das, wenn auch nicht genau da wo ſie es ſuchten, über und in dem Menſchen beſteht; die Vernichtungsmänner der modernen Zeit wollen nichts als jenes Wüſte und Leere, von welchem ihr eignes armſeliges Selbſt durch und durch verwüſtet und verheert iſt. Es iſt zuletzt ein bewußtloſer Drang, der wie die Seuche eines Peſtkranken auf jeden der annahenden Pfleger, ſo von dieſen Geiſteskranken ganzen Völkern ſich mittheilt; die polizeiliche Geſundheitspflege ſcheint entſchlafen, welche mit Ernſt das Eindringen des Anſteckungsſtoffes verhüten ſollte.

V.

Capitän Franklins Nothſtand

auf ſeiner

Landreiſe in der nördlichen Polarzone

---

1) Die Aufgabe, welche zu löſen war.

Wir halten mit Recht jene Helden, welche in den Schlachten der Völker, der Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, auf der blutigen Bahn des Sieges vordrangen, darauf ſie dem Vaterland Rettung und Frieden erkämpften, unſrer hohen Bewunderung werth. Freilich gibt es neben dieſen, im Liede der Völker beſungenen Siegen auch noch andre, geiſtig höhere, welche durch Kämpfe errungen werden, von denen die Welt nur wenig weiß und erfährt; das ſind die Siege eines göttlich gläubigen Erkennens über den thieriſchen Unverſtand der verwilderten Menſchennatur: die Siege der Zeugen für die Wahrheit des Chriſtenthumes mitten in der lange laſtenden Nacht des Heidenthums. Aber auch jenen Heldenſeelen, welche, wie Franklin, wie Richardſon und Back im Verein mit Parry, mit James Clarke Roſs, Thomas Simpſon und einer andren Zahl, namentlich der britiſchen Seemänner mit tapferem Muthe durch die Eismaſſen und winterlichen Wüſten der Polarzone drangen, um für das Reich des Erkennens unſrer

irdiſchen Sichtbarkeit ein neues Feld zu erobern, gebührt unſre hohe Anerkennung. Die Scholle Landes, welche er bewohnt und bebaut, iſt für den Leib, die ganze Erde aber, mit all ihren Ländern, Meeren und Inſeln, für den Geiſt des Menſchen da; er ſoll, dies iſt die Beſtimmung ſeiner Natur, das Licht ſeines Erkennens über Gebirge und Ebenen, über die Meere und all ihre Küſten ſtrahlen laſſen, damit alle Lande der Ehre ſeines Gottes voll werden. Am meiſten aber verdienen die Heroen ſolcher Art dann unſre liebende Theilnahme, wenn das, was zum Beſtehen der Mühen und Gefahren ihnen die Kraft gab, auf jenem Grunde eines chriſtgläubigen Muthes ruhet, der uns an Franklin, wie an Richardſon und Hood, ſo unverkennbar deutlich in die Augen fällt.

Die Aufgabe, welche dem Capitän Sir Franklin und ſeinen Reiſegefährten von dem Miniſterium der britiſchen Marine, noch mehr aber durch den eignen Drang des Forſchens gegeben war, iſt als eine der ſchwierigſten ihrer Art zu betrachten. Es ſollten die Fragen beantwortet und entſchieden werden: über die Möglichkeit einer Durchfahrt von dem atlantiſchen in das ſtille Meer, durch jenen Theil des nördlichen Eismeeres, der die nördlichſte Küſte von Amerika und ihre angränzenden Inſeln umſäumt. Um hierüber ins Klare zu kommen, war es zunächſt nöthig den Verlauf der Nordküſte des weſtlichen Continents genauer kennen zu lernen, und hierzu ſollte Franklins Landreiſe den Weg bahnen, die durch eine Wüſte ihre Richtung nahm, welcher an Furchtbarkeit kaum eine andre Wüſte der Erde zu vergleichen iſt. Wir beſchreiben die Beſchaffenheit derſelben in einigen wenigen Zügen.

Eine Wüſte findet ſich auf unſrer ſchönen Erde überall da, wo dem Boden zwei Elemente der Belebung abgehen,

weiche zunächſt von oben kommen: der wärmende und erhellende Strahl der Sonne, und das nährende Waſſer. Nicht eines allein genügt, beide müſſen zuſammen wirken, wenn ſich die Einöde mit grünenden Auen und Wald bedecken, wenn ſie für vollkommene Landthiere und Menſchen bewohnbar werden ſoll. Denn dort im höchſten Norden oder tiefſten Süden laſtet der feuchte Nebel das ganze Jahr hindurch auf dem ſchwarzen vulcaniſchen Boden, und dennoch ſaugt ſein niederträufelndes Waſſer kaum einen Grashalm groß; über den dürren, ſandigen Ebenen des mittleren Afrikas brütet der glühend heiße Strahl der Sonne, ohne einen Keim des Lebens daraus hervor zu locken.

Die Ausdehnung des nördlichſten Küſtenſaumes des amerikaniſchen Feſtlandes langs dem Eismeere hin, erreicht nahe die Hälfte der Ausdehnung des nördlichſten Küſtenſaumes der öſtlichen Halbkugel. Namentlich verläuft der weſtliche Theil der amerikaniſchen Nordküſte faſt durchgängig in eine niedere Ebene, welche ſo allmalig unter den Waſſerſpiegel ſich hinabſenkt, daß das angränzende Meer dort nur eine ſehr geringe Tiefe hat. Der öſtliche Theil derſelben vom Kupferminenfluße bis zu den nördlichſten Buchten des atlantiſchen Meeres iſt zwar ein vorherrſchend höher anſteigendes, dabei aber faſt ganz kahles Land, ähnlich jenen Felſengräten, welche in unſern Alpen über die Region des beſtändigen Froſtes hinanragen und von denen der Sturmwind den fallenden Schnee hinwegpeitſcht. Dort ſieht man weder Wald noch hohes Strauchwerk; tief am Boden krümmt ſich die Zwergweide; nur an wenig Stellen bedeckt ſich, wahrend des kurzen Sommers, der Boden mit einem graulichen Grün des niedren Graſes, vermiſcht mit jener Flechtenart, welche die Heerden der

Rennthiere von Süden her auf dieſe fernabgelegne, kahle Weide lockt.

Im Ganzen genießen die Länderſtriche, welche auf der Weſtſeite des nördlichſten Amerikas, gegen die Küſte des ſtillen Meeres hin, in ruſſiſchem Beſitze ſind, eines viel milderen Klimas, als die unter gleicher Breite auf der Oſtſeite gelegnen Ufergegenden des atlantiſchen Meeres, der Saum der Küſte aber, der ſich am Weſtende der Polarſeite bis in den 71° N. Br. erſtreckt, bleibt auch während des Sommers eine winterliche Einöde, deren meiſt ſumpfigen Boden die flach auftreffende Sonne, wenn ſie auf einzelne Tage durch den lang anhaltenden Nebel bricht, nur wenige Zoll tief aufzuthauen vermag.

Es wehet über jene Einöden faſt ohne Aufhören ein ſchneidend kalter Oſtwind; nur dann, wenn der Weſtwind dieſen ablöst, wird die Luft milder und zu den Niederſchlägen des Schnees oder des Regens geneigt, auch ſcheinen ſich dann vorzugsweiſe jene Traumgeſtalten des Luftkreiſes, die Augentauſchungen der Luftſpiegelung zu erzeugen, welche die Wüſte jener Polarländer mit der Wüſte der heißen Zone gemein hat. So erzählt Thomas Simpſon, ein achtungswerther Reiſender in der nordamerikaniſchen Polarzone, daß er eines Tages, als er nach ſeiner Gewohnheit den Schlitten, darauf die Reiſegeräthſchaften und Vorräthe zum Lebensunterhalt über den Schnee gezogen wurden, vorangieng, ſo oft er hinter ſich blickte, ſeine Indianer, auf ihren Ferſen ſitzend, der Ruhe pflegen ſahe. Dennoch, bemerkte er, daß, ſo raſch er auch vorwärts ſchritt, der träge Troß immer in gleicher Nähe bei ihm blieb. Als man Halt machte, erzählten, auf ſein Befragen, die Leute, daß ſie nirgends, auch nur einen Augenblick geraſtet hatten, ſondern immer in Bewegung geblieben ſeyen; ihn aber, den

Voraneilenden, hätten ſie ſo geſehen, als ob er auf dem Rücken liegend, auf unſichtbarem Ruhebett und von unſichtbaren Händen raſch dahin getragen würde.

So iſt das Land der winterlichen Nebel und des beſtändigen Froſtes beſchaffen, durch deſſen, nur an wenig Stellen von wandernden Esquimaux beſuchten Einöden, in der Nachbarſchaft der Eisküſte hin wir unſren Reiſenden begleiten wollen. Zwar dort ſind weder Tiger, noch Löwen, noch giftige Schlangen zu fürchten, dort wird der ewige Frieden der Natur durch keine Mörderſchaaren, durch keine Männer der modernen Revolutionen geſtört, denn gegen dieſen Auswurf einer abgefallenen Chriſtenheit erſcheinen die heidniſchen Esquimaux wie unſchuldige Kinder neben dem wüthendſten Verbrechergeſindel der Kerker, aber jener Frieden gleichet nur zu ſehr dem Frieden und der ungeſtörten Ruhe eines Todtenackers, auf dem kein Leichenſtein uns meldet, wer die hier Begrabenen im Leben waren. Denn die Geſchichte der Vergangenheit wirft auf dieſen armen Theil der Erde keinen erhellenden Strahl; nirgends zeigt ſich da ein altes Gemäuer oder ein mit Runen beſchriebener Stein. Nur aus der Geſchichte der neueſten Zeit brach von Oſten wie von Weſten her durch die Forſchungen muthvoller Reiſender aus den gebildeteren Völkern von Europa und Amerika ein Licht in dieſe uralte Dämmerung herein, um deſſen helleres Aufſtrahlen Franklin und ſeine Gefährten ein ganz beſondres Verdienſt hatten. Ehe wir jedoch hiervon weiter reden, gedenken wir zuerſt mit gebührender Anerkennung der Männer, welche vor jenen den mühſeligen Weg dieſer Forſchungen betraten.

2) Franklins Vorgänger.

Bereits unter der, für die eingebornen Indianer sehr freundlich besorgten, milden französischen Herrschaft in Canada, waren einzelne kühne Handelsleute hunderte von Meilen weit nach Norden und Westen in das Land der Indianer eingedrungen, denen sie leider zum großen Theil mit dem Gifte des Branntweins zugleich, statt nützlichern Geräthschaften, nur Gegenstände einer kindisch eitlen Putzsucht gebracht hatten. Doch gleichzeitig mit ihnen hatten die Sendboten des Christenglaubens, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des heiligen Sulpicius, sich mit muthiger Verachtung aller Gefahren und im täglichen Kampfe mit allen Entbehrungen, tief in das Innere des Landes gewagt, und Berichte über die Naturbeschaffenheit, sowie über die Bewohner desselben erstattet. So interessant aber auch, in vielfacher Hinsicht, diese Berichte waren, blieben sie dennoch, für die Erweiterung der genaueren geographischen Kenntniße, namentlich der nördlichsten Gebiete von Amerika, ohne allen bedeutenden Werth. Da geschah es, daß der natürliche Zug des Menschen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die mächtig genug war, ihn, wie früher bei der Entdeckung von Amerika der Durst nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein andres werthvolles nützliches Metall: das Kupfer, welches die Indianer der nördlichen Districte alljährlich mit den thierischen Fellen und andren Tauschartikeln zugleich nach Churchill an der Hudsonsbay brachten und hiedurch die Aufmerksamkeit sowie die Gewinnsucht der dortigen Handels-Compagnie in hohem Grad erregten. Nach der Aussage der Indianer sollte dieses Metall in reinem, gediegenem

Zuſtand und in ſo großer Menge an einem Fluſſe fern im Norden gefunden werden, daß ganze Hügelmaſſen aus ſeinen aufgehäuften Klumpen beſtünden. Bis dahin hatte die Hudſonscompagnie nur noch ſehr wenige Verſuche gemacht, durch tieferes Eindringen in die angränzenden Indianerländer den Erwerb des Pelzwerkes, das die Eingebornen aus weiter Ferne her, ohne dabei die Weite des Weges in Anſchlag zu bringen, ihr zuführten, unmittelbarer in ihre Hände zu bekommen, denn der Koſtenaufwand für weit ausgebreitete Etabliſſements erſchien bei der Menge und Wohlfeilheit der herbeikommenden Waaren als unnöthig. Anders aber ſtellte ſich jetzt die anlockende Ausſicht, als es galt eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur durch die Hand der bergbauverſtändigen Europäer zugänglich gemacht werden konnte. Es wurde deßhalb im Jahre 1769 ein rüſtiger Offizier der Compagnie, Thomas Hearne, zu dem Unternehmen beſtimmt, den nach der Ausſage der Indianer in nicht gar großer Ferne abgelegnen, anſehnlichen und deßhalb ſelbſt für Schiffe befahrbaren Fluß aufzuſuchen, an deſſen Ufern ſich die Hügel, aus Klumpen des gediegnen Kupfers beſtehend, und dabei eine Fülle von Nahrungsmitteln, an Wildpret aller Art finden ſollte und der, wie ſie ſagten, ſeinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reiſt in dieſen Gegenden am leichteſten im Winter, weil dann, bei einer Kälte, die nicht ſelten der Temperatur des gefrierenden Queckſilbers gleichkommt, ja noch unter dieſen metalliſchen Gefrierpunkt herunterſinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe ſtark gefroren ſind und zugleich der Schnee jene Feſtigkeit hat, wobei er Menſchen, ſowie größere Laſten trägt. Daher trat auch Hearne ſeine Reiſe

am 6. November an. In ſeiner Begleitung waren zwei Orkney-Inſulaner und zwei Indianer aus dem Dienſtperſonale der Compagnie. Da aber dieſe alle des Landes, ſowie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenfluſſe unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlinges der nördlichen Indianer, mit Namen Tſchaudſchintſchau, der mit einer abgetragnen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Capitäns von der Compagnie erhielt, und dafür mit noch 9 Indianern des nördlichen Diſtriktes, davon einer zum Lieutenant creirt wurde, das ſichere Geleite der Reiſenden, bis zur Gränze der Athapuico-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimiſcher Indianer-Capitän die Weiterleitung überkommen ſollte. Aber der Capitän Tſchaudſchintſchau erwies ſich des in ihm geſetzten Vertrauens ſehr unwürdig; er hatte überhaupt keine beſondere Freude an dem ihm übertragenen Geſchäft, deßhalb ſuchte er den ihm läſtigen Fremdling zuerſt durch das Verweigern aller ihm verſprochnen Dienſtleiſtungen, dann auch dadurch zum Rückzug zu bewegen, daß er ihm durch ſeine Leute einen Theil der Ammunition und des nöthigſten Reiſebedarfs entwenden ließ. Die Diebe mit ihrem Raube waren entflohen; ihr Häuptling, der ſogenannte Capitän, war mit etlichen Männern ſeines Volkes noch bei Hearne geblieben, hatte dieſen mitten in das Dickicht einer großen Waldung geleitet, hier aber ihn plötzlich verlaſſen. Die Gegend zwar des Waldes, wo dieſes geſchahe, war nur 30 Meilen von Prinz Wales Fort entfernt, die Reiſegeſellſchaft aber, ohne einen landeskundigen Führer, würde ſich ſchwerlich aus der von winterlichem Nebel bedeckten, beſchneiten Waldregion herausgefunden haben, wenn nicht mitleidigere Indianer der Noth der Fremden ſich angenom-

men hätten. Schon am 12. December kam Hearne unverrichteter Sache wieder in Churchill an.

Ein Indianer aus dem ferneren Norden befand ſich gerade damals, in Handelsgeſchäften bei der Factorei anweſend. Als dieſer Hearne's Reiſebericht vernahm, verſicherte er demſelben, daß er nicht mehr weit von dem Ziele ſeiner Reiſe, dem kupferreichen Fluſſe geweſen ſey. Da erwachte in dem muntren Reiſenden die Luſt ſein Glück noch einmal durch eine neue Wanderung nach jener Richtung hin zu verſuchen, und die Compagnie zeigte ſich gerne bereit, das Unternehmen, das nur einen ſehr geringen Koſtenaufwand erforderte, zu unterſtützen. Diesmal trat Hearne ganz allein, ohne nur einen einzigen europäiſchen Geſellſchafter, ſeine Reiſe, im Geleite der Indianer an; er verließ das Fort Churchill am 23. Februar 1770.

Die Expedition bewegte ſich langſam am Seal-fluſſe hinauf, denn es gab dort einen Ueberfluß an jagdbaren Wildpret und die Indianer ſind ſo leidenſchaftliche Freunde der Jagd, daß ſie nur ſchwer ſich entſchließen können einen Ort zu verlaſſen, der ihnen eine beſondere Befriedigung ihrer Luſt verſpricht. Aber auch unſer Reiſender gewann allmälig dem Leben, wie dem unterhaltenden Geſchäft dieſer Jäger einen Geſchmack ab, der ihn die Langſamkeit des Vorrückens ſowie alle Mühſeligkeiten vergeſſen ließ. Die Indianer des höheren Nordens, mit Ausnahme jener Einzelnen, welche in Handelsgeſchäften die Factorien beſuchten, waren damals in gar keine Berührung mit den Europäern gekommen; der Anblick eines weißen Mannes in ſeiner Tracht und ganzen Art war ihnen noch etwas ganz Neues. In einigen Gegenden, dahin Hearne ſpäter auf ſeinen Reiſen kam, ſah er ſich von Schaaren der harmlos Neugierigen umgeben, die auf all ſeinen Schritten ihn begleis

teten, ſelbſt dann, wenn er ſeine Toilette machte ihn beobachteten, das (blonde) Haar, das ihm am Kamm hängen blieb, ſich ausbaten und unter ſich gleich als eine Naturmerkwürdigkeit vertheilten. Den Leuten ihres Stammes, als ſie zu dieſen zurückkehrten, berichteten dieſe Glücklichen, daß ſie Einen aus fernen Landen geſehen hätten, der zwar in allen andern Stücken einem Menſchen ähnlich geweſen ſey, aber er habe ſtatt des Haares den Schwanz eines Thieres (dafür hielten ſie den Haarzopf) an ſeinem Haupte getragen und die (blauen) Augen eines Seevogels gehabt.

Endlich, am 23. Mai ließen ſich die Indianer bewegen die Reiſe nordwärts, in das wildpretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabei allmälig weich werdende Schnee, der das Fortkommen ſehr erſchwerte; die jetzt häufig fallenden Regengüſſe, denen Hearne bei Tag wie bei Nacht ausgeſetzt blieb, weil der Indianercapitän, ſo dienſtwillig er in andern Dingen war, ihm nicht erlaubte, auch nur den mit dem ſeltſamen Haarzopf verſehenen Kopf unter ſein armſeliges, kleines Indianerzelt zu ſtecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden oder brennend zu erhalten, wodurch es nothwendig wurde, das Fleiſch der erbeuteten Fiſche und des Wildprets meiſt roh zu genießen, alle dieſe und noch andre Mühſeligkeiten hätten den kräftigen Reiſenden nicht von ſeinem Unternehmen abſchrecken können. Sogar die Erklärung ſeiner Indianergefährten, als dieſelben ſich wieder in einem für die Jagd überaus reichem Gebiet befanden, daß ſie hier für dieſes Jahr Halt machen und erſt im nächſten weiter ziehen wollten, würde den ſelber von der Jagdluſt beherrſchten Mann nicht entmuthigt haben, wäre ihm nicht durch einen Windſtoß ſein Hadley'ſcher Quadrant zu Boden geworfen und zerbrochen worden; das

einzige Werkzeug, deſſen er ſich zu ſeinen allerdings nicht ſehr genauen Meſſungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Werth gerade ſolche geographiſche Beſtimmungen für eine Reiſe, wie die ſeinige war, haben mußten, hielt er es für unumgänglich nothwendig, noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um ſich da mit einem neuen Inſtrument zu verſorgen. Es war aber daſelbſt kein andres zu haben, als ein alter Quadrant, der ſeit 30 Jahren im Compagniegebäude hieng und welcher noch viel unzureichender zur genauen Erfüllung ſeines Zweckes war, als das, im Vergleich mit unſern jetzigen Apparaten freilich auch nicht ſehr vollkommene, verunglückte Werkzeug. Acht Monate lang hatte Hearne auf ſeiner Reiſe, oder eigentlich großen Jagdparthie ſich verweilt, als er am 25. November in Churchill ankam. Hier traf er wieder andre Indianer an, deren Abſicht es war, geraden Weges nach dem Kupferminenfluß zu gehen, weil ſie, wie ſich ſpäter ergab, einen Streifzug in das Gebiet der Eskimaux vorhatten. In ihrer Geſellſchaft verließ er nach kurzem Ausruhen unter ſeinen Landsleuten Churchill ſchon wieder am 27. December, mußte ſich's freilich, was ihm nicht ſchwer ankam, auch diesmal gefallen laſſen, daß ſeine Begleiter viele Zeit aufwendeten und manchen Umweg machten um ihre Jagdluſt zu ſtillen, kam aber doch endlich, am 13. Juli 1771 zu dem erſehnten Ziel ſeiner Reiſe: zum Kupferminenfluſſe. Die Stelle, bei welcher Hearne an dieſen Fluß kam, liegt noch ohngefähr 9 geographiſche Meilen von der Mündung deſſelben in das Eismeer ab. Es war gegen die Erwartung unſers Reiſenden, welcher hierin zu viel auf die Ausſage der Indianer vertraut hatte, als er, ſtatt eines angeblich für Schiffe befahrbaren Stromes einen Fluß vor ſich ſahe, der kaum für die kleinſten Fahrzeuge

der Indianer hinreichendes Waſſer hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgethürmten Hügel ſahe er ſeine Hoffnung getäuſcht, doch fand er am Ufer des Fluſſes ein Stück gediegenes Kupfer, das an Gewicht 4 Pfund betrug und ſein Bericht enthält Vieles, das zu einer genauen bergmänniſchen Unterſuchung jener Gegend aufmuntern kann. Vergeblich bemühte ſich der wohlmeinende Mann ſeine Indianer von dem raubmörderiſchen Ueberfall abzuhalten, den ſie, am Kupferminenfluß gegen die harmloſen Esquimaux ſich erlaubten, an einer Stelle, die noch jetzt auf unſern Karten von jenem blutigen Ueberfall ihren Namen führt. Außer dieſem bedauernswürdigen Vorfall hatten ihm übrigens ſeine Begleiter keinen Anlaß zur Klage oder zum Unmuth gegeben; er kam unter ihrem Geleite zu der Küſte und von dort wohlbehalten nach Churchill zurück. Obgleich Hearne's Angaben über die geographiſche Lage der von ihm beſuchten Gegenden ſchon wegen der Unvollkommenheit ſeiner Inſtrumente bedeutende Unrichtigkeiten enthalten, bleibt dieſem Reiſenden dennoch der Ruhm, daß er der erſte Europäer geweſen ſey, welcher von Amerikas Feſtlande aus das große nordiſche Polarmeer vor ſich ſahe. Auch hatten ſeine Erfahrungen es gezeigt, daß das Vordringen in die ſumpfigen, theils von faſt undurchdringlichen Waldungen bedeckten, theils völlig kahlen Gegenden des nördlichſten Amerikas weder ſo außerordentlich ſchwer, noch auch mit ſolchem Aufwand verbunden [illegible], als man bis dahin gemeint hatte.

Ein ſolcher glücklicher Vorgang regte ſogleich auch Andre zu ähnlichen Unternehmungen auf. Sieben Jahre ſpäter, im Jahre 1778, drang Pond, mit einer genaueren Erforſchung des Landes bis zum Athabaſka-See (58° N. Br.) am Sklavenfluſſe vor. Seine Berichte gaben die erſte

Veranlaſſung zum Begründen einer Niederlaſſung der Compagnie an jener für das Erbeuten des Pelzwerkes höchſt ergiebigen, an Fiſchen und Wildpret überaus reichen Stelle. Dieſes Unternehmen kam im Jahr 1781 durch das Anlegen des Fort Chipewyan zu Stande, welches von nun an der Ausgangspunkt wurde, für alle weiter nach Norden gehende Landreiſen.

Von hier trat auch Alexander Mackenzie am 3. Juni 1789 ſeine für die Länderkunde ſo wichtige Reiſe an, welche zur Kenntniß jenes Fluſſes führte, der noch jetzt von dem Entdecker ſeinen Namen trägt und der ſeitdem, gleich einem gebahnten Wege, öfters zum Eingang in das Eismeer benutzt worden iſt. Mackenzie fuhr zuerſt auf dem Sklavenfluſſe hinab nach dem Sklavenſee. Berichte der Indianer, welche des Handels wegen nach dem Fort Chipewyan kamen, von einem großen Strome, der aus dem zuletzt genannten See ſeinen Abfluß nehmen ſollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt, einen Verbindungsweg aus dem nordweſtlichen Amerika nach dem ſtillen Meere zu entdecken; denn nach dieſem Meere, ſo hoffte er, nicht nach dem nördlichen Eismeere, ſollte der Strom ſeinen Ausfluß nehmen. Als der Reiſende am 9. Juni den Sklavenſee (63° N. Br.) erreicht hatte, fand er denſelben noch zum Theil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß deſſelben aus dem See ſeine Lage habe, das war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforſcht werden, und erſt am 20. Juni gelangte man zu dieſem geſuchten Punkte. Ein waſſerreicher großer Strom nahm von hier aus ſeinen Lauf zunächſt nach Weſten und Mackenzie nahm keinen Anſtand ſich auf demſelben einzuſchiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jener Gabe einer mährchenhaften Uebertreibung, an welcher die Amerikaner vor Andern reich zu ſeyn ſcheinen,

ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Waſſerfällen, ſowie von rieſenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf ſeiner Fahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all dieſen Gefahren und Abentheuern keine Spur; der Strom, ohne ſich von Bergen herabzuſtürzen, geht ruhig ſeinen Weg; kein Ungeheuer ſperrt gegen das Fahrzeug und ſeine Mannſchaft den häuſergroſſen Rachen auf, nur Fiſche, von wohlſchmeckendem Fleiſch finden ſich im Waſſer. Schon am 10. Juni entdeckte man verlaſſene Lagerſtätten der Eskimaux, dieſer Bewohner der eiſigen Seeküſte; am 12. genoß Mackenzie zu ſeiner groſſen Befriedigung den Anblick des Meeres, in welches der Mackenzieſluß ſeinen Ausgang nimmt, freilich nicht, wie er anfangs erwartet hatte, das ſtille Meer, ſondern das nordiſche Eismeer, von welchem jetzt abermals eine Strecke ſeiner Küſtengegenden erforſcht und für den Erkenntnißkreis der Länderkunde in Beſitz genommen wurde. Nach einem kurzen Verweilen in der Nähe der Ausmündung des Stromes nahm der Reiſende ſeinen Rückweg wiederum in dem Fluſſe aufwärts und kam, nach einer glücklichen Fahrt, ſchon am 12. Sept. wieder nach Fort Chipewyan zurück. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, freilich als halbwilder Jäger und Indianerſchüzling, in einer dreimal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiterem, den Mackenzie machte und zugleich den Ertrag der wiſſenſchaftlichen Ausbeute, den beide Reiſen brachten, dann neigt ſich freilich die Waagſchale ſehr bedeutend zu Gunſten von Mackenzie's Reiſe herab. Und dennoch dürfen wir nicht vergeſſen, daß Hearne es war, der mit überaus geringen Mitteln und einem bewundernswürdigen Muth eine Bahn brach, durch die zum Theil wirklichen, zum Theil aber nur in der Sage beſtehenden, oder durch ſie übertriebenen Gefahren, welche

bis zu seiner Zeit jeden Europäer von einem Vordringen durch die Sümpfe und Waldungen von Nordamerika, nach dem Polarmeer abgeschreckt hatten. Weiter jedoch noch als diese beiden Vorgänger, dabei unter unvergleichbar größern Mühseligkeiten und Gefahren drang der heldenmüthige Mann in die unbekannten Regionen des amerikanischen Hochnordens vor, mit dessen Reise- und Rettungsgeschichte wir hier zunächst uns beschäftigen wollen.

3) John Franklin's Entdeckungsreisen an die Küsten des Polarmeeres.

Obgleich Mackenzie's Erwartung, daß der ansehnliche, schiffbare Strom, welcher den Abfluß aus dem großen Sklavensee bildet, seinen Lauf nach dem stillen Meer nehme, sich als grundlos erwiesen hatte, indem seine Richtung, welche anfangs allerdings vorherrschend eine westliche ist, sich beim weitren Verlauf in die vorherrschend nördliche umsetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß sich der Hudsoncompagnie am Athabaskasee ein Mittelpunkt des Verkehres zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer spätern Landreise, auf welcher er die Küsten des stillen Meeres unter dem 52° N. Br. erreichte, keinen schicklichen Verbindungsweg dieser Art auffinden konnte, war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit solcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den östlichen Küsten des nördlichsten Amerikas hatten diesen Zweck vor Augen; der Wunsch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere durch das Eismeer, nach dem großen, westlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem östlichen Asien im höchsten Grade erleichtert werden konnte, war allmälig zu einem

Anliegen aller Schifffahrt treibenden Nationen, von Europa und Nordamerika geworden. England hatte unter ihnen allen den nächſten Beruf, ſo wie die reichſten Mittel auf dem Wege der Beſtrebungen nach jenem wichtigen Ziele voranzugehen. Die Natur ſelbſt ſchien den erſten, durchgreifenderen Verſuchen zum Eindringen in die Nähe des Poles kräftig entgegen zu kommen. Schon im Jahre 1815 war, aus unbekannten Urſachen, vielleicht in Folge vulkaniſcher Ausbrüche und Erderſchütterungen im höchſten Norden, ein Theil jener Eisfelder der Polarzone, welche namentlich das grönländiſche Meer für die Schifffahrt verſchloſſen, gebrochen und von ſeiner urſprünglichen Stätte losgeriſſen worden. Man ſahe im Sommer 1816, demſelben der dem weſtlichen Europa durch naßkalte Witterung und Mißwachs ſo nachtheilig geworden iſt, ſchwimmende Eisinſeln von ungeheurem Umfange, in Gegenden des Meeres ſich herumtreiben, dahin ſonſt niemals ein ſolches Eis kommt, und noch im Jahr 1817 dauerte dieſes Herumtreiben der Eisblöcke in einigen unter ſehr gemäßigten Himmelsſtrichen gelegnen Meeren fort. Aber zu derſelben Zeit hatten die Wallfiſchfanger und andre Seefahrer das Meer zwiſchen Spitzbergen und dem öſtlichen Grönland ſo frei von Eis gefunden, daß ſie in Regionen vordrangen, wohin, ſoweit die genaueren Berichte aus den vorhergehenden Jahrhunderten reichen, noch nie ein Schiff gekommen war. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich von einem erneuten Unternehmen zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt viel erwarten, und man ſäumte in England nicht den Verſuch zu machen. John Roß (nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Entdecker der Süd-Polarzone Sir James Clarke Roß) befuhr im Sommer 1818 ohne große Schwierigkeit die Meeresgegenden der Baffinsbay. Der

kühne Kapitän Parry war im Sommer 1819 bis zu der furchtbar winterlichen Melvilles Insel (75° N. Br.) und bis über jene Gränze der Länge (110° W. L. von Greenwich) vorgedrungen, welche den englischen Schiffern unter Verheißung einer Prämie von 5000 Pf. St. als Zielpunkt vorgezeichnet war. Er hatte dort, wo die Sonne 84 Tage lang nicht sichtbar wird und die Kälte bis nahe an 40° unter dem Nullpunkt des Reaumurschen Thermometers kommt, mit seinen beiden Schiffen überwintert, und war im November 1820 mit seiner Mannschaft gesund und wohlbehalten nach England zurückgekehrt.

Hierin hat allerdings eine Fahrt zur See, auch in die ärmsten, eisig kältesten Gegenden der Polarzone vor einer Landreise in dieselben einen ungemeinen Vorzug. Das Schiff ist ein schwimmendes Haus, das nicht nur einen Vorrath von Lebensmitteln auf mehrere Jahre mit sich führen kann, sondern auch durch seinen Bau, wie durch seine innre Einrichtung zum bequemen Wohnort auch in den Wintermonaten unter den höchsten Graden der nördlichen oder südlichen Breite geeignet ist; die Mannschaft in Parrys Schiffen, deren Räumen durch die Luftheizung nach allen Richtungen hin eine mäßige Wärme mitgetheilt war, hatte alltäglich ihre gute, ausreichende Kost, vergnügte sich während des Winters an den Vorstellungen eines Privattheaters und an allerhand geselligen Unterhaltungen der Heimath; sie schlief sanft in ihren Betten, verlebte die Zeit des Tages, welche statt von der Sonne vom Licht der Lampen erhellt war, in ungestörtem Frieden und Munterkeit. Wie ganz anders dagegen ergieng es dem trefflichen Franklin und seinen heldenmüthigen Reisenden auf ihrem Landwege nach den Nordküsten von Amerika.

Der Reiseplan, der dieser Expedition vorgezeichnet

war, gieng darauf hinaus, daß Franklin von der Mündung des Kupferminenflusses aus eine Fahrt oſtwärts an der Küſte hin, bis zu ihrer nordöſtlichen Umbeugung verſuchen und hierbei dieſe noch unbekannte Gränze des amerikaniſchen Feſtlandes gegen das Polarmeer geographiſch genau beſtimmen ſollte. Man hegte in England die Hoffnung, daß bei dieſer Gelegenheit die zu Lande Reiſenden mit Parrys Schiffen ſich begegnen, und ſo die Forſchungen der einen Parthie jene der andren ergänzen konnten.

Nach einer ziemlich beſchwerlichen Ueberfahrt landete Franklin am 30. Aug. 1819 bei der York Factorei in der Hudſonsbay, und ſetzte bald nachher die Reiſe nach der Cumberlands-Station fort. Von ſeinen vier Begleitern ſollten nach ſeiner Anordnung Dr. Richardſon der Arzt und der Seecadet Hood hier bis zum Frühling zurückbleiben, während er ſelber in Geſellſchaft des Seecadetten Back und eines wackren Dieners, des Matroſen Hepburn noch im Winter bis zu dem vorhin erwähnten Fort Chipewyan reiſte. Erſt am 26. März 1820 hatte er dieſes Ziel erreicht, und im Juli trafen auch Richardſon und Hood bei ihm ein. Auf drei Booten, welche außer der ſchon genannten Reiſegeſellſchaft mit 16 canadenſiſchen Fährleuten (ſogenannten Voyageurs), zwei Dolmetſchern vom großen Sklavenſee, und einer Chipewyan Indianerin beſetzt waren, begann die Expedition zuerſt ihre Waſſerfahrt nach dem Sklavenſee, und trat von dort an den mühſamen Weg bald zu Lande bald über Seen und kleine Flüſſe an, wobei die Boote mühſam fortgeſchleppt werden mußten. Ein wackrer Indianerhauptling Akaitſcho, mit ſeinen Leuten, verſorgte, ſo gut und ſo lang als möglich die Reiſegeſellſchaft mit Proviſionen, beſtehend in dem Fleiſche des

erlegten Wildprets und in Fiſchen. Hoch in Norden, in der Nähe eines kleinen Sees, dem man den Namen des Winterſees gab, in einer Entfernung von nahe 20 geographiſchen Meilen vom Kupferminenfluß, wurde ein Gebäude für den Winteraufenthalt: das Fort Entrepriſe errichtet. Hier brachte die Reiſegeſellſchaft den Winter unter ſolchen Entbehrungen, und in ſolchem Mangel an Lebensmitteln zu, daß dieſelbe ohngeachtet der Zufuhr von einigen Proviſionen aus den nächſten, und dennoch Hunderte von Meilen entfernten ſüdlichen Factoreien, kaum würden am Leben erhalten worden ſeyn, wenn nicht die Indianer mit wahrhaft großmüthiger Selbſtverleugnung den größeſten Theil des Ertrages ihrer Jagden und ihres Fiſchfangs ihnen überlaſſen hatten. Zu den bisherigen Begleitern waren noch, vom Fort Chipewyan aus 2 Eskimos, die man als Junius und Auguſtus benannt hatte, gekommen, welche der Expedition als Dolmetſcher ſehr weſentliche Dienſte leiſteten.

Schon im Mai kehrten die Waſſervögel und die Rennthiere wieder in die verödete Landſchaft zurück; erſt am 14. Juni 1821 konnte man aber an die Weiterreiſe denken. Die Boote wurden von Menſchenhänden und Hunden gezogen, das Gepäck getragen, die mitgenommenen Vorräthe an Lebensmitteln betrugen nur 80 Pfund. Doch kam zu dieſen ſchmalen Proviſionen bald ein Zuwachs, als man endlich am 30. Juni die Barken in den Kupferminenfluß einſchiffen konnte, denn die Jäger ſchoſſen hier an einem Tage 8 Kühe aus den am Ufer weidenden Heerden der Moſchusthiere, und obgleich dieſe erbeuteten Thiere zunächſt den Indianern gehörten, die ſie erlegt hatten, theilten dieſe dennoch ſehr reichlich den Fremden davon mit. Aber die Fahrt bis zur Mündung des Kupferminenfluſſes hatte ſich,

bei den gelegentlichen Forſchungen nach den eigentlichen Lagerſtätten des Kupfers, bis zum 21. Juli verzogen, und die Proviſionen waren während der Zeit ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie nur etwa für eine Reiſe von 15 Tagen ausgereicht hätten, wenn nicht hin und wieder, wenigſtens eine kleine Nebenbülfe dazu gekommen wäre. So fand man am 23. Juli einige wenige Muſcheln (die einzigen an dieſer armen Küſte), ſchoß am 24. eine Rennthierkuh, fieng am 25. drei Lachsforellen. Dagegen zeigte ſich am 28., daß 2 Lederbeutel mit Pemmikan verdorben, und das getrocknete Ochſenfleiſch kaum noch eßbar ſey. Dieſer Abgang wurde zwar dadurch einigermaſſen erſetzt, daß ein Theil der Mannſchaft, der eine Jagdparthie an der Küſte gemacht hatte, am 1. Auguſt 2 Schmalthiere und einen braunen Bären mit ſich brachte, aber die Ausſicht zum Erwerben ſolcher Aushülfsmittel wurde immer trüber; der noch übrige Vorrath konnte kaum für 8 Tage hinreichen, der Polarwinter kündete ſich durch ſeine ſtarken Fröſte an. Mit bewundernswürdiger Genauigkeit hatten Franklin und Back alle Biegungen, alle Buchten und Einfuhren der Küſte aufgenommen, ſie waren bis zu dem 108° W. L. von Greenwich vorgedrungen, jetzt aber, da ein Boot für die Fahrt auf offenem Meere völlig, das andre faſt unbrauchbar geworden war, mußte man mit Ernſt an die Rückkehr denken. Der Punkt der Küſte, wo man dieſe antrat, und welcher von Franklin und Back nur noch durch eine Fußreiſe erreicht wurde, liegt an der Oſtſeite des Polarſundes (arctic sound), und dieſe Stelle erhielt hiervon den Namen „Kehrum" (Return again). Man durfte es, unter den Verhältniſſen, in denen ſich die Expedition befand, und in der für jene Gegend weit vorgerückten Jahreszeit nicht wagen, den Seeweg längs der Küſte hin ein-

zuſchlagen. Die einzige Barke, die noch in gutem Zuſtande war, hätte ſchwerlich den Kampf mit den Stürmen beſtehen können, die ſich täglich in größrer Heftigkeit einſtellten, vor Allem aber würde man jetzt, wo ſich die ganze größere Thierwelt von der Küſte nach Süden hinwegwendet, auf dem ganzen Seeweg kein Mittel gefunden haben, der nahenden Hungersnoth abzuhelfen. Freilich war dieſes Loos, wie die ſpätere Erfahrung zeigte, auch auf dem andren Wege, den man meiſt zu Lande einſchlug, ein unvermeidliches, es wurde jedoch dieſes nur in Folge von Umſtänden, welche außer dem Kreiſe aller menſchlicher Vorausſicht lagen. Franklin ließ deßhalb die Barken, was bei zweien derſelben nur noch mit großer Mühe geſchehen konnte, in den Polarſund, ſo wie von hier in einen von ihm bei der Herreiſe entdeckten Fluß, (den Hoodfluß) einlaufen, um vorerſt einen bequemen Ort zu finden, wo man aus dem Baumaterial der größern Barken kleine, nur etwa für drei Mann hinreichende Boote fertigen, und mit ihnen, bald zu Lande ſie fortſchleppend, bald über die kleinen Seen und Flüſſe den Weg nach Fort Entreprise antreten könnte. An dieſer Station hoffte man, nach einer mit den Indianern getroffnen Verabredung einen Vorrath von Lebensmitteln zu finden, der zum Unterhalt der Geſellſchaft für den ganzen Winter hinreichen ſollte.

4) Ein Kampf mit Noth und Tod.

Schon der Anfang dieſer Landreiſe war nicht geeignet um zu ihrer Fortſetzung guten Muth zu geben. Am 20. Auguſt, während die Fahrt noch an der Küſte des Polarſundes hingieng, ſahe man am Morgen die ganze Landſchaft mit Schnee bedeckt, die ſtehenden Waſſer waren zugefroren, ſelbſt am Mittag blieb das Thermometer unter dem Ge-

frierpunkt. Die Jäger giengen aus nach Beute, ſie kamen mit leerer Hand zurück; man theilte jedem Mann ſein ſpärliches Mahl aus dem kleinen Reſt der Proviſionen mit, nachdem dieſes geſchehen war, blieb nur noch ein halber Beutel von Pemmikan übrig. Einige Geſträuche dieſer Polarregion, welche eßbare Beeren tragen, waren voll reifer Früchte; dieſe, mit einem Thee aus den Blättern des Sumpfporſtes (Ledum palustre) gaben hier noch immer einige Erquickung und als ſich auf einer kleinen Inſel jenſeit des öſtlichen Ufers von Bathhurſts Einfahrt noch jagdbares Hirſchwildpret fand, von welchem zwei Stücke erlegt wurden und, vom Fleiſch dieſer Speiſe noch einmal geſättigt, die Mannſchaft endlich aus dem furchtbaren Polarmeer in den Hoodsfluß hineinfuhr, da gab ſich dieſelbe, namentlich die canadiſchen Voyageurs, mit ihrem leichteren franzöſiſchen Blute einer Anregung der Freude hin, welche freilich in hartem Widerſpruch mit jener Stimmung des tiefen Jammers ſtund, welche kurze Zeit nachher die herrſchende in der kleinen Geſellſchaft wurde.

Der Bau der neuen, kleinen Boote hatte bis zum erſten September gedauert, erſt jetzt konnte man die Landreiſe, zunächſt nach dem etliche zwanzig geographiſche Meilen entfernten Point Lake und von da nach dem nachbarlich angränzenden Fort Entrepriſe antreten. Man war kaum 6 Stunden Weges in dieſer Richtung vorgerückt, da machte ein furchtbarer Schneeſturm der Wanderung ein Ende. Am 3. September wurde das letzte Stück Pemmikan mit ein wenig Arrowrutmehl unter die Mannſchaft vertheilt. Der Orkan dauerte bis zum 7., die Reiſenden hatten weder einen Biſſen zu eſſen noch konnten ſie ein Feuer, um ſich zu wärmen, anmachen, man lag in die Bettdecken eingehüllt, bei einer Kälte von — 5° R. unbeweglich am Boden.

Bei dem erſten Verſuch zum Aufſieden und Weitergehen wandelte den edlen Franklin, matt vom Faſten und von der Kälte eine Ohnmacht an, aus welcher er nur durch den Genuß einer kleinen Portion von eingeſottner Fleiſchſuppe, wie man dergleichen in England und Frankreich, zum Gebrauch für weite Reiſen in Blech- oder Porzellanbüchſen einmacht, wieder zu ſich kam. Der treffliche Mann machte ſich über den Alleingenuß dieſer erquickenden Speiſe ſolche Vorwürfe, daß er aus dem kleinen Vorrath derſelben am Abend, an dem Feuer das man vom Holz eines heute zerbrochenen Schlittens zum Fortſchleppen der Boote anmachte, mit Arrowrutmehl vermiſcht ein nahrhaftes Mahl für Alle bereiten ließ, was, nach einem dreitägigen harten Faſten den Ausgehungerten neue Kräfte gab.

Als in den nächſten zwei Tagen der Weg ſich über einen uneben ſteinigen Grund hinzog, da zeigte es ſich, wie die Wiſſenſchaft zu ihrer Zeit eine große Hülfe in der Noth gewähren könne. Nirgends war ein lebendes Thier, nirgends an einem Strauch eine zuſammengedorrte Beere oder eine eßbare Wurzel zu finden, Dr. Richardſon bemerkte aber an den Geſteinen des Bodens einen grauen, ſchorfartigen Ueberzug. Es war eine Art der Darmflechte (Gyrophora) die durch rundlichen Umriß und bogigzackte Eintiefungen auf der Oberfläche von andren Flechten oder Schorfmoosen ſich unterſcheidet. Dieſes, dem Anſcheine nach armſelig dürre Gewächs enthält, wie das isländiſche Moos, nahrhafte Beſtandtheile, welche mit einem widerlich bittrem Stoffe verbunden ſind. Der Doctor entdeckte in jenen Gegenden vier Arten ſolcher Darmflechten, welche ſämmtlich von der Geſellſchaft, um den Hungertod abzuwehren, als Nahrungsmittel benutzt wurden, obwohl man keine Mittel hatte den bittren Stoff davon abzuſondern, welcher den

Genuß nicht nur höchſt eckelhaft, ſondern auch nachtheilig für etliche aus der Geſellſchaft machte, welche heftiges Leibweh darnach empfanden. Am 8. Sept. mußte man über einen Fluß hinüber ſetzen. Zu dieſem Zweck ſchien ein Punkt, in der Nähe eines Waſſerfalles am geeignetſten, weil daſelbſt viele groſſe Steine und Felſenſtücke über das Waſſer hervorragten, über welche man, von einem zum andren, ziemlich trocknes Fußes hinüberſchreiten konnte. Aber alle die, welche Gepäck trugen, mußten dennoch ins Waſſer treten, ſo daß ſie vom Kopf bis zum Fuß, die andren aber auch wenigſtens theilweiſe ſtark durchnäßt wurden, ein Begegniß das bei einer Kälte von — 7° R., wobei die naſſen Kleider bald von Eiſe ſtarrten, den Reiſenden ziemlich ſchwer fiel. Noch einmal war den Hungernden am 12. September eine Erquickung gewährt. Es zeigte ſich eine Heerde von Moſchusochſen und die Jäger erlegten eines der größeſten Thiere. Nach einem 6 tägigen Faſten, (denn die Darmflechte diente mehr nur um den Hunger zu täuſchen als um zu ſättigen), ward freilich dieſer Vorrath bald verzehrt und vielleicht hatte die Ueberfülle, in der man das Fleiſch zu ſich nahm, nur noch dazu beigetragen, daß ſich, einige Tage nachher die Wandrer durch die winterliche Felſenwüſte kraftloſer und ermatteter fühlten als jemals. Bald mußte man bemerken, daß die Träger des Gepäckes die Fiſchernetze weggeworfen und die leichten Floße, die zunächſt zur Erleichterung des Fiſchfangs an den Landſeen beſtimmt waren, verbrannt hatten, eine That der Verzweiflung, welche in den ſpätren Zeiten der höchſten Noth oft bereut wurde.

Während am 14. September am Morgen die Offiziere an einem kleinen Feuer ſich wärmten, brachte Perrault, einer der canadiſchen Voyageurs einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, den er ſich von ſeinem früheren, täglichen

Antheil abgespart hatte und theilte denselben unter die Offiziere aus, deren Augen sich aus Rührung über diese großmüthige Selbstverläugnung des edlen Fährmannes mit Thränen füllten. An demselben Tage brachte der Versuch, in einem kleinen Boot über einen reißenden Fluß zu setzen den Kapitän so wie zwei seiner Gefährten, davon der eine starr und besinnungslos aus dem Wasser gezogen wurde, in Lebensgefahr. Am 17. und 18. hatte man den Hunger durch den Genuß einiger Stücken von thierischen Fellen, die man über dem Feuer sengte und mit einem Zusatz von Darmflechten gestillt; am 18. mußte man nach einer anstrengenden Wandrung über den von Klüften und Engthälern durchschnittnen, kahlen Felsenboden ganz ohne Nahrung zu Bette gehen, weil sich nicht einmal eine Flechte auf dem nackten Grunde zeigte. In den darauf folgenden Tagen suchte man den Hunger durch klein geschnittnes Leder, von alten Schuhen zu stillen, wozu hin und wieder etwas isländisches Moos und Darmflechte kam. Die Reisenden befanden sich jetzt in einem Zustand der geistigen wie leiblichen Abspannung, in welchem jene Handlungen einer sinnlosen Muthlosigkeit, durch welche sie ihr eignes Unglück bis zu einem hohen Grad vermehrten, begreiflich und verzeihlich erscheinen. Einer der Träger war auf dem bald auf bald abwärts steigenden und sich senkenden Felsenboden gefallen und mit ihm zugleich eines der kleinen Boote, das bei dieser Gelegenheit in Stücke brach. Bald nachher warfen die Träger auch das letzte noch brauchbare Fahrzeug von sich, gaben vor, es sey ohne ihre Absicht ihnen entfallen und ganz zertrümmert, ließen sich auch durchaus nicht bewegen die angeblichen Trümmer herbeizuholen. Mußte doch selbst Dr. Richardson seine Sammlung von Pflanzen und Mineralien, die er an der Polarküste ge-

macht hatte, zurücklassen, weil er zu matt war sie zu tragen. Endlich am 24. September nach achttägigem harten Mangel wurden von den Jägern 5 Schmalthiere erlegt und man beschloß hier einen Rasttag zu machen, um die fast zum Erlöschen herabgesunknen Kräfte durch Speise und Ruhe wieder ein wenig zu stärken. Als man hierauf am 26. an einen Arm des Kupferminenflusses kam, da erkannte die Mannschaft zu spät ihr Unrecht, das sie durch das Zurücklassen der Boote begangen hatte. Back, der noch unter Allen der rüstigste war, wurde hier mit etlichen Jägern auf dem längeren Weg um den See herum voraus nach dem Fort Entreprise gesendet, in welchem man der Verabredung nach Leute und Lebensmittel zu finden hoffte, um dort Hülfe einzuholen. Zwei andre Jäger hatten die Vorausgesendeten ein Stück Weges begleitet und von jenen zweien kehrte nur einer zurück, der andre, ein Eskimo mit Namen Junius blieb verloren, ohne daß man jemals etwas Weitres von seinem Schicksal erfuhr.

Alle Versuche auf einem Floß von Weiden über den Fluß zu setzen waren mißlungen; Dr. Richardson, in aufopfernder Liebe für seine Gefährten, wollte, nachdem er sich ein Seil um den Leib gebunden, schwimmend über den Strom setzen; die große Kälte des Wassers benahm ihm die Kraft der Besinnung und der Bewegung, in ohnmächtigem Zustand wurde er an seinem Seil aus dem Fluß gezogen, in trockne Decken eingehüllt und an ein Feuer gebracht, das man aus Weidengesträuchen entzündet hatte. Diese schnelle Erwärmung hatte die Folge, daß der Doctor mehrere Monate lang an der linken Seite seines Körpers alles Gefühl verlor. Die Noth ward jetzt immer größer. Back mit dem Eskimojäger Augustus kehrte unverrichteter Sache zurück; sie hatten es versucht den See zu umgehen,

bald aber ſich zu ſchwach gefühlt, um dieſen großen Umweg nach Fort Entrepriſe zurückzulegen. Ein Jäger brachte die Wirbelknochen eines von Raubthieren gefreßnen Rennthieres; das Rückmark, das ſich noch in den Wirbeln fand, war durch faulige Zerſetzung ſo ätzend ſcharf geworden, daß es die Haut der Lippen angriff, dennoch wurde dieſe ekelhafte Speiſe als eine Delikateſſe unter die Mannſchaft getheilt, und von ihr mit Begierde verſchlungen. Ein Verſuch auf einem beſſer ſcheinenden, aus Bündeln von dürren Weidenruthen gefertigten Floße über den Strom zu ſetzen, war abermals mißlungen, man mußte ſich entſchließen, ein kleines Boot zu fertigen. Zu dieſer Arbeit hatten nur noch die Eingebornen aus Canada und aus den nördlichſten Gegenden die nöthigen Kräfte; Franklin fühlte ſich ſo matt, daß er zu einem Wege, den ein geſunder Mann in etwa ½ Stunde zurücklegt, drei Stunden brauchte, und beim Gehen mehrmalen hinſtürzte, Hood konnte kaum noch aufrecht ſtehen, der ſonſt ſo muntre Back ſchlich an einem Stocke einher, der Doctor fühlte ſich ſeit ſeinem Unfall halb gelahmt. Endlich, am 4. October ſetzte die ganze Mannſchaft über den Fluß. Hierbei konnte jedesmal nur einer im Boote ſitzen, welches ſobald dem erſten die Fahrt gelungen war, am Seil gezogen wurde. Allerdings war dies ein Schritt zur Rettung vor dem Tode des Verhungerns und Erfrierens, aber noch immer ein ſehr unſicherer. Ein Theil der Mannſchaft, unter ihnen der treffliche Hood, erklärte ſich unfähig weiter zu gehen, der Doctor und Hepburn der Matroſe, beide von dem Geiſt einer höheren Liebe beſeelt, welche ſtärker iſt, als die Furcht des Todes, blieben zur Pflege der Verlaſſenen zurück. Back mit einem der Jäger hatte ſich abermals voraus begeben um die Hülfe, von Fort Entrepriſe aus zu beſchleunigen;

in langſam ſchleichendem Gange folgte Franklin, begleitet von 7 Mann der amerikaniſchen Eingebornen. Die vorangehenden Freunde hatten ſich zum Abſchied von den zurückbleibenden Freunden durch gemeinſames Gebet geſtärkt, und hierdurch, wenn auch nicht Kräfte des Leibes, doch freudigen Muth gewonnen. Schon am erſten Tage der Wandrung erklärten zwei von den aus Canada mitgenommenen Begleitern, unter ihnen ein Indianer aus dem Stamme der Irokeſen, mit Namen Michel, daß ſie nicht weiter gehen konnten, und deſshalb zu Dr. Richardſon umkehren wollten. Zwei andre, von Schwindel und Anwandlungen von Ohnmacht ergriffen, folgten am andern Tage dieſem Beiſpiel, aber von all dieſen vieren kam nur der Irokeſe, und zwar in einem verhältnißmäßig ſo kräftigen Zuſtand bei Richardſons Geſellſchaft an, daß man wohl bemerken konnte, ſeine Ausſage, er könne vor Ermattung nicht weiter, ſey bloß eine Erdichtung geweſen. Keiner von den Unglücksgefahrten ahnete die Grauelthaten, durch welche der Irokeſe ſich bei ſolchen Kräften erhalten hatte, und als derſelbe eines Tages einen Haſen und ein Rebhuhn, ein andres Mal ein Stück Fleiſch, angeblich von einem Wolfe, den er todt im Walde gefunden habe, mit ſich brachte, da fühlten Richardſon und der arme kranke Hood ſich kaum vermögend ihre Dankbarkeit genugſam zu erkennen zu geben. Außer dem Voyageur Belanger war auch, einige Tage nachher der edelmüthig freigebige Canadier Perrault verloren gegangen; derſelbe der, wie wir vorhin erwähnten, einſt einen Theil ſeiner Ration an Lebensmitteln ſich vom Munde abgeſpart hatte, um die Offiziere damit zu erquicken. Weder von ihrem noch von dem Schickſal der andren Verlorengegangenen konnte man etwas erfahren. Das Benehmen des Irokeſen wurde indeß immer

seltsamer und zweideutiger. In seinen Mienen, wie in den Worten, die er halbverständlich vor sich hinmurmelte, verrieth sich eine Wildheit, deren Grund man nicht begreifen konnte. Er gieng immer mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem Dolch bewaffnet einher; vergeblich forderte man ihn, als den Kräftigsten unter der Gesellschaft, zu einzelnen kleinen Diensten auf; er ließ sich nicht bewegen, etwas Holz zur Feuerung zu holen oder eßbare Flechten zu sammlen, auf Bitten wie auf Befehle antwortete er in trotzigen, ja in drohenden Worten. Hepburn allein, der treue, verständige Diener ahnete in ihrem ganzen Umfange die Gefahr, die ihm und seinen Leidensgefährten durch Hunger oder durch Mörderhand nahe stund. Sie aber alle drei trugen ihr Leben in ihrer Hand, und genossen mitten in dem äußren Gefühl ihres Elendes den innren Frieden eines kindlich gläubigen Herzens. Eine edle Dame in England hatte den Reisenden auf ihre gefahrvollen Wege Bücher von kräftig erbauendem Inhalt, geschöpft aus der Quelle aller Offenbarungen selber, mitgegeben, aus diesen lasen die drei am Morgen und am Abend sich vor; Hood, der beständig zu Bett liegen mußte, weil das heftige Leidweh, welches der Genuß des noch einzigen übrigen Nahrungsmittels, der Flechten ihm erregte, ihn täglich mehr entkräftete, brachte fast die ganze Zeit des Wachens mit dem Lesen in Bickersteths „Tröstungen der Schrift" zu. Die Freunde alle hatten in dieser Zeit es lebendiger denn je erfahren, welche Kraft, welcher Trost, auch in den Zeiten des tiefsten Jammers und des größesten Elendes in dem kindlichen Glauben des Christen liege.

Der Irokese, wie schon erwähnt, ließ sich zu keiner Dienstleistung mehr bestimmen; Hepburn, der treue Diener allein besorgte die Herbeischaffung des Feuerungsmaterials

aus dem nahen Walde, und ſuchte mit Dr. Richardſon, wenn anders dieſem ſeine Ermattung es erlaubte, das armſelige Nahrungsmittel der Flechten auf. Auch bei Nacht vermied es der Irokeſe in der Nähe der drei Engländer, (der einzigen noch Lebenden aus der Parthie der Zurückgebliebenen) zu ſchlafen. Eines Tages aber, als Hood auf ſeinem Lager allein war, hörten die beiden Andren einen Schuß fallen; Hepburn ſahe es noch, wie der Irokeſe in dieſem Augenblick in ſehr Verdacht erregender Weiſe in Hoods Nähe war; Richardſon lief hinzu, er fand den Freund in ſeinem Blute, der Schuß war von hinten in den Schädel gegangen, und die Kugel nach vornen ausgedrungen, die Mündung des Gewehres mußte offenbar dem Gemordeten ganz nahe geweſen ſeyn, denn ſeine Nachtmütze war vom Pulver verſengt. Wer konnte die That anders verübt haben, als der Irokeſe, der zwar eine ſonderbare Lüge von einem von ſelber, oder aus unbekannter Urſache losgegangenem Gewehr mit frecher Stirn erzahlte, von nun an aber eine immer wilder drohende Stellung annahm, und namentlich es ausſprach, daß er gegen alle Weiße einen tödtlichen Haß trage, weil dieſelben mehrere ſeiner Verwandten getödtet hätten. Richardſon ſahe jetzt nicht mehr zunächſt nur die Gefahr des eignen, er ſahe die des Lebens ſeines treuen Gefährten Hepburn, er hielt ſich zum kräftigen Widerſtand bereit, und in einem Augenblicke, da der Irokeſe, wie aus allen Anzeichen hervorgieng, ſeinen Mordanſchlag, zunächſt an dem verhältnißmäßig noch immer rüſtigeren Hepburn ausführen wollte, ſchoß er ihn nieder. Später erkannte man es nur zu deutlich, daß jener furchtbare Menſch wo nicht alle, doch die meiſten der verloren gegangenen Gefährten gemordet, und von ihrem Fleiſch ſich genährt habe, ſelbſt jenes Fleiſch, das er angeblich von

einem todten Wolfe, eines Tages den Offizieren gebracht hatte, war entweder von Berangers oder Perraults Leichnam entnommen geweſen.

Zunächſt war es doch nur die Sorge um den Freund und Landsmann Hood geweſen, welche den liebevoll theilnehmenden Doctor, ſo wie den treuen Hepburn an dieſer Stätte des Jammers zurückgehalten hatte. Hood, bei deſſen Händen man, als der Schuß des Mörders ihn getödtet hatte, noch ſein Lieblingsbuch, die oben erwähnten „Tröſtungen der Schrift" aufgeſchlagen fand, war jetzt dem Leid der Erde und aller Noth entgangen; die beiden Ueberlebenden bedeckten, ſo gut ſie es vermochten, ſeinen Leichnam mit Moos und Steinen, und traten dann, Richardſon von Hepburn geführt und geſtützt, den Weg nach dem Fort Entrepriſe an, den ein Geſunder in acht bis zehn Stunden zurückgelegt hätte, der aber für die beiden kraftloſen Männer deren einzige Nahrung das Leder von den Schuhen des ſeligen Hood war, eine Strecke von ſechs Tagreiſen wurde. An dieſen bereits im vorigen Jahre zum Winteraufenthalt erwählten Ort war Franklin mit ſeinen, ihm noch übrig gebliebenen fünf Gefährten bereits vor 18 Tagen gekommen. Er erwartete dort mit Sicherheit Leute zu ihrem Empfang bereit, und Lebensmittel zu finden. Aber zu ſeinem Schrecken fand er in dem ganz leeren Gebäude nichts als einige Zeilen von Back, der zwei Tage früher als er hieher gekommen war, und welcher dem Capitän meldete, daß er ſich auf den Weg gemacht habe, um Indianer und ihre Hülfe aufzuſuchen. Die Gebeine der im vorigen Jahre verzehrten Thiere, wurden aus der Aſche und vom Dunghaufen aufgeleſen, zerſtampft und gekocht; mit den eßbaren Flechten zuſammen dienten ſolche eckelhafte Gerichte zur nothdürftigſten Hinfriſtung des Lebens. Es kamen jetzt

zu den 6, an Hunger langsam dahinsterbenden Mannern, noch zwei dem Verhungern nahe, man erkannte in diesen bleichen Skeleten, und an der dumpf, wie aus Gräbern lautenden Stimme, kaum noch die vormals so wohl bekannten Gefahrten und Freunde. Sie hatten jetzt wenigstens den Trost, einer in Gesellschaft des andern zu sterben, und obgleich den zu Skeleten abgemagerten Körpern selbst das Liegen auf dem harten Lager heftige Schmerzen machte, das bloße Umwenden des Körpers aber, noch mehr das Aufsitzen den Meisten überaus schwer, ja fast unmöglich war, obgleich die Kälte zu etlichen 20° unter dem Gefrierpunkt des Reaumurschen Thermometers anwuchs, genossen dennoch Alle noch eines mehrstündigen Schlafes, darin sie all ihrer Noth vergaßen, und von den Erquickungen des Heimathlandes träumten. Endlich da die Noth am höchsten gestiegen, der gemeinsame Hungertod am nachsten war, 10 Tage nach Richardson und Hepburns Ankunft im Fort, am 7. November kam die längst ersehnte Hulfe. Drei Indianer, mit Lebensmitteln von Back abgesendet, kamen zu den Sterbenden, welche sie fütterten und pflegten gleich kleinen Kindern, dann allmalig, von einer Indianerniederlassung zur andern, bis zum Fort Chipewyan geleiteten, von wo sie erst am 6. Juni, neu bekräftigt die Weiterreise zur Küste und von da zur Heimath antraten. Englische Seeleute hatten bei dieser Gelegenheit gezeigt, nicht bloß wie groß und wie stark ihr tapfrer Muth sei, sondern worin die sicherste Quelle, die festeste Grundlage eines solchen Muthes liege. Der wackre Hepburn erhielt zum Lohn seiner Treue eine gute Anstellung bei der königlichen Schiffswerfte, Franklin aber, Richardson und Back, nicht entmuthigt durch ihre ausgestandnen Leiden ließen bald nachher sich bereit finden, den Faden ihrer Entdeckungsreisen von neuem auf-

zunehmen, davon wir hier nur noch einige wenige Thatſachen erwähnen wollen.

5) Franklin's und ſeiner Gefährten ſpätre Unternehmungen.

Der Auslauf zu dem neuen Unternehmen geſchah im Jahr 1825 und während, gemäß der Inſtructionen, welche die Admiralität der kleinen Expedition mitgab, Franklin die noch ganz unbekannte Küſtengegend von der Mündung des Mackenzieſtußes an, bis zum Eiscap der Behringsſtraße ſeemänniſch durchforſchen ſollte, hatte ein andres Schiff, „der Bloſſom" unter Capitän Beecheys Leitung die Aufgabe empfangen, um die Südſpitze von Amerika, dann an der Weſtſeite dieſes Continents gegen Norden zu ſteuern, durch die Behringsſtraße und am Eiscap vorüber, ſo weit als möglich in öſtlicher Richtung an der Nordküſte von Amerika vorzudringen, ſo daß vielleicht ein Zuſammentreffen mit Franklin's von Weſten her ſeglenden Fahrzeugen möglich würde. Während auf dieſe Weiſe von zwei Seiten her jener Küſtenſaum des nördlichſten Amerikas, der zwiſchen dem Mackenzieſtrom und dem Eiscap ſich ausdehnt, erforſcht werden ſollte, war Dr. Richardſon beauftragt, die Küſtengegenden ſo wie das Land zwiſchen dem Kupferminen- und dem Mackenzieſluß zu unterſuchen.

Die Reiſegeſellſchaft, an deren Spitze die drei Leidensgefährten Franklin, Richardſon und Back ſtunden, hatte zu dem See- und Landweg von England bis zum Fort Chipewyan nur gegen 6 Monate (vom 16. Februar bis 15. Juli 1825) gebraucht, was im Vergleich mit der Dauer der früheren Reiſen dieſer Art als eine ſehr kurze Zeit erſchien. Die Jahreszeit war der Weiterreiſe günſtig; man ſäumte nicht ſie zu benutzen, in der erſten Woche des Auguſt fand ſich

die Expedition bereits auf dem großen Bärensee. Während Richardson den letzten Rest des Sommers dazu benutzte, um an dem Ufer dieses Sees jene Stelle aufzusuchen, welche dem Kupferminenfluß am nächsten und zum Ausgangs- wie zum Endpunkt seines Unternehmens im nächsten Jahr als der günstigste erschien, während Back den Auftrag hatte ein andres für den nächsten Winter wohlgelegnes Obdach zu errichten und dasselbe durch die ihm beigegebenen Jäger mit den nöthigen Lebensmitteln, so wie mit Feuerungsmaterial zu versehen, unternahm Franklin, auf dem größesten Boote eine Probefahrt auf dem Mackenziefluß hinabwärts nach dem Eismeere, um sich mit dem Felde seines künftigen Unternehmens vorläufig bekannt zu machen. Noch vor Ende des August ward ihm die Genugthuung zu Theil, aus der mächtig breiten Mündung des Stromes und zwischen den vielen kleinen dort gelegnen Inseln hinaus, in das offne Meer zu kommen, was an dieser Stelle noch keinem Seefahrer, selbst dem trefflichen Mackenzie nicht gelungen war.

Als Franklin aus der Heimath abreiste, da lag sein geliebtes Weib am Sterben. Sie selber, die Sterbende, bat ihn, mit heldenmüthiger Selbstverläugnung, daß er, wenn anders die Ruhe ihres Gemüthes ihm theuer sey, ihretwegen auch nicht eine Stunde über den festgesetzten Termin verziehen, sondern gehen möge, wann und wohin Pflicht und Ehre es ihm geböten. Er riß sich von dem Sterbebette der theuren Kranken los und bald kam die Botschaft ihm nach, daß sie am darauf folgenden Tage verschieden sey. Mit eigner Hand hatte sie eine seidene Flagge, mit dem Wappen der Union gestickt, beim Abschied gab sie ihm diese mit und sprach zugleich den Wunsch aus, daß dieses letzte Erinnerungszeichen an sie erst dann aus seiner Hülle hervor-

genommen und entfaltet werden ſolle, wenn der geliebte Gemahl das Ziel ſeines Unternehmens, das freie Polarmeer erreicht habe. Dieſer Augenblick war jetzt gekommen. Von einem Hügel der Garry Inſel, die ſchon ganz am Saum des Meeres liegt, hatte man eine unbegränzt weite Ausſicht über das hier vom Eiſe freie Polarmeer; weiter aber noch als jene Fernſicht, welche hier dem leiblichen Auge ſich aufthat, war die, in welcher der Geiſt bei den Erinnerungen die das Entfalten der Flagge weckte, ſeinen Flug des Sehnens nahm.

Stürme und das Annahen der Winterfröſte verhinderten für dieſes Jahr das weitre Vordringen nach Weſten; nach einer glücklichen, ſchnell von ſtatten gehenden Rückfahrt lief das Fahrzeug wieder in den großen Bärenſee ein und kam ſchon am 5. September bei der indeß aufs möglichſt Bequeme eingerichteten und mit Vorräthen wohl verſorgten Winterwohnung an, welcher die Begleiter den Namen Fort Franklin gegeben hatten, die er ſelber jedoch als Fort Reliance benannte. Die Jagd der Rennthiere ſo wie des andren größeren Wildprets nahm zwar, mit dem Beginn des Herbſtes an Ertrag bedeutend ab, weil ihre Herden ſich jetzt nach Süden zogen, dagegen war der Fiſchfang noch während des Herbſtes ſo ergiebig, daß man an jedem Tage 300 bis 900 Stück ſogenannter Heringslachſe (Salmo Eperlanus), dazwiſchen auch große Lachsforellen und Karpfen aus dem Netze zog. Namentlich iſt der kleine zarte Heringslachs in jenen nordiſchen Seen ſo häufig, daß man ihn im getrockneten oder geräucherten Zuſtand gleich dem Brod zu einem alltäglichen Nahrungsmittel benutzen kann. Die Kälte erreichte am 1 Januar — 36° R. (— 45° der hunderttheiligen Scale), war aber nicht lange anhaltend; der kürzeſte Tag war hier 2 Stunden

38 Min. lang. Am 6. Mai kündeten die erſten wieder aus Süden zurückkehrenden Züge von Schwänen die Annäherung des Frühlinges an, am 7. kamen die Schneegänſe, am 8. die Enten, am 9. die Möven, am 11. fiel der erſte Regen und am 17. ſtellten ſich ſchon mehrere Arten von Singvögeln ein, am 31. ſahe man den nordamerikaniſchen Ziegenmelker.

Noch war der See zum großen Theil mit dickem Eiſe bedeckt; dieſes brach jedoch, als im Juni die Wärme ſo ſtark zunahm, daß am 23. das Thermometer im Schatten bis über 18° R. ſtieg. Mit dem letzten, ſtromabwärts gehenden Treibeis zugleich traten Franklin und Back die Fahrt nach dem Eismeere an. Sie kamen am 7. Juli zur Mündung des Mackenzieſtromes, wo ſie auf einer Inſel ein großes Lager von Eskimos antrafen. Dieſes, ſonſt harmloſe Volk, gereizt durch den Anblick der vielen, in ihren Augen unſchätzbaren Koſtbarkeiten, die ſie in den Fahrzeugen geſehen hatten, unternahm einen Plünderungsangriff auf die Fremden, gab jedoch, nachdem der Eskimodolmetſcher Auguſtus, der ſich bei Franklins Geſellſchaft befand, ſeine Landsleute über die friedlichen Abſichten dieſer Weißen belehrt und ihr Unrecht ihnen verwieſen hatte, freiwillig die geſtohlenen Gegenſtände zurück. Uebrigens ſind die Eskimos dieſer Gegend, wegen der blutigen Streitigkeiten, in die ſie öfters mit dem Stamme der hundsrippigen Indianer verwickelt werden, kriegeriſcher und waffengeübter als ihre übrigen Landsleute. Franklin bemerkte zugleich, daß je weiter er nach Weſten kam, die Geſichtsbildung der hier wohnenden Eskimos immer mehr der mongoliſchen ſich näherte. Zuweilen glaubte er ſich mitten unter Chineſen oder Tataren verſetzt, die nur durch gedrungeneren, kürzeren Körperbau und durch andre Bekleidung von ihren, unter

günſtigeren Himmelsſtrichen wohnenden Landsleuten ſich unterſchieden.

Franklin ſetzte die Seereiſe nach Weſten bis zum 149° W. L. von Greenwich fort. Er hatte von der Mündung des Mackenzieſtromes bis zu dieſem Punkte eine Strecke der öden Meeresküſte des nördlichſten Amerikas genau erforſcht und ſeemänniſch aufgenommen, deren Ausdehnung, in gerader Linie 374 engliche Meilen beträgt; jetzt aber machten die täglich dichter werdenden Nebel und die ſteigende Kälte die Weiterfahrt ſchwierig und zugleich fehlten nur noch wenige Tage bis zum 20. Auguſt, welcher dem Capitän in der von ihm empfangenen Inſtruction aus wohlmeinender Vorſorge als längſter Termin für ſeine diesmalige Seefahrt geſetzt war. Eine felſige Landſpitze zog ſich, man konnte nicht wiſſen wie weit gegen Norden hinaus ins Meer, man mußte ſich entſchließen am 18. Auguſt die Rückfahrt anzutreten. Freilich war dieſes Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer vom Eiſe frei war und der Weiterfahrt nichts Weſentliches im Wege ſtund, um ſo mehr zu bedauern, da wenig Tage nachher, am 22. Auguſt, eine Barke des Bloſſom aus der Behringsſtraße her bis zum Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle die nur 34 geographiſche Meilen von Return Reef ablag, ſo daß Barrows Boote ſie bei ununterbrochener Fortſetzung ihres Laufes gerade noch zur rechten Zeit zu erreichen vermocht hätten. Indeß war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikaniſchen Küſte, zwiſchen der Mündung des Mackenzie und der Behringsſtraße mit Genauigkeit erforſcht worden, während zu gleicher Zeit auch Dr. Richardſon ſeine Aufgabe: die Unterſuchung der Küſtengegend zwiſchen der Mündung des Mackenzie

und des Kupferminenflusses glücklich gelöst hatte. Zu diesen beiden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über diesen Theil der Landerkunde geherrscht hatte, kam dann später noch ein dritter: die Reise, welche der treue Begleiter der beiden diesmaligen Hauptführer der Expedition, Lieutenant Back im Jahr 1833 auf dem großen Fischfluß hinab nach einem westlicheren Theil der Nordküste gemacht hatte, welcher der Insel Boothia gegenüber liegt. Daß dieses Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Festland, als Halbinsel verbunden, sondern auch an seiner Südseite vom Meere umflossen, mithin Insel sey, dieß gieng schon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenscheinlicher Weise hervor und auf diese Entdeckung, in Verbindung mit dem was einige andre, nachherige Untersuchungen geleistet haben, gründet sich vornämlich die Hoffnung, daß noch eine leichter zu erreichende nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer sich werde auffinden lassen als die um den höchsten Norden der amerikanischen Inselwelt, namentlich an Melvilles Eiland vorüber *).

Wir enden diesen Bericht über Franklins und seiner gewesenen Leidensgefährten Forschungen und Thaten mit der schmerzlichen Erinnerung an die Sorgen, in welchen sich noch, bis zu diesem Augenblick alle näheren und ferneren Freunde jenes heldenmüthigen Seemannes, ja mit ihnen alle Freunde der Erdkunde und der Wissenschaft überhaupt um den trefflichen John Franklin befinden. Noch einmal, in seinem weitvorgerückten Alter hat derselbe die

*) Als eine weitre Ergänzung dieser Erforschungen des Verlaufes der nördlichsten Küste des amerikanischen Festlandes kamen bald nachher die Entdeckungen des Thomas Simpson.

Bahn der Forſchungen durch die Region des Eiſes und beſtändigen Winters im Norden der weſtlichen Halbkugel betreten. Es iſt jetzt der dritte Sommer ſeitdem er mit ſeinen wohlausgerüſteten, für zwei Jahre mit Lebensmitteln verſehenen Schiffen die Küſten ſeines Vaterlandes verließ und noch harrt man vergeblich ſeiner Rückkehr entgegen. Doch ſtehet zu hoffen, daß die gute Hand, die ihn und die Seinen ſchon einmal vom Hungertod errettete, auch auf dieſer letzten Fahrt ſeines Lebens über ihn walten und ihn in Frieden zur Heimath geleiten werde.

V.

Die Rettung

des

Du Pleſſis-Mornay

und

seiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariſer Bartholomäus-Nacht.

1) Mornays eigne Rettung.

Die nachſtehende Geſchichte iſt aus den ſehr leſenswerthen Denkwürdigkeiten der Frau von Dupleſſis*) entnommen, darin dieſelbe unter andrem in edler Einfalt das beſchreibt, was in den Schreckenstagen der ſogenannten Bluthochzeit ihrem Gemahl und was in derſelben Zeit ihr ſelber widerfahren war, und wie ſie beide, durch eine Wunderhand von oben, gleich ſo manchen ihrer Glaubensgenoſſen, unverſehrt durch die Schreckniſſe des Todes hindurchgeführt und gerettet wurden.

---

*) Memoires de Madame de Mornay sur la vie de son mari, ecrits par elle même pour l'instruction de ses fils. In dem erſten Bande der Memoires et Correspondance de Duplessis Mornay, pour servir a l'histoire de la reformation et des guerres civiles et religieuses en France, depuis l'an 1571 jusqu'en 1623. Paris 1824.

Es iſt dieß ein Moment aus der Geſchichte eines für alle edleren Gefühle empfänglichen und dennoch in der Reizbarkeit dieſer Gefühle ſo oft irre gehenden, mit blutigen Thaten befleckten Volkes, an welchem der Chriſt jeder Confeſſion mit Schauder vorübergeht. Namentlich in unſren Tagen wird keiner, welcher weiß was unſrer Zeit Noth thut und was, dem andringenden Verderben gegenüber, die gemeinſame Aufgabe aller wahren Chriſten der verſchiedenſten äußeren Bekenntniſſe iſt, mit einer andern Stimmung als mit der eines innigen Bedauerns von Blutſchulden reden, denen ſich, in der Blindheit eines religiöſen Fanatismus Chriſten gegen Chriſtue, nicht wie zu Neros und Diocletians Zeiten, Heiden gegen Chriſten zu Schulden kommen ließen. Daß bei dem damaligen Partheienkampf auch politiſche Beweggründe wirkſam waren, wird Keiner, der die Geſchichte kennt, läugnen wollen; die Flamme jedoch, welche das gräuelvolle Feuer der Thaten entzündete, deren Andenken keine falſchberühmte Kunſt der gleißneriſchen Verdrehung des Geſchehenen auslöſchen kann, fällt nur zu ſehr in jedes der Wahrheit empfängliche Auge. Wer waren die Vorbilder des Chriſtenglaubens, die Päpſte von Avignon, in der Hingebung an die eigenwilligen Launen der herrſchſüchtigen Könige von Frankreich? Welche Stirn wäre frech genug den Brudermord des Cain an Abel: die Metzeleien der fanatiſchen Henker an den harmloſen Waldenſern und Albigenſern der früheren Jahrhunderte oder die mehr denn tigerhaften Grauſamkeiten zu entſchuldigen, welche der Parlamentsrath de Oppeda im Jahre 1545 an einem Volke verübte, das Gott den Herrn von Herzen liebte, und der Mehrzahl ſeiner Glaubensgenoſſen nach in den Geboten Gottes wandelte untadelig?

Allerdings hat ſich auch an den Chriſten jenes Ve-

kenntniſſes, zu denen Mornay gehörte, der Spruch als wahr gezeigt: wer das Schwert nimmt, der ſoll durch das Schwert umkommen, wer aber möchte dieſen im Staube zertretnen Würmern die letzte kräftige Regung der natürlichen Menſchlichkeit gegen den gewaltthätigen Fuß verargen, der an ihrer Vernichtung ſeine Luſt fand!

Der Mann, deſſen Rettung aus großen Lebensgefahren wir hier zunächſt beſchreiben wollen, iſt jener nämliche Philippe de Mornay, Seigneur du Pleſſis Marlay, welcher nachmals dem hochbegabten König Heinrich IV. von Frankreich nicht nur als Staatsrath, ſondern noch vielmehr, als ein redlich und wahr zum Beſten rathender Freund zur Seite ſtand. Aus ſeinem früheren wie ſpäteren Leben ließen ſich manche Züge erzählen, die uns in dieſem Mornay einen Zeugen der Wahrheit, welche ewig bleibt, durch That und Wort erkennen und verehren laſſen, wir haben es jedoch hier zunächſt nur mit einem allerdings ſehr bedeutungsvollen, der Dauer in der Zeit nach jedoch kleinem Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte zu thun.

Welche Ungewitter von Gefahren im Auguſt 1572 ihm und den andren Mitgenoſſen ſeines Glaubens, den nahen Ausbruch drohete, das hatte ihm in vorbereitender Weiſe bereits manche jener Erfahrungen lehren können, die er auf ſeiner Reiſe durch Italien gemacht hatte. In Venedig war er dem Kerker entgangen, weil jene adeligen Herren, welche im Namen der Inquiſition (im J. 1569) ihn verhörten, ſeine Aeußerung, daß ſeine Religion ihm verbiete, gewiſſe ihm vorgelegte Sätze zu unterſchreiben, das Wort „Religion" ſo deuteten, als bekenne er ſich zu irgend einem geiſtlichen Orden; in Mailand und Cremona, welche damals unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtunden, rettete ihn nur die entſchloſſene, ſinnreiche Antwort, die er den Abgeſandten

der Inquiſition gab, und dann eine rechtzeitige Flucht vor dem Ketzergericht.

Nach ſeiner Zurückkehr von der Reiſe (1569, in ſeinem 27. Jahre) lebte er zu Paris in friedlich ſtiller Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und mit ſeiner eignen geiſtigen Ausbildung, und hier befand er ſich noch im Sommer 1572. Seine fromme, zärtliche Mutter hatte ihn vergebens gebeten, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen, und zu ihr aufs Land zu kommen, denn obgleich ſein eignes Herz von bangen Ahnungen erfüllt war, hielt er es dennoch, ſeitdem am 22. Auguſt der hochgeſinnte Admiral von Coligny durch einen Meuchelmörder verwundet worden war, gegen ſeine Ehre ſtreitend, wenn er in ſolchem entſcheidenden Augenblick den Kampfplatz, auf dem es ſich um mehr noch als das Leben handelte, verlaſſen wollte. Der edle Held Coligny war in der furchtbaren Nacht vom 23. zum 24. Auguſt bereits (von der Hand eines Deutſchen: Böhme) ermordet, Tauſende von Proteſtanten waren faſt in derſelben Stunde hingeſchlachtet worden, und Mornay ruhete noch unbeſorgt in ſeinem Bette. Auch ihn hätte das gleiche Loos mit dieſen ſeinen Glaubensgenoſſen getroffen, wenn es ihm ſelber in den letztvorhergegangenen Tagen nach ſeinem Menſchenrath und nicht nach Gottes Rath ergangen; wenn es ihm gelungen wäre eine gleich zum Einziehen bereitſtehende Wohnung in der Nähe des Admirals zu finden, dahin ſich, durch böswilligen Rath der Feinde verleitet, ein großer Theil der vornehmſten, damals in Paris verweilenden Proteſtanten gezogen hatte. Denn dieſe alle waren mit Coligny zugleich, als erſte Opfer der fanatiſchen Mordluſt gefallen, während in die abgelegnere Gaſſe St. Jacques, in welcher Mornay im Gaſthaus zum goldnen Compaß wohnte, noch keine Dolche der Mör-

der, noch kein Angst- und Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden gedrungen war.

Der Ritter hatte schon am Abend seinem Bedienten den Befehl ertheilt, gleich in aller Frühe zur Wohnung des Admirals hinzugehen, und dort sich zu erkundigen, wie der Verwundete geschlafen habe, und wie es ihm ergehe? Es war am Sonntag früh um 5 Uhr, da kam der Bediente von seiner Sendung nach Colignys Wohnung zurück, trat hinein ins Schlafzimmer zu seinem Herrn, und berichtete diesem was in der Nacht vorgegangen sey, und daß statt der lebenden Bewohner in den seinem Herrn bekannteren Häusern nur ihre Leichname zu finden seyen. Mornay erhob sich sogleich von seinem Lager, warf sich schnell in die Kleider, um, so weit dies noch möglich, seinen Freunden zu Hülfe zu eilen, da wird sein Ausgang durch einen Zufall, oder vielmehr durch Schickung Gottes verzögert. Aber schon kommen die Mörder in die Nähe seiner Wohnung um ihn und mehrere andre seiner Glaubensgenossen zu suchen. Sein Wirth, Herr Poret, bekannte sich zwar zur römischen Kirche, war jedoch ein gewissenhafter Mann, der auch an andren christlichen Glaubensgenossen nicht zum Verräther werden mochte. Der Ritter gewann so eben noch Zeit, seine Papiere zu verbrennen, und sich in einem Schlupfwinkel zu verbergen, wo er so lange blieb bis die Späher sich aus dem Haus entfernt hatten. Die übrigen Stunden des Tages brachte er in ziemlich ruhiger Ergebung in seinem Zimmer zu, und während derselben sendete er zu einem treu ergebenen Freunde: dem Herrn de Foix, um sich den Beistand desselben zum Entkommen aus der Gefahr zu erbitten. Aber dieser Freund, dessen Leben in gleicher Gefahr stund, hatte sich nach dem Louvre geflüchtet, wo er sichrer zu seyn hoffte, als in dem eignen Hause. Als er

Montag Morgen die Mordgräuel von neuem begannen, kam der Wirth zu Mornay, und bat diesen, sich schnell aus dem Hause zu flüchten, welches er, wenn man ihn darin auffände, nur vergeblich ins Verderben bringen würde, weil man ihm doch hier keinen längeren Schutz gewähren könne. Die Mörder waren schon ganz in der Nachbarschaft des goldnen Compasses, im Hause des Buchhändlers Odet-Petit, den sie niederstießen, und seinen Leichnam zum Fenster heraus warfen auf die Straße. Der Ritter legte in Eil ein einfaches, schwarzes Gewand an, nahm seinen Degen, und während die Mörder noch im Innren des Nachbarhauses mit ihrem blutigen Werk beschäftigt waren, entkam er unvermerkt bis in die St. Martingasse, und aus dieser in ein kleines Nebengäßchen, in welchem ein Gerichtsoffiziant Namens Girard wohnte, welcher für das Mornaysche Haus öfters Geschäfte besorgt hatte. Der Weg dorthin war ein sehr weiter, und mehrmalen begegneten dem Ritter auf demselben Schaaren so wie vereinzelte Genossen der Mörder, ohne daß einer von ihnen den ruhig vorbeischreitenden Flüchtling erkannte und anhielt.

Herr Girard stand, als sei er gerufen, gerade vor seiner offnen Hausthür, als Mornay dahinkam, empfieng denselben freundlich, und ließ ihn sogleich in sein Haus hinein, was in der That ein ganz besondres Glück für den Ritter war, denn in demselben Augenblick gieng der Hauptmann der Schaarwache vorüber der zu Girard hintrat, und ihm einen Auftrag für den nächsten Tag ertheilte.

Mornay setzte sich sogleich unter die Schreiber seines Schützers hin, und arbeitete mit diesen gleich wie einer ihres Gleichen. Er würde auch hier, in dem Hause eines Mannes, der im Dienste eines öffentlichen Gerichtes stund, für längere Zeit eine sichre Bergungsstätte gefunden haben,

wenn nicht unglücklicher Weiſe ſeine um ihn beſorgten Bedienten, welche von dem ſchnellgefaßten Entſchluß und Rettungsplan ihres Herrn keine Kunde, und überdieß in der Stadt ſich zerſtreut hatten, einer nach dem andern zu Girard gekommen wären, um bei ihm Erkundigung über ihren Herrn einzuziehen, und dieſen mit eignen Augen zu ſehen. Dieſes machte Aufſehen im Hauſe, der Hauptmann des Stadtviertels erhielt davon Kunde, und ließ noch in der Nacht Herrn Girard zu ſich rufen, dem er den Befehl ertheilte, den verdächtigen Mann, welchen er unter ſeinem Dach verborgen halte, in die Hände der Gerichte abzuliefern. Der erſchrockene Wirth eilte nach Hauſe, um ſeinem Schützling und Gaſt gleich am früheſten Morgen es anzurathen, daß er ſich eilig flüchten möge.

Mit Mornay zugleich hatte ſein alter Lehrer, Herr Raminy in Girards Hauſe einen Zufluchtsort gefunden; dieſer, damit nicht einer den andren, wenn ſie beiſammen blieben, nur in größere Gefahr ſetze, entſchloß ſich allein zurück zu bleiben. Vergeblich hatte der Ritter ſeinen Wirth, den Gerichtsoffizianten gebeten, ihm bis vors Thor hinaus das Geleite zu geben; ſchon wollte ſich jener, ohne alle Begleitung auf den Weg machen, da kam einer der Schreiber des Hauſes, und erbot ſich aus freiem, guten Willen ihn aus der Stadt hinaus zu bringen. Dieſer Schreiber war eine Zeitlang Thorwächter an dem St. Martinsthor geweſen, mit den Leuten, die den Wachtpoſten bekleideten, gut bekannt, und hoffte deshalb leicht für ſich und ſeinen Begleiter den Auslaß zu erlangen.

Als ſie ſchon unten auf der Straße waren bemerkte Mornay, daß der Schreiber ſtatt der Schuhe nur ſeine Haus-Pantoffeln anhabe, er bat dieſen deshalb, daß er doch zurückgehen, und Schuhe anlegen möge, da die Pan-

toffeln das Vorgeben als ob ſie eine Reiſe mit einander verhalten, gleich von vorn herein ſehr unwahrſcheinlich machen würden, der Andre aber meinte, dies habe nichts zu bedeuten, und der Ritter drang nicht weiter deswegen in ihn.

Zum Unglück für beide, wurde an dieſem Morgen das St. Martinsthor gar nicht geöffnet, ſie mußten deshalb weiter gehen bis zum Thore St. Denis, wo der Schreiber ſeinen Bekannten hatte. Man fragte ſie aus, über Namen, Stand und über den Ort wohin ſie wollten, und der Schreiber ſagte, daß er Copiſt bei einem Procurator der Stadt, jetzt aber geſonnen ſey eine Ferienreiſe zu ſeinen Verwandten nach Rouen anzutreten. Auch über die Perſon ſeines Begleiters machte er Angaben, mit denen die Thorwache ſich zu befriedigen ſchien, denn man entließ beide ohne ſie weiter aufzuhalten. Einer aber von den Thorhütern hatte die Pantoffeln an den Füßen des Schreibers bemerkt, und hieraus geſchloſſen, daß es mit dem Vorgeben deſſelben, daß er eine weite Reiſe vorhabe, nicht ganz richtig ſtehen möge; er ſprach gegen ſeine Kameraden die Vermuthung aus, daß der Menſch in Hauspantoffeln ein Katholik ſey, der einem Hugenotten zur Stadt hinaus helfen wolle. Dieſe Vermuthung leuchtete alsbald auch den Andern ein, und man ſendete den beiden Flüchtlingen vier Musketiere nach, die ſie ſchon bei La Villette, zwiſchen Paris und St. Denis einholten und gefangen nahmen. Augenblicklich entſtand jetzt ein Zuſammenlauf der Körner, der Steinhauer in den Gypsbrüchen und der Straßenarbeiter aus der Vorſtadt und ihrer Nachbarſchaft; man wollte den Hugenotten, denn dafür erkannte man den Ritter, ohne allen Verzug umbringen. Gott ſchützte dieſen, daß keiner der gefährlichen Steinwürfe ihn traf; er verſuchte es die wilde Menge mit einigen Worten, die er ſprach, zu be-

ſanftigen, ſie aber ergriff ihn, und ſchleppte ihn nach dem Fluße hin. Jetzt wollte der Schreiber in begütigender Weiſe ſich ins Mittel ſchlagen; dieſer ſchwur einmal über das andre, daß ſein Begleiter kein Hugenott ſey, war aber dabei ſo außer Faſſung gerathen, daß er den Ritter bald Herrn de Buhy, bald Dupleſſis nannte, und ganz vergaß, in welchem Widerſpruch ſeine verſchiednen Angaben unter einander ſelber ſtanden, indem er kurz vorher, als man ſie beide arretirte, ausgeſagt hatte, ſie ſeyen Schreiber bei einem Advocaten, und ihre Wohnung, dahin ſie wollten, lage ganz nahe vor der Hauptſtadt. Gott hatte die Ohren der wüthenden Schaaren verſchloſſen; ſie bemerkten die allerdings verdächtig lautenden Widerſprüche nicht, ſchienen den allgemein bekannten Namen des Ritters, der ſeinem Begleiter aus Unbedachtſamkeit entſchlüpft war, gar nicht zu kennen. Mornay kam jetzt auch wieder zum Wort, er rief ſeinen Feinden zu, daß er ſie für viel zu ehrenwerth halte, als daß ſie einen Menſchen, den ſie vielleicht für eine ganz andre Perſon hielten, umbringen würden, er habe gute Bekannte in Paris, man ſolle ihn nur in ein Haus der Vorſtadt hinführen, ihn daſelbſt bewachen, und wäh-rend deſſen, um Erkundigung einzuziehen, etliche Leute hineinſenden in die Stadt, an die Orte und Perſonen, welche er ihnen nennen würde. Einige unter dem Haufen, welche vernünftiger dachten, als die Andren, giengen auf dieſen Vorſchlag ein, und brachten ihn in ein Wirthshaus der Vorſtadt, wo er ſogleich für ſich und ſeinen Begleiter ein Frühſtück bringen ließ. Während er dieſes in ziemlich ruhiger Gemüthsſtimmung genoß, hörte er von dem Volk, das ſich neben ihm eingedrängt hatte, allerhand drohende Aeußerungen und Anſchläge auf ſein Leben. Der gelindeſt lautende unter dieſen war der, daß man ihn zwar nicht

niedermetzeln, wohl aber im Fluß erſäufen wolle. Einige Male kam ihm der Gedanke ein aus dem Fenſter hinabzuſpringen, doch bald fiel ihm ein beſſres Mittel ein, ſich aus den Händen dieſer Mörder zu retten. Er foderte ſie auf, ſeinetwegen bei den Häuptern ihrer Parthei, den Herrn von Rambouillet, und ſelbſt bei dem Bruder deſſelben, dem Cardinal, Erkundigungen einzuziehen, denn er wußte wohl, daß keiner von dieſen Leuten bei jenen hochgeſtellten Männern Zutritt finden würde. Sie wieſen dieſen Antrag zwar von ſich, doch betrieben ſie das Geſchäft ihn auszuforſchen und zu befragen, mit etwas mehr Mäßigung und Schonung. So eben fuhr der Poſtwagen von Rouen vorbei, das Volk hielt dieſen auf, und da Mornay, oder eigentlich ſein Begleiter, der Schreiber geſagt hatte, ſie ſeyen aus Rouen, fragten ſie die im Wagen ſitzenden zum Theil aus dieſer Stadt gebürtigen Leute darüber aus, ob jemand unter ihnen hier dieſen von ihnen gefangenen Mann kenne? Keiner von Allen kannte denſelben, und da er hierdurch als Lügner erſchien, ſprachen ſie abermals und ernſtlicher als vorher den Vorſatz aus, ihn zu erſaufen. Er hatte ihnen geſagt, daß er das Geſchäft eines Schreibers (Clerc) betrieben habe, und da unter dieſem Namen von dem Volk überhaupt ein Studirter, halb Geiſtlicher (Clericus) verſtanden wird, brachten ſie ein lateiniſches Breviarium herbei, um an dieſem ſeine Gelehrſamkeit zu erproben. Da ſie aber ſahen, daß er der lateiniſchen Sprache ſehr mächtig und nach ihrem Urtheil wirklich ſehr gelehrt ſey, gereichte ihm dieſes keineswegs zu einem Vortheil, ſondern ſie ſagten, dieſer Menſch iſt fähig genug, die ganze Stadt Rouen mit dem Gift ſeiner Ketzereien anzuſtecken, man muß ihn deshalb in jedem Fall aus dem Wege raumen. Da gieng dem Ritter ſeine Geduld aus, und ſein ritterliches Selbſtgefühl empörte ſich

gegen die unſinnige Handlungsweiſe dieſes mordluſtigen Geſindels. Er erklärte ihnen rund heraus, daß er jetzt auf alle ihre Fragen und Beſchuldigungen auch nicht ein Wort mehr erwiedern werde, denn wenn ſie gefunden hätten, daß er kein Latein verſtünde, dann würden ſie ihm übel mitgeſpielt haben, und da ſich im Gegentheil gezeigt habe, daß er etwas wiſſe, deuteten ſie es ihm noch ſchlimmer aus. Er ſähe aus dieſem Benehmen, daß ſie Leute ohne Vernunft ſeyen, welche, ohne auf Gründe zu achten, alles thäten, was ihnen gut dünkte.

Während dieſer Stunden einer allerdings ſchweren Prüfung hatten ſich zwei aus der Mitte des Volkshaufens mit einem Billet an den vorhin erwahnten Herrn Gerichtsoffizianten Girard nach der Stadt hinein auf den Weg gemacht. Herr Duplessis hatte ihnen dieſes Billet mit der genauen Addreſſe des Mannes gegeben, und es ſtunden darin nur die Worte: „Mein Herr! die Leute am Thore und in der Vorſtadt St. Denis haben mich angehalten und wollen mich nicht weiter laſſen, weil ſie mir nicht glauben wollen, daß ich Philipp Mornay ſey, der bei Ihnen Schreiberdienſte verſehen, und von Ihnen Erlaubniß erhalten hat, während der Ferien eine Reiſe zu ſeinen Verwandten nach Rouen zu machen. Ich bitte Sie mir ein Zeugniß hierüber auszuſtellen, damit man mich meines Weges gehen laſſe.“

Die beiden Boten fanden den Herrn Girard ſo eben im Begriff nach dem königlichen Palais zu gehen. Der Mann hatte einen vornehmen Anſtand, war ſehr gut gekleidet, er ſahe ihnen aus wie einer deſſen Zeugniß wohl eine Bedeutung haben könne. Als er das Billet geleſen hatte, ſchalt er ſie hart wegen ihres rohen Benehmens und ſchrieb dann auf die Außenſeite des Briefes, daß Herr

Philipp Mornay weder ein Rebelle noch ein Uebertreter der Geſetze ſey (das Wort Hugenot vermied er weislich) und bekräftigte dieſes Zeugniß durch eigenhändige Unterſchrift ſeines Namens.

Beinahe hätte ein kleiner Knabe, der mit in demſelben Hauſe wohnte, alle gute Wirkung dieſes Zeugniſſes zu nichte gemacht, indem er zu den Leuten aus der Vorſtadt ſagte, daß Mornay nur einen einzigen Tag: den Montag hier bei ihnen geweſen ſey. Aber es war die erbarmende Vorſehung Gottes, welche über alles Hoffen und Verſtehen alle weitre drohende Gefahren in Gnaden abwendete und dem hart Gefangnen einen Ausweg eröffnete, da wo vor menſchlichen Augen keiner zu ſehen war. Das Ausſchelten und der Tadel eines ſo wichtigen Mannes als in ihren Augen Herr Girard war, hatte auf die beiden Abgeſandten des wüthenden Volkshaufens eine kräftigere Wirkung gehabt als alle vernünftigen und begütigenden Worte des Mornay. Sie kamen zu ihren Leuten zurück und der Reſpect, mit welchem ſie von dem Herrn ſprachen der da die Worte des Zeugniſſes für den Gefangnen auf die Außenſeite des Briefes geſchrieben habe theilte ſich auch den Andren mit, ſie nahmen auf einmal ein ganz andres Betragen gegen ihren Gefangenen an, erklarten ihn außer Schuld; der Haufe der ſeit etlichen Stunden auf das unterhaltende Schauſpiel einer Execution gewartet hatte, zerſtreute ſich, die welche ſich zu Richtern und Vollſtreckern des Volksurtheiles über Mornay aufgeworfen hatten, führten ihn wieder zu demſelben Ort hin an dem ſie ihn gefangen genommen, und ließen ihn von da aus ungehindert ſeines Weges gehen.

Es war des Vormittags 9 Uhr als Duplеſſis den Händen der Barbaren entkam. Mit freudigem Gemuthe,

mit Gedanken des Lobes und Dankes gegen Gott in seinem Herzen und auf seiner Zunge eilte er zu Fuß über St. Denys und l'Isle Adam nach Chantilly, wo er den Herrn de Montmorency traf, welcher sich zwar durch Menschenfurcht seit den letzten blutigen Ereignissen sehr von seinem früheren Sinn hatte herabstimmen lassen, dennoch aber dem edlen Flüchtling ein kleines Pferd zu seiner Weiterreise gab. Dieser verweilte sich nicht länger als nöthig war bei dem Manne, der früher seinen wörtlichen Versicherungen nach so überaus kühn und muthig, sowie warm gegen seine Freunde gewesen, jetzt so entmuthigt und kalt war; er machte sich auf den Weg nach Buhy, seinem elterlichen Wohnsitz. Sehr ermüdet und ganz bis auf die Haut durchnäßt, kam er am Donnerstag Abend in Jury de Temple an. Ihn hatte dasselbe Gewitter mit Sturm und strömenden Platzregen getroffen, während dessen viele seiner Glaubensgenossen aus der Hauptstadt und hierdurch aus der sichren Todesgefahr sich retteten. Es waren mehrere Gäste in dem Wirthshaus, welche beim Abendessen scheinbar im Scherz, dabei aber in der schlimmen Absicht den ihnen verdächtigen Fremden in die Gefahr zu setzen sich zu verrathen, die Vermuthung aussprachen, daß ein Hugenot bei ihnen sey, der allerdings gute Ursache habe sich zu fürchten. Mornay blieb bei diesem Gespräch ganz ruhig; weder in seinen Mienen noch Geberden noch Worten verrieth sich eine Spur von Furcht, denn er hatte keine in seinem Herzen; die feindseligen Spötter, ohne einen Verdacht zu schöpfen, nahmen gute Nacht und begaben sich auf ihre Zimmer.

Die Todesgefahren für die Protestanten beschränkten sich übrigens damals, als Mornay auf diesem Wege war, nicht mehr auf die Hauptstadt allein, sondern sie hatten

ſich über alle Theile des Landes verbreitet; die Chriſten der römiſchen Confeſſion waren zum großen Theil von der fanatiſchen Wuth der Pariſer angeſteckt und ſelbſt durch die unmittelbaren, königlichen Befehle dazu ermächtigt, alle Chriſten der andern Confeſſion, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes zu ermorden. So fielen in den nächſten Tagen nach der Bartholomäusnacht zu Orleans 3000, in Lyon 900, in Rouen 500, in Bordeaux, Toulouſe und Meaux gegen 700, überhaupt in allen Gegenden des Reiches, in den Städten und auf dem Lande über 30000. Und dieſe Zahl würde noch viel größer geweſen ſeyn, wenn nicht viele der frömmern und einſichtsvolleren römiſch-katholiſchen Chriſten ſelber zu der Rettung ihrer mörderiſch verfolgten Mitchriſten die Hand geboten, oder, wenn ſie die Macht dazu beſaßen, der Ausführung des königlichen Blutbefehles ſich ſtandhaft widerſetzt hätten. Dieſes thaten namentlich der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, der das Schreiben, welches den furchtbaren Auftrag enthielt, nachdem er es geleſen, in Stücken zerriß, und der Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, der auf das königliche Schreiben die Antwort ertheilte, daß er unter den Einwohnern der Stadt, als er den Befehl ihnen mitgetheilt, zwar durchgängig gute Bürger und muthige Soldaten, keinen aber gefunden habe, welche zum Geſchäft eines Henkers und Mörders ſich hergeben wolle. Uebrigens ſtarben dieſe beiden edlen Männer bald nachher eines ſo ſchnellen Todes, daß der Verdacht ſehr nahe lag, daß ſie an beigebrachtem Gift geendet haben.

Auch Mornay entgieng den Todesgefahren, welche ihm faſt überall auf ſeinem Wege begegneten, nur durch ein Wunder der göttlichen Erbarmung. Er war ſchon ganz nahe an Buhy, ſeinem väterlichen Erbgut, da be-

gegnete ihm eine alte, treue, vormalige Dienerin ſeiner Mutter, in Begleitung eines Bauern. Dieſe warnten ihn gerade noch im rechten Augenblick vor einer bewaffneten Bande von Mördern, welche unter der Anführung eines gewiſſen de Montaſie die Gegend durchſtreifte und bereits mehrere Edelleute der Nachbarſchaft gefangen genommen hatte. Auch die alte Dame und ihr Begleiter waren von der Bande angehalten, bald aber wieder entlaſſen worden. Mornay machte von dieſer Warnung den beſtmöglichen Gebrauch und entkam, einen Seitenweg einſchlagend, ſeinen Verfolgern glücklich.

Das Schloß ſeiner Väter zu Buhy fand er verlaſſen; ſeine Familie hatte ſich zerſtreut und die Mutter in das Haus eines wenig bemittelten Edelmannes in der Nachbarſchaft ſich zurückgezogen. Ein alter Diener ſeiner Eltern, der in einem Weiler bei Buhy wohnte, theilte ihm dieſe Nachricht mit und der zärtliche Sohn eilte ſogleich zu der frommen Mutter hin, deren Erziehung und geiſtigen Pflege er ſein ganzes inneres, beſſeres Leben verdankte. Beide tröſteten und ſtärkten ſich gegenſeitig im Gottvertrauen und Glauben und Philipp theilte der Mutter ſeinen Entſchluß mit, das Königreich ganz zu verlaſſen. Er brachte dieſelbe vor allen an einen bequemeren und ſicheren Bergungsort, zu dem Herrn von Villerceaux, einem treuergebenen Freunde. Nach einigen Tagen kam der Schwiegerſohn dieſes Herrn zu ihnen hin und erbot ſich, dem Mornay einen Paß von dem Herzog von Guiſe zu verſchaffen, mit welchem er gehen könne, wohin er wolle. Mornay jedoch wies dieſes Anerbieten von ſich, weil es gegen ſein Gewiſſen ſey, von der Hand eines ſolchen Mannes das Mittel zur Rettung ſeines Lebens ſich zu verſchaffen, welches er ganz in ſeines Gottes Hand geſtellt habe, der ihm wohl noch einen

Ausweg aus Frankreich eröffnen werde, wie er ja schon bisher seiner sich erbarmt und aus den Händen der Mörder ihn wunderbar errettet habe. Drei Tage nachher gelang es ihm auch wirklich bei Dieppe auf ein Fahrzeug zu entkommen, das nach England steuerte. Auch jetzt noch sollte sein Glaubensmuth geprüft und zugleich gestärkt werden, denn während der Seefahrt brach ein furchtbarer Sturm aus, welcher das Schiff in den Wellen zu versenken, oder dasselbe wieder zurück an die gefahrvolle, allenthalben von Feinden besetzte Küste, nach Calais zu schleudern drohete. Während dieses Sturmes hörte er zu seinem Trost, wie mehrere Frauen und Kinder, welche mit ihm in demselben Fahrzeug und aus demselben Grunde sich nach England flüchteten, zu Gott um Hülfe und Rettung schrieen. Und dieses Geschrei wurde erhört; der Sturm legte sich; sie kamen alle wohlbehalten an die englische Küste, wo man die verfolgten Glaubensgenossen mit brüderlicher Liebe aufnahm und behandelte. Es war dies am neunten Tage nach dem Blutbade der Bartholomäusnacht.

Bemerkenswerth erscheint noch am Schlusse dieser Rettungsgeschichte, das was die Erzählerin derselben, Madame Mornay-Duplessis über die vorherrschende Stimmung ihres Gemahles bei all diesen Ereignissen berichtet. Derselbe erzählte ihr später oft, daß er von dem Augenblick an, wo er von dem Beginn des Gemetzels hörte, in seinem Gebet zu Gott die bestimmte Versicherung erhalten habe, daß er diesen Todesgefahren unversehrt entgehen werde. Dagegen fühlte sich sein Hofmeister, Herr von Raminy, welcher auch, so wie er zu Girard sich geflüchtet hatte, gleich beim Anfang der blutigen Verfolgungen überzeugt, daß er als Opfer derselben fallen werde und wirklich wurde dieser auch, als er am 27. August durch die Pforte St. Honoré aus

der Stadt ſich flüchten und ſeinem Freunde nacheilen wollte, von den Feinden ergriffen und niedergehauen.

2) Die Rettung der Frau von Mornay du Pleſſis.

Die treffliche Verfaſſerin des vor uns liegenden, oben genannten Werkes, welchem wir die vorhergehende ſo wie die nachfolgende Erzählung entnehmen: die nachmalige Gemahlin des hochſinnigen Mornay befand ſich während der Zeit der Bartholomäusnacht und der auf ſie folgenden furchtbaren Tage ebenfalls in der blutbefleckten Hauptſtadt von Frankreich. Die Weiſe, in welcher ſie den Mörderhänden entkam, iſt nicht minder merkwürdig, als jene, in welcher Duplеſſis gerettet wurde, und auffallender ſogar als bei dieſem hat ſich an ihr, dem ſchwachen hülfloſen Gefäß Seiner Gnade die Hand Deſſen erwieſen, welcher den Unmündigen und Schutzloſen, den Wittwen und Waiſen am kräftigſten zur Seite ſtehet.

Frau von Mornay war die älteſte Tochter des geweſenen Präſidenten des oberſten Rechnungshofes zu Paris: des Herrn de la Borde, eines Mannes, welcher zu ſeiner Zeit um des Glaubens willen viel erlitten und Treue bis an ſein Ende erwieſen hatte. In einem noch ſehr jugendlichen Alter von 17½ Jahren hatte ſie ſich mit de Retz, dem Herrn von Jeuancé, vermahlt. An Alter war allerdings dieſer Gemahl ihr ungleich, deſto gleicher aber an Gemüth und Geſinnung ihr und ihrem verehrungswerthen Vater, dem Präſidenten de la Borde, denn er war ein Bekenner des Glaubens, der in dieſen beiden lebte, durch Wort und That. Die eheliche Verbindung mit dieſem trefflichen Manne war nur von ſehr kurzer Dauer, denn zwei Jahre nach ſeiner Vermahlung wurde er durch den Hufſchlag eines

Pferdes so schwer verletzt, daß er kurze Zeit hernach starb. Seine junge Gemahlin war hierdurch Wittwe geworden, und bald hernach ward sie auch vaterlose Waise, denn der edle Präsident de la Borde starb nur wenig Monate nach seinem Schwiegersohne. Sie selber aber, die jugendliche Wittwe, war die Mutter eines verwaisten Kindes, einer kleinen Tochter, welche die Bedeutung der mütterlichen Thränen um zwei theure Verstorbene noch nicht begriff.

Nach dem Tod ihres Vaters und Gemahles, im J. 1569, war sie zu ihrer Mutter nach Paris gekommen, um mit dieser die Familienangelegenheiten zu ordnen und im Umgang mit ihren nächsten Verwandten einen äußeren Trost zu suchen. Uebrigens hatte sie um jene Zeit, wo die blutigen Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen dem Ausbruch nahe waren, schon alle Vorbereitungen zu einer nahen Abreise aus der Hauptstadt getroffen, da sie die Absicht hatte, den nächsten Winter bei ihrer Schwester, der Frau von Vauculas zuzubringen. Diese Abreise war auf den Montag nach dem Bartholomäustage festgesetzt.

Am Sonntag vorher, am Morgen nach der grausenvollen Bartholomäusnacht, lag sie noch zu Bett, als ein Dienstmädchen, das im Innern der Stadt gewesen war, zu ihr kam und ihr sagte, daß Alles in Aufruhr sey. Sie warf sich schnell in ihre Kleider, trat ans Fenster und bemerkte nun selber, daß in der St. Antonistraße, darin ihre Wohnung lag, Menschenhaufen sich sammleten und durch einander rannten. Sie sendete eilig in die Wohnung ihrer Mutter; diese konnte nicht kommen, sie war zu sehr mit der Verbergung und Rettung ihrer Söhne beschäftigt, welche, so wie die Schwester und der Vater, zu den Glaubensgenossen der blutig Verfolgten gehörten, während die Mutter selber in der römisch-katholischen Kirche geblieben war.

Da ließ ihr mütterlicher Oheim, der Bischof von Senlis, ihr sagen, sie solle eiligst ihre Kostbarkeiten zusammenraffen oder verbergen, er werde bald zu ihr senden und sie abholen lassen. Während jedoch der Bischof noch mit den Vorbereitungen zur Ausführung des Rettungsplanes beschäftigt war, kam ihm die Nachricht, daß sein eigner Bruder, welcher ebenfalls, wie de la Borde und de Retz ein treuer Bekenner des verfolgten Glaubens war, auf der Straße niedergehauen worden sey. Hierüber vergaß er die Rettung seiner Nichte und diese mußte selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie gab dann das, was ihr das Theuerste war unter allen ihren Gütern, ihr kleines, dreijähriges Töchterchen einer Dienstmagd auf ihre Arme, damit sie das Kind, in das Haus eines treu ergebenen Freundes und Verwandten, des H. de Perreuze, bringen möge. Dieser Herr ließ die Magd zu einer Hinterthür in sein Haus herein, nahm ihr das Kind ab, und sendete sie sogleich wieder an ihre Frau zurück, um dieser zu sagen, daß wenn sie zu ihm kommen möge, sie ihm sehr willkommen seyn werde. Die junge Dame nahm das freundliche Anerbieten sehr gerne an, und eilte dahin wohin ihr Mutterherz sie zog.

Herr de Perreuze hatte in jenem Augenblick nur noch sehr wenig von dem erfahren, was in der vorhergehenden Nacht geschehen war. Er sendete jetzt einen seiner Leute nach dem Louvre hin, und dieser berichtete bei seiner Zurückkehr, daß der Admiral und eine große Zahl aus dem hohen Adel ermordert seyen; die ganze Stadt sey in Aufruhr. Es war dies des Morgens um 8 Uhr. Gleich hernach kam ein Bote an Madame de Retz von ihrer Mutter. Diese ließ ihr sagen, daß als sie kaum fortgewesen, die Leute des Herzog von Guise in ihre Wohnung gekommen seyen, und alle Winkel nach ihr durchsucht hätten. Da

ihr Suchen vergeblich war, ſendeten ſie zu Frau de la Porte, ihrer Mutter und trugen dieſer auf der Tochter ſagen zu laſſen, daß, wenn ſie ihnen hundert Kronenthaler brächte, ſie nicht nur ihr Leben, ſondern auch die Gerathſchaften ihrer Wohnung verſchonen wollten. Frau de Retz bedachte ſich ein wenig, vermuthete aber ſogleich, daß dieſes Anerbieten nur ein Kalliſtrick ſeyn mochte um ſie zu fangen. Sie ließ deshalb ihrer Mutter zurückſagen, ſie ſolle nur ſprechen, der Aufenthalt ihrer Tochter ſey ihr ganz unbekannt, ſie ſelber aber wolle die verlangte Summe für ſie entrichten. Als die Mörder ſahen, daß ihre Liſt ihnen nicht gelingen wolle, begaben ſie ſich ſogleich an das Geſchäft des Plünderns und raubten die ganze Wohnung der Madame de Retz aus.

Herr de Perreuze und ſeine Gemahlin waren als ſo gute Leute bekannt und hatten, obgleich ſie ſelber nicht dieſes Glaubens waren, ſo zahlreiche Freunde unter der Parthei der Verfolgten, daß ſich viele von dieſen, mit ihrer ganzen Familie zu ihnen flüchteten. Zuletzt ſtieg die Zahl der in ihrem Haus Verſteckten auf vierzig. Herr Perreuze ſahe ſich deshalb, bei immer zunehmender Gefahr genöthigt, einen Theil dieſer Flüchtlinge in andren Gegenden der Stadt, in verſchiednen Miethswohnungen unterzubringen und er mit ſeiner Gemahlin ſtanden den ganzen Tag an ihrer Hausthür, damit ſie, wenn die Herzoge von Guiſe, von Nevers und andre hohe Herrſchaften derſelben Parthei vorbeigiengen einige höfliche Worte mit dieſen ſprechen und durch ihr perſönliches Anſehen auch das Eindringen jener Führer der Volkshaufen in ihr Haus verhindern könnten, welche überall in der Nachbarſchaft in den Wohnungen der verfolgten Glaubensgenoſſen mordeten und raubten. Aber bei aller guter Miene, welche Herr de Perreuze machte, konnte er

dennoch den Verdacht von ſeinem Hauſe nicht ganz ablenken, es wurde ihm geſagt, daß man daſſelbe am Dienſtag Nachmittag genau durchſuchen werde. Zum Glück waren ſchon die meiſten jener Freunde, welche der Schlag getroffen haben würde, auſſer dem Haus an andren Orten untergebracht, nur Frau von Retz mit ihrem Kind und einigen Dienſtbotrn, ſo wie eine gewiſſe Frau von Chanfreu mit einigen ihrer Leute waren noch in demſelben zurückgeblieben. Der treubeſorgte Hausherr ſuchte dieſe ſeine Schützlinge ſo gut als möglich zu verbergen; Frau von Retz mit einer ihrer Dienerinnen verkroch ſich in einem Nebengebäude des Hauſes oben auf dem Oberboden hinter einem Kreuzgewölbe des Dachgiebels, und auch die andern wurden in verſchiedener Weiſe verſteckt oder verkleidet. Als die Frau von Retz oben unter dem Dachgiebel lag, hörte ſie von unten herauf das furchtbare Jammergeſchrei der Männer, Frauen und Kinder, welche man auf den Straſſen ermordete; ſie hatte ihr Kind müſſen unten im Hauſe laſſen, der Gedanke an dieſes erfüllte ſie mit ſolchen Sorgen und Schmerzen, daß, wenn die Furcht vor Gott ſie nicht zurückgehalten hatte, ſie ſich hinabgeſtürzt haben würde auf das Steinpflaſter, nur um nicht lebend in die Hand der grauſamen Mörder zu fallen, oder ihr Kind unter ihren Händen ſterben zu ſehen, was ihr ſchrecklicher dünkte als der eigne Tod. Aber eines der Dienſtmädchen unten im Hauſe hatte es gewagt, hatte das Kind auf ſeine Arme genommen, und daſſelbe mitten durch die wüthenden Schaaren zu der alten Frau Guillard d'Espruneé, der mütterlichen Großmutter der Frau von Retz hingetragen, wo es unter der zärtlichen Pflege dieſer ſeiner Urgroßmutter in guter Sicherheit blieb.

An eben jenem Dienſtag Nachmittag, während deſſen

Frau von Retz in ihrem Winkel versteckt lag, wurde ganz nahe bei dem Hause des Herrn de Perreuze in der alten Tempelstraße der edle Präsident de la Place niedergehauen. Der Anblick dieser Ermordung seines Freundes so wie die Gefahren, die seinem eignen Hause gedroht hatten und für diesmal noch glücklich vorübergegangen waren, bewogen den Herrn de Perreuze seiner Schützlingin den Rath zu ertheilen, sich an einen sichreren Verguugsort zu flüchten. In das Haus ihrer Mutter durfte sie sich nicht wagen, denn die Feinde hatten eine Wache dort hineingelegt, welche auf Alle, welche aus- und eingiengen, so wie auf das, was im Hause geschahe, genau achten mußte. Da ließ ihr die Mutter sagen, sie solle sich zu einem Hauptmann der Bürgerwehr flüchten, der eine gewesene Kammerfrau von ihr zur Ehe hatte, und welchem sie, sammt seiner Frau sehr viel Gutes erwiesen. Aber in jener Zeit der fanatischen Erbitterung galt keine Pflicht der Dankbarkeit etwas, Frau von Retz durfte, um sich nicht der Gefahr auszusetzen verrathen zu werden, länger nicht als eine Nacht in diesem Hause bleiben, hatte aber das Glück ihre Mutter daselbst zu sehen und zu sprechen, welche vor Angst und Sorgen mehr todt als lebendig war, und von ihrer ungleich muthigeren und freudigeren Tochter des Trostes bedurfte.

Am Mittwoch Mittag machte sich Frau von Retz aus dem zweideutigen Hause fort, worin man sie wegen ihres Glaubens sehr scheel angesehen hatte. Auf den abermaligen Rath ihrer Mutter flüchtete sie sich zu der befreundeten Familie des Präsidenten Tambonneau, in dessen Studirzimmer sie bis zu Donnerstag Nacht verborgen blieb. Sie hatte den ihr unbekannten Weg zur Wohnung des Präsidenten ganz allein, unter der Leitung eines kleinen Knaben, den sie auf der Gasse traf, gemacht, ohne von

einem der Feinde erkannt und angehalten zu werden. Aber auch an diesem Zufluchtsort durfte sie nicht lange bleiben; man hielt um diese Zeit strenge Nachforschung nach zwei Personen, von denen man vermuthete, daß sie in der Wohnung des Herrn von Tambonneau versteckt seyen und dieser erhielt noch zur guten Zeit Kunde von der nahe bevorstehenden Haussuchung, um die Frau von Reß in Sicherheit zu bringen. Auf Empfehlung des Präsidenten und seiner Gemahlin wurde dieselbe von einem Kornhändler, der ihrer Familie sehr treu und dankbar verbunden war, in seine Wohnung aufgenommen, wo sie sich fünf Tage lang in einem kleinen Oberstübchen verborgen hielt, dahin ihr die edlen Tambonneau's in ganz verstohlener Weise Speise und Trank zuführten, so wie andre Dienste ihr leisteten. So sehr ihr Herz auf der einen Seite durch die Beweise von Großmuth und Güte, welche diese weitläufigeren Verwandten ihr täglich gaben, erfreut wurde, so sehr hatte dasselbe um diese Zeit von einer andren Seite zu leiden, von welcher sie sonst nichts Anderes als Gutes zu genießen gewohnt war. Ihre eigne Mutter, von der wir bereits erwähnt haben, daß sie eben so wie der Oheim (der Bischof) und die Großmutter zur römisch-katholischen Kirche sich bekannte, hatte ihre Söhne dazu bewogen, daß sie aus Furcht vor der Gefahr des Todes wenigstens zum Schein ihrem Glauben entsagten, und sie drang jetzt durch einen Mittelsmann sehr eifrig in ihre Tochter, daß sie dem Beispiel der Brüder folgen solle. Diese jedoch konnte sich nicht dazu entschließen etwas zu thun, das gegen ihr Gewissen war, weil es nicht aus dem Glauben kam, sie ließ ihre Mutter nur in kindlicher Demuth ersuchen, daß sie ihr Gelegenheit verschaffen möge aus Paris zu entkommen. Die Mutter sendete hierauf die Antwort, daß, wenn sie nicht

aufzugeben möge, man ſich genöthigt ſähe ihr auch ihr Kind, damit ſie ſelber für daſſelbe ſorge zurückzuſenden. „Wohl," ſo erwiederte die junge Mutter, „ich will mein Kind in meine Arme nehmen und mit ihm zugleich mich niederhauen laſſen."

Frau von Retz mochte wohl von der natürlichen Zartheit ihrer Mutter und Großmutter gegen ſie und ihr Kind eine zu gute Vorſtellung haben, als daß ſie jene mütterlichen Drohung als eine im Ernſt gemeinte hätte fürchten ſollen. Demſelben Menſchen, der ihr dieſe Aeußerung ihrer Mutter überbrachte, gab ſie den Auftrag für ſie einen Platz auf dem Marktſchiffe, das auf der Seine von Paris nach Corbeil fährt, oder auf irgend einem andren Fahrzeug zu beſorgen. Der Mann hatte es für kluger befunden nicht auf dem Marktſchiff wo die Gefahr der Entdeckung wegen der vielen Mitreiſenden zu groß geweſen wäre, ſondern auf einem andern Schiffe, das nach Sens fuhr, den Platz zu miethen; Frau von Retz fand ſich um 11 Uhr des Vormittags bei demſelben ein, und traf in ihm, als Reiſegeſellſchaft zwei Mönche nebſt einem Prieſter und zwei Handelsleute mit ihren Frauen an. Sie ſelber verrieth in ihrer einfach bürgerlichen Kleidung den Stand nicht, in welchem ſie geboren war, und bisher gelebt hatte; die Fahrt ging bis nach Tournelles, ohne alle Hemmung vorwärts. An dieſem Orte aber mußte das Fahrzeug anhalten, und es ſtund da eine Wache, welche die Päſſe der Reiſenden unterſuchte. Die andern alle hatten einen Paß nur die Frau von Retz reiste ohne einen ſolchen. Da hieß man ſie das Fahrzeug verlaſſen; es erhub ſich unter den außen am Ufer Stehenden, wie unter den im Fahrzeug Sitzenden ein Murmeln, daß ſie wohl eine Hugenottin ſeyn möge, welche man erſäufen müſſe. Zum Glück für Frau von Retz wohnte an dieſem Ort ein Geſchäftsführer ihrer Großmutter, der

Frau von Esprunes, ein gewiſſer Boiſſinon, zu dieſem, den ſie ſehr gut kannte, verlangte ſie geführt zu werden. Zwei Soldaten von der Wache brachten ſie an das Haus des Mannes, und Gott fügte es ſo, daß dieſelben unten an der Thüre ſtehen blieben, und ſie allein zu Herrn Boiſſinon hinaufgehen konnte. Dieſer erkannte die Dame ſogleich in ihrer Verkleidung wieder und war über ihre Ankunft nicht wenig erſchrocken; ſie ſagte ihm nur mit wenig Worten, daß es vielleicht in ſeiner Macht ſtehen werde, ſie, wenn er wolle, vom Tode zu retten. Boiſſinon, der als ein ſehr guter Katholik bekannt war, gieng hinab zu den Soldaten, und ſagte, daß er die von ihnen arretirte Frau bei Madame d'Esprunes ſeiner Gebieterin, deren Sohn Biſchof von Senlis ſey, geſehen habe, und daß an der katholiſchen Rechtglaubigkeit dieſer beiden wohl Niemand einen Zweifel habe. Die Soldaten erwiederten hierauf ganz richtig, daß ſie ihn nicht nach jenen beiden, ihnen unbekannten Perſonen, ſondern nur hier nach ihrer Gefangenen gefragt hatten, und jener bezeugte darauf, daß er dieſe Gefangene in frühere Zeit als eine gute Katholikin gekannt habe, ob ſie dieſes aber noch jetzt ſey, das getraue er ſich nicht mit Gewißheit zu ſagen.

In dieſem Augenblick trat eine gut gekleidete Frau in das Haus herein. Dieſe fragte die Soldaten, was ſie da verhatten? — „Was anders" ſagten dieſe, „als da dieſes Weib zu erſäufen, denn wir merken deutlich an der Furcht und Beſtürzung, die ſie ergriffen hat, daß ſie eine Hugenottin iſt." — „Ei," ſagte die Andre, „ihr kennt mich alle, und wißt, daß ich keine Hugenottin bin; ich gehe jeden Tag in die Meſſe, und dennoch bin ich jetzt immer in ſolcher Furcht und Beſtürzung, daß ich ſeit acht Tagen das Fieber habe." Der eine von den Soldaten antwortete

darauf: „ſoll mich Gott, mir brennt auch mein Geſicht wie ein Feuerofen.“ Sie brachten hierauf die geängſtete Frau wieder nach dem Schiffe zurück; ſagten ihr aber: Wenn ihr ein Mann wäret, da wäret Ihr nicht ſo leichten Kaufes davon gekommen.

Gerade im rechten Augenblick war die Verfolgte nach ihrem Fahrzeug entkommen. Denn dieſes war noch keinen Büchſenſchuß weit von Tournelles hinweggefahren, da kamen Späher dorthin, welche auch Boiſſinons Haus durchſuchten, in welchem ſich mehrere verborgen hatten. Frau von Retz wäre hierbei ohnfehlbar in die Hände jener Späher gerathen. Man fuhr bis nach Petit la Borde, wo das Fahrzeug zur Bequemlichkeit der Reiſenden anhielt. Nach dem Eſſen ſprachen die Mönche wie die Kaufleute mit einem unverkennbaren Wohlgefallen von dem, was ſo eben in Paris, vor ihren Augen geſchehen war. Wenn Frau von Retz dazu ein Wort ſprach, ſagten jene ſogleich, ſie rede als eine Hugenottin; ſie that, um dem Geſpräch ganz auszuweichen, als ob ſie ſchliefe.

Als ſie bei der Abfahrt wieder in das Schiff einſteigen wollte, da ſahe ſie zu ihrer großen Freude einen treuen Diener ihrer Freundin, der Präſidentin Tambonneau, einen gewiſſen Jacques Minier am Ufer ſtehen. Dieſer brave Menſch hatte ihr, im Auftrag ſeiner Herrſchaft während des Aufenthaltes bei dieſer und bei dem Kornhändler manchen weſentlichen Dienſt erwieſen; er erſchien ihr, gerade hier, in ihrer großen Verlaſſenheit als eine ſehr erwünſchte Hülfe. Minier gab ihr einen Wink, daß ſie es nicht möge merken laſſen, daß er und ſie Bekannte ſeyen. Er ſtieg mit in das Fahrzeug ein und fand da Gelegenheit der Dame zu ſagen, daß er von ſeiner Herrſchaft, der Frau Präſidentin Tambonneau ihr nachgeſendet ſey, um zu ſehen,

wie es ihr ergehe und ihr überall, wo es seyn könne, die nöthige Hülfe zu leisten.'

Am Abend beim Abendessen setzte sich der wackere Bediente mit an die Tafel. Er that jetzt auf einmal, als ob er sich der mitreisenden jungen Frau als einer Bekannten, aus den Leuten seines Standes erinnre, nannte sie bei ihrem Taufnamen Charlotte und verlangte von ihr, daß sie ihm zu trinken gäbe, wodurch der aufspahende Verdacht, mit welchem die Andren bisher ihre Mitreisende beobachtet hatten, in ziemlich hohem Grade zerstreut wurde. In dem Wirthshaus, darin man übernachtete gab es nur eine einzige Kammer mit drei Betten. In dem einen von diesen schliefen die beiden Mönche mit dem Presbyter, im andren die beiden Kaufleute, das dritte war für die beiden Frauen von diesen und für Frau von Retz bestimmt. Diese war hierbei in einiger Verlegenheit, denn sie mußte fürchten, daß ihr Hemd von feiner holländischer Leinwand, mit feinen Spitzen besetzt, wenn sie da zwischen den beiden Frauen läge, ihren wahren Stand diesen verrathen möchte. Ihre Furcht erwies sich jedoch ungegründet, jene Frauen schienen nichts bemerkt zu haben, das ihren Verdacht erregen konnte.

Als die Reisegesellschaft am Donnerstag Morgen wieder in das Schiff einsteigen wollte, blieb der vorhin erwähnte treue Diener Minier am Ufer stehen. Ihm bekäme, so sagte er laut zu den Andern, das Fahren auf dem Wasser so übel, daß er lieber zu Fuße gehen wolle, zur Frau von Retz aber sagte er leise: er müsse sie davor warnen, daß sie weder nach Corbeil noch nach Melun, wo ihre Familie begütert war, mitführe, weil man sie an beiden Orten leicht erkennen werde, sondern sie solle schon vorher, an einem kleinen Orte Namens d'Auri, eine Stunde vor

Corbeil ans Land gehen. Frau von Retz begriff sehr wohl die Bedeutsamkeit dieser wohlgemeinten Warnung und als man auf der Weiterfahrt den genannten Ort von weitem sahe, kündigte sie dem Schiffer an, daß sie dort aussteigen wolle und deshalb wünsche, daß er daselbst anhielte. Der Schiffer wollte nichts von Anhalten wissen; man wäre, ohne auf die Vorstellungen der unbedeutend erscheinenden Frau zu achten weiter gefahren, wenn es nicht Gott so gefügt hätte, daß gerade bei jenem Orte das Schiff auf den Grund gefahren wäre, so daß zu seiner Erleichterung die ganze Gesellschaft mit dem Gepäck ans Land gesetzt werden mußte. Das Fahrgeld war bereits bezahlt, Minier wartete am Ufer und führte sogleich die ihm von seiner Herrschaft anempfohlene Dame zuerst in das Dorf und dann nach kurzer Berathung mit derselben weiter nach einem kleinen Landhaus seines Herrn, des Präsidenten von Tambonneau. Bis dorthin war ein Weg von fast 6 Stunden, welchen die Dame, so ungewohnt ihr eine solche Anstrengung war, zu Fuße machen mußte. Als die beiden an dem Landhaus angekommen waren, führte Minier seine Schutzbefohlene in die Wohnung des Weingärtners und gieng dann sogleich noch eine Stunde weiter zu dem Landsitz, in welchem damals der Kanzler des Hospitals, ein Befreundeter Tambonneaus, mit seiner Gemahlin sich aufhielt. Nach der wohlbekannten Gesinnung dieses Herrn durfte er mit Recht erwarten, daß er und seine Gemahlin keinen Augenblick anstehen würden der verfolgten Freundin ihres Hauses Aufnahme und Schutz zu gewähren. Aber er fand Alles anders als er es erwartet hatte. Das Haus des Kanzlers war mit einer Abtheilung von Truppen besetzt, welche der König, wie man sagte, zum Schutz der Familie des Kanzlers dorthin beordert hatte.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir eines Zuges, der uns den freudigen Muth und das Gottvertrauen jenes edlen Kanzlers kennen lehrt. Als die Nachricht von den blutigen Auftritten der Bartholomäusnacht in Paris nach Etampes kamen, in deſſen Nähe ſein Landgut (Vignay) lag, rotteten ſich ſogleich einige Haufen der Aufwiegler zuſammen, um das Schloß und ſeine Bewohner zu überfallen. Da ſendete der König Karl IX. eine Schaar von Reitern, um den Auflauf zu hemmen. Als man dieſe gegen das Schloß anrücken ſahe und noch nicht wiſſen konnte, was eigentlich die Abſicht ihrer Sendung ſey, indem es nicht unwahrſcheinlich erſchien, daß ſie der Perſon des Kanzlers ſich bemächtigen ſollten, rieth man dieſem die Hausthüren zuſchließen zu laſſen. „Keineswegs," ſo rief derſelbe, „ſoll dies geſchehen, ſondern vielmehr ſoll man den großen Thorweg öffnen, damit ſie alle bequemer herein können."

Frau von Retz war jetzt gezwungen in der kleinen Hütte des Weingärtners eilf Tage lang, ohne allen weitren menſchlichen Schutz und Beiſtand zu verweilen, denn der treugeſinnte Minier hatte wieder nach Paris zurückkehren müſſen. Auch dieſe Zeit gieng nicht ohne mannigfache äußre Beunruhigungen und Sorgen vorüber. Die Schweizergarde der Königin Eliſabeth (Iſabelle) der Gemahlin Karls IX. war in die Gegend gekommen und ſpürte allenthalben den Hugenotten nach, wobei von den Soldaten ſo wie von dem Geſindel das ſich zu ihnen geſellt hatte groſſe Gewaltthätigkeiten und Greuel verübt wurden. Nur das Haus, darin die Frau von Retz ſich befand, blieb ganz hiervon verſchont, weil es als Beſitzthum des Präſidenten Tambonneau unter königlichen Schutz geſtellt war, und die gute Dame zog von der Anweſenheit der Schweizer noch den beſondern Vortheil, daß ſie, ohne deshalb Verdacht zu

erregen, ſich in der kleinen Wohnung und im Garten zurückgezogen halten durfte. Auch benahm ſich der Weingärtner, in deſſen Familie ſie jetzt verweilte, ſehr freundlich und dienſtfertig gegen ſie. Er hatte keine Ahnung weder von ihrem Stande noch von ihrem, von dem ſeinigen abweichenden Religionsbekenntniß, ſondern hielt ſie, wie Minier ſie ihm genannt hatte, für eine Dienſtmagd der Frau Präſidentin und für eine Katholikin. Deſto treugemeinter waren die Klagen, die er öfters gegen ſie darüber ausſprach, daß man die hugenottiſchen Edelleute und andre ihrer Glaubensgenoſſen in ſeiner Nachbarſchaft ſo ungerecht grauſam behandelt, ſie ermordet und ihre Häuſer beraubt und zerſtört habe, da dieſelben doch ſehr gute Leute und gegen die Armen des Landes die allerfreigebigſten und wohlthätigſten geweſen ſeyen. Er ließ es gern geſchehen, daß ſie die Gebete bei Tiſche ſo wie am Morgen und Abend in franzöſiſcher Sprache ſprach und ſchien an all ihrem frommen Thun großes Wohlgefallen zu haben.

Endlich wurde der Verfolgten dennoch bei dieſem einförmigen Stillſitzen die Zeit zu lang. Sie miethete einen Eſel von dem Weingärtner und nahm dieſen ſelber als Führer und Begleiter mit, um ſich nach dem Landſitz ihrer Großmutter, nach Esprunes zu begeben. Zwiſchen Melun und Corbeil, bei Saint Port ſetzte ſie in einer Fähre über die Seine über, ohne durch die vielen allenthalben herumſtreifenden Späher angehalten zu werden. Als ſie in Esprunes ankam, bewillkommten ſie die Dienerinnen ihrer Großmutter mit ſo großer Freude und Zärtlichkeit wie eine vom Tod erſtandene, und benannten ſie dabei ehrfurchtsvoll mit der Titulatur, welche ihrem Stande gebührte. Als der arme Weingärtner dies hörte, war er nicht wenig darüber erſchrocken, daß er eine ſo vornehme Dame faſt nur wie

eine seines Standes behandelt habe, er entschuldigte sich sehr darüber, daß er sie nicht in dem großen Gastbette habe schlafen lassen und bot ihr sein ganzes Häuschen, mit allem was dasselbe vermöchte, zu ihrer Verfügung und Sicherung an. Sie beruhigte ihn freundlich über alle seine Bedenklichkeiten und entließ ihn dankbar wieder zu den Seinigen.

Während ihres zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Epprunes erhielt sie eines Tages einen Besuch von dem Kapellan des Presbyters von Melun. Er äußerte unter andrem, daß da jetzt die Gerichte Gottes selbst an seinem eignen Hause einen so schweren Anfang genommen hätten, das Volk der Ungerechten und Gottlosen alle Ursache habe vor Furcht zu zittern.

Nach vierzehn Tagen miethete sich Frau von Rey abermals einen Esel und machte sich auf den Weg zu dem Landsitz ihres älteren Bruders, des Herrn de la Borde, der nur 4 Stunden weit von Epprunes entfernt war. Sie fand diesen in großer Unruhe und noch immer in einem heftigen Kampfe seiner innren Ueberzeugung mit der Furcht vor der Gewalt der Menschen und den Todesgefahren. Als jene Verwandten in Paris, welche diesen Zustand herbeigeführt hatten, die Kunde erhielten, daß seine Schwester bei ihm angekommen sey, von welcher sie fürchteten, daß sie ihn von den weitren Schritten, die man ihm zumuthete, abhalten möchte, schrieben sie ihm, daß es seinen sichren Untergang nach sich ziehen werde, wenn er nicht alles aufböte die Schwester entweder auf denselben Weg zubringen, welchen er eingeschlagen habe oder sie von sich entließe. Vergeblich versuchte jedoch Herr de la Borde eine List, um seine Schwester, an deren Schicksalen er den zärtlichsten Antheil nahm, wenigstens dem äußeren Scheine nach, in einer Sache „die ja keine so große Bedeutung habe", zu einer Nachgiebigkeit zu bewegen, welche gegen ihre Ueber-

zeugung war. Er bereute zwar den Versuch, womit er sich selber und der geliebten Schwester nur wehe gethan hatte, doch wollte ihn diese nicht länger durch ihre Anwesenheit in Verlegenheit und Gefahr setzen, sie beschloß, so sehr auch der Bruder ihr von dem gefährlichen Unternehmen abrathen wollte, nach Sedan zu gehen.

Als Frau von Rez Paris verließ, hatte sie nicht mehr als 15 Testons (Kopfstücke von 18fr. an Werth) in ihrem Beutel; sie führte auch keine andren Kleider bei sich als die gering bürgerlichen, in welche sie sich, um ihren Stand zu verbergen, geworfen hatte. Sie bemühete sich jetzt eine Forderung an Zinsen und Renten, welche sie in der Umgegend zu erheben hatte und die sich auf eine Summe von 1500 Franken belief zu erheben, erhielt aber als Ablösung dafür nur 40 (französische) Thaler. Während ihres Aufenthaltes in la Borde war auch eine ihrer Kammerfrauen und einer der Bedienten zu ihr gekommen, sie miethete einen Wagen, dessen Besitzer von Herrn de la Borde sehr eindringlich zur sorgfältigen Führung und Behandlung seiner Schwester ermahnt wurde. Der Bruder nahm einen zärtlichen Abschied von ihr und die Segenswünsche, welche er ihr für ihre Reise so wie für ihr ferneres Leben ertheilte, kamen ihm wahrhaft aus dem Herzen und blieben nicht unerfüllt.

Frau von Rez kam am Allerheiligentage, am 1. November zu Sedan an, wo sie eine Menge wohlgesinnter Freunde fand, welche ihr mit allen Anerbietungen ihrer Unterstützung und Hülfe freigebig entgegen kamen. Sedan gewährte damals, unter dem Schutze seines eigenthümlichen Fürstenhauses stehend, vielen um des Glaubens willen Verfolgten und aus dem Königreich Geflüchteten einen sichren Aufenthaltsort. Hier brauchte denn auch Frau von Rez

ſich nicht mehr unter der Maske einer fremdartigen Kleidung zu verſtecken, ſie trat ſelbſt hierin, gleich von der erſten Stunde an wieder in die Rechte ihres Standes und in das offne Bekenntniß ihres Namens wie ihres Glaubens zurück.

Jenen zuletzt erwähnten hochſten Genuß der menſchlich-geiſtigen Freiheit verdankte um dieſe Zeit Sedan in vorzüglichem Maaße der entſchiedenen Feſtigkeit des Herzogs von Bouillon und ſeiner Gemahlin, und daß dieſe hohe Gabe den einheimiſchen Bewohnern ſowohl als den bauſig hinter den Mauern der wohlbefeſtigten Stadt in Sicherheit lebenden franzöſiſchen Flüchtlingen auch für ſpätere Zeit erhalten wurde, das war ein Verdienſt des nachmaligen Gemahles der Frau von Retz, des vorhin ſchon erwähnten hochſinnigen Mornay Dupleſſis. Wir wollen der Geſchichte, wie ein ſelber aus den Gefahren der ſchwerſten Verfolgungen Geretteter, der Retter einer ganzen anſehnlichen Gemeinde ſeiner Glaubensgenoſſen aus ähnlichen Gefahren wurde, hier nur noch mit einigen Worten erwähnen.

Dupleſſis Mornay hatte während ſeines Aufenthaltes in England, am Hofe der Königin Eliſabeth ſo ehrenvolle Anerkennung gefunden, war zu ſo vielen wichtigen Aufträgen verwendet worden, daß eine ſo treue Liebe für das Vaterland dazu gehörte als die ſeine war, um den glänzenden Ausſichten zu entſagen, die das Ausland ihm eröffnete. Er hatte, nach ſeiner Rückkehr in ehrenwerther Weiſe an den Kämpfen ſeiner Glaubensgenoſſen für die Rettung ihrer alten Rechte Theil genommen, dann unter Ludwig von Naſſau, dem Bruder des Prinzen von Oranien die Waffen geführt, war am Niederrhein, unweit Aachen, umzingelt von den feindlichen ſpaniſchen Truppen nur durch ſeine Fertigkeit im Lateiniſchſprechen der nahen Todesgefahr

entgangen, indem dieſe Fertigkeit ihm, als einem vermeintlichen Studenten, den Zutritt in das Kloſter von Rennesberg eröffnete und hatte dann mit ſeinen älteren Bruder in Sedan ſich niedergelaſſen. Er war mit dem Herzog Heinrich Robert von Bouillon ſchon früher bekannt, ſeit dem gemeinſamen Feldzug aber gegen Maſtricht näher befreundet worden. Jener treffliche Fürſt hatte ſeit dieſem Feldzug angefangen zu kränkeln und man ſchrieb ſein allmähliges Hinwelken, deſſen raſchem Fortgang keine ärztliche Kunſt Einhalt zu thun vermochte, einem ihm bei der Belagerung von Rochelle beigebrachten Gifte zu. Die Mutter des Herzogs, welche eine heftige Gegnerin des religiöſen Bekenntniſſes ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter war, fand ſich wahrend der gefahrlichen Krankheit ihres Sohnes in Sedan ein, und es erregte bei vielen Bewohnern der Stadt großes Bedenken, daß dieſe Dame auf den Gouverneur der Feſtung von Sedan, einen Herrn von Avelles ſchon jetzt einen ſo bedeutenden Einfluß geltend machte, da dieſer Mann, ſo wie ſie, ein fanatiſcher Feind jenes verfolgten chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes war, das in Sedan eine Freiſtätte gefunden hatte. Es war voraus zu ſehn, daß, ſobald der Herzog ſeine Augen ſchlöſſe, ſeine Mutter, mit Hulfe des Gouverneurs Meiſterin der Feſtung werden und hiermit zugleich die Glaubensfreiheit der Bewohner der Stadt zu Ende gehen werde. Niemand wußte einen Rath; der ſterbende Herzog allein konnte durch eine kräftige Aeußerung ſeines letzten Willens das Uebel verhüten, wer aber mag einen kranken Fürſten die Wahrheit laut ins Ohr ſagen: „du wirſt in wenig Tagen ſterben.„ Mornay Dupleſſis wagte den Schritt; er drang in den Leibarzt des Herzogs, der ein redlicher frommer Bekenner deſſelben Glaubens war, daß er ihm ſagen ſolle, welche Hoffnung

für die Wiedergeneſung des Fürſten da ſey. Dieſer ſagte: „Als ehrlicher Mann muß ich ſagen: keine, der Herzog hat nur noch wenige Tage zu leben.“ „Dann müßt ihr,“ ſagte Mornay-Dupleſſis, „ein großes Uebel als ehrlicher Mann verhüten.“ Der redliche Arzt, er war der Hauswirth und Freund der Frau von Retz, erkannte wohl, was ſeine Pflicht ſey, und obgleich die Gemahlin des Herzogs damals in den Wochen lag, ſagte er ihr dennoch, welche nahe Gefahr dem Leben ihres Gemahles und hiermit zugleich, wenn durch ihre Schwiegermutter und Herrn von Avelles die Stadt unter königlichen Einfluß geriethe, den Bewohnern von Sedan und ihrer eignen Familie drohe*). Die Herzogin ward von der Wahrheit dieſer Mittheilung tief ergriffen, ſchrieb an ihren Gemahl ein Billet und, als dieſer ſie zu ſprechen begehrte, ließ ſie ſich in ſein Zimmer tragen. Die Folge dieſes vertrauten Geſpräches war, daß Herr v. Avelles ſchon am andern Tage ſeines Amtes als Commandant der Feſtung und Gouverneur entſetzt und ein friedlich geſinnter, tapferer Offizier für ſeine Stelle ernannt wurde. Sedans innre Freiheit war hierdurch gerettet.

Bald nach dieſer Begebenheit lernten die beiden, durch Aehnlichkeit der Schickſale wie der Geſinnung ſich ſo nahe verwandten und befreundeten Seelen, deren Rettungsgeſchichten wir hier erzählten, ſich näher kennen und ſchloſſen mit einander das Bündniß für ein jetziges Leben, welches auch noch für ein jenſeitiges ſeine beſten und edelſten Früchte getragen hat.

*) Der älteſte Prinz des Herzogs, Wilhelm von Bouillon, war, als ſein Vater am 2. Dec. 1574 ſtarb, erſt 12 Jahr alt.

VII.

Rettungsgeschichten

aus dem

Leben des John Smith,

eines der ersten Begründer der englisch-amerikanischen Staatensysteme.

1) Ein seltner Mann.

Die regelmäßige Gestaltung der krystallinischen Stoffe, welche in einer Flüssigkeit aufgelöst sind, wird dadurch in hohem Grade beschleunigt und befördert, daß man in die flüßige Masse einen festen Kern, etwa einen schon ausgebildeten Krystall derselben Form und Art hineinsteckt; um diesen ordnen sich dann in ruhiger, gesetzmaßiger Zusammenfügung die neuentstehenden Krystalle. Die Geschichte der Begründung gesellschaftlicher Vereine der Völker zu einer wohlgeordneten, gesetzmäßigen Verfassung der Staaten zeigt uns nach vielen Seiten hin etwas diesem Aehnliches. Es ist da irgend ein hervorragender, zum vollkommenen Manne gereifter, seiner selber mächtiger Charakter, an den sich die einzelnen Glieder, wie an ein gemeinsames Haupt anfügen, und mit ihm zusammen ein lebendes Ganze bilden, das unter dem Wechsel der Zeiten fortbestehet, wächst und zur Reife gelangt.

Ein solcher fester Kernpunkt, an den sich der erste Ve-

ſtand, zunächſt des Staates von Virginien angelegt hat, der aber auch zugleich auf die Begründung der engliſch-amerikaniſchen Niederlaſſungen in Maſſachuſets von entſchiedenem Einfluß geweſen, iſt der John Smith, deſſen Namen uns die hier vorſtehende Ueberſchrift des Capitels nannte. Derſelbe ſtammte aus einer ſehr achtbaren Familie in Lincolnſhire, und war durch ſein älterliches Vermögen in eine von außen unabhängige Lage geſetzt. Aber ſchon in früher Jugend hatte ihn der ritterliche nach dem Ruhme neuer, großer Unternehmungen ſtrebende Geiſt ergriffen, welcher, während der Regierung der Königin Eliſabeth unter den Engländern ein herrſchender war. Er nahm Kriegsdienſte und bekleidete mehrere militäriſche Stellen, bei denen der Sold an Geld überall ſehr gering, deſto gröſſer aber der Gewinn an allgemeiner Achtung und Erfahrungen des Lebens war, welche erſt dadurch ihren rechten Werth erhielten, daß ſie ſeinen Eifer für das Gute nicht geſchwächt, ſondern nur geſtärkt, ſeinen ſittlichen Charakter unbefleckt gelaſſen hatten. Eine ernſte, religiöſe Geſinnung waltete über alle die reichen Anlagen und Kräfte dieſes ſeltnen Mannes, ſie war es, die in den verſchiedenſten Lagen des Lebens ſein freudiges Vertrauen aufrecht erhielt und ſtärkte, ſeinem Geiſte den Scharfblick und die Sicherheit des Erkennens, ſeinem ganzen Weſen und Benehmen Würde und feſte Haltung gab*). Aus dieſem weſentlichſten Zuge ſeines Charakters, aus der ungetrübten Heiterkeit eines gottgläubigen Gemüthes ſind jene Thaten hervorgegangen, durch welche ſich John Smith vor allen Andren,

*) M. ſ. die Schilderung von John Smith in James Graham's History of the United States of North-America Vol. I p. 41 u. f.

in der Geschichte des Entstehens der nordamerikanischen Staatenvereins einen bleibenden Ruhm erworben hat.

Jene ersten Ausläufe, welche Englands Schiffer nach den nordwestlichen Küsten von Amerika, seit Cabots Unternehmen 1497 bis auf Frobisher 1578 gemacht hatten, sind mehr für die Geschichte geographischer Entdeckungen, selbst Franz Drakes kühne Meeresfahrten mehr für die Entwicklungsgeschichte der englischen Seemacht von Bedeutung und Interesse gewesen, als für die der Begründung einer bleibenden Besitznahme jener Küstenländer durch europäisch-christliche Gesittung und Völkermacht. Die schwachen Grundsteine, welche Sir Walther Raleigh und seine Mitgenossen am Unternehmen, in den Jahren 1584 und 1585 zu einer englischen Ansiedlung in Virginien gelegt hatten, waren gar bald durch den feindseligen Widerstand der eingebornen Indianerstämme wieder hinweggerissen und zerstört worden; von der Colonie am Roanak fanden die Schiffer, die ihr neue Zufuhr bringen wollten, nur zertrümmerte Gemäuer und einzelne Menschengebeine und auch die neue Niederlassung vom J. 1587 war nach wenig Jahren spurlos wieder verschwunden. Englands Flagge hatte sich in unangefochtnem Besitz eines reichen, fernen Landstriches gesetzt, ohne irgend eine Frucht dieses Besitzes zu genießen; bei Jacobs I. Thronbesteigung (1603) lebte in Amerika kein einziger englischer Colonist mehr.

Da wurde die Aufmerksamkeit der britischen Seefahrer und Geschäftsleute von neuem auf das von allen früheren Reisenden so hoch gepriesene Virginien gelenkt. Schon im letzten Jahre vor dem Tode der Königin Elisabeth hatte ein erfahrener Seemann: Bartholomäus Gosnold, den Versuch gewagt, nicht wie bisher auf dem ungeheuren Umweg an den canarischen Inseln vorbei und gegen den

Golf von Florida hin, sondern in gerader Linie westwärts über das atlantische Meer nach dem nördlichen Amerika hinüber zu steuern. Er kam mit seinem unansehnlichen Fahrzeug, das nur mit 30 Mann besetzt war, schnell und glücklich über das Meer und landete in Massachusets, an den Küsten von Neuengland, die vor ihm noch kein Engländer außer Drake besucht hatte. Er machte hier ein überaus vortheilhaftes Handelsgeschäft mit den Indianern, belud sein Schiff mit kostbarem Pelzwerk, legte seine ganze Hin- und Herreise, mit Einschluß des Aufenthaltes an der amerikanischen Küste in weniger als vier Monaten zurück, eine Zeit, welche sonst, auf dem um tausend Seemeilen weiteren Wege, öfters kaum für die Hinreise hinreichend gewesen war. Gosnold beschrieb die Küstengegenden, die er gesehen, im hohen Grade reizend, das Klima derselben gesund und angenehm, für den Seeverkehr durch eine Menge der besten Häfen trefflich geeignet. Er hatte in den dortigen Waldern mehrere Arten der Früchte in Menge gesehen, die in Europa hoch geachtet waren; die Saamenkörner einiger europäischen Getreidearten, welche er dem überaus fruchtbaren Boden anvertraute, waren in kürzester Zeit kräftig aufgekeimt. Zudem war der kürzere Seeweg, den er aufgefunden hatte, abgesehen von den Vortheilen, die derselbe durch Ersparung an Zeit und Proviantirung brachte, ungleich weniger den Unannehmlichkeiten ausgesetzt, welche auf dem südlicheren, längeren Curse das Begegnen feindlicher, namentlich spanischer Schiffe, öfters mit sich geführt hatte.

Die Aufforderung zu dem neuen Versuch eine Niederlassung in Amerika zu begründen, welche Gosnold seinen Landsleuten machte, fand bei vielen von ihnen den erwünschten Eingang, doch wollte man, ehe man die ersten

Schritte wagte, genauere Forſchungen vorausgehen laſſen, damit nicht abermals, wie bei Raleighs mißlungenen Unternehmungen das Leben vieler Menſchen und die Opfer großer Summen vergeblich aufs Spiel geſetzt werden mochten. Richard Hakluyt, Prabendarius von Weſtminſter, ein Mann deſſen Rath und Urtheil bei den engliſchen Seefahrern der damaligen Zeit, mit Recht von außerordentlichem Gewicht war, bewog (1603) den reichen Handelsſtand von Briſtol zur Ausrüſtung und Abſendung zweier Schiffe, nach den von Gosnold beſuchten Küſtengegenden. Dieſe kehrten zurück und beſtätigten alles was ihr Vorgänger von ſeinen Entdeckungen ausgeſagt hatte, und noch einladender zur Begründung einer Colonie in jenen Gegenden lauteten die ausführlicheren, bis ins Kleinſte gehenden Berichte, welche die Mannſchaft der Schiffe bei ihrer Rückkehr gab, die der Graf von Southampton und Lord Arundel in einem der darauf folgenden Jahre (1605) zu demſelben Zweck der Erforſchung ausgeſendet hatten. Durch ein königliches Patent wurden hierauf alle Vortheile der Coloniſation und des Handelsverkehrs, mit Vorbehalt der gewöhnlichen Rechte der Krone, zwei verſchiednen engliſchen Handelsgeſellſchaften zugeſichert, nämlich für den nördlichen Theil der zwiſchen dem 34° und 45° N. Br. gelegnen Küſtenländer, der Compagnie von Plymouth und Briſtol, für den ſüdlicheren Theil der von London.

Die Expedition der Londoner Geſellſchaft kam am erſten zu Stande. Aber obgleich die Actionäre, welche den Verein bildeten, zum Theil Männer von ſehr anſehnlichem Einfluß und Vermögen waren, fielen dennoch die Beiträge, zu denen ſich dieſelben verſtanden hatten, ſo gering aus, und die Mittel zur Ausrüſtung der Expedition waren ſo ſchwach, daß man die künftige Colonie und ihr Glück drei unan-

ſchnlichen Fahrzeugen anvertrauen mußte, davon das grö-
ßere kaum hundert Tonnen Tragkraft hatte. Capitan New-
port leitete die Fahrt; nur 105 Coloniſten ſammt dem nö-
thigſten Bedarf an Geräthen, Waffen und Proviant führte
er in ſeinen Schiffen, unter dieſen Auswanderern mehrere
Männer von hohem Stand, namentlich den Bruder des
Grafen von Northumberland, Georg Percy, vor allen aber
mehrere von hoher Einſicht und Thätigkeit, namentlich
den großen Seefahrer Bartholomäus Gosnold und den noch
größeren, für alle Heldenthaten zu Waſſer wie zu Lande
geeignetſten John Smith. Dieſes waren die erſten leben-
digen Saamenkorner, welche von Englands Boden herüber-
geführt wurden auf den fruchtbaren Grund der neuen Welt
und welche hier Wurzel faſſend zu dem rieſenhaften Baume
der nordamerikaniſchen Staatenſyſteme erwuchſen, in deſſen
Schatten jetzt Völker des Weſtens in Frieden und Wohl-
ſtand ruhen.

Man weiß nicht, aus welchen Gründen Capitän Newport,
nicht den geraderen Weg nach Weſten, ſondern den Umweg
der früheren Seefahrer einſchlug; er verlangerte hierdurch
die Zeit der Reiſe auf vier Monate, doch ward zuletzt der
Ausgang der Fahrt vom Glück begünſtigt, denn ein Sturm
trieb die Schiffe gegen den Plan und Willen des Capitäns
und ſeiner Mitreiſenden in die Bay von Chesabeak. Es
war die Abſicht der Unternehmer geweſen die Colonie aber-
mals da, wo ſchon zwei Verſuche der Art verunglückt wa-
ren, an Roanak anzulegen, man hatte vergeſſen was ſchon
Sir Walther Raleigh über die Vorzüge der Bay von Ches-
abeak geſagt hatte, jetzt lehrte es der unmittelbare Augen-
ſchein, welche ungemeinen Vortheile dieſe Küſtengegend, mit
ihrem umfangsreichen Hafen und mit den nachbarlich ſich
vereinenden Mündungen der Flüſſe für die Anlage einer

Colonie und ihren Verkehr mit dem Binnenlande ſo wie den jenſeits des Meeres gelegenen Ländern gewahren müſſe. Newport war zuerſt an einem Vorgebirge, in Südweſten des Einganges zur Bay vor Anker gegangen, welchem er zu Ehren des damaligen Prinzen von Wales den Namen Cap Henry gab, den daſſelbe noch jetzt auf unſern Karten führt. Als er hierauf weiter über das ſüdliche Ende der Bucht gegen Weſten hin kreuzte, kam er an die Mündung eines Fluſſes, in welchem er gegen 40 Meilen weit hinanfuhr, und welchem er ſtatt des Namens, damit die Eingebornen ihn nannten (Powhatan), den Namen ſeines Königs James gab. Hier begründeten die Coloniſten die erſte engliſche Pflanzſtadt in Amerika, das anjetzt zur faſt namenloſen Unbedeutenheit herabgeſunkene Jamestown.

Noch ehe jedoch der Entſchluß, hier eine Niederlaſſung zu begründen, zur That werden konnte, drohete dem Unternehmen eine Gefahr ſeiner Auflöſung, die aus ſeinem eignen Innern kam, und deshalb viel größer war, als alle Macht der Feinde von außen ſeyn konnte. König Jacob I. liebte bei ſeinen Regierungsgeſchäften eine ſeltſame Geheimthuerei, die er für Staatsklugheit hielt. Von ihm war die Ernennung der Mitglieder eines berathenden Ausſchuſſes abhangig, der bei der neuen Colonie die Stelle einer oberſten, alles anordnenden Regierungsbehörde vertreten ſollte. Das Cabinet hatte dem Capitän ein verſiegeltes Paquet mitgegeben, welches nach ausdrücklichem königlichen Befehl erſt 24 Stunden nach der Ankunft an dem Orte der Niederlaſſung geöffnet werden ſollte, darin werde man die Namen der Mitglieder, welche den berathenden Ausſchuß bilden ſollten, verzeichnet finden und zugleich die Berechtigung dieſer Mitglieder, ſich aus den Übrigen einen Präſidenten zu erwahlen. Die Gefahrten der langen See-

reiſe hatten allerdings während derſelben Gelegenheit genug gehabt ſich kennen und nach Werth oder Unwerth ſchätzen zu lernen. Leider aber hatte ſich in der Mehrzahl derſelben, bei dem Gefühl des eigenen Unwerthes, gegen den ihnen allen geiſtig hoch überlegnen charakterfeſten, einſichtsvollen John Smith jener gehäſſige Neid entzündet, welcher, wie wir es ſchon mehrmalen ausſprachen, allen Meutereien und Empörungen des Niedren gegen ein Höheres zu Grunde liegt. Als das königliche Patent geöffnet wurde, und man Smiths Namen unter den bezeichneten Räthen fand, erhoben die einflußreichſten Schreier der Geſellſchaft einen lauten Widerſpruch dagegen, und brachten gegen den Mann, der bald nachher ihr Retter und höchſter Wohlthäter ſeyn ſollte, Beſchuldigungen vor, durch welche ſie ihn verrätheriſcher Abſichten verdächtig machen wollten. Smith blieb vor der Hand von der ihm in London zugedachten Stellung ausgeſchloſſen.

Ein Mann von großen äußren Anſprüchen, dabei aber von kleinlicher Geſinnung wurde von den mit ihm der Mehrzahl nach gleichgeſinnten Mitgliedern des Rathes zum Präſidenten gewählt. Er mochte ſich jenen andren Coloniſten gegenüber, die nicht mit im Rathsverein waren, in ſeiner Stellung nicht recht ſicher fühlen, deshalb verbot er das Tragen und den Gebrauch der Waffen, hinderte das Anlegen von Befeſtigungswerken. Die Folgen hiervon wurden ſehr bald fühlbar, als die Eingebornen der Nachbarſchaft, die ſich durch ein Mißverſtändniß für beleidigt hielten, unverſehens einen jener plötzlichen Ueberfälle auf die unbewaffneten, ſorgloſen Coloniſten machten, durch welche die Wilden ſo oft den europäiſchen Ankömmlingen furchtbar geworden ſind. Die Flucht in die nahen Schiffe verhütete damals allein den gänzlichen Untergang der noch nicht einmal zur Anlage gekommenen Colonie.

Capitän Newport hatte bei ſeinem Abgang aus England den gemeſſenen Befehl empfangen, bald möglichſt mit den Schiffen wieder heimzukehren. Als ſeine Abreiſe ſich nahete, verſuchten es die Feinde und Ankläger des ihnen allen überlegnen John Smith ſeiner los zu werden, indem ſie ihm ſcheinbar gutmeinend riethen, er ſolle doch lieber mit Newport nach England gehen, ſtatt ſich hier in Virginien langeren Anfeindungen auszuſetzen. Zum Glück für die Colonie wies Smith dieſen hinterliſtigen Rath mit Verachtung zurück; er verlangte, daß ihm ſein Recht geſchähe, daß man die gegen ihn erhobenen Anklagen genau unterſuchen möge und als man dies that, da drang die Wahrheit in ſo einleuchtender Weiſe durch das Lügengewebe hindurch, daß man genöthigt war ihm eine Ehrenerklärung zu thun und ihn in den berathenden Ausſchuß aufzunehmen.

Die kleine Flotte war ungleich beſſer mit Proviant verſehen geweſen als die Magazine der Colonie und ſo lange dieſelbe da vor Anker lag, hatten die Coloniſten mit den Seeleuten gegeſſen und getrunken. Als aber Newport abgeſegelt war, da fanden ſie ſich auf eine ſehr ſchmale und der Geſundheit nur wenig zuträgliche Koſt beſchränkt und als zu dieſer unpaſſenden Diät der ungünſtige Einfluß des feuchtheißen Klimas, in einem damals noch meiſt mit Wald und Sümpfen bedeckten Lande kam, da brachen alsbald unter der ſich ſelbſt überlaſſnen Schaar bösartige Fieber und Ruhr aus. Noch vor Anfang des Septembers war die Hälfte der Auswandrer hinweggerafft; unter den Opfern, die der Krankheit fielen, war das beklagenswertheſte jener Bartholomäus Gosnold, der zu dem Unternehmen der Anſiedlung die erſte Veranlaſſung gegeben hatte. Zu dieſem äußren Ungemach kam noch ein innres. Der Präſident

des Rathsausschusses wurde der Veruntreuung der gemeinsamen Vorräthe beschuldigt und zuletzt der verrätherischen Absicht überwiesen sich eines Fahrzeuges zu bemächtigen, um sich auf ihm, in Gesellschaft Weniger aus der Stätte der Gefahren davon zu machen. So war die Ruhe der Colonie von außen durch die beständigen Ueberfälle der Wilden, von innen durch gegenseitiges Mißtrauen gestört; das Leben der Mitglieder durch Hunger und Krankheit. Als aber die Noth am höchsten gestiegen und jede Menschenhülfe aus war, da half, wie der fromme Smith sich ausdrückt, Gott, der die Herzen der Menschen lenkt, in unerwarteter Weise: das Benehmen der Wilden wurde plötzlich ganz umgewandelt, sie unterließen nicht nur alle Feindseligkeiten, sondern sie brachten, aus eignem Antriebe den bedauernswürdigen Fremdlingen einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln.

Der Muth der Colonisten lebte hierdurch von neuem auf, sie faßten nicht nur für die Erhaltung des eignen Lebens, sondern für den Fortbestand des gemeinsamen Unternehmens frische Hoffnung. Wenn aber diese Hoffnung in Erfüllung gehen sollte, dann mußte vor Allem ein Mann die Leitung der so jammervoll zerrütteten Angelegenheiten übernehmen, welcher dieser Aufgabe gewachsen war. Und wer konnte dieses besser seyn als der bewundernswerthe Capitän Smith, der durch seine gute körperliche Constitution und die gleichmäßige Ruhe seines Gemüthes sich mitten unter den vielen Erkrankten, die ihn umgaben, allein gesund, so wie bei freudigem Muth und ungeschwächter Geisteskraft erhalten hatte. Ihn baten Alle, daß er mit Rath und That des gemeinsamen Wohles sich annehmen möge und er that was man begehrte. Seine erste Sorge war es den noch lebenden Mitgliedern eine gesunde und sichre Wohnung zu

verſchaffen. Er befeſtigte deshalb Jamestown in einer Weiſe, welche zur Abwehr gegen die Ueberfälle der Indianer hinreichend war und erbauete Wohnhäuſer für die Coloniſten, darin dieſelben gegen Hitze und Näſſe den nöthigen Schutz fanden. Bei dieſen Arbeiten war er nicht nur Anordner und Zuſchauer, ſondern er ſelber legte mit Hand an; war bei dem ſchwerſten Geſchäft überall voran. Als die Indianer im Zutragen der Lebensmittel etwas nachläſſiger wurden und oft ganz damit ausſetzten, machte ſich Smith mit einer kleinen Abtheilung ſeiner Schaar ſelber zu ihnen auf den Weg, drang ins Innre des Landes ein, gewann die friedlicher geſinnten Stämme der Eingebornen durch freundliches Benehmen und Freigebigkeit, ſetzte ſich bei den kriegeriſch geſinnten in Achtung und auf dieſe Weiſe gelang es ihm ſeine Colonie beſtandig mit hinreichenden Vorräthen an Lebensmitteln zu verſorgen. Aber in eben dieſer Zeit bald nach dem Antritt ſeiner Präſidentenwürde (im Jahr 1607) trug ſich die eine der merkwürdigen Rettungen des trefflichen Mannes, aus drohender Lebensgefahr zu, welche wir hier erzahlen wollen.

2) Rettung durch einen Compaß.

Auf einem der eben erwahnten Züge, die er in das Innre des Landes that, gerieth Smith in ein Gefecht mit den Wilden und nach tapfrer, faſt ſiegreicher Gegenwehr in ihre Gewalt. Sie ſchickten ſich an ihn zu tödten, er begehrte mit dem Oberhaupte zu ſprechen, ſtand im Kreiſe, bat nicht um ſein Leben, ſondern zeigte den Compaß den er mit ſich trug und erklarte in fließender Rede (denn er war der Sprache dieſes Volkes ſchon im hohen Grade mächtig geworden) den Gebrauch und was damit entdeckt

worden ſey. Staunend hatten ihm die Wilden zugehört und eine Zeit lang waren ſie unſchlüſſig über ihn, doch ſiegte zuletzt die Rachgier ob; an einem Baume feſtgebunden ſahe er ſchon die Pfeile, die auf ihn gerichtet waren, als das Oberhaupt vortrapt, und, den Compaß in die Höhe haltend, befahl, von ihm abzulaſſen. Er ward in eine Wohnung geführt und gut gehalten und gepflegt, erlangte aber die Freiheit nicht, weil er die Forderung der Wilden, daß er die engliſche Pflanzſtadt ihnen übergäbe, ſtandhaft ablehnte. Nun zogen ſie mit ihm zu Powhatan, dem Könige des Landes. Der nahm ihn mit großer Feierlichkeit an, ließ ihm ein reichliches Mahl vorſetzen, und gebot dann, es ſollte ihm der Kopf auf einen Stein gelegt, mit Keulen zerſchmettert werden. Umſonſt hatte für ihn des Königs wunderſchöne Tochter, Pocahontas gebeten. Nun ſtand ſie auf, umſchlang den Fremden feſt mit ihren Armen und rief, ſein Tod werde auch der ihrige ſeyn*). Dieſer Anblick rührte den König; er gab den Gefangenen alsbald frei und ließ ihn zu der Pflanzſtadt zurückgeleiten.

Ehe wir weiter berichten was Smith hier erfahren und gethan, erwähnen wir ſogleich das, was man von den ſpäteren Schickſalen ſeiner ſchönen Retterin weiß.

---

*) Aus der Geſchichte der Chriſtenverfolgungen der erſten Jahrhunderte kennt man viele Beiſpiele, an denen die überwältigende Kraft des Eindruckes erkannt wird, den der Anblick eines freudig und gläubig dem Tode entgegengehenden Chriſten auf die Heiden macht. Pocahontas mochte ſchon manchen Kriegsgefangenen mit trotziger Verachtung der Schmerzen und mit hohnendem Haß gegen die Feinde auf ſeinen Lippen und in ſeinen Mienen haben ſterben ſehen. das aber, was die Mienen des chriſtgläubigen John Smith ausſprachen, als man ihn zum Tode führte, war ihr noch nie vor Augen gekommen.

Die Prinzeſſin Pocahontas hatte in der Perſon des großen Begründers der erſten engliſch-amerikaniſchen Colonie nicht blos dieſem, ſondern der ohne ihn einer nahen Auflöſung entgegengehenden neuen Anſiedelung das Leben gerettet und ſie ſollte noch einmal ein wohlthätiges Werkzeug für das Fortbeſtehen der Colonie werden. Es ſcheint, daß dieſe junge Indianerin an Vorzügen des Geiſtes und Gemüthes eben ſo begabt geweſen ſey, als an Reizen der körperlichen Schönheit. John Smith, der erſte Europäer und Chriſt den ſie ſahe, erweckte in ihr die Ahnung von einem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Aufſchwung der menſchlichen Natur zu einer Höhe des Erkennens und Wiſſens und einer geiſtigen Herrſchermacht, dahin ſie, von dem Augenblick an, wo ſie die Retterin des ſeltnen Mannes wurde, einen beſtändigen Zug in ihrem Innern fühlte. Sie hatte ſeit jener Zeit bei verſchiedenen Gelegenheiten ſich als eine Freundin der Engländer, als eine Vertreterin ihrer Angelegenheiten bei ihrem vielvermögenden Vater, dem König Powhatan gezeigt. Als aber John Smith, durch den Undank der Seinen vertrieben, nach England zurück gekehrt war und die rohen Maſſen der Coloniſten, ſelbſt durch einige der gutgeſinnten Oberhäupter nicht mehr gehalten, durch Treuloſigkeit und ſchnöde Gewinnſucht des Vertrauens der ihnen befreundeten Indianer ſich ſelbſt beraubt hatten, da wurde das Fortbeſtehen der Colonie öfters dadurch gefährdet, daß die Eingebornen des Landes keine Lebensmittel mehr zum Kauf und Vertauſch brachten. Während einer ſolchen Zeit der Noth, im Jahre 1612, hatte der damals in Virginien anweſende Capitan Argas den Auftrag erhalten, an den Ufern des Potamak Lebensmittel aufzutreiben. Dort erfuhr er, daß die Prinzeſſin Pocahontas, nicht fern von dem Orte, da ſein Schiff vor Anker

lag, einen Landsitz bezogen habe und weil er hoffte, daß, wenn er ihrer Person sich bemächtigt habe, ihr königlicher Vater Powhatan sich geneigter werde finden lassen, den Colonisten, durch reichlichere Zuführung von Lebensmitteln aus ihrer Noth zu helfen, lockte er die Jungfrau, welche zu der Gesinnung der Christen ein kindliches Vertrauen hatte, durch eine hinterlistig freundliche Einladung an den Bord seines Schiffes, ließ dann alsbald die Segel aufspannen und entführte sie nach Jamestown. Hier wurde sie mit allem Anstand, dennoch aber als eine Gefangene behandelt; der Zweck jedoch, den Argas bei dieser unwürdigen That vor Augen gehabt hatte, wurde keineswegs erreicht, denn der Vater der Prinzessin, empört durch die Verrätherei der Fremden, erklärte, daß er weder das was diese begehrten für die Freilassung seiner Tochter bewilligen, noch auch überhaupt von nun an einen Verkehr mit solchen Leuten unterhalten wolle, dennoch aber, wenn die Menschenräuber ihr Unrecht gut machen und sein Kind ihm zurückbringen möchten, sey er bereit ihnen ihre That zu vergeben und alle ihre Wünsche zu erfüllen. Die Mehrzahl der Mitglieder der damaligen Colonie beurtheilten den edlen Indianer-König nach dem Maßstabe ihres eigenen, engherzigen Wesens. Sie hätten schwerlich ein solches gegebenes Versprechen, gegen Menschen, von denen sie so tief gekränkt worden, erfüllt, darum trauten sie auch dem alten Powhatan eine solche Großmuth nicht zu und die Königstochter wurde als Gefangene in Jamestown zurückbehalten.

Es war dies nicht ohne bedeutende Folgen für die ferneren Lebensschicksale der edlen Indianer-Jungfrau und der englischen Niederlassung, welche zu Ehren einer andren königlichen Jungfrau den Namen Virginia bekommen. Ein junger Mann von hohem Range und liebenswürdigen Ei-

genſchaften, hochgeachtet bei allen ſeinen Landsleuten, Namens Rolf, gewann die ſchöne, geiſtvolle Pocahontas lieb wie ſein eignes Leben, er bot ihr ſeine Hand zum ehelichen Bündniß an, fand geneigtes Gehör für ſeine Bitte, und der damalige wohlgeſinnte Gouverneur Sir Thomas Dale, nahm einen ſo warmen Antheil an einer ſolchen, für die Einbürgerung der Engländer auf dem fremden Boden viel verſprechende Verbindung, daß er förmlich, durch eine Geſandtſchaft, bei König Powhatan um ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung ſeiner Tochter nachſuchen ließ. Der König gewährte dieſe, und ſendete mehrere ſeiner nächſten Verwandten, damit ſie als Zeugen der Feierlichkeit der Vermahlung beiwohnen ſollten, die in einer ſehr glänzenden Weiſe begangen wurde. Dieſe Ehe der edlen Pocahontas mit Rolf dem Engländer, wie der Name ſagt, aus uralt normanniſchen Stamme, iſt für den Wohlſtand der virginiſchen Colonie von unberechenbaren Folgen geweſen, deren erſte die Unterwerfung des mächtigen Stammes der Chichominies-Indianer unter engliſche Botmäßigkeit war, und die Verſchmelzung deſſelben mit den Intereſſen der Colonie. Aus den Nachkommen der ſchönen Pocahontas und des wackeren Rolf ſind noch jetzt Familien in Virginien vorhanden, welche durch äußren Wohlſtand und innre Tüchtigkeit, dieſer Abſtammung Ehre machen. Pocahontas war ſchon vor ihrer Vermählung durch die Taufe in den Bund der Chriſten für Zeit und Ewigkeit eingegangen. Sie blieb dieſem Punkte in ihrem ganzen Wandel, bis zum Tode treu. Bei einem Beſuche, den ſie mit ihrem Gemahl in England machte, erregte ihr würdevolles Benehmen und ihr anmuthiges Weſen eine hohe Theilnahme.

3) Smith fernere Schickſale bis zu ſeiner zweiten Rettung aus Todesgefahren.

Nur im Vorübergehen können wir hier einen Blick auf die Entwicklungsgeſchichte der erſten engliſch-amerikaniſchen Colonie ſelber richten: mitten in dieſer Geſchichte faſſen wir doch zunächſt nur die Schickſale des Mannes ins Auge, deſſen Wirken für die Geſtaltung des Staates von Virginien den erſten feſten Anhaltspunkt gab.

Nach einer ſiebenwöchentlichen Abweſenheit kam Smith wieder zurück nach Jamestown, gerade noch im rechten Augenblick, um die völlige Auflöſung der Colonie zu verhindern. Die Zahl ſeiner Gefährten war auf 38 herabgeſunken, und dieſer kleine Reſt der Einwanderer in ein Land, wo ihnen ein ähnliches Schickſal bevorzuſtehen ſchien als den elend umgekommenen Coloniſten in Roanak, war ſo entmuthigt, daß er im Begriff ſtand, auf jede Gefahr hin ſich aus dieſem Lande der Gefahren zu flüchten. Nur mit großer Mühe gelang es dem von Allen hochgeachteten Mann dieſes feige Vorhaben zu verhindern, und zu gleicher Zeit kam Hülfe von der erſten Königstochter Pocahantas, deren Freundſchaftsbund, im Angeſicht des Todes geſchloſſen, für Smith und ſeine Leute von nun an ſich feſt und treu bewährte. Dieſe ſendete der Colonie Lebensmittel, welche dem damaligen Mangel abhalfen, man bezeugte ſich ihr und dem königlichen Vater nach Kräften dankbar und ein freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen den Eingebornen und ihren damals nur bemitleidenswerthen, durchaus noch nicht furchtbaren Gäſten wurde eingeleitet, welcher zunächſt auf jene hohe Achtung gegründet war, in die ſich Smith durch ſeine heldenkräftige, geiſtig vorragende Perſönlichkeit bei den Indianern geſetzt hatte. Er, der Beſiegte war zu einem

Sieger dieser guten Leute geworden, denn sie betrachteten ja vergötterten ihn wie ein Wesen höherer Art, für welches sie zu jedem Opfer bereit gewesen waren; er dagegen in seiner demüthig christlichen Gesinnung suchte aus allen Kräften es ihnen einleuchtend zu machen, daß er nur ein Mensch sey, wie sie, welchem jedoch der Glaube an den wahren Gott und das Gebet zu diesem die Kräfte gebe, welche sie an ihm bewunderten. Nur Smith war es übrigens, welcher den Wilden dieses Gefühl von Achtung einflößte; seine Gefährten erregten gar bald durch ihr unwürdiges Benehmen eine ganz entgegengesetzte Meinung von der Würde und Vollkommenheit der Fremden, so daß die Wilden den Gott, von welchem man ihnen sprach, als des Smith besondren Gott betrachteten, dessen Macht der Stärke ihrer Götter ohngefähr eben so hoch überlegen sey, als die Leistungen der Feuergewehre, deren die Fremden sich bedienten, den Leistungen der Wurfspieße und Bogen.

Während die Niederlassung in Virginien unter der weisen, kräftigen Leitung des John Smith sich in einer täglich erfreulicheren Weise ordnete und begründete, erhielt sie einen Zuwachs, welcher freilich zunächst nur ihren äußren Umfang vermehrte, während er für das innre Leben derselben mehr Nachtheil denn Gewinn brachte. Es kamen im Jahr 1608 zwei Schiffe aus England an, welche 120 neue Colonisten, einen großen Vorrath von Lebensmitteln, Pflanzen von Getreide und Acker- und Hausgeräthe mit sich brachten. Aber wer waren diese neuen Colonisten? Nicht etwa tüchtige, an Arbeit gewohnte Handwerker und Landbauer, denn Leute dieses Standes, der damals in England noch keineswegs in Ueberzahl vorhanden war, befanden sich in ihrem Vaterlande so wohl, daß sie sich nicht zum Auswandern in ein fernes unbekanntes Land entschließen

konnten; deshalb waren nur wenig Leute dieſer Klaſſe, und nicht die beſten und genügſamſten aus derſelben unter den neuen Ankömmlingen, während der größte Theil von ihnen der Arbeit ungewohnte Gentlemen waren, an die ſich mancherlei Speculanten, ſogar Juweliere und Goldausſchmelzer angeſchloſſen hatten.

Wenn in einer Heilquelle, deren Schwefel, dabei aber gehaltreicher Zudrang für ſich allein voll guter Kräfte war, von außenher, etwa durch einen ſtarken Regenguß, wildes Gewäſſer in überwiegender Menge ſich hineinmiſcht, dann verliert die Quelle ihre früheren Kräfte, und wird einem gemeinen, dabei trüben Brunnenwaſſer gleich. So verlor auch alsbald durch das Hinzukommen der Gentlemen und Speculanten der Geiſt, der durch John Smith's wohlthätigen Einfluß in der kleinen Colonie erwacht ſchien, ſeine Kraft und Güte. Dieſen Leuten, welche doch jenem einen Manne die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatten, mochte ſchon öfters die Zucht und Ordnung läſtig gefallen ſeyn, welche er mit Kraft und Ernſt, namentlich in dem Benehmen ſeiner Leute gegen die Indianer, aufrecht zu halten wußte; ihr kleinliches Weſen konnte nicht ohne Neid es ertragen, daß Smith allein von den Eingebornen ſo hoch verehrt und geliebt, und von ſolch allvermögendem Einfluß auf dieſelben war, ſie aber ſo wenig geachtet, von ſo geringem Einfluß. Noch weniger aber mochten ſich die neu hinzugekommenen Gentlemen in die ihnen gute Ordnung fügen; ſie ließen ſich nicht abhalten in allerhand Weiſe mit den Indianern einen Verkehr anzuknüpfen, wobei dieſe überall ſich beeinträchtigt und in ihrem ſittlich menſchlichen Gefühl verletzt fanden.

Seitdem der Baum, deſſen Frucht die Schlange dem Weibe reichte und durch ihn ein Gift des Todes in unſer

Geſchlecht brachte, dem Menſchen unzugänglich geworden, iſt an die Stelle des verführeriſchen Apfels eine andere Lockſpeiſe getreten, welche in gleich ſchädlicher Weiſe auf Evas Nachkommen gewirkt hat: das iſt der Reiz des Goldes. Es iſt eine dämoniſche Gewalt, die in dem Zuge nach jenem Metalle liegt, an deſſen Beſitz die Phantaſie und die hierin ſich ſelbſt überbietende Lüſternheit der Menſchenſeele Bilder und Gedanken des durch jenen Beſitz möglichen künſtlichen Genuſſes und einer Macht nach außen anknüpft, welche von faſt unwiderſtehlicher Art ſind. Die Geſchichte der Entdeckung und Beſitznahme der goldreichen Länder des ſüdlichen Amerikas, durch die Spanier und Portugieſen und tauſend andre, mit Blut in das Buch der Völkergeſchichte eingeſchriebene Züge derſelben Art, bezeugen es, was aus dem Menſchen werde, wenn er der Macht jenes dämoniſchen Reizes ſich hingiebt. Auch die neuentſtandene Niederlaſſung in Virginien ſollte davon einen Beweis geben. Das müſſige Geſindel der Speculanten hatte in einem der nachbarlichen Küſtenflüſſe etwas entdeckt, das gelb ausſahe und glänzte; die angeblichen Metallkenner unter ihnen, eben ſo unwiſſend als die andern alle, gaben den werthloſen Fund für Gold aus und von dieſem Augenblick an dachten faſt alle, außer Smith, deſſen vernünftige Warnungen nur bei einigen Wenigen Eingang fanden, nur ans Reichwerden, Niemand wollte den Acker bauen oder arbeiten, die Gentlemen wie die gemeinen Leute wetteiferten mit einander in der Gierde, womit ſie den gelben Staub zuſammenrafften und aufhäuften*). Als die beiden Schiffe

*) Man erinnert ſich hierbei einer Anecdote aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution. Das ſouveräne Volk hatte einen Mann ſeines Gleichen als Präfecten nach dem See-

nach England zurücksegelten, hatte man das eine von ihnen ganz mit solchem Flittersand belastet, und das andre nahm eine Ladung amerikanisches Cedernholz (Juniperus virginiana) mit sich fort, sowie etliche der unnützesten Gentlemens, die in der Absicht Admiräle, Friedensrichter, Registratoren und sonst allerhand Besondres zu werden, herübergekommen waren.

Smith war von tiefem Schmerz ergriffen, sein Einfluß auf die Colonisten, war durch die leidenschaftliche Aufregung, welche diese beherrschte, gelähmt, er fühlte sich für diesen Augenblick in Jamestown überflüssig und nutzlos. Da beschloß er, von der Wichtigkeit des Unternehmens, dessen Leitung ihm anvertraut war, überzeugt, der Besitznahme von Virginien und des angränzenden Landstriches durch seine Nation auf andre Weise vorzuarbeiten. Vor allem, so schien es ihm, müsse dem künftigen Anbau des Bodens und der zweckmäßigen Benützung seiner Naturgaben eine genaue Kenntniß desselben, sowie seiner Buchten und Häfen vorausgehen. Deshalb unternahm er, in Gesellschaft seines Freundes Russel und einiger wenigen ihm treu ergebener Männer der Colonie eine Untersuchungsreise, auf welcher er die Küstengegenden der Chesapeak-Bay und jene ganze Strecke des Landes, welche nach späterer Abgränzung die

---

alpen-Departement gesendet. Dieser sahe dort Katzensilber (Glimmer) in Menge herumliegen, sendete seinen vermeintlich kostbaren Fund nach Paris mit einem Bericht, darin er die frühere königliche Regierung darüber anklagte, daß sie die Schätze des Landes so mit Füßen habe treten lassen, ohne sie zu benutzen. Was die Herrn der Akademie für Augen machten als sie die Schachtel mit dem Schatze öffneten, läßt sich leicht denken. Das souveräne Volk bedarf aber keiner Wissenschaft.

Provinzen von Virginien und Maryland umfaßte, ſo geographiſch genau aufnahm, daß ſeine damals entworfene Landkarte für alle ſpäter entworfene Karten dieſes Himmelſtriches zu einer Grundlage dienen konnte, deren treue Umriſſe nur dadurch eine Erweiterung erhielten, daß die nachmaligen Fortſchritte der Coloniſation darin verzeichnet wurden. Aber er kam in dieſe noch ganz unbekannten Gegenden nicht nur um ſie und alle Gaben ihrer Natur zu ſehen, ſondern auch um von denſelben ſtets jetzt, im Namen ſeiner Nation Beſitz zu nehmen, und mit ſeiner die Indianer überall, wo er erſchien, gewinnenden und beherrſchenden Perſönlichkeit, gewann er die Achtung derſelben in ſo hohem Grade, daß ſie zu einem Verkehr mit den Fremden die Hand boten, welcher ihnen in nächſter Zeit für die hülfsbedürftige Colonie von höchſter Wichtigkeit wurde. Smith pflegte in ſeinem Handelsverkehr mit den Wilden, dieſen armen Leuten, die er als Bruder und Miterloſte achtete, niemals unwürdigen Tand, oder gar das Gift des Branntweins als Tauſch gegen ihre Gaben anzubieten, ſondern, ſo viel es ihm möglich war, ſolche Dinge, die von wahrhaftem Werth und Nutzen für Haushalt und Erwerb des Lebensunterhaltes, ſowie zum Bau der Wohnungen ſeyn konnten, namentlich Beile, Sägen, Meſſer und andre Gerathſchaften von Eiſen. Er kehrte wie ein Eroberer, der Volk und Land dem Dienſt der Seinen unterworfen hat, nach Jamestown zurück und ihm folgten alsbald die Zufuhren von Lebensmitteln für den Haushalt der Colonie, die ein redlicher Erwerb ſeiner Reiſe waren.

Während ſeiner Abweſenheit war ein Funke von Verſtand in die kindiſch unverſtändige Schaar der Coloniſten gefahren, dieſe waren aus ihrem Traum von Schätzen des Goldes, die ſie gefunden zu haben meinten, zu einer Wirk-

lichkeit der äußren Noth, der Krankheit und Entmuthigung erwacht, so daß abermals es nahe daran war, daß die englische Niederlassung von Virginien bis auf einzelne Reste von Todtengebeinen und zerrissenem Gemauer von der Erde verschwunden wäre. Smith, mit all dem Guten was er brachte, wurde als Retter und Erhalter des Lebens begrüßt und sogleich von dem Ausschuß des Rathes zum wirklichen Präsidenten gewählt. Das Erste, was er that, war, daß er das gute Verhaltniß mit den Eingebornen wieder herzustellen und zu befestigen suchte, daß er die Colonisten zur ordnungsgemäßen Thätigkeit anhielt, sie an Mannszucht gewöhnte, und Alles that, was in seinen Kräften stand, um sie zu einer höheren, sittlich-religiösen Gesinnung zu erwecken. Seine Stellung als Präsident, nach ihrer damaligen äußren Ermächtigung, gab ihm nur wenig eigne Gewalt; die Macht, durch welche er die widerstrebenden, zu öfteren Aufständen geneigten Schaaren seiner Colonisten im Zaum hielt, lag allein in dem Beispiel seines lauteren, untadeligen Wandels und den unverkennbaren Aeußerungen jenes ernsten, guten Willens, der niemals den eignen Vortheil, sondern nur das allgemeine Beste suchte.

Ein Jahr lang blieb Smith Präsident der Colonie. Er hatte in dieser Zeit sein und seines Volkes Ansehen bei den Eingebornen, da wo es möglich war durch Freundlichkeit und Milde, wenn die Noth es erforderte mit Ernst und Kraft, immer jedoch mit Mäßigung vertreten, sich als Sieger großmüthig und zum Vergeben geneigt, den Unterwürfigen als hülfreicher, väterlicher Freund, im Verkehr redlich und zuverlässig erwiesen. Auch in seiner Colonie war abermals ein besserer Geist, wenigstens was die äußere Ordnung betraf, herrschend geworden, denn er hatte die Mitglieder seiner kleinen Republik vor Allen an Arbeit

gewöhnt und Arbeitſamkeit iſt die erſte Grundlage des Wohlbefindens jedes Gemeinweſens. Da gefiel es der Geſellſchaft der Unternehmer in London für ihren neuen Staat in Virginien einen andren Grund zu legen, um den Beſitz des Landes, in welchen ſie ſich nach eignem Belieben, ohne den Willen der Eingebornen darum zu befragen, geſetzt hatten, in einer mehr Gewinn verſprechenden Weiſe auszubeuten. Sie verſchafften ſich von der königlichen Regierung ein neues Patent, durch deſſen Inhalt die Vorrechte, welche die erſten Theilnehmer an der Begründung der Colonie in Anſpruch nehmen konnten, bei Seite geſetzt, der berathende Ausſchuß und die Stelle ſeines Präſidenten aufgehoben, neue, ungleich weitere Rechte dagegen an allerhand Leute von hohem Stand und Vermögen vergeben wurden, welche das erweiterte, koſtſpieligere Unternehmen zu unterſtützen bereit waren. Die Beſetzungen der wichtigſten Aemter und Würden in der neuen Colonie war jetzt von einem Collegium abhängig gemacht, das in London ſeinen Sitz hatte und dieſes, in ſeinen weit ausgehenden Plänen, wählte einen Mann von hohem Rang und achtbaren Charakter, den Lord Delaware zum Gouverneur der neuen Provinzen. Schon der Name dieſes Mannes gab dem Unternehmen einen größeren Aufſchwung; die Zahl der Actionäre vermehrte ſich, der Fond wuchs zu einer ſolchen Vermögenheit an, daß man neun Schiffe ausrüſten konnte, in denen fünfhundert Auswanderer, die mit allem Nöthigen in Ueberfluß verſehen waren, nach Virginien hinüber geführt wurden. Unglücklicher Weiſe ſegelten dieſe Schiffe faſt ein ganzes Jahr vorher ab, ehe Lord Delaware mit ihnen gehen konnte, der Oberbefehl über dieſelben, ſo wie vorläufig, bis zur Ankunft des Gouverneurs die adminiſtrative Gewalt in der Colonie war an drei Männer zugleich: den Capitän

Newport, Sir Thomas Gate und Sir George Somers übergeben, und das Schiff, an deſſen Bord ſich dieſe drei befanden, wurde durch einen Sturm von der Flotte hinweg an die Bermudas-Inſeln geführt, wo es Schiffbruch erlitt.

Die übrigen Schiffe, mit einer Volksmaſſe, die nun ohne eigentliches Haupt war, kamen wohlbehalten an der Küſte von Virginien an, ſo wenig von Smith und ſeinen Leuten erwartet, daß man ſie für Feinde hielt und ſich auf Abwehr eines ſolchen Ueberfalles gefaßt machte. Bei dieſer Gelegenheit erprobte ſich jene freundſchaftliche Anhänglichkeit und Achtung, welche die Eingebornen, nicht ſowohl gegen die Coloniſten als gegen das ehrwürdige Haupt derſelben: gegen John Smith hegten. Unaufgefordert eilten ſie mit ihren Waffen herbei, um dem Freunde im Kampf mit den angreifenden Feinden beizuſtehen.

Der Irrthum wurde erkannt als die Schiffe näher zur Küſte kamen; die aus ihnen ans Land ſteigende Mannſchaft beſtund zwar nicht aus Feinden der engliſchen Nation, wohl aber, was noch viel ſchlimmer war, aus Feinden der menſchlichen Wohlfahrt überhaupt und zunächſt der Colonie, zu deren Verderben ſie herbeikamen. Einen ſolchen Auswurf aus der Hefe ſeiner ſchlechteſten Bewohner hatte England noch niemals auf einen Haufen zuſammengebracht, um denſelben, nicht wie er verdient hatte an den Galgen oder in das Zuchthaus, ſondern aus aller Zucht und Aufſicht in ein Land zu führen, das er nach ſeinem Belieben verpeſten konnte. Man darf allerdings vermuthen, daß eine kleine Zahl gerade der beſſeren und brauchbareren Auswanderer ſich am Bord des Commandantenſchiffes befand, welches zur Weiterfahrt unbrauchbar geworden, mit ſeiner meiſt geretteten Mannſchaft an den Bermudas-Inſeln lag. Auch in den andren acht Schiffen mag es einzelne Beſſere gegeben haben, der bei

meinen größere Theil der Schaaren jedoch, welche jetzt kamen, bestand aus jungen Leuten, deren sich die entfernten Verwandten und Freunde entledigen wollten, weil sie ein Schandfleck ihrer Familien waren; aus Leuten, die durch ihre zucht- und sittenlose Aufführung in allgemeiner Verachtung und polizeilicher Ueberwachung sanken; verarmten Edelleuten, welche nicht arbeiten wollten und doch sich schämten zu betteln; bankerotten Kaufleuten von niederer Gesinnung; schlechten Beamten, die man aus dem Hause haben wollte und allerhand andern, in der Heimath überflüssigen Menschen. Das erste was diese Gesellen, deren viele voll der hochmüthigsten Ansprüche waren, thaten, war daß sie, ohne eine Vollmacht dazu vorweisen zu können, die neue, in England ausgeheckte Anordnung geltend machten, nach welcher der bisherige berathende Ausschuß und die Stelle des Präsidenten aufgehoben wurden. Gleich Hunden, davon einer dem andern den aufgefundenen Knochen zu entreißen sucht, maßte sich bald der eine bald der andre eine befehlenden Macht an, zu welcher keiner Verstand, noch Kraft noch einen Funken jener innern Würde besaß, die in einer edlen Gesinnung wurzelt; die ganze Colonie befand sich in der Auflösung einer gräuelvollen Empörung des einen gegen den andern, dabei erlaubte sich die freche Rotte Rohheiten und Unmenschlichkeiten gegen die Eingebornen, wodurch diese im hohen Grade erbittert wurden.

Noch einmal gab jetzt John Smith den Bitten einiger Besseren, zunächst aus der kleinen Schaar der früheren Colonisten nach; er erklärte, daß er seine bisherige Würde behaupten wolle, bis man ihn derselben in gesetzlicher Weise enthöbe und bis er dieselbe in die Hände der von England aus bestimmten neuen Häupter der Colonie niederlegen

ſonne. Er, der einzige Mann von Kraft und feſten Willen, wußte ſich alsbald bei der zuchtloſen Schaar ſo in Anſehen zu ſetzen, daß man es ruhig geſchehen ließ, als er die Häupter der Empörung ins Gefängniß warf und einen Theil des böſen Haufens aus Jamestown wegſchickte, damit er in der Nähe davon eine eigne Niederlaſſung begründen ſolle. Dieſer letztere Schritt des ſonſt in der Wahl der Mittel für das allgemeine Wohl ſo glücklichen Mannes war ein Mißgriff, denn das verworfene Geſindel gerieth alsbald durch eigne Schuld in offnen Krieg mit den von ihnen gleich unvernünftigen Thieren behandelten Indianern. Sie und ihre gleichgeſinnten Genoſſen ſollten das Maaß der Ruchloſigkeit voll machen und hierdurch das wohlverdiente Strafgericht über ſich herbeiführen, denn gerade um dieſe Zeit hatte John Smith durch eine Pulvermaſſe die ſich in ſeiner Nähe entzündete eine Verletzung erhalten, die ihn nöthigte mit einem der zurückkehrenden Schiffe nach England zu gehen, um daſelbſt chirurgiſche Hülfe zu ſuchen.

Man darf nicht fragen, was aus der Colonie, nach dem Abgang des einzigen Mannes wurde, der das Herrſchen verſtand; die Revolution war jetzt erklärt, ſie nahm ihren natürlichen Verlauf. Die Colonie beſtund, als Smith unter Segel gieng, mit den älteren Coloniſten zuſammengenommen, noch immer aus 500 Mann; die Magazine waren mit allem Ueberfluß verſehen, der bei weiſer Verwaltung und fortgeſetzt friedlichem Verkehr mit den Indianern auf lange hin ausreichend geweſen wäre. Sechs Monate nachher waren von jenen 500 noch 60 Mann vorhanden, die andren hatten unter einander ſich ſelbſt aufgerieben oder waren von den Indianern, die ſie zu ihren heftigſten Feinden gemacht hatten, erſchlagen worden und dieſer noch überlebende

Erſt, nachdem man die Vorräthe der Magazine durch unſinnige Schwelgerei erſchöpft hatte, befand ſich in ſo furchtbarem Mangel und großer Hungersnoth, daß er auf das Futter der Kannibalen herabgeſetzt war, denn die vormals ſo leckren Schlemmer fraßen das Fleiſch der von ihnen erſchoſſenen Indianer und ihrer eigenen gewaltſam erlegten oder an Krankheit und Noth dahin gerafften Gefährten*). Dies war das ſelbſt verſchuldete Loos einer Rotte von Empörern, in der keine Furcht vor Gott, keine Achtung noch Unterwürfigkeit gegen das Geſetz gefunden ward, welche das Gebet nicht kannte, die Arbeit im Schweiß des Angeſichtes ſcheute.

Zu dem im Hinſterben begriffnen kleinen Haufen der Coloniſten kamen endlich die drei Capitäne, die, wie erwähnt, an den Bermudas Schiffbruch gelitten und lange Zeit gebraucht hatten, um ſich neue Fahrzeuge zu verſchaffen. Sie kamen zwar mit leerer Hand, denn ſie hatten auf die Vorräthe gerechnet, welche, wie ſie wußten an die Magazine waren abgegeben worden, dennoch war ihr Erſcheinen den Coloniſten höchſt erwünſcht, weil dieſe an nichts Andres mehr dachten als nur an ein Hinwegfliehen aus der Stätte, da ihre Schuld ſo hart geſtraft worden war. Sie bewogen die Capitäne alsbald mit ihnen Allen, vor der Hand um Proviant einzunehmen nach Neufoundland hinwegzuſegeln; etliche wollten ſogar, in einer ihrer würdigen Weiſe, die Wohnhäuſer von Jamestown noch niederbrennen, dies jedoch hinderte Sir Thomas Gate (einer der drei neu angekommenen Capitäne) und das Entfliehen der Schiffe wurde durch das Eintreffen der engliſchen Flotte gehemmt,

*) M. ſ. den treuen Bericht hierüber, mit Angabe der Quellen in J. Grahams oben angeführtem Werke I. p. 58.

welche von Delaware geführt, gerade zu der Stunde in die Mündung des Jamesflusses einlief, als die feigen Flüchtlinge daraus auslaufen wollten.

Der edle Lord Delaware war ein würdiger Nachfolger des John Smith, er waltete und wirkte im Geist von diesem, zum Besten der Colonie, stiftete von neuem Frieden zwischen den Engländern und Indianern, weckte und bestärkte durch sein Beispiel religiöse Gesinnung und Arbeitsamkeit. Die Schaar, die mit ihm kam, war entweder verwaltend von besserer Art oder wurde durch die Kraft des Mannes, der sie beherrschte, in Ordnung gehalten. Auch Sir Thomas Dale, der, als Delaware durch seine leidende Gesundheit bewogen, nach England heimkehren mußte, die Obergewalt übernahm, betrug sich dabei in würdiger Weise. Dennoch, so werden wir noch weiter unten es berichten, blieb die Colonie Virginien seit und durch die Weise ihrer ersten Begründung an innrer Kraft weit hinter den Colonien von Neuengland zurück, zu deren Anlegung John Smith ebenfalls eine Handreichung that, welche wir hier kurz erwähnen wollen.

4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr.

Wie wir im Vorhergehenden sahen, hatte König Jacob I. jene schon unter der Regierung der Königin Elisabeth von der englischen Krone in Anspruch genommenen, nordamerikanischen Küstenländer, welche unter dem Namen Virginia begriffen waren, an zwei verschiedene Gesellschaften von Unternehmern zur Colonisation und Benutzung verliehen, an die von London und an jene von Plymouth. Der ersteren war der südliche Theil, der anderen der nördliche dieser Landstriche zugesichert worden. Von den Unternehmungen der Londoner Compagnie

und von dem entſchiednen Einfluß, den Smith auf das Gelingen derſelben hatte, war bereits die Rede, Virginien hatte ſchon ſeine, wenn auch mehrmalen der Auflöſung nahe entgegengehende Colonie, während Neuengland und die angränzenden Küſtenländer, ſo anlockend auch die Beſchreibung derſelben war, welche Gosnold und die ihm nachfolgenden Reiſenden davon gegeben hatten, von der Plymouth Compagnie noch zu keinem Anbau hatte benutzt werden können. Einige Verſuche hierzu waren gemacht worden; unter den Coloniſten jedoch, obgleich ſie von beſſerer Art ſeyn mochten als das Geſindel, das die Hauptſtadt mehrmalen nach Virginien geſendet hatte, war kein Mann geweſen wie Smith, ſie kehrten, geſchreckt durch die Noth und Härte des Winters, von 1607 auf 1608, den ſie an der neuen Niederlaſſung verlebt hatten, unverrichteter Sache nach der Heimath zurück. Da wendete ſich die Compagnie an den kräftigen Begründer und mehrmaligen Retter der ſüdlichen Colonie; zwei Schiffe wurden von ihr ausgerüſtet, das eine unter dem Befehl des trefflichen John Smith, das andre unter Capitän Hunt. Nicht zwar mit Gewalt der Waffen oder mit den rüſtigen Armen der Anbauer des Landes, wohl aber mit den Kräften des forſchenden, klar überblickenden Geiſtes hat damals, für alle künftige Zeiten, Smith, im Namen ſeines Vaterlandes von den werthvollſten nördlichen Provinzen der vereinigten Staaten Beſitz genommen. Er ſelbſt, mit nur 8 muthigen Begleitern, durchreiſte das Land und ſeine Küſtengegenden, nahm davon eine Karte und einen Abriß ſeiner natürlichen Beſchaffenheit auf, wodurch er, bei ſeiner Heimkehr für das Unternehmen der Anpflanzung in jenem fruchtbaren Landſtrich eine hohe Theilnahme gewann. Prinz Karl, dem er ſeine Entdeckungen mittheilte, war von den natürlichen Vorzügen dieſer nördlichen Pro-

winzen ſo hingenommen, daß er ihnen den Namen Neuengland beilegte, den ſie in ſpaterer Zeit behielten. Smith dachte an nichts Andres als an die möglichſt baldige Begründung einer Colonie in Neuengland, nicht ſo jedoch wie er, dachte ſein Begleiter auf der Expedition: Capitän Hunt. Dieſer kleinlich eigennützige gewiſſenloſe Menſch hatte bis dahin mit einigen Andren in die Vortheile des Pelzhandels an den Küſten von Neuengland ſich getheilt; ihm ſchien es unertraglich, daß jetzt eine ganze Compagnie an dem Gewinn Theil nehmen ſollte; mit unerhörter Bosheit ſuchte er dieſes dadurch zu vereiteln, daß er die Eingebornen des Landes zu einer bittren Feindſchaft gegen ſeine Landsleute aufregte. Dieſes gelang ihm vollkommen, indem er eine Schaar der Indianer zu ſich an Bord lockte, dann die Segel ſpannen ließ und ſeine Gefangenen mit ſich nach Malaga führte, dahin er in Auftrag ſeiner Regierung auf der Heimfahrt ſteuern ſollte; dort verkaufte er die harmloſen Leute als Sclaven an die Spanier.

Die Indianer, durch dieſen tückiſchen Verrath zur heftigſten Wuth entflammt, warteten nur auf Gelegenheit, den erſten Englandern, die an ihre Küſte kamen, ihre blutige Rache fühlen zu laſſen; in England ahnete man nichts von Hunts Verrätherei, Smith mit einer gutgewählten Schaar der Landbauer war ſchon nach Neuengland unterweges. Ware diesmal die Fahrt ſo gut von ſtatten gegangen, wie andre Male, dann hatte das Blut des Menſchenfreundes, der auch die Indianer als Mitbrüder ehrte und liebte, ſammt dem ſeiner Begleiter den Boden befleckt, den er für ſein Vaterland gewinnen wollte, aber die ſcheinbare Ungunſt der Elemente, ein furchtbarer Sturm, zuletzt die Gefangenſchaft, in welche er, den man wiſſentlich oder unwiſſentlich mit Capitän Argal verwechſelte, angeblich wegen verübter

Seeräubereien, unter den Franzoſen gerieth, hemmten ſeine Fahrt, retteten ihm ſein Leben und ſeiner Nation alle jene Erfahrungen, die er während der Reiſen und des Aufenthalts in Amerika gemacht hatte. Ein Indianer, Namens Squanto, welcher der ſpaniſchen Gefangenſchaft entronnen, nach England gekommen war, enthüllte das Geheimniß der Bosheit, deren Hunt ſich zu ſchulden kommen laſſen, diente aber auch zugleich zu einem vermittlenden Verſöhner ſeiner Landsleute mit den Engländern.

Für die nördlicheren Provinzen der vereinigten Staaten war eine andere beſſere Bevölkerung beſtimmt als für die ſüdlichen, und von welchem Einfluß die Beſchaffenheit der erſten Begründer beider Colonien auf den innern Wohlſtand und die Entwicklung derſelben war, das wollen wir hier nur in wenigen Zügen andeuten. Wir entnehmen dieſelben, eben ſo wie John Smith erſte Rettungsgeſchichte, aus der gehaltreichen Anzeige von Grahams erwähntem Werk, die ein tiefblickender Kenner der Geſchichte (Fr. v. Roth) in den Münchner gel. Anzeigen B. 8 Nr. 246 gegeben hat.

5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland, in der Verſchiedenheit ihrer Grundlage und innren Verfaſſung.

Von einem ſo ſchnellen und kräftigen Wachsthum, wie das der Staaten von Nordamerika, nachdem dieſelben nur einmal über die großen Schwierigkeiten ihrer erſten Anfänge hinüber waren, hat weder die alte Geſchichte ein Beiſpiel noch die neuere ein andres aufzuweiſen. Aehnlich mag wohl das raſche Aufblühen der griechiſchen Städte in Unter-Italien geweſen ſeyn. Allein dieſe gewannen einen großen Theil ihrer Kräfte durch Verbindung und Vermiſchung mit den Ureinwohnern, die auch wahrſcheinlich

eine Hauptursache ihrer Ausartung und Auflösung wurde. Die Pflanz-Staaten in Nordamerika haben alles aus sich selbst, oder aus Zuflüssen von dem Mutterlande und von andern christlichen, meist von germanischen Ländern; sie haben davon eine Reinheit in der Anlage, die Neuspanien zu seinem großen Schaden entbehrt. Auch waren die Anfänge dieser Pflanz-Staaten so klein und kümmerlich, wie etwa, nach des Dichters Schilderung die Ansiedlung Evanders zwischen den sieben Hügeln (Aen. VIII, 100) und bei ihrer großen Entlegenheit, und der Schwierigkeit einer zu Anfang wenig lohnenden Schifffahrt, kam ihnen Unterstützung aus den Mutterlanden in den ersten und bedürftigsten Zeiten nur spärlich zu.

Mehr noch als der schnelle Anwachs an Menschenzahl und an Wohlstand jener Colonien verdient die Geschichte ihrer Verfassung eine aufmerksame Beachtung.

Es ist eine der gangbaren Vorstellungen — und nicht die letzte unter den irre leitenden und verführenden der gegenwärtigen Zeit — die republikanische Verfassung der vereinigten Staaten sey eine neue Schöpfung, ein Werk der durch Krieg errungenen Unabhängigkeit von England. Verwegene Folgerungen daraus haben ohne Zweifel zu den revolutionären Irrsalen in Frankreich und anderwärts ungleich mehr mitgewirkt, als alles Mißverstehen griechischer und römischer Staatsverhältnisse. Die Verfassungsgeschichte, namentlich des Pflanz-Staates Massachusets, welcher den übrigen beständig vorgeleuchtet und vorgearbeitet hat, beweist, daß jene spätere republikanische Verfassung nicht neu, sondern alt, nicht hinzugekommen, sondern ursprünglich, und durch die Trennung von dem Mutterlande nicht in der Grundlage, auch nicht in der Breite, nur in der Spitze verändert worden ist.

Von der ersten Ansiedelung der Engländer in Virgi-

nien war bereits die Rede. Nachdem die Nachforſchungen nach Gold ſich als vergeblich gezeigt hatten, legte ſich der allmählig tüchtiger werdende Kern der Anſiedler auf den Anbau des Landes, welches ſie ohne Uebereinkunft mit den herumſtreifenden Ureinwohnern in Beſitz nahmen. Das Obereigenthum blieb der Krone vorenthalten; jedoch hatten die Inhaber der Landereien nur zwei Schillinge jährlich, für je hundert Tagwerke, als Grundzins zu entrichten. Zur Unterſtützung wurden ihnen Sträflinge aus England nachgeſandt, die ihnen auf beſtimmte Zeit als Leibeigene dienen mußten. Bald wurde ihnen die Arbeit noch mehr, durch angekaufte Negerſclaven erleichtert. Sie bauten faſt ausſchließend Tabak. Ihre Geiſtlichen, die alle nur der engliſchen Hochkirche angehörten, wurden mit Tabak beſoldet; mit Tabak in England Weiber für die erſten Anſiedler erkauft, die man abſichtlich ohne weibliche Begleitung hatte ziehen laſſen. Ortſchaften wurden nur wenige angelegt; die meiſten Wohnungen ſtanden längs der Flüſſe einzeln, und mitten der dazu gehörigen Fluren. Der reiche Ertrag des Bodens that den Anſiedlern volles Genüge, auch da ihre Zahl durch neue Ankömmlinge beträchtlich vermehrt wurde. Für ihren Tabak brachten ihnen engliſche Schiffe alles, was ihnen aus Europa wünſchenswerth war, ſo daß ſie eignen Seehandel zu verſuchen keinen Anlaß hatten. Sie wären bald in Müſſiggang und Weichlichkeit verſunken, hätte ſie nicht die beſtändige Gefahr von der Nähe feindſeliger Ureinwohner beſtändig wach erhalten, und die ergiebige Jagd im Gebrauch der Waffen und in vielerlei Anſtrengung geübt. Alle Freileute vom 16. bis 60. Jahre mußten in der Landwehr dienen, welche um 1680 ſchon 4500 Mann ſtark war. Manches Geſchlecht erwarb großen Reichthum, und wußte ihn durch Anwendung des engli-

ſchen Erbrechtes zuſammen zu halten. Von dem Ueberfluſſe, in welchem die Pflanzer lebten, wurde beinahe allein zu ſinnlichen Genüſſen Gebrauch gemacht. Langſam und nur mit Unterſtützung vom Mutterlande aus hob ſich der öffentliche Unterricht. Erſt 1729 bekam Virginien eine Buchdruckerei; lange vorher hatte es ein Schauſpielhaus.

Wie ganz anders geſtalteten ſich die innern Verhältniſſe in dem Pflanz-Staat von Maſſachuſets. Dieſer wurde etwas ſpäter als Virginien (im J. 1620), ohne alle Theilnahme und Unterſtützung der Krone, durch engliſche Puritaner geſtiftet, welche nicht Gewinn, ſondern mit Weib und Kind eine Freiſtatte für ihren Gottesdienſt ſuchten. Geiſtliche waren ihre Führer, die in England waren entſetzt worden, unter andrem deshalb, weil ſie ſich geweigert hatten von der Kanzel eine Verordnung zu verleſen, welche Spiel und Tanz am Sonntage für erlaubt und löblich erklärte. Die Fortdauer und Zunahme dieſer Bedrückung mehrte die Auswanderung nach der Maſſachuſets-Bay, bis ſie endlich unterſagt wurde, da eben Oliver Cromwell daran Theil nehmen wollte. Dieſe Anſiedler kauften alles Land, das ſie ſich zueignen wollten, von den Ureinwohnern. Um ihren Gotteshäuſern nahe zu ſeyn, bauten ſie ihre Wohnſitze nicht zerſtreut, ſondern thaten ſich in Dörfern und Städten zuſammen. Mit dem gottergebenen Muthe, in welchem ſie aus der Heimath ausgezogen waren, und worin ſie durch die begeiſterten Vorträge ihrer Prediger immer beſtärkt wurden, beſtanden ſie unſägliche Mühſeligkeiten, und bezwangen mit geringen Mitteln den rauhen Boden, der, bei groſſer Seltenheit von Pflug und Anſpann, meiſt mit Spaten und Hacke bearbeitet werden mußte, wobei ſie von Sclaven nur wenig Hülfe hatten; denn davor ſcheuten ſich die meiſten Anſiedler, und dieſer

Pflanzſtaat erſchwerte die Einfuhr von Sclaven ſo, daß ihre Zahl nie höher als auf ⅓ ſeiner Bevölkerung ſtieg, während ſie in Virginien nach 100 Jahren ſeit der Begründung der Colonie der Zahl der Freileute gleich war. Der Boden gab faſt nur Getreide und Hanf, die See aber Fiſche in Ueberfluß; daher neben dem Landbaue ſehr bald die Fiſcherei und durch dieſe der Seehandel aufkam; hiernächſt mannigfacher Gewerbfleiß, dem beſonders ergiebige Eiſenbergwerke förderlich wurden. Reichthum häufte ſich nicht an, weil die meiſt zahlreichen Kinder zu gleichen Theilen erbten; aber ein durchgängiger Wohlſtand vervielfältigte in faſt beiſpielloſem Maße die Bevölkerung, obgleich ein Abfluß von derſelben in andre Pflanzſtaaten bald anfieng und dann fortdauerte. Geld war ſelten, wurde aber durch Papiere erſetzt, denen das, durch die reinen Sitten geſicherte Vertrauen Geldwerth beilegte. Denn es war unter dem Einfluß der Geiſtlichen eine Sittenzucht begründet, die alles fern hielt, was Häuslichkeit und Ehrbarkeit, was Sparſamkeit und Mäßigkeit gefährden konnte. Es wurden z. B. die Wirthshäuſer ſcharf beaufſichtigt, und nur die achtbarſten Leute durften Gaſtwirthe ſeyn; daher das Anſehen, in welchem dort noch jetzt dieſes Gewerbe ſteht. Die Kirchenälteſten beſtimmten in jedem Hauſe, wie viel geſponnen werden ſollte, und beſtraften die Verſäumniß; den Eltern, die ihre Kinder nicht gut erzogen, nahmen ſie dieſe ab und vertrauten ſie beſſeren Händen an. Bei ſolcher Strenge, die ſelbſt auf die Kleiderpracht ausgedehnt war, keinerlei zweideutige Luſtbarkeit geſtattete und jede Uebertretung der Sitte alsbald rügte, ſoll gleichwohl das Leben keineswegs finſter und trübſelig geweſen, ſondern jede menſchliche und bürgerliche Tugend mit frohem Muthe geübt worden ſeyn. Viermal im Jahre wurde die Landwehr, zu welcher alle

Mannspersonen vom 16. Jahre an pflichtig waren, zu Waffenübungen aufgeboten, deren Zweck sehr nahe lag; denn obgleich der Pflanzstaat den Krieg nicht suchte noch erregte, waren viele und furchtbare Angriffe der Ureinwohner auszuhalten, die auf das tapferste zurückgeschlagen wurden. Nächst der Rüstigkeit, welche die Schiffahrt und der Krieg erforderten und gaben, ließ der vom Anbeginn auf das sorgfältigste gepflegte Unterricht ein Versauern nicht zu, das sonst vielleicht eingetreten wäre. In Gemäßheit eines Gesetzes hatte jedes Dorf seine niedere und jede Stadt ihre lateinische Schule*). Schon im zehnten Jahre seit der Stiftung des Pflanzstaates, unter den Schrecknissen eines Krieges mit den Wilden, beschloß der Landrath zu Boston die Errichtung einer hohen Schule; sie ward 1638 eröffnet, und gelangte bald zu solchem Rufe, daß sie nicht nur aus andren Pflanzstaaten, selbst aus Alt-England Zöglinge bekam. In Folge dieser Einrichtungen pflanzte sich im Lande ein achtbarer Lehrstand fort, und verbreitete sich unter dem Nährstand ein Geschmack und Antheil an guten Kenntnissen, dem fruchtbare Schriftsteller (von einem, Cotton Mather,

*) Welche Gesinnungs-Tüchtigkeit und Haltung die häusliche so wie öffentliche Bildung den jungen Männern in Massachusets gab, das bezeugt uns die merkwürdige Jugendgeschichte des Philipp Ashton, welche ich, nach einer handschriftlichen Mittheilung, die mir aus den würdigen Händen des Vorstandes des Calwer Verlages von Jugendschriften wurde, in eben diesem Verlag unter dem Titel: „der neue Robinson, oder die Schicksale des Philipp Ashton" veröffentlicht habe. Eine Geschichte, welche nicht durch die Hand ihres Bearbeiters, sondern durch ihren anziehenden lehrreichen Inhalt der deutschen Jugend eine nicht unwillkommene Erscheinung seyn wird.

geſt. 1727, zählt man nicht weniger als 382 einzelne Schriften) und zahlreiche Buchdruckereien Nahrung gaben.

Auf einer gleichen ſittlich feſten Unterlage wurde einige Menſchenalter ſpäter als die von Maſſachuſets (1682) die Verfaſſung des nachbarlichen Staates Pennſylvanien errichtet, die ſich während des Jahrhunderts ihrer Wirkſamkeit als ſo zweckmäßig und trefflich erwieſen hatte, daß man ſie im J. 1776 der Conſtitution der vereinigten Staaten zu Grunde legte.

6) Ein Mann der Republik.

Wir haben in den älteren Bewohnern von Neuengland, welche der geſunde Kern der nordamerikaniſchen Staatenſyſteme waren, ein Volk kennen gelernt, welches zwar nicht unter dem Schatten eines einheimiſchen Thrones, wohl aber unter dem ſeiner guten, weiſen Geſetze in Frieden wohnte; ein ſtilles und geruhiges Leben führte. Das was den Menſchen allein wahrhaft frei und glücklich macht, ſittlicher Ernſt, Kraft der Selbſtbeherrſchung, Furcht vor Gott und dem Geſetz, Luſt am Gebet und an Arbeit, das war die gute Ausſaat der älteren Zeit, welche der große amerikaniſche Bund der Freiſtaaten bei ſeinem Entſtehen vorfand, und deſſen Früchte er ſogleich genießen durfte. Der Begründung der Republik gieng keine Revolution, d. h. keine ſolche Umkehrung der beſtehenden Ordnung voraus, wodurch das Unterſte und Niedrigſte zum Oberſten wird; die Souveränität des Geſetzes blieb in jener unangetaſteten Herrlichkeit beſtehen, in der ſie ſchon vorher beſtanden, Ruhe und Sicherheit der Einzelnen wie des Ganzen wurden nirgends in ihrer Tiefe erſchüttert. Aber die ſchon vorhandnen guten Elemente der feſtſtehenden Ordnung würden für ſich allein eben ſo wenig ausreichend geweſen ſeyn, das be-

wundernswerthe Werk des nordamerikaniſchen Freiſtaaten-Vereines zu erſchaffen, als die Elemente, daraus ein Thier oder ein Gewächs beſteht, für ſich allein ein ſolches lebendes Weſen erzeugen können. Dazu waren die Männer nöthig, welche unter der Zucht und Achtung der in ihrem Vaterlande beſtehenden göttlichen und menſchlichen Ordnung auferwachſen und erzogen jener bereit liegenden Elemente ſich bemächtigten und gleichwie zu einem organiſch-beſeelten Leibe ſie geſtalteten. Wir erinnern hier nur an einen dieſer Heroën aus der Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, an Georg Waſhington, deſſen treues Bild uns Friedrich von Raumer in ſeiner deutſchen Bearbeitung von Jared Sparks „Leben und Briefwechſel G. Waſhingtons“*) in ſo anziehender Weiſe vor Augen geſtellt hat. Man darf wohl fragen, welcher Held, welcher Staatsmann der alten wie der neuen Zeit war freier von der Sucht nach glänzenden Thaten, die der Mund des großen Haufens preiſt, freier von Herrſchſucht, freier von Eigennutz als dieſer Waſhington, der von früher Jugend an vor allem ſich ſelber — das Fleiſch durch den Geiſt — zu beherrſchen geſucht hatte und hierdurch allmälig in den Beſitz jener wahren Freiheit gekommen war, welche das Gemeingut des wahren, achten Freiſtaates auf Erden ſein ſoll**). Ein weſentlicher Zug jenes innren Zuſtandes, darin der Menſch aus den engen Schranken der Selbſtſucht und Eigenheit entlaſſen: ein geiſtig Freier geworden iſt, bezeugt ſich darin, daß ein ſolcher Glücklicher überall da wo es gilt zunächſt nur Das beachtet, was zum allgemeinen, göttlich menſchlichen Beſten ſeines Volkes und

*) In zwei Bänden. Leipzig bei Brockhaus 1839.

**) M. v. das eben angeführte Werk von Raumer B. I S. 7

Landes, zum Wohl des Gemeinweſens — der Republik im ächten Sinne des Wortes — dient. Waſhington, als das allgemeine Beſte dies erforderte, hat das bequeme, ſorgenloſe Leben ſeines häuslichen Wohlſtandes willig dahin gegeben, hat unter Noth und Mühſeligkeit, Froſt und Hitze, Nachtwachen und Gefahren wie jeder gemeine Krieger ſeines Volkes die Kämpfe mit dem gemeinſamen Feind beſtanden und iſt, ſobald es möglich war, ohne nach ehrender Anerkennung und Lohn zu fragen, in die geräuſchloſe Stille ſeines häuslichen Friedens zurückgekehrt, um da wieder die Würde des Generals zu vergeſſen, und als Landbauer zu arbeiten. Die Ehre ſuchte ihn, nicht er ſie, ja die äußren Würden, die er mit ſolchem Ruhm bekleidete, mußten ihm aufgedrungen werden, er hätte keinen Finger nach ihnen ausgeſtreckt; das Geld, das man für die vielen Opfer, die er als Kämpfer für das Gemeinwohl gebracht hatte, ihm anbot, wies er ſtandhaft zurück. Jedes fremde Verdienſt, wenn es um das Gemeinwohl ein ächtes war, achtete er höher als ſein eignes; der geringſte Bürger des Staates fand bei ihm brüderlich liebende Anerkennung, denn er wußte was die wahre Freiheit und Gleichheit der äußren Stände war. Doch wie konnten wir dieſen vollkommnen Republikaner beſſer ſchildern, als mit den Worten, in denen Fr. v. Raumer daſſelbe in ſeiner Bearbeitung von Sparks oben genanntem Werke gethan hat. Wir nehmen die Stelle unverändert hier auf*).

„In Glauben und Werken ein wahrer Chriſt, war Waſhington eifrig in den gottesdienſtlichen Uebungen. Welche Verehrung er für die Religion hatte, das bewies er durch ſein Leben, ſeine öffentlichen Mittheilungen und die Auf-

*) S. a. O. S. 558 u. 559.

ſatze, welche er für ſich machte. Wenn ihm etwas gelang, ſchrieb er dies ſtets dem hülfreichen Beiſtande Gottes zu. Er war menſchenfreundlich und demüthig, mildthätig gegen Arme, hülfreich gegen Unglückliche. Als Gatte, Sohn und Bruder war er zärtlich und liebevoll. Frei von Eitelkeit, Ruhmſucht und Stolz, ſprach er nie von ſich und ſeinen Thaten, wenn die Verhältniſſe und das allgemeine Beſte ihn nicht dazu nöthigten. Wie er den Neid nicht kannte, ſo hatte er auch das Glück von dem Neide der Andren nicht getroffen zu werden, da er auf einer Höhe ſtand die keiner hoffen konnte zu erreichen. Wenn er eine vorherrſchende Leidenſchaft hatte, ſo war es die der Vaterlandsliebe. Die Reinheit und das Feuer ſeines Patriotismus waren des wichtigen Gegenſtandes würdig. Die Liebe zu dem Vaterlande wurde durch das Gefühl der heiligſten Pflicht erhöht; und nie wich er einen Augenblick von der gewiſſenhaften Erfüllung ſeiner Pflicht ab, während ſeiner langen öffentlichen Laufbahn.“

„Dies ſind die Hauptzüge von Waſhingtons Charakter, welche ihm die Liebe und die Verehrung der Menſchheit erworben haben. — Eine glückliche Vereinigung der ſeltenſten Gaben und Eigenſchaften, ein harmoniſcher Einklang aller geiſtigen und moraliſchen Kräfte, nicht aber der blendende Schimmer eines hervorſtehenden Zuges iſt es, worin die Größe dieſes Charakters beſteht. Wenn der, welcher ſein ganzes Leben aufopferte die Ehre und Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes zu begründen, dem Alles gelang, was er unternahm, und der das Glück nie dadurch erkaufte, daß er Ehre, Gerechtigkeit und Redlichkeit preis gab, oder je von ſeinen Grundſätzen abwich, es verdient ein großer Mann genannt zu werden, ſo wird man Waſhington dieſen Namen nicht verſagen können.“

So weit Sparf und nach ihm Fr. v. Raumer, der seinen deutschen Landsleuten in dankenswerther Weise das Lebensbild eines ächten Republikaners und mit ihm das einer ächten Republik entworfen hat. Wie lehrreich wird uns dieses Bild, wenn wir es mit jenem vergleichen, das uns in der Geschichte der französischen, so wie mancher andren in unsern Tagen aufkeimenden Revolution zur vergeblichen Begründung einer Republik begegnet. Der Geist, der in diesen Revolutionen herrscht, ist der des Hasses und Neides eines Niederen gegen das Höhere; es ist derselbe, der die Verfolgung der Christen: eines geistig höher stehenden Geschlechtes, durch die Heiden, in der Zeit des römischen Gewaltreiches aufgeregt, und der das Gesindel der Galeerensclaven und Zuchthäuser sammt dem mit ihnen verbundnen Pöbel in den Tagen der französischen Revolution zu seinen Gräuelthaten gegen alles äußerlich wie innerlich Höherstehende entflammt hat. Was das Fleisch, was die thierische Natur des Menschen sey, was sie vermöge und erstrebe, wenn sie der Herrschaft des vernünftigen Geistes, den Gott ihr gab, sich entrissen hat, das zeigt uns jedes Tollhaus, das zeigt uns Paris in den Septembertagen 1792 und in einer langen, hierauf folgenden Schreckenszeit. Das Fleisch für sich allein, weiß, wie das unvernünftige Thier, weder von einem Gott noch von einem Gebet, es will nicht arbeiten, sondern nur genießen, es erkennt kein Gebot an, als das der sinnlichen Lust und Leidenschaft, die in seinen Gliedern herrscht. Da ist nie ein Frieden, sondern ein beständiger Neid und Haß und Krieg des Einen gegen den Andren; Furcht, nicht vor Gott und Gesetz, sondern vor dem Stock und Schwert des Zuchtmeisters allein, kann das Thier auf einige Zeit bandigen.

John Smith, in der mannlichen Kraft eines Win-

Vischgraz wußte allerdings der Rotte seiner Empörer eine heilsame Furcht vor der äußren Gewalt einzuflößen, aber er und Delaware, wie die Väter der Pflanzstaaten von Neuengland und der amerikanischen Republik suchten die Schaaren, deren Wohl ihnen treu am Herzen lag, vorerst nur zur Arbeit zu gewöhnen, denn mit der Arbeit zugleich kommt Zucht und Sitte, mit diesen ein gutes Gewissen und Gehorsam so wie Furcht vor Gott und dem Gesetz. Im Gegentheil suchen die Männer der modernen Republiken das leicht verirrte Volk zu entbinden von Arbeit, von Gehorsam, von Furcht vor Gott und Gesetz. Was wird das Ende ihres Werkes seyn?

VIII.

Rettungen

aus verſchiedenen

Gefahren und Verlegenheiten.

---

1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe.

Die nachſtehende kleine Geſchichte iſt entnommen aus den Erinnerungen der Felicie L. von Madame Genlis.

Jene furchtbare Krankheit, an welcher Ludwig XV., der 64jährige Wüſtling ſtarb, eine bösartige Blatternſeuche, durch welche der Leib, noch lebend in aashafte Verweſung übergieng und ſtückweis ſich auflöste, war von ſolch außerordentlich anſteckender Art, daß der giftige Aushauch des noch athmenden Leichnams auf manche, die ſich ihm nahten, als ein tödtliches Gift wirkte. So ſtarb ein Herr Letoriere an den Folgen ſeiner höflichen Theilnahme, als er nur die Thüre des königlichen Zimmers geöffnet und den Kranken zwei Minuten lang betrachtet hatte. Selbſt die Aerzte mußten alle Vorſichtsmaßregeln, welche ihre Kunſt ihnen an die Hand gab, anwenden, um ſich vor der Anſteckung zu bewahren. Und dennoch blieben die Töchter dieſes Königes, drei Prinzeſſinnen von zartem Körperbau und nicht mehr jugendlichem Alter, aus kindlich treuer Liebe bei Tag und bei Nacht an dem Bette und in der verpeſteten Kammer ihres ſterben-

den Vaters, um ſeiner zu pflegen, ohne ſich durch Zureden der Aerzte wie der wohlmeinenden Freunde von der Ausübung dieſer frommen Pflicht abwenden zu laſſen. Alle Aerzte erklärten es deshalb für ein wahres Wunder, daß ſie alle drei, nachdem ſie bis zum letzten Augenblick faſt allein den Kranken bedient und gepflegt hatten und jetzt von dem tiefſten Schmerz über ſeinen Hintritt erſchüttert wurden, dennoch mit einem leichten Unwohlſeyn davon kamen.

Der verſtorbene König befand ſich ſchon vor und bei ſeinem Tode in einem ſolchen Zuſtand der Fäulniß, daß die Aerzte erklärten, die Oeffnung des Leichnames ſey unmöglich. Der Herzog von R. ein Mann ſchon bei Jahren rief ihnen, als ihr Concilium dieſen Ausſpruch that, zu: es ſey unerhört, daß ein König nicht einbalſamirt werden ſolle. „Wohl gut, Herr Herzog," antwortete ihm Martiniere, als erſter Chirurg des Königes, „die Oeffnung des Leichnams iſt meine Sache. Sie aber, als erſter Kammerherr, müſſen bei dieſer Operation anweſend ſeyn, und in einer goldnen Büchſe das Herz des Königes, welches ich Ihnen übergeben werde, aufnehmen, zugleich aber habe ich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß weder Sie, noch ich, noch irgend Einer von denen, welche dieſer Ceremonie beiwohnen müſſen, nach acht Tagen noch am Leben ſein werden." Der Herzog ſtund von ſeiner Forderung ab.

2) Die rettende Heilkraft eines friſchen Muthes.

Die Türken, welche wir oft wegen ihrer Unwiſſenheit verächtlich anzuſehen pflegen, ſind darin beſſere Pſychologen als wir, daß ſie, ſelbſt in Zeiten der Peſt dem freudigen Muthe, dem Vertrauen auf das Walten einer höheren, Alles lenkenden Macht Kräfte zuſchreiben, welche der anſteckenden Einwirkung ſelbſt jener Seuche widerſteht, während

aus ängſtlicher Furcht vor ihr der Kranke dieſer Einwirkung in den meiſten Fällen ſehr bald unterliegt. Es giebt eine noch höhere Art der innern Bekräftigung gegen den vergiftenden Einfluß tödtlicher Seuchen als ſelbſt die war, welche die kindliche Liebe den würdigen Töchtern des unwürdigen Vaters, in dem ſo eben erwähnten Beiſpiel verlieh. Von dieſer höheren Art der Bekraftigung geben uns Männer einer ſeltneren geiſtigen Weihe, wie Borromäus einer war, den augenſcheinlichen Beweis und wir werden bei andrer Gelegenheit ſolcher Siege des geiſtigen Lebens über alle Gewalten des leiblichen Todes erwähnen. Abgeſehen jedoch von dieſen Beweiſen von höherem und höchſtem Range für die angeborene Herrſchermacht der Menſchenſeele über ihren Leib, giebt es auch andre von untergeordnetem Range, welche uns, namentlich in Beziehung auf die anſteckende Gewalt der Peſt, ſo wie ähnlicher Seuchen es lehren, daß irgend eine kraftigere, lebendigere Aufregung des innren Menſchen, ſey dieſelbe in den Gefühlen der Freundſchaft und brautlichen Liebe oder auch nur des jugendlich ritterlichen Muthes, ein beſſeres Gegenmittel gegen die Anſteckung der Peſt ſeyn konne als alle Arten des aromatiſchen Eſſiges oder andrer gewürzhaften Säuren, mit denen ſich die quatre voleurs ſo wie die alten und modernen Schüler des Aesculap gegen den Einfluß der Seuchen zu verwahren pfleaten.

Der anonyme Verfaſſer eines engliſchen Werkes, das den einfachen Titel „Eothen“, (aus dem Oſten) führt, ein ſeinen Landsleuten wohlbekannter, geiſtreicher Mann, deſſen Reiſeberichte jedem Leſer, der dieſe Art von belehrender und hierbei anmuthiger Unterhaltung liebt, ſehr zu empfehlen ſind, mag uns hier vorzugsweiſe als Beiſpiel jener wohlthätig abwehrenden Macht gegen den anſteckenden Einfluß ſelbſt

der Peſtſeuche dienen, die in einem jugendlich ritterlichen Muthe liegt. Er ſelber gehörte ſeinen Anſichten nach zu den ſogenannten „Non-Contagioniſten", das heißt er glaubte nicht an die Nothwendigkeit, nach welcher ein Geſunder, der mit einem Peſtkranken in Berührung kam, von derſelben Krankheit ergriffen werden müſſe, ſondern im Vertrauen auf ſeinen kräftigen Körper und ſeinen guten Muth hatte er ſich ſchon in Konſtantinopel, wo während ſeiner Anweſenheit die Peſt in hohem Grade herrſchte, ohne alles Bedenken dem Begegnen und der Berührung mit den vielleicht peſtkranken Bewohnern der türkiſchen Hauptſtadt ausgeſetzt. Nach einer, in andrer Hinſicht durch ihre Begegniſſe höchſt intereſſanten Reiſe durch Syrien und Paläſtina nahm derſelbe ſeinen Weg nach Aegypten und zwar jenen kürzeren und minder beſchwerlichen über Gaza, durch die militäriſche Heeresſtraße, am Saume der Wüſte hin, wo ſeit Ibrahim Paſchas Vorſorge von einer Station zur andren immer, für Roſſe und Menſchen, ein Vorrath trinkbaren Waſſers und von andren Lebensmitteln zu finden iſt. Es war gerade zu der Zeit der großen, furchtbaren Peſtſeuche (im J. 1835) als er aus dem gelben Sande der Wüſte in die grünen Auen und Palmenwälder des Nilthales eintrat. Nahe an den Thoren von Kairo kam ein Reiter in orientaliſcher Tracht und mit einem langen Bart auf ihn zugeritten, deſſen Geſicht und Haltung die abendländiſche Abkunft verriethen. „Halten Sie an, mein Herr," rief er dem Reiſenden auf franzöſiſch zu, „ich bitte Sie, reiten Sie nicht in die Stadt hinein, denn da herrſcht die Peſt an allen Enden." — „Ich weiß dieſes wohl, aber" — — „Mein Herr, ich wiederhole Ihnen nochmals, die Peſt, die Peſt, von der Peſt iſt die Rede, ich beſchwöre Sie die verpeſtete Stadt zu meiden."

Je eifriger der wohlmeinende Mann in seinen Warnungen wurde, deſto kaltblütiger ſetzte der Andre ihm sein „aber", „aber" entgegen, endlich mußte der Franzoſe, denn dieſes war der Entgegenkommende seiner Abkunft nach, es einſehen, daß es unmöglich ſey, einen Engländer von seinem einmal feſtgefaßten Vorhaben abzubringen; der Reiſende dankte für den ſo wohlgemeinten Rath und der Franzoſe ſetzte seine Flucht aus dem Bezirk der verpeſteten Stadt hinaus auf das Land in Eile fort.

Es ware damals nicht nothig geweſen, daß ein vornehmer europäiſcher Reiſender ſich an einen Unterhändler gewendet hatte, um ſich durch ihn eine anſtändige Wohnung zu verſchaffen; alle Fremden hatten die Stadt verlaſſen, man konnte nach Belieben, und ſogleich, in die wohleingerichtetſten Räume der leer ſtehenden, kahiriniſchen Palaſte einziehen. Dennoch war die Empfehlung an Osman Effendi, einen eingebornen Schottlander, der in früher Jugend als Kriegsgefangener, wo nur die Wahl zwiſchen dem Tod und dem Koran ihm geblieben ſchien, aus fleiſchlicher Schwache zwar den Glauben, nicht aber die Anhanglichkeit an Vaterland und Landsleute aufgegeben hatte, bei dem Eintritt in die groſze, fremde Stadt von ſehr hohem Werth. Der arme Osman, tiefgebeugt durch die Furcht vor der Peſt, deren Opfer er auch wirklich nach einiger Zeit wurde, nahm den Landsmann als einmiethenden Gaſt in eines ſeiner Hauſer auf, hätte ihn hier gern vor jeder Gefahr der Anſteckung abgeſchloſſen, erſchrack aber nicht wenig, als er wahrnahm, daß derſelbe ſchon etliche Stunden nach ſeiner Ankunft, gleich einem fataliſtiſchen Moslem, ohne alle Scheu ein offentliches Bad beſucht habe.

Eigentlich war es die Abſicht unſres Reiſenden geweſen, nur einen oder etliche Tage in der ägyptiſchen Hauptſtadt

zu verweilen, dann die Merkwürdigkeiten der Umgegend, vor allem die Pyramiden bei Ghizeh zu ſehen, hierauf nach einem kurzen Abſtecher in die Gegenden des obern Nillaufes bei Theben und bei Luxor, den Rückweg nach Syrien anzutreten. Es gab jedoch einen andren Grund, denſelben der ihn überhaupt zur Einkehr in Kairo getrieben hatte, der ihn jetzt auch zum längeren Verweilen bewegte, dieſes war die menſchenfreundlichſte Rückſicht, welche der wohlwollende Mann auf das Befinden eines ſeiner treueſten Diener nahm, deſſen Geſundheit durch die Beſchwerden der Reiſe ſehr gelitten hatte. Ueberdieß machte auch das damalige Ausbleiben von Kameelführern, die ſonſt immer zum Weiterſchaffen der Reiſenden bei der Hauptſtadt ſich einfinden, einen Aufenthalt in Kairo nöthig, der ſich, ganz gegen Erwarten unſres reiſeluſtigen Engländers, bis zu neunzehn Tagen ausdehnte. Als er hier ankam, mochte die Zahl der an der Peſt Sterbenden täglich 400 bis 500 betragen, ſie ſtieg aber ſchon in der zweiten Woche auf 700 bis 800, in der dritten bis 1200 und bei Tage wie bei Nacht hörte man auf den verödeten Gaſſen keinen andren Laut, als das jämmerliche Geſchrei der Klageweiber und Leidtragenden.

Zweimal während ſeines Aufenthaltes in der verpeſteten Stadt wurde der ſonſt ſo furchtloſe Mann von einem Grauen vor der Seuche überfallen. Einmal, als er einen Arzt, einen politiſchen Flüchtling aus Bologna, beſuchte, um ihn wegen eines Halswehes, das ihn ergriffen hatte, um Rath zu fragen. Das Haus des jungen Doctors ſchien wie ausgeſtorben; kein Thürhüter oder andrer Diener führte ihn in das Wohnzimmer hinauf, welches nach mehrmaligem Anklopfen, der Arzt ſelber aufthat. Dieſer bat den Fremden ſich niederzuſetzen. Der Engländer, zuerſt

ein gewöhnliches Tagesgespräch beginnend, fragte auf Italienisch: „wie steht es mit der Pest?“ — „Siebenhundert Todte in einem Tage,“ antwortete der Doctor mit einem tiefen Seufzer, indem dabei sein bleiches, kummervolles Gesicht von einem Schweiße der Angst oder der krankhaften Aufregung überströmte, so daß der dicke Shawl, in welchen er sich gehüllt hatte, ganz feucht war. Der Engländer berichtete jetzt, was ihn hierher geführt habe, der Doctor schaute ihm, indem er mit einem silbernem Löffel seine Zunge niederdrückte, in den Hals, verschrieb ihm ein Recept und begleitete ihn bis an die Thüre. Nicht ohne mitleidiges Erschrecken bemerkte unser Reisender bei dieser Gelegenheit jene unheimlich rollende Bewegung der Augen, jenen fieberhaft wilden Blick des jungen Mannes, davon er gehört und gelesen hatte, daß sie ein Symptom der schon ausbrechenden Pest seyen.

Zwei Tage nachher sendete der Engländer seinen Diener Dimitri zu dem Doctor hin, um sich bei ihm über den Weitergebrauch der verordneten Arzneien zu erkundigen, und dieser Bote brachte die Nachricht, daß er am Eingang des Hauses der Bahre begegnet sey, auf der man die Leiche des jungen Arztes, der in der vorigen Nacht an der Pest gestorben war, heraustrug. Unläugbar erschien es, daß, als der Doctor mit seiner Hand das Kinn des Reisenden erfaßte und als er die Zunge ihm niederdrückte, er schon pestkrank war. Sein heißer, krankhafter Odem war bei dem Hineinschauen in die weitgeöffnete Mundhöhle des, im Vergleich mit ihm, leichten Patienten und in die Lunge von diesem eingedrungen; der Engländer bei diesem Gedanken, schüttelte sich ein wenig, ritt spazieren, und jene gefahrvolle Berührung mit einem Pestkranken gieng für den furchtlosen, gesunden Mann ohne Nachtheil vorüber.

Etwas bedenklicher war der zweite Fall, bei welchem derſelbe ſich der Gefahr des ſchweren Erkrankens ausgeſetzt hatte. Eines Morgens, beim Ausgehen fühlte er, daß der Gluthwind der Khamſin wehete und von dieſer noch ungewohnten Erſcheinung körperlich ergriffen kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Als er aber hier bedachte, daß derſelbe Wind ihn auch auf ſeiner weitren Reiſe überfallen könne, wo keine Möglichkeit ſey ihm auszuweichen, beſchloß er den Verſuch zu machen, ob und wie weit ſeine Natur ein ſolches Begegniß werde aushalten können. Er ließ, alle Gegenvorſtellungen ſeiner Reitknechte nicht achtend, ſein Pferd ſattlen, ritt hinaus nach dem eine Stunde weit von der Hauptſtadt abgelegnen Foſtat (Alt-Kairo) und hatte auf dieſem Wege den erſtickend heißen Wind ſo gerade und ſo ſteif ſich entgegen, daß ſein Gewand wie angegoſſen auf der glühend heißen Haut lag. Auf den Gaſſen wie auf dem ſonſt ſo lebhaft beſuchten Wege nach Foſtat hin war kaum ein Menſch zu ſehen, Alle hatten ſich in ihre Häuſer und Hütten zurückgezogen und auch er empfand jetzt, daß es wohl beſſer für ihn geweſen wäre zu Hauſe zu bleiben, denn ſo fieberhaft angegriffen, ſo ſchmerzhaft unwohl an Haupt, Bruſt und Gliedern hatte er noch niemals in ſeinem Leben ſich gefühlt.

Es iſt eine anerkannte Sache, daß wenn die Peſt an einem Orte in ſolcher Heftigkeit herrſcht wie damals in Kairo, neben ihr keine andre Krankheitsform aufkommen und ſich ausbilden kann, jede von dieſen, ſey ſie auch nur ein Katharrh oder ein andre Male nicht ſehr beachtbares Unterleibsleiden, geht dann alsbald in die Peſt über. Zudem hatte er ſich dem Winde in ſo ſtarkem Maaße ausgeſetzt, den man ſchon für ſich allein als eine erregende oder in hohem Grade verſtärkende Urſache jener furchtbaren

Seuche betrachtet. Was war mithin für ihn wahrscheinlicher, als daß dies Vorboten der ausbrechenden Pest seyen, da es ihm jetzt vor den Augen bald gelb bald schwarz wurde, da es in seinen Ohren so heftig sauste, daß ihm fast das Bewußtseyn verging, und als ihn Schwindel und Uebelichkeit so mächtig anwandelten, daß er kaum noch sich im Sattel zu halten vermochte.

In diesem Zustande kam er wieder bei seiner Wohnung an. Man half ihm vom Pferde; er nahm alle seine Kräfte zusammen, gieng hinauf in sein Zimmer, setzte sich da an seinen gewöhnlichen Ort. Den Bedienten, obgleich er bei den meisten derselben von ihrem treuen Ausharren bei ihm, auch im schlimmsten Falle versichert zu seyn glaubte, wollte er dennoch, um sie nicht vor der Zeit in Sorge und Furcht zu setzen, von seinem Erkranktseyn nichts merken lassen, er ließ sich deshalb, so wie sonst, sein Mittagsessen auftragen, entfernte jedoch den dabei aufwartenden Diener durch einen Auftrag aus dem Zimmer und sobald dieser hinaus war, brachte er von den Speisen, vor deren Genuß ihm lebhaft ekelte, so viel auf die Seite, als er etwa sonst, bei seinem gewöhnlichen, guten Appetit verzehrt haben würde.

Die Bedienten kamen wieder; sie räumten den Tisch ab, der Herr, wie er dieß immer während der heißen Stunden des Nachmittags zu thun pflegte, streckte sich hin auf den Divan, nahm zum Schein seine lange Pfeife in den Mund, hielt, gleich wie lesend ein Buch in der Hand, obgleich seine Augen, wie von einem schwarzen Flor umhüllt, zum Erkennen der Buchstaben untauglich waren.

Mitten in diesem peinlichen Zustand wandelt den Kranken eine heilsame Regung des Instinctes an, welche mit jedem Augenblick stärker und dringender wird. Es erwacht in ihm ein unbeschreibliches Verlangen nach einer

Taſſe Thee. Aber die Stunde zum Theetrinken war noch nicht gekommen; den Bedienten würde die Aenderung der gewohnten, ſtrengen Ordnung auffallend und vielleicht verdächtig geweſen ſeyn; mit einer geduldig erſcheinenden Ungeduld, gar oft nach dem ſo langſam fortſchleichenden Zeiger der Uhr blickend, wartet er die gewöhnliche Theezeit ab. Endlich bringt man den Keſſel, er nimmt eine tüchtige, handfeſte Portion der Theeblätter zum Aufguß und trinkt von dieſem einige Taſſen, ſo heiß als möglich. Kaum iſt der ſtarke Thee in ſeinem Magen da fühlt er ſich wunderbar erleichtert, die Haut, vorhin von trockner Fieberhitze glühend, wird wieder thätig, ein wohlthuender Schweiß bricht aus; das Wehethun im Unterleib verſchwindet, das Athmen wird wieder leicht, der Kopf frei von Schmerz und Benommenheit, die Glieder wieder kräftig und zu jeder Bewegung geſchickt. Mit der fieberhaften Spannung zugleich ſind ihm alle ſeine Sorgen und Beängſtigungen vergangen, er geräth in die heiterſte Stimmung, legt ſich gut zugedeckt ins Bette, genießt einen ruhigen Schlaf und erwacht am andern Morgen als ein vollkommen Geſunder.

Allerdings mögen dieſe beiden Fälle als ein Beweis für die Lehre der Nichtcontagioniſten gelten, nach welcher die Peſt nur bei ſchon vorhandner Stimmung des Körpers zu ihrer Aufnahme, nicht aber unbedingt anſteckend wirken ſoll. Dennoch wären ſolche Bewahrungen der Geſundheit unter den möglichſt ungünſtigen und verderblichen Einflüſſen nur bei wenig andren Naturen ſo wie bei der lebensfriſchen und lebensmuthigen unſres „Rindfleiſch eſſenden Engländers“ möglich geweſen. Namentlich dieß bei einer ſo furchtbaren Peſtepidemie als die damalige in Aegypten war, an welcher in Alexandria aus einer Bevölkerung von 25,000 Menſchen 12,000 hinwegſtarben, und auch die Einwohnerzahl von

Kanton, die vor der Pest auf 200,000 geschätzt war, fast zur Hälfte zusammenschmolz. Von den Leuten in dieser Stadt, mit denen unser Reisender während seines dortigen Aufenthaltes in Geschäftsverbindung getreten oder bekannt geworden war, wurden die Meisten, trotz ihres furchtsamen und Abschließens von dem Verkehr mit den andern Bewohnern der Stadt von der Pest ergriffen und jeder, den dieß betraf, unterlag der Krankheit.

Uebrigens dürfen wir bei dieser Gelegenheit es auch nicht versäumen den edlen Eigenschaften des Thees, zu dessen Benutzung als Getränk, wie Liebig so treffend sagt, den Menschen ein heilkräftiger Instinct hingeführt hat, ein ihm gebührendes Lob zu sprechen. In China, wo die Sitte des Theetrinkens seit Jahrtausenden besteht, hält man den Thee für ein Heilmittel fast gegen alle mögliche Arten des Uebelbefindens und der Arzt hat nur das wie viel, wie stark und das wie oft bei der Anwendung zu bestimmen. Reisende, durch Länderstriche, in denen alle andre Mittel der leiblichen Anregung und selbst die gewohnten, zuträglichen Arten der Nahrungsmittel fehlten, haben in dem Thee eine unübertreffliche Kraft erprobt die ermüdeten Glieder, das verdüsterte Gehirn neu zu erfrischen und zu beleben, oder für die bevorstehenden Anstrengungen sie zu stärken. Auch den Freunden und Beförderern der Mäßigkeitsvereine sind jene Eigenschaften des Thees in ganz außerordentlicher Weise zu statten gekommen, indem sich gezeigt hat, daß dieses Getränk selbst jenen Unglücklichen, welche so ganz in die Sklaverei des Branntweingenusses versunken waren, daß sie ohne denselben nicht mehr leben konnten, einen Ersatz zu geben vermag, welcher ohne allen Nachtheil für das Leben und die Gesundheit das plötzliche Ablassen von der heillos bösen Gewohnheit möglich machet.

3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus ſeiner tiefen Gruft.

Der Menſch, deſſen merkwürdige Rettungsgeſchichte wir hier erzählen, war nicht etwa als ein ſcheinbar Todter, von Menſchenhänden hinabgeſenkt worden in ſein engummauertes, feſt verſchloßnes Grab, ſondern mitten im fröhlichen Genuß und im Spiel des jugendlichen Lebens hatte jene Hand, deren Macht die Elemente bewegt, ihn unter den zuſammenſtürzenden Trümmern der Häuſer, neben Todte und Sterbende begraben. Und dieſe Hand allein, welche Wunder thut ohne Aufhören, im Himmel wie auf Erden, hatte ihn auch nach ihrer unbegreiflichen Macht vor dem unvermeidlich ſcheinenden Tode bewahrt und ihn gegen alles menſchliche Vermuthen und Erwarten, in ſeinem langandauernden, ohnmachtähnlichen Schlafe am Leben erhalten. Wir legen den urkundlich ausgefertigten Bericht des Geretteten unſrer Erzählung, großentheils wörtlich treu zu Grunde, und erwähnen nur noch, daß Ciaborri damals, wo ihn das furchtbare Ereigniß betraf, ein Knabe von dreizehn Jahren, als er es aus eignem Antrieb und auf Anſuchen Andrer niederſchrieb, ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren war.

Ich Unterzeichneter, Giuſeppe Ciaborri aus Cerreto*) bezeuge hiermit unter eidlicher Betheurung, die reine und lautere Wahrheit alles Deſſen, was ich jetzt erzählen werde, damit es Alle, welche Gott lieben und fürchten, zum Preiſe Gottes und zur Erkenntniß Seiner unend-

*) Dieſer kleine Ort liegt am Veſuv und wurde, ſammt ſeiner Umgegend, namentlich im 17. Jahrhundert mehrmalen vom Erdbeben ſchwer heimgeſucht.

lichen Güte führen möge, durch welche es Ihm, nach Seiner Barmherzigkeit gefallen hat, mich armen Sünder am 5. Junius 1688 und die folgenden zwölf Tage auf eine wunderbare Weise zu erhalten.

Im Jahr 1688 den 5. Junius nach vier Uhr Nachmittags am heiligen Pfingſtabend befand ich mich auf einer Gaſſe der Stadt, nahe bei meinem väterlichen Hauſe, in Geſellſchaft von mehreren meiner Mitſchüler. Da entſtand plötzlich ein ſtarkes Erdbeben und ein furchtbares Getöſe, ſo daß wir alle, vor Schrecken außer uns, davon liefen. Während wir aber ſo aus allen Kräften liefen um uns (hinaus ins Freie) zu retten, ſtürzten die Häuſer auf beiden Seiten der Gaſſe zuſammen, und auf dieſe ſo wie über uns herunter, ſo daß wir von den einfallenden Mauern ganz überſchüttet und vergraben wurden. Es war Gottes wunderbarer, gnädiger Rathſchluß, daß ich mitten in dieſer Todesgefahr ſollte am Leben erhalten werden; ich wurde dadurch, daß die niederſtürzenden Mauerſtücke ſich ſo neben und über einander fügten, daß ich in einen leeren Zwiſchenraum zu liegen kam, vor dem Tode, ja ſogar vor jeder Verwundung und Verletzung bewahrt. Alle meine Mitſchüler waren augenblicklich todt geblieben, einen Einzigen ausgenommen, welcher neben mir war, und noch eine Zeitlang, ſo viel ich urtheilen konnte etwa zwei Tage an meiner Seite, in unſrem tiefen Grabe lebendig blieb. Wir tröſteten uns gegenſeitig und beteten mit einander bis ihm die Sprache und die Sinnen vergiengen, und er durch den Tod von ſeinen Leiden erlöst ward. Ich lag, weil ich mich in meinem engen Raume nicht zur Seite bewegen konnte, feſt an ſeinen Kopf angedrückt und litt von dem Geruch ſeines verweſenden Körpers ganz unſäglich viel. Doch erhielt mir Gott meinen Verſtand und meine volle

Beſinnungskraft. Ich ließ daher nicht ab, Ihn um Seine Gnade anzuflehen, und mich Seinem heiligen Willen kindlich zu ergeben. Uebrigens war meine Stellung in dem Mauerngrabe nicht gar zu unbequem, denn obgleich ich es nicht vermeiden konnte, mich an den Kopf meines todten Leidensgefährten eng anzulehnen, war doch für den Leib ſo viel Raum da, daß ich kleine Wendungen machen, und ſelbſt die eine Hand ein wenig bewegen konnte. Der Durſt war meine größeſte Qual, ich ſuchte ihn durch Lecken an dem feuchten Geſteine, und da ſein heftiger Drang jeden Ekel überwand, ſelbſt dadurch zu ſtillen, oder wenigſtens zu täuſchen, daß ich von der ausgeſonderten Flüſſigkeit meines eignen Leibes mit der Hand einzelne Tropfen zu meinem Munde brachte. Von Hunger empfand ich kaum eine Anwandlung.

So ſehr ich auch meinte auf Alles was Gott über mich verfügen wolle, gefaßt zu ſeyn, kamen mir doch gar oft Augenblicke, ja Stunden, in denen ich mit furchtbarer Todesangſt zu ringen hatte. An Leib und an Seele geſund, ſahe ich nichts als den langſam nahenden, jämmerlichen Tod vor mir, meine Unruhe war zuweilen ſo heftig, daß ſie mir den Athem raubten und das Herz abdrücken wollte. Aber der allmächtige, gütige Gott, welcher wollte, daß ich Seine Ehre unter den Lebenden ausbreiten ſollte, half mir und ſtärkte mich, daß ich in den Wogen der Verzweiflung nicht unterging; Er ließ mich in einen ſanften, tiefen Schlaf verfallen, aus dem ich zuletzt nur auf einzelne Augenblicke zu mir kam, ſo daß mir die zwölf Tage der Gefangenſchaft, welche ich in meinem finſtren Grabe zubringen mußte, meiſt unvermerkt vergiengen.

Als ich jedoch zuletzt wieder einmal — wie ich nachher erfuhr, war es der dreizehnte Tag ſeit meinem lebendigen

Begrabenwerden — aus meinem Schlummer erwachte, da ſtieg die Angſt und die Betrübniß meines Herzens aufs höchſte; ich raffte meine wenigen, ſchon im Kampfe mit dem nahen Tode ringenden Kräfte zuſammen, flehete die Barmherzigkeit Gottes inbrünſtig an, und nannte auch im Drange meines geängſteten Herzens die ſüßen Namen meiner lieben Eltern. Ich rief ſie um Hülfe an, obgleich ich ja nicht die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit vor mir hatte, daß ſie oder andre mir helfen könnten.

In dieſem Augenblick hörte ich ein Geräuſch und bemerkte, ich weiß nicht zu ſagen auf welche Weiſe, eine Bewegung oben über mir. Da muß in mir plözlich, ſo wenig ich mir, in der Erinnerung deſſelben bewußt bin, eine neue Hoffnung des Lebens erwacht ſeyn, ich ſchrie, ſo laut und ſo ſtark ichs noch vermochte, um Hülfe, und man hörte mich. Zehn Perſonen fiengen an zu arbeiten, um durch Hinwegräumen der Mauernſtücke meine Gruft zu öffnen, und nach zwei Stunden war ihnen dies gelungen, der mehrere Ellen hoch über den Steinen, darunter ich lag, aufgehäufte Schutt war, ohne durch ſein Hinabrieſeln mich zu erſticken, hinweggeräumt, die großen Steine waren gehoben, ich ſahe wieder das Tageslicht, athmete wieder friſche Luft. Man hob mich heraus und brachte mich, am Leibe matt und kraftlos wie einen Sterbenden, an Verſtand aber ungeſchwächt in die Arme meiner lieben Eltern, welche bereits auf die Nachricht, daß man unter dem Schutt eine Stimme gehört habe, herbeigeeilt waren und in der Nähe ſtanden.

Der geſchickte Arzt, Dominicus d'Aroni nährte mich zuerſt drei Tage lang nur mit ſehr gut gewählten Brühen, ich kam allmälig wieder zu Kräften, und bald ganz zu meinem früheren Wohlbefinden.

Jezt, da ich dieſes ſchreibe, ſind bereits vier und ein

halbes Jahr ſeit meiner Befreiung und gleichſam Auferſtehung aus dem Grabe verfloſſen. Ich habe alles dieſes erzählt, um die Wohlthaten, die mir der Höchſte erwieſen hat, auch gegen Andre zu preiſen. Ewigen Dank ſage ich dieſem Gott der Gnade, daß er mich aus den Banden des Todes errettet hat. Ganz beſonders aber und am meiſten dafür, daß Er mich durch dieſes Ereigniß zur Beſſerung meines Sinnes und Herzens gebracht hat. Ich übergebe und opfre mich Ihm ganz, und bitte Ihn aus Herzensgrunde mich mehr und mehr mit den Gaben ſeines Geiſtes zu ſegnen, damit ich nie unterlaſſe Ihn zu verherrlichen, bis er mich nach Seiner unermeßlichen Liebe ſelbſt verherrlichen wird in Seinem Paradieſe. —

Urkundlich bezeugt und niedergeſchrieben zu Cerretto am 19. Nov. 1693.

4) Eine Rettung aus den Händen der Räubermörder.

Die Weiſe, in welcher dieſe Rettung geſchahe, war allerdings höchſt ſeltſam, und die Erfindung derſelben konnte nur aus dem Kopfe eines armen Judenweibes kommen, auf deren religiöſe Sitten ſie ſich bezog, die Folgen aber, welche jene Rettung eines Einzelnen für die äußre Ruhe und polizeiliche Sicherſtellung eines ganzen Landſtriches hatte, waren ſo bedeutend, daß ſchon deßhalb die Geſchichte davon einer Erwähnung verdient.

Stephan Schulz, der gelehrte, durch ſeine zwanzigjährigen Miſſionsreiſen unter den Juden in Europa, Aſien und Afrika berühmte, nachmalige Profeſſor der Theologie in Halle erzählt ſie, in dem zweiten Bande ſeiner zwar faſt vergeſſenen, noch immer aber ſehr intereſſanten und lehrreichen Reiſebeſchreibung. Er erfuhr dieſelbe aus dem

Munde der dortigen Bewohner, als er im Jahr 1747 ſich auf dem Wege von Breslau durch Polen an die Jablunka befand und hatte Gelegenheit durch die eignen Erfahrungen, die er auf dieſer Reiſe machte, von der Wahrheit der Erzählung ſich zu überzeugen.

Er befand ſich mit ſeinem Reiſegefährten zu Slonien, in der jetzigen ruſſiſch-polniſchen Statthalterſchaft Gradno. Hier traf er mit einem reiſenden Juden aus Volhinien zuſammen, gebürtig aus Harche, bei Brodde, der ſich ihnen zum Begleiter anbot. Der Iſraelit war mit dem Zuſtand des Landes, namentlich in Beziehung auf Sicherheit oder Unſicherheit der Wege ſehr genau bekannt. Schulz wußte, daß bei der damaligen ſchlechten polizeilichen Beaufſichtigung und innre Unordnung, welche dort herrſchte, viele Gegenden von ganzen Banden der Räuber und Raubmörder durchſtreift würden; von Banden, welche hauptſächlich aus abgedankten, brodlos herumirrenden Soldaten beſtunden. Er befragte den Juden darum und dieſer verſicherte, daß man ſeit einiger Zeit in ſeiner heimathlichen Gegend mit einer goldnen Krone auf dem Haupte würde herumgehen können, ohne einen Anfall von Dieben oder Räubern befürchten zu müſſen; der Fürſt von Ochroniev habe das Land weit umher von allem Raub- und Diebsgeſindel geſäubert und ſeinen Unterthanen und Nachbarn vollkommne Sicherheit davor verſchafft, ſeitdem er einmal ſelber, in einer jüdiſchen Branntweinſchenke mit den Räubern aus einem Glaſe getrunken.

„Ei wie geſchahe das?“ fragte der deutſche Reiſende.

„Der Fürſt von Ochroniev,“ ſo erzählte der Iſraelit, „war mit einer Schaar ſeiner Leute auf die Jagd gegangen; mitten im Walde verfolgte er die Spur eines Wildes, verirrte ſich von ſeinen Jägern und kam endlich, nach langem

herumirren bei einer einſam gelegnen Schenke an, die etwa zwei Meilen von ſeiner Reſidenz entfernt iſt. Hier war er auf einmal wieder auf bekanntem Wege, und da es ziemlich kalt und ſeine Kleidung durchnäßt war, ſtieg er von ſeinem Pferde ab und gieng hinein in das Haus, um ſich ein wenig zu wärmen. Drinnen im Zimmer fin-det er acht abgedankte Soldaten, welche beim Branntwein-glaſe ſaßen. Sobald dieſe den fremden, ihnen unbekannten Gaſt ſahen, begehrten ſie Tabak von ihm, er aber konnte ihre Forderung nicht befriedigen, denn er trug ſo eben keinen Tabak bei ſich. Die rohen Geſellen trinken ihm von ihrem Branntwein zu, und er ſieht ſich gezwungen ihnen Beſcheid zu thun, und muß ihnen in Folge davon, eine Flaſche ſolchen Gefäſſes bringen laſſen. Er bemerkt jetzt wohl, in welcher Gefahr er ſich hier unter dieſen Leuten befinde. Außer ihm war nur noch die Wirthin allein im Hauſe; der Mann derſelben war ausgegangen. Als die Kerle nach ihrem Begehr von dem fremden Gaſte die Flaſche Branntwein er-halten haben, fodern ſie ihm, in gut communiſtiſcher Weiſe all ſein Geld ab. Obgleich er ſie mit dem Beſcheid abzu-weiſen ſucht, daß er kein Geld habe, achten ſie dennoch darauf nicht, ſie halten ihn feſt, durchſuchen ſeine Taſchen, und finden darin eine Börſe, die der Fürſt zufällig bei ſich trug, gefüllt mit 70 Ducaten. Obgleich ſie zu ſeinem Glück den unter dem Ueberrock verborgnen Stern an ſeinem Kleide nicht bemerkt hatten, vermuthen ſie dennoch aus dem reichen Funde, den ſie ſo eben gemacht, daß der Fremde ein Mann von einiger Bedeutung ſeyn muſſe und theils aus Furcht entdeckt zu werden, theils aus Raubgier, um ſeiner Kleider ſich zu bemächtigen, beſchließen ſie ihn um-zubringen. Die Wirthin aber mit dem eigenthümlichen Scharfblick ihres Volksſtammes und ihres Geſchlechts, hatte

den Stern hervorschimmern sehen, und aus diesem Abzeichen geschlossen, daß der Fremde wohl gar der Landesherr sey. Sie tritt näher zu dem Tische hin, an welchem die Raubmörder saßen, „ich bemerke und verstehe," sagt sie leise zu diesen, „was ihr im Sinne habt, ihr wollt den Mann, der dort am Ofen steht, umbringen, und ich werde euch nicht verrathen, wenn ihr thut was ich von euch begehre. Der Mann hat ein sehr feines Hemd an, aus dem ich mir ein Schabbashemde kann machen lassen, das sollt ihr mir geben." Die Communisten versprechen es, ihr das Hemde zu geben. — „Ja," sagt die Jüdin, „ich glaube wohl, daß ihr mir das Hemde geben wollet, wenn ihr den Fremden erschlagen habt, aber ich kann es dann nicht brauchen, weil es blutig seyn wird, und ein Schabbashemde darf von keinem Tropfen Blutes befleckt werden seyn, sonst ist es auf immer unrein. Wißt ihr was, der Mann hat nasse Kleider, ich will ihn überreden, daß er in eine Kammer gehe, und ein altes Hemd von meinem Manne anziehe, darin könnt ihr ihn nachher todtschlagen." Die Raubmörder waren dies zufrieden, denn die Stiege zu der Thür der Kammer führte aus dem Zimmer zu dieser hinauf, darin sie saßen, sie meinten, der Gast könne ihnen nicht entkommen. Die Wirthin gibt ihnen noch eine Flasche Branntwein zum Besten, sagt einige Worte zu dem Herrn und dieser folgt ihr hinauf zur Kammer.

Der Jude war ein feinerer Beobachter als die halbtrunkenen, rohen Gesellen, die se zu ihrem Verderb, das was er bei und an sich trug, mit ihm getheilt hatten, und ihm jetzt außer seinem Geld auch noch die Kleider und das Leben nehmen wollten. Er hatte aus einzelnen Worten, die er aus ihrem leisen Gespräch, auf das er, mit abgewendetem Gesicht gar nicht zu merken schien, noch mehr

aber wenn er zuweilen einen verſtohlenen Blick auf ſie warf, aus ihren Mienen und Geberden, den Mordplan errathen, mit welchem ſie umgiengen, eben ſo hatte er aus dem ehrerbietigen Benehmen und aus den Mienen der Wirthin verſtanden, was ſie zu ſeinem Beſten im Sinne habe. Es bedurfte da, zwiſchen den beiden keiner langen Verſtändigung. Eine Thüre, von welcher die Raubmörder nichts wußten, führte aus der Kammer über einen Gang in den Hof hinab, dieſe öffnet die Jüdin ſo leiſe als möglich, ſetzt ſich mit dem Herrn in einen leichten Jagdſchlitten und ſie, welche mit allen Oertlichkeiten und Wegen des Waldes wohl bekannt iſt, bringt ihn ſehr bald zu der Gegend hin, wo ſeine Jäger und Bedienten waren.

Das erſte, was hier der Fürſt that, war, daß er ſeinen Leuten Befehl gab, das Schenkhaus zu umringen. Dieſe Ordre wurde ſchnell vollzogen, und man bemächtigte ſich der meiſten jener Mordgeſellen, nur etliche entkamen. Die gefangenen Communiſten erhielten ſogleich ihren wohlverdienten Lohn am Galgen, die Jüdin aber bekam für ihre treue Hülfe nicht nur das gewünſchte, ſeine Schabbashemde, ſondern außer dieſem die 70 Ducaten, die man den Räubern wieder abgenommen hatte und auf ſechs Jahre Befreiung von allen Pachtabgaben für ihr Haus und ihre Schenkwirthſchaft.

Der Fürſt, ſeitdem ihm ſelber die Gefahren eines ſolchen Communismus ſo nahe an das Leben getreten, brauchte von nun an einen beſſeren Ernſt zur Sicherung ſeiner friedlichen Unterthanen und ihres Eigenthumes. Alles verdächtige Geſindel jenes Gewerbes wurde aufgegriffen, in Verwahrung gebracht, und je nach Befund an den Galgen gehenkt, ſo daß bald die ganze Gegend von Räubern geſäubert war.

5) Kühne Liſt gegen tückiſche Hinterliſt.

Derſelbe Stephan Schulz, aus deſſen Reiſeberichten wir die vorherſtehende kleine Rettungsgeſchichte entlehnten, erzählt eine andre, die ſich ebenfalls zu ſeiner Zeit in Polen zugetragen hat. Sie erinnert zwar einigermaßen an jene, wo ein Bedienter in einer großen europäiſchen Hauptſtadt, welcher Geld für ſeinen Herrn trug, von einem Räuber, der ihn in einem abgelegnen engen Gäßchen angefallen und ihm ſein Geld genommen hatte, ſich die Gunſt erbat, daß er ihn mit ſeiner geladnen Piſtole durch den Rock ſchießen möchte, damit ſein Herr ſahe, daß ihm wirklich das Geld mit Gewalt genommen ſey, ſie iſt aber, in der Weiſe, wie der Beraubte ſeinen Räuber überliſtete, von ungleich handfeſterer, kühnerer Art als die That des franzöſiſchen Bedienten.

Was wir hier erzählen, das hat ſich vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer damals durch Räuber und Mörder ſehr unſicher gemachten, waldigen Gegend des jetzigen Großherzogthums Poſen zugetragen; Stephan Schulz erfuhr die Geſchichte, als er im Jahr 1743 in jener Gegend reiſete.

Er war damals, am 7. März, ganz allein durch den Wald zwiſchen Birnbaum, Wierſchebaum und Schwerin an der Warthe gegangen und an dem zuletzt genannten Orte, wo er bei ſeinem Freunde, dem Pfarrer Willich eingekehrt war, wunderte man ſich ſehr über dieſe Kühnheit. Schulz fragte, warum man aus der Fußreiſe durch einen ſolchen Wald, dergleichen er ſchon ſo manchen durchwandert habe, etwas ſo Beſondres mache? denn außer den vielen ſich durchkreuzenden Fußſteigen, auf deren einem er auf ſeiner Hinreiſe nach Birnbaum irre gegangen ſey, habe

er nichts bemerkt, das ihm auffallend geweſen ſey. Die Leute in Schwerin antworteten ihm, daß er dann wohl vom Glück zu ſagen habe, wenn ihm nichts Andres zugeſtoßen ſey, als ein Verirren auf den vielerlei Fußſteigen, was auch Solchen begegne, die in dieſer Gegend zu Hauſe und aufs beſte bekannt wären. Aber eben dieſe Fußſteige könnten gar leicht zu ganz andren Unglücksfällen führen als zu einem bloßen Irregehen, denn ſie ſeyen abſichtlich von den Räubern angelegt, welche in dem Walde hauſten und daſelbſt viele Mordthaten verübten. Zwar habe man ſich ſchon viele Mühe gegeben, um dieſe Diebesbanden zu vertilgen, auch habe man hin und wieder einzelne Mitglieder derſelben ergriffen und hingerichtet, ja vor etlichen Jahren ſey, durch einen ſonderbaren Anlaß eine ganze Bande ſolchen Geſindels in ihrem Schlupfwinkel entdeckt worden, und groſſentheils in die Hände der Gerechtigkeit gerathen, aber dennoch fehle noch ungemein viel daran, daß der Wald davon geſäubert ſey, denn noch immer würden häufige Räubereien und Mordthaten darinnen verübt.

Stephan Schulz erkundigte ſich weiter nach dem ſonderbaren Anlaß, der zur Entdeckung und zum Einfangen der Communiſtenbande geführt habe, und man berichtete ihm darüber Folgendes:

Vor einigen Jahren gieng ein Metzgersgeſell durch den Wald, welcher eine lederne Geldkatze um den Leib trug, darinnen einige hundert Thaler Geld waren, für welche er, in Auftrag ſeines Herrn Vieh einhandeln ſollte. Nahe bei Wierſchebaum kehrt er in ein Wirthshaus ein, um etwas zu trinken. Der Wirth betrachtet ſeinen Gaſt, und indem er ihm den Trunk hinſetzt, äußert er ſeine Verwundrung und ſein Bedenken darüber, daß er ſein vieles Geld ſo offenbar, daß Jeder es ſehen könne, an ſich trüge,

und dabei noch ganz allein durch den Wald gehen wolle. „Wißt Ihr denn nicht," ſo fragt er, „daß der Wald voll Räuber und Mörder iſt, die einen Menſchen wohl um etlicher Groſchen, geſchweige um mehrerer hundert Thaler willen totſchlagen?"

„Ei," ſagt der Metzger, „wohin ſoll ich den ſchweren Pack Geldes thun als in meine lederne Katze, wo ich ihn auf den Hüften trage ohne die Laſt zu ſpüren. Und was die Räuber betrifft, ſo habe ich gegen dieſe funferlei Hülfe bei mir. Die erſte und beſte iſt die Hulfe Gottes, die andre iſt mein guter, ſtarker Metzgerhund, die dritte mein Hirſchfanger, die vierte und fünfte mein friſcher Muth und kraftiger Arm." Der Wirth weiß hierauf nichts mehr zu ſagen, er laßt ihn gehen.

Der Metzger war bereits faſt bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da tritt aus dem Gebüſch ein Kapuzinermönch zu ihm hervor. Dieſer ſcheint von ganz zaghafter Natur zu ſeyn, er ſpricht mit ängſtlicher Stimme: „Ach wie iſt mir es doch ſo lieb, daß ich Jemand in dieſem böſen, dicken Walde antreffe, wo es ſo unſicher ſeyn ſoll. Möchte er mich wohl mit ſich und in ſeinen Schutz nehmen, bis wir zum Wald hinaus ſind?" Der Metzger bewilligt die Bitte gern, und die beiden gehen mit einander fort.

Den Mönch ſcheint bei jedem Geräuſch in dem Wald eine groſſe Furcht anzuwandeln, er drängt ſich ängſtlich an ſeinen Begleiter und fragt: „Ach wie wird es uns ergehen, wenn jetzt plötzlich Räuber hervorbrechen und uns überfallen."

„Da ſey er nur ruhig, Herr Pater," ſagt der Metzger. „Sieht er da meinen groſſen Hund? der iſt ſo brav, daß er allein mehr denn drei Räuber zerreißt, wenn ſie die Hand an mich legen wollen und mein Hirſchfänger iſt auch

nicht ſtumpf.“ „Iſt das Gewehr wirklich ſcharf?“ fragt der Kapuziner. — „Das kann er ſehen,“ ſagt der Andre, „ich „habe es erſt friſch ſchleifen laſſen.“

Der Metzger zieht den Hirſchfänger ein wenig aus der Scheide, der Mönch, um Erlaubniß bittend, zieht ihn vollends ganz heraus. „Ich darf wohl,“ ſagt er, indem er die Klinge betrachtet, „eigentlich mit keinem Gewehr umgehen, indeß, da wir hier allein ſind und keiner meiner Ordensbrüder und Bekannten es ſieht, kann ich wohl auch ein ſolches Ding einmal genauer betrachten.“ Hierauf faßt er den Hirſchfänger, den er anfangs ganz ungeſchickt in der Hand gehalten, bei ſeinem Griffe an und macht damit ſo komiſche Luftſprünge und Fechterſchwänke, daß ſein ehrlicher Begleiter herzlich darüber lachen muß. Mitten jedoch in dieſem gewandten Spiele führt er einen ſo geſchickten Streich nach dem Kopfe des Hundes, daß er dieſem vorn bei der Stirn die Schnauze durchhaut; das treue, ſchöne Thier thut einen lauten Schrei und ſtürzt todt zuſammen. Jetzt wendet ſich der verkappte Raubmörder, denn dieſes war er, ſchnell zu dem Metzger, packt dieſen bei der Bruſt und ruft ihm mit geſchwungenem Hirſchfänger zu, er ſolle ſein Geld hergeben, dann wolle er ſeines Lebens verſchonen. Der Metzger, ohne ſich lange zu beſinnen, ſagt: „Herr, ich bin in eurer Gewalt, ich muß euch ſchon mein Geld geben. Wenn ich aber ohne daſſelbe wieder zu meinem Meiſter komme, wird mirs dieſer nicht glauben, daß mirs mit Gewalt abgenommen iſt, darum macht mir ein Zeichen, daran Jedermann erkennen kann, daß ich unter Mörderhände gefallen ſey.“ Der in die Mönchskutte vermummte Communiſt fragt ihn, was er unter dieſem Zeichen meine und der Metzger ſagt: „Das Beſte wird wohl ſeyn, wenn ihr mir meine rechte Hand abhauet. Der Raubmörder iſt dies

zufrieden und der Andre bittet ihn nur noch, daß er den Hieb so einrichten solle, daß die Sache gleich mit einem Male abgethan sey und der Schmerz nicht zu lange daure. Er wolle die Hand hieher auf einen glatt abgesägten Baumstamm legen, der Herr möge dann nur gut nach dem Gelenke zielen und recht stark zuhauen, daß die Hand gleich ganz herunterfahe.

Der Metzger streift sich den Rockarmel und das Hemde hinauf und legt die bloße Hand mitten auf den Baumstamm hin. Der Rauber mit dem Auge zielend holt zu einem mächtigen Hiebe aus und führt diesen mit aller Kraft auf die Hand zu. Aber in demselben Augenblick zieht der Andre mit Blitzesschnelle sie zurück, die scharfe Klinge des Hirschfängers fährt in den Baum hinein und bleibt fest in dem Stamme stecken. Der Metzger läßt dem Mörder keine Zeit das Gewehr wieder heraus zu ziehen, sondern er packt ihn mit seiner starken Faust bei der Gurgel, wirft ihn zu Boden, giebt ihm noch so manchen tüchtigen Stoß und Schlag, daß der Kerl sich kaum noch rühren kann, dann bindet er ihm mit einem guten Stricke, den er zum Geschäft seines Viehhandels bei sich führte, Hände und Füße, verwehrt ihm das laute Hülfeschreien durch einen Knebel, den er ihm in den Mund steckt und läuft nun eilig nach Schwerin zurück, wo er das, was ihm geschehen, vor Gerichte anzeigt. Ein Trupp Bewaffneter wird hinausgeschickt in den Wald, diese bringen den wacker durchbläueten Communisten herein in die Stadt, wo man ohne ihn weiter zu schlagen oder zu peinigen bloß durch ein von Zeit zu Zeit ihm verordnetes strenges Fasten ihn bald so zahm machte, daß er den verborgnen Aufenthaltsort und die Orte der Zusammenkünfte seiner Mordgesellen offenbarte, von denen eine gute Zahl ertappt und hingerichtet wurde.

Der Einfall, durch den der Metzger ſich rettete, war allerdings originell und kühn genug. Hatte der ehrliche Burſch ſeine Hand nur um eine Secunde zu früh oder zu ſpät zurückgezogen, dann wäre es nicht um ſein Geld allein, ſondern um ſein Leben geſchehen geweſen. Von den fünferlei Hülfen jedoch, deren Begleitung er ſich rühmte, ſind ihm vor allem die erſte und nach dieſer die beiden letzten ſo gut zu ſtatten gekommen, daß er unverletzt der großen Gefahr entgieng.

6) Die aufgedrungene, böſe Bewirthung.

Die beiden, vorherſtehend erwähnten Gefahren unter Raubmördern erlebte Stephan Schultz nicht in eigner Perſon, ſondern theilte ſie nur aus fremden Berichten mit; die dritte aber, von welcher wir hier reden wollen, ſtieß ihm ſelber zu und zwar in demſelben Lande, wo die beiden erſteren ſich ereignet hatten.

Es war auf ſeiner erſten Reiſe durch Polen nach Ungarn, die er in Geſellſchaft eines jungen Theologen, Namens Pennewitz, machte, welcher der polniſchen Sprache vollkommen mächtig war, als Schultz, am 17. Sept. 1747 nach Lublin, nahe vor Krakau kam. Ein junger Menſch hatte ſich den beiden Reiſenden, die wie er zu Fuße giengen, beigeſellt, welcher in Lublin eine Bedientenſtelle ſuchte. Es war noch am Vormittag und die Witterung ziemlich heiß, die beiden Reiſenden freuten ſich, da ſie ſchon nahe vor ſich eine hohe Mauer ſahen, die ſie für die Stadtmauer hielten, weil ſie jetzt bald dem Staub der Straße zu entkommen hofften. Da trat ein Mann zu ihnen in einem grünen Kleide, das zwar ziemlich abgetragen ausſahe, dabei aber von ziemlich feinem Tuche war und golddurchwirkte Knopfe hatte. An ſeiner Seite trug er einen alten Soldatendegen

und auch ſein übriges Ausſehen war ſo, daß ihn unſre beiden Deutſchen für einen alten, am Thore Wache ſtehenden Stadtſoldaten hielten. Dieſe Meinung wurde noch dadurch verſtärkt, daß er die Reiſenden darüber ausfragte, woher ſie kämen, wohin ſie wollten? Sie beantworteten ihm dieſe Frage und nachdem er den aus der Gegend ſelber gebürtigen Bedienten hatte gehen laſſen, hieß er die beiden Fremden ihm folgen. Dieſe, noch immer in dem Wahne, daß ſie ſchon nahe am Thore waren, und daß der Mann ein Viſitator ſey, der ihr Gepack durchſuchen wolle, giengen unbedenklich hinter ihm drein.

Der Mann führte ſie gegen die hohe Mauer hin, die ſie für die Stadtmauer gehalten hatten; ſie ſahen jetzt freilich, daß es die Mauer eines Kloſtergebäudes mit ſeinen Höfen und Gärten ſey, folgten aber dennoch, ohne ſich etwas Arges dabei zu denken, ihrem Führer hinein in ſein Haus, das hinter dem Kloſtergebäude verſteckt zum Theil in den Felſen hinein gebaut war. Sie ſtunden hier, die gewöhnliche Zellviſitation erwartend, der Mann befahl ihnen ihre Reiſetaſchen und ihre Hirſchfanger (dergleichen damals jeder Reiſende, namentlich in dieſen Ländern, an ſich trug), abzulegen und ſich niederzuſetzen. Die beiden Reiſenden baten, das Geſchäft, das man mit ihnen habe, zu beſchleunigen, denn ſie ſollten noch vor Tiſche in der Stadt ſeyn; der Hausknecht, der in haſtiger Weiſe um ſie herumgieng und dabei ſie bald Brüder, bald Jäger nannte, ſagte: ſie müßten erſt bei ihm eſſen. Schultz erklärte ihm, daß dies nicht möglich ſey, denn ſie würden bis Mittag bei dem Kaufmann Pelz erwartet, dem ihre Ankunft ſchon durch Briefe angezeigt ſey. Der Mann ſagte: „Dahin könnt ihr nicht gehen, denn Herr Kaufmann Pelz iſt auf ſein Landgut gefahren und überdieß ſtehen am Thore der Stadt viele Soldaten, die euch

große Noth machen würden, weil jetzt ſtark geworben wird und ihr große Leute, dazu im Lande ganz fremde ſeyd. Ihr müßt bei mir bleiben bis gegen Abend, dann will ich mit euch gehen und euch, an der Stadt vorbei auf die rechte Straße nach Krakau bringen.

Ein ſolcher gewaltthätig zudringlicher Wirth, wie dieſer, war den beiden Reiſenden noch niemals und nirgends vorgekommen. Sie ſahen ſich bedenklich an und jeder von beiden hatte die Ahnung, daß hier unter dieſem Dache es nicht ſicher zu wohnen ſey. Dennoch blieben ſie noch ruhig, den weitren Verlauf dieſer ſeltſamen Nöthigung abwartend.

Ein Weib war da, welches ganz die Farbe und das übrige Ausſehen einer Zigeunerin hatte, und welches in widerwärtiger Weiſe auf die Fremden hinblickte; es war die Frau des Hauſes, ihr Mann fragte ſie haſtig, ob ſie das Eſſen noch nicht fertig habe. Die Frau bejahte dies und brachte alsbald eine Waſſerſuppe und einen Mehlbrei auf den Tiſch. Aber zu dieſen beiden Gerichten fehlte noch das Brod und der Wirth im grünen Rock mit den golddurchwirkten Knöpfen forderte von ſeinen Gäſten einen Schoſlack (ohngefähr ſechs Kreuzer) um Brod zu holen. Die beiden gaben ihm gern das Begehrte, weil ſie dabei ſeiner los zu werden und die Freiheit zu erlangen hofften, ſobald er aus dem Hauſe ſey auch ſich fort zu machen aus dieſem verdächtigen Obdach. Aber der Grünrock ſchloß, als er hinausgieng, die Hausthür hinter ſich zu und nirgends zeigte ſich ein Ausweg aus dem Gefängniß, denn nach hinten war es in den Felſen hineingebaut, die Fenſter, die nach vorn hinaus giengen, waren feſt, mit eiſernen Gitterſtäben verwahrt. Alle Räume, in die man blickte, glichen denen eines dumpfigen Kerkers.

Der Kerkermeiſter kam nach einiger Zeit wieder, in einem Schnupftuch brachte er allerhand Brocken von Brod, Semmeln und Pretzeln, wie man dergleichen den Bettlern einzuhändigen pflegt, zugleich aber zeigte er einen Ducaten hin, beklagte, daß er ihn habe nicht wechslen können und fragte seine Gäſte, ob ſie nicht denſelben ihm wechslen wollten? Die beiden Reiſenden erwiederten, daß wenn ſie Leute wären, welche ſich Ducaten einwechslen könnten, ſie nicht ſo ärmlich zu Fuße gehen würden. Uebrigens ließen ſie keine Muthloſigkeit noch Furcht an ſich bemerken, ſondern zwangen ſich etwas von den in der That nicht eben anlockenden Gerichten zu eſſen, welche die verdächtige Wirthin ihnen aufgetragen hatte. Als der Wirth ſie eſſen ſahe, forderte er abermals einen Schoſtak von ihnen, um Bier zu holen. Schultz äußerte, daß es die Frage ſey, ob er noch ſo viel bei ſich habe? Er zog hierauf ſeine Börſe, den abgeſchnittnen Socken von einem Zwirnſtrumpf aus der Taſche heraus, darin war etwa ein halber Gulden an ganz kleiner polniſcher Münze (Schilgern und Pultoracken) enthalten, aus dieſen legte er die geforderten ſechs Kreuzer zuſammen. Der Wirth ſahe ihn verwundert an und fragte, ob denn er und ſein Reiſegefährte kein andres Geld bei ſich führten als ſolche Bettelmünze. Schultz antwortete, daß ſie allerdings, wenn auch nicht Bettler, doch ſolche Leute ſeyen, welche von milden Gaben und Almoſen lebten und reiſten, daß ſie deshalb niemals viel Geld bei trügen. Er konnte dieſes, wie er in einer Anmerkung bezeugt, mit voller Wahrheit ſagen, denn die Kaſſe des Calembergiſchen Inſtitutes für Miſſionen unter den Juden, aus welcher die beiden Reiſenden ihren nothdürftigen Unterhalt empfingen, beſtund nur durch freiwillige, milde Beiträge und bei den Ausgaben, welche die Reiſen erforderten, war ſehr auf

die Gaſtfreundſchaft gerechnet, die ihnen an ſehr vielen Orten, dahin ſie kamen, von chriſtlichen Freunden erwieſen wurde, auch pflegten die Reiſenden, wo dies nur möglich war, nicht ſowohl baares Geld als Anweiſungen von einem Orte zum andern bei ſich zu führen, welcher mittelbar oder unmittelbar mit dem Halliſchen Inſtitut und ſeinen auswärtigen Geſchäftsführern in Verbindung ſtand.

Als der Wirth im grünen Rocke das Geld zum Bier empfangen hatte, gieng er fort, und ſchloß dabei abermals alle Thüren hinter ſich zu. Den beiden Reiſenden wurde ihre Lage immer bedenklicher. Das Haus, darin ſie ſich gefangen ſahen, glich einer wahren Räuberhöhle; ſie hatten allen Grund zu vermuthen, daß noch andre Diebsgeſellen in den Zimmern verborgen ſeyen, welche in den Berg hineingebaut waren und zu denen eine Thür aus ihrem Zimmer führte, die das alte Weib, wenn ſie hineingieng, eben ſo ſorgfältig hinter ſich zuſchloß als ihr Mann die nach außen führenden Thüren. Die gefangenen Männer ſtellten ſich an die Fenſter und blickten ſo weit ſie vermochten auf den vorbeiführenden Weg hinaus, in der Hoffnung, daß irgend ein Menſch in der Nähe vorbeikommen werde, den ſie um Hülfe anſchreien könnten. Aber dort zwiſchen die hohe Mauer des ſtillen Kloſters und den Bergfelſen mochte wohl nur ſelten ein Wandrer hingerathen. In dieſer angſtvollen Lage blieb nur ein Rettungsmittel: das war inniges Gebet zu Gott um ſeine Hülfe, nur eine Hoffnung, das war die, welche der feſtvertrauende Glaube gab.

Der Mann, der ſich den Titel eines Lieutenants beilegte, war indeß wiedergekommen mit ſeinem Bier. Er gieng, bald in unruhiger Haſt im Zimmer herum, bald in die kellerartige Kammer hinein, oder betrachtete mit unheimlichem

Blicke, als ob er ihre Kleider und Reiſetaſchen mit den Augen abſchätzen wolle, ſeine Gäſte und das was ſie an und bei ſich trugen. Auf ihre Fragen antwortete er nur kurz und abgebrochen, auf ihre Wünſche gleich jetzt, nicht erſt am Abend ſich auf den Weg zu machen, gar nicht. So vergiengen einige Stunden in ſtummer Erwartung und dennoch durch die Kraft, welche das Gebet gab in getroſter Hoffnung auf eine nahe Hülfe. Da ſchaute der ſogenannte Herr Lieutenant durchs Fenſter und bemerkte, daß ein vornehm gekleideter Herr: es war ein Adeliger, dem ein Diener in deutſcher Livre nachfolgte, des Weges an ſeinem Hauſe vorbeikam. Er mochte mit dieſem etwas für ihn ſelber ſehr Dringendes zu ſprechen haben, denn er lief ſo eilig und haſtig nach der Hausthür hinaus, daß er es vergaß die Stubenthür hinter ſich zuzuſchließen, doch trat er ſorgfältig den Ausweg bewachend nicht hinaus auf die Straße, ſondern blieb, indem er mit dem Herrn ſprach, unter ſeiner Hausthür ſtehen.

Den beiden Gefangenen war dieſer ihnen unbekannte Herr wie ein guter Engel, zu ihrer Rettung gekommen, ſie griffen, während der Wirth in eifrigem Geſpräch war, das der Andre bald abzubrechen und weiter zu gehen geſonnen ſchien, eilig nach ihren Reiſetaſchen und Hirſchfangern und liefen zur Zimmerthür hinaus nach der Hausthür. Der Wirth wollte ſie gewaltſam und ziemlich unſanft zurückſtoßen, wagte jedoch in der Gegenwart des Herrn es nicht ihnen gebieteriſch zu befehlen, ſondern bat ſie nur, daß ſie noch bleiben möchten, ſie aber drangen ſich kräftig zur Thür hinaus und ſprachen: „Es iſt endlich Zeit, daß wir weiter gehen.“ Der Grünrock mußte, aus Furcht vor dem vornehmen Herrn ſie ziehen laſſen, dieſer aber, indem ſie ehrerbietig grüßend an ihm vorbeigehen wollten, fragte ſie freundlich, wer ſie ſeyen? Candidaten

der Theologie, antworteten ſie. — Und wo kommen Sie her? — Zunächſt aus Warſchau. — Wohin wollen Sie gehen? — Nach Krakau. — Der Herr ſagte darauf: „Gott laſſe Seinen Engel vor Ihnen hergehen“ und die beiden, für ſeinen Segenswunſch von Herzen ihm dankend, giengen fröhlich ihres Weges.

Sie waren, wie bereits erwähnt, in der Meinung geſtanden, daß ſie ſchon bei den Mauern der Stadt und ganz nahe an ihren Thoren ſich befänden, beim Weitergehen bemerkten ſie aber bald ihren Irrthum, denn ſie hatten, jenſeits der langen Kloſtergartenmauern noch eine Viertelſtunde weit zu gehen, bis ſie zur krakauer Vorſtadt des alten, ziemlich weitläufig gebauten Lublin kamen. Hier traten ſie in ein Judenhaus ein, das eine Schenkwirthſchaft betrieb, um ſich näher über die angeblichen Unannehmlichkeiten zu erkundigen, die ihnen nach der Ausſage des verdächtigen Wirthes am Stadtthor drohen ſollten. Man ſetzte ihnen Bier vor, ſie tranken etwas, aber gleich bei dem erſten Schluck erhielten ihre Magen die Kraft jene widerwärtige und ungeſunde Speiſe von ſich zu geben, die man ihnen in der gefährlichen Zigeunerwirthſchaft aufgenöthigt hatte. Als die anweſenden Juden dieſe Art des Erbrechens, gleich wie nach einem genoſſenen Gifte ſahen, fragten ſie die beiden Gaſte ganz erſchrocken, was ihnen denn zugeſtoßen ſey? Die beiden Reiſenden beſchrieben ihnen, in welches Haus man ſie verlockt habe, welche Behandlung ſie dort erfahren, und auf welche Weiſe ſie entkommen ſeyen. Da ſprachen die Juden mit lauter Stimme ein hebräiſches Dankgebet und als ſie dieſes geendet hatten, riefen ſie: „Ja, Gott hat in Wahrheit ſeinen Engel geſandt und euch errettet. In jenes Haus hat man ſchon mehr Fremde hinein aber nicht wieder herauskommen ſehen.“

Etwa nach einer halben Stunde hatten ſich das Uebel befunden und die Neigung zum Erbrechen gegeben, die beiden Reiſenden konnten jetzt ohne weitre Beſchwerde trinken. Sie ließen da bei den wahrhaft freundlich theilnehmenden Leuten ihre Sachen und giengen in die Stadt. Dort an ihrem Thore überzeugten ſie ſich bald ſelber, daß, wie die Juden ihnen ſchon geſagt hatten, kein Wort von dem wahr ſey, was der angebliche Lieutenant von den Gefahren ihnen einreden wollte, welche die Werber ihnen bringen würden, denn die wachthabenden Soldaten fragten ſie zwar, wo ſie herkämen und wohin ſie wollten, aber der Offizier behandelte ſie durchaus ſehr freundlich und höflich und als er hörte, daß ſie nach dem Poſthauſe fragten, gab er ihnen einen von ſeinen Leuten mit, der ſie an die Poſt hinführte. Die Reiſenden waren nicht deßhalb dorthin gegangen, weil ſie etwa mit dem Poſtwagen weiter zu fahren gedachten, ſondern um den Poſtmeiſter, einen geborenen Deutſchen, Namens Gebhardt, zu beſuchen, einen Mann von ernſter, guter Geſinnung, der an der Wirkſamkeit des Calembergiſchen Inſtitutes und dieſer ſeinen beiden Sendboten den wärmſten, innigſten Antheil nahm. Auch der andre Freund, an welchen die Reiſenden namentlich empfohlen waren, Herr Kaufmann Pelz, war keineswegs auf ſein Landgut verreist, wie der lügenhafte Grünrock ſeinen gezwungenen Gästen versichert hatte, ſondern mußte als Kranker das Zimmer hüten. Unter und mit dieſen gleichgeſinnten, liebevollen vorher noch nie geſehenen Freunden brachten die beiden deutſchen Candidaten Stunden zu, welche ſie bald alle die Augenblicke der Angſt vergeſſen ließen, die ſie in der böſen Herberge, draußen vor der Stadt erduldet hatten, und welche ihnen für ihr ganzes noch übriges Leben eine theure Erinnrung blieben.

7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffbruches.

(Aus Galignanis Observer April 1848.)

Gegen das Ende des letzten englisch-amerikaniſchen Krieges marſchirte das kgl. Infanterie-Regiment Neu-Schottland unter dem Kommando des Oberſten Darling nach Quebek; dort erhielt es Befehl ſich zur Einſchiffung nach Halifax bereit zu halten. Ein ſchönes, nach Art einer Fregatte gebautes Schiff von 350 Tonnen, Erzherzog Carl genannt, wurde zur Ueberfahrt gemiethet und der rechte Flügel des Regimentes begab ſich an Bord deſſelben, beſtehend aus 11 Offizieren und 200 Gemeinen, zu denen noch 48 Weiber und Kinder kamen, ſo daß die ganze Zahl der an Bord befindlichen Perſonen mit der Schiffsmannſchaft gegen 300 betrug. Ein königlicher Lootſe war dem Schiff als Führer beigegeben, mit welchem es, bei friſchem N.O. Wind am 29. Mai 1816 unter Segel gieng. Am Abend des zehnten Tages kam man aus dem Golf des Lorenzſtromes heraus, und nachdem man ſich, wie man meinte, weit genug ſeewärts gehalten hatte, ließ der Lootſe den Curs nach Weſten nehmen, in der Erwartung ſchon am andern Tag in Halifax einzulaufen. Gegen ſieben Uhr des Abends zeigte ſich, bei übrigens reinem Himmel auf der Windſeite am Horizonte ein ſchwarzer Kreis, der ſich von N.O. nach S.W. zog, der wohlbekannte Vorläufer einer Nebelbank und bald hernach war das Schiff in einen jener dicken Nebel eingehüllt, die an jener Küſte ſo häufig ſind. Da man wußte, daß man in den Strich gekommen ſey, den die nach England ſeglenden Weſtindienfahrer einhalten, und da der Nebel unter ſtarkem Regen und unaufhörlichen Windſtößen ſich zu einer tiefen Schwärze

verdichtete, wurde eine Berathung unter den Marineoffizieren gehalten, und dieſe hielten mit dem Lootſen es für das Beſte den Curs, mit wenig Segeln, beizubehalten. Man ſtellte jetzt auf dem Vordertheil des Schiffes eine Wache auf, ließ von Zeit zu Zeit die Trommeln rühren, und wendete alle andre nöthige Vorſichtsmaßregeln an, um den Zuſammenſtoß mit einem andern Schiff zu vermeiden.

Nachdem dieſe Anſtalten getroffen waren, wollten ſich die, welche die Reihe der Wache nicht traf, in ihre Schlafſtätten begeben, um hier der Ruhe zu pflegen. Mehr als vielleicht die andern Alle bedurfte dieſer heute der Lieutenant Charles Stewart, der Held unſrer Rettungsgeſchichte, Anführer der Grenadiercompagnie, die ſich auf dem Schiffe befand. Ihm, dem rüſtigen, an beſtändige Thätigkeit gewöhnten jungen Manne hatte man, weil er brauchbar vor Andern war, mehr aufgebürdet als Andren; er hatte während der ganzen Fahrt kaum eine einzige Nacht ſich niedergelegt zum Schlafen, jetzt, das fühlte er, war ſeine Kraft der Erſchöpfung nahe. Er war ſo eben hinabgeſtiegen zu ſeiner Kajüte, da ließ der Oberſt ihn rufen und ſagte ihm, daß es ſein beſondrer Wunſch ſey, daß er, der Herr Lieutenant heute Nacht, bei der drohenden Gefahr, in welcher das Schiff ſich fände, auf dem Verdeck bliebe. Charles Stewart war ein zu guter Soldat, als daß er gegen den Befehl eine Einwendung verſucht hätte, er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, beſiegte die Neigung zum Schlaf, und nach wenig Minuten bezog er mit zehn Mann ſeiner Leute die Wache auf dem Vorderdeck, während Capitän Glennie mit andren zehn Mann auf das Hinterdeck poſtirt war. Der Regen ſtrömte unausgeſetzt herab; plötzliche Windſtöße und hochgehende See machten das Schiff ſtark rollen, die Nacht war ſo dunkel, der Nebel ſo dick,

daß man kaum das halbe Schiff überblicken konnte, da jedoch der königliche Lootſe ſelber am Steuerruder ſaß, war man ohne Sorgen.

Gegen 10 Uhr des Nachts rief der Späher auf dem Bugſpriet die Vorderwache an, und wies auf etwas, das er für ein Licht hielt. Lieutenant Stewart, der dasſelbe zu ſehen glaubte, begab ſich ſogleich auf das Hinterdeck um den Lootſen aufmerkſam zu machen, zu ſeinem Erſtaunen fand er hier den Oberſt Darling, der ſo eben dem Piloten ein Glas heißen Grogg (Rum mit Zuckerwaſſer) reichte. Auf ſeine Anzeige bekam Stewart eine unhöfliche Antwort vom Lootſen und vom Oberſten den Befehl ſich auf ſeinen Poſten zurück zu begeben. Nicht lange darauf ſchrie der Späher abermals „Licht" und Stewart ſahe deutlich etwas, das er für ein durch den Nebel blinkendes Licht (Schifferſignal zur Warnung vor Klippen) hielt; ſeiner Schuldigkeit gemäß meldete er zum zweiten Male ſeine Beobachtung. Die Antwort war: „Herr ich bin ſeit 25 Jahren königlicher Lootſe an dieſer Küſte; ich muß wiſſen wo ich bin" und der Oberſt, mit einiger Heftigkeit wies den Lieutenant auf ſeinen Poſten zurück. Nach dieſer zweimaligen Abweiſung enthielt ſich Stewart der weitren Berichte, er hielt, gebeugt von ſchwerer Ahnung ſtill auf ſeinem Poſten aus.

So gewiß der Lootſe ſeiner Sache zu ſeyn, und weit von der Küſte entfernt im freien Meer zu ſegeln wähnte, ergab ſich dennoch bald, daß das Schiff, auf eine freilich nicht zu enträthſelnde, vielleicht für den Piloten auch nicht zu entſchuldigende Weiſe zwiſchen die Jeddore-Felſen gerathen ſey, welche nur anderthalb Seemeilen von der Küſte und ſechzig Meilen von Halifax liegen.

Während Stewart mit ſeinen Leuten unter dem herabſtromenden Regen auf ſeinem Poſten ſtund, trug ſich etwas

ju, das zu jenen seltsamen Aeußerungen des Ahnungsvermögens und eines sogenannten zweiten Gesichtes gehörte, von denen die Seeleute in alter und neuer Zeit so manche Fälle zu erzählen wissen. Es war gegen halb zwölf Uhr des Nachts, als ein Matrose den Lieutenant auf einen dunklen Gegenstand aufmerksam machte, welcher mit Blitzesschnelle quer unter dem Bug vorbeifuhr, während man zugleich deutlich die Worte hörte: „Hütet euch vor den Klippen." Stewart ließ sogleich die Trommel schweigen, aber obgleich alle die auf dem Vorderdeck waren die tiefste Stille beobachteten, hörte man doch nichts weiter; man hielt das Ereigniß für eine Selbsttäuschung.

Gegen Mitternacht fühlte sich Stewart vom langen Wachen, von Nüchternheit und der Schwere seiner vom Regen triefenden Kleider so angegriffen, daß er das Verdeck auf einige Minuten verlassen mußte. Er war kaum in seine Kajüte hinabgekommen, hatte seinen Rock abgeworfen, und wollte etwas von den Erfrischungen genießen, die sein Oberst für ihn zurückgestellt hatte, da fühlte er, wie das Schiff mit furchtbarer Gewalt aufstieß. Er eilte aufs Verdeck; eine Sturzwelle hatte den hintern Theil des Schiffes getroffen, die Planken und das ganze Wachthaus fortgeführt und zwei Weiber, die darin schliefen über Bord, gespült. Unter dem Rasen einer tobenden See, im furchtbaren Dunkel der Nacht hörte man das Schreien der Weiber und Kinder, alle Gewalt über die Mannschaft war dahin, jede natürliche Ordnung aufgelöst; Männer verließen ihre Frauen, um nur sich selber zu retten, und Frauen flehten Andre um Hülfe an. Ein Offizier, sonst von unbescholtenem Muthe und als zärtlicher Gatte bekannt, kletterte, ohne auf die innigen, angstvollen Bitten seiner Gemahlin zu achten, am Takelwerk des Mittelmastes hinan, und

überließ ſie ihrem Schickſale. Die Gemahlin des Oberſt Darling, da ſie Stewarts Stimme erkannte, ſtürzte auf ihn zu, und bat, ſeine Kniee umfangend flehentlich, daß er ſie retten möge; nur mit der größeſten Mühe konnte er ſich losmachen, und nach dem Punkt der allgemeinen Gefahr eilen, wo ſeine Hülfe noth that.

Es zeigte ſich, daß das Schiff auf einen verborgnen Felſen geſtoßen ſei; die See brach ſich darüber und füllte alle ſeine Räume ſchnell mit Waſſer. Nur einige wenige von den am Bord befindlichen Menſchen wurden vom Waſſer in dem Augenblicke weggeſpült, als ſie ihre Lagerſtätte verließen, bei weitem die größere Zahl derſelben erreichte den Vordertheil des Schiffes, wo ſie dicht zuſammengedrängt den Morgen erwarteten. Dieſer kam endlich, und zur unbeſchreiblichen Freude für Alle ſahe man, in einer Entfernung von etwa 50 Ellen vom Schiffsüberreſt einen Felſen über das Meer hervorragen, an dem ſich die Wellen mit furchtbarer Gewalt brachen. Als eine einzige Hoffnung zur Rettung erſchien es, wenn es gelänge das Wrack des Schiffes durch ein Tau mit dieſem Felſen in Verbindung zu ſetzen. Aber wie und durch wen ſollte dies bei ſolchem Ungeſtüm des Meeres gelingen? Ein Seemann war auf dem Schiffe, der gepriefte in Gefahren von Allen, denn er hatte die Schlacht von Trafalgar mitgemacht und glücklich beſtanden, der konnte vielleicht rathen. Man ſuchte den hochgeachteten Trafalgarmann, aber — man fand ihn betrunken von Rum oder Arrak, am Boden der Branntweinkammer, die er, mitten in den Augenblicken der drohenden Gefahr mit einigen andern trinkluſtigen Geſellen erbrochen hatte, um ſich „die Bitterkeit des Todes zu vertreiben“. Andre hatten noch thörichter als jene, die Schiffskaſſe erbrochen, und ſich mit Goldſtücken beladen, deren Gewicht

ihnen bald nachher den Tod im Meere brachte. Die Gefahr wuchs in jedem Augenblick, da richteten ſich, wie durch einen gemeinſamen Inſtinkt geleitet, die Augen Aller auf Stewart, der mit gekreuzten Armen daſtand und ſinnend den Weg abmaß, der zwiſchen dem Schiff und dem Felſen zu durchſchwimmen war. Vergeblich hatte man die Matroſen aufgefordert hinüber zu ſchwimmen, ſie ſagten, dies ſey wegen der furchtbaren Brandung am Felſen unmöglich, die Soldaten aber kannten an jenem ſeltnen Offizier nicht nur eine außerordentliche Fertigkeit im Schwimmen, ſondern einen eben ſo außerordentlichen Heldenmuth. Seine Grenadiere fielen vor ihm auf die Knice, die andren Soldaten folgten ihrem Beiſpiel, alle baten, er ſolle ihr Leben retten. Stewart warf alle Kleider, bis auf Hemd und Beinkleider von ſich, ſchnallte ſeine Militärkappe feſt an, befeſtigte ein Tau um ſeinen Körper, ſtürzte ſich vom Fockſtag in die ſiedende Brandung, verſchwand aber ſogleich aus den Augen der Andren, denn er war unter das Schiff gerathen. Doch ſein Muth blieb Sieger; er arbeitete ſich aus dem Waſſer herauf und ſchwamm gegen den Felſen hin, auf den ihn eine ungeheure Woge ſo heftig hinſchleuderte, daß er geſtoßen und verwundet und dennoch ohne ein Glied zerbrochen zu haben, am Boden da lag. Er raffte ſich auf; aber der Fels war allerwärts mit ſchlüpfrig glattem Seegras bedeckt; an ſeinem Fuß wie an den Seiten zwar voller Unebenheiten, nirgends aber der Befeſtigung eines Taues günſtig. Endlich hatte er den Gipfel deſſelben erklommen, und hier gelang es ihm das Seil zu befeſtigen. Das viele Salzwaſſer, das er auf ſeinem Wege vom Schiff herüber geſchluckt hatte, wirkte in gewöhnlicher Weiſe; es regte in ihm einen überaus heftigen Durſt auf. In einer Höhlung des Felſens ſahe er klares Waſſer ſtehen, das er

für Regenwaſſer hielt, er ſchöpfte davon ſeine Kappe voll und trank begierig, bemerkte aber bald, daß es eben ſo ſalzig ſey als die Wogen, aus denen er ſo eben aufgetaucht war. Indeß wußten die Leute an Bord noch nicht einmal ob er noch lebe, noch weniger aber, daß er den Felſen glücklich erreicht habe. Auch Stewart bemerkte es, daß der dichte Nebel den Leuten auf dem Schiffe die Ausſicht zum Gipfel des Felſen eben ſo verſchlieſſen müſſe, als ihm die Ausſicht nach ihnen hin, er verſuchte es deshalb herabzuſteigen, um durch ſeinen Anblick und ſein tröſtliches Zuwinken die Schaar der Reiſegefährten aus ihrer bangen Sorge und Todesangſt zu befreien. Am Fuß des Felſen konnten ihn ſeine Leute ſehen, aber an die Seite, die gegen das Schiff hin lag, ſchlugen die Wogen ſo furchtbar an, daß es unmöglich war hier herabzuſteigen, er verſuchte es auf der andern Seite, glitt jedoch, von der hier faſt ſenkrechten, mit Seegras überdeckten Felſenwand hinab ins Meer. Die Glieder, von den Stößen an den Felſen gelähmt, vom Froſt erſtarrt, verſagten anfangs ihre Dienſte, der Geiſt aber zeigte ſich auch hier mächtiger als das Fleiſch: der Gedanke, daß von dem Gelingen ſeiner That das Leben der Dreihunderte auf dem Schiffswrack abhänge, gab ihm neue Kräfte, er rang ſich durch die Brandung hindurch nach der andern Seite des Felſen hin, auf deſſen harten, unebenen Grund ihn, nach einer halbſtündigen Anſtrengung eine Woge ſo gewaltſam hinſchleuderte, daß er blutend und wie zerſchlagen auf dem Rücken liegen blieb. Jetzt ſahen ihn ſeine ſchiffbrüchigen Gefährten, er erhob ſich, gab das verabredete Signal, daß ihm die Befeſtigung des Taues gelungen ſey, und alsbald erhoben Alle am Bord ein lautes Freudengeſchrei. Sie zogen das Tau an, und fanden daß es feſthielt.

Ein einziges Boot war dem Schiff noch übrig geblieben: die Jolle, in welche alsbald ein Matroſe ſich hinabließ und am Seile hingleitend ſie nach dem Felſen führte, an welchem er ein ſtärkeres Tau, das er mit ſich brachte, befeſtigte. Die Frauen und Kinder, ſo beſchloß man, ſollten jetzt zuerſt das Wrack verlaſſen, es wurden immer zwei und zwei Erwachſene, oder eine Mutter mit etlichen Kindern zuſammengebunden, weil das kleine Boot, in welchem zwei Matroſen das Ruder führten, eine größere Zahl nicht faſſen konnte.

Stewart hatte ſich überzeugt, daß die unebene und ſchlüpfrige Oberfläche des Felſens, auf welchem er, zum Heil Aller Fuß gefaßt hatte, für die große Zahl der Schiffbrüchigen nicht einmal einen hinreichenden Raum zum Stehen gewähren konne. Da zertheilte ſich, in dem Augenblick, wo er die Jolle mit der Gemahlin des Oberſten, ihren zwei Kindern und dem Regimentsarzt vom Schiffe abſtoßen ſahe, der Nebel gegen die Küſte hin, und ein andrer Felſen ward ſichtbar von bedeutenderer Höhe und etwas beträchtlicherem Umfange. Als das Boot ſich nahete, gab er den Matroſen ein Zeichen, das dieſe alsbald verſtanden; ſie ruderten nach jenem zweiten Felſen hin, an dem ſie die Brandung viel geringer fanden als an dem erſten, und deshalb ohne Schwierigkeit ihre Paſſagiere auf ihm abſetzten. Allmälig wurden auf dieſe Weiſe alle Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht, und während dieſes geſchahe, hatte man auch eine laufende Schlinge an dem Tau befeſtigt, das von dem Felſen, darauf Stewart ſich befand, hinüberreichte nach dem jetzt näher herangerückten Wrack des Schiffes, mittelſt welcher Vorrichtung alle Offiziere und viele Soldaten auf den feſten Boden kamen, noch ehe ihre Frauen aus der Todesgefahr errettet waren.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnt der Berichterſtatter, dem wir dieſe Rettungsgeſchichte verdanken, eines Vorfalles, welcher deutlich es zeigen kann, daß nicht alles das, was die Welt Liebe nennt, jene ächte Liebe ſey, die bis zum Tode treu, Alles erduldet, Alles erträgt. Als Hauptmann W. im Begriffe war an dem Tau hinüberzugleiten nach dem Schiffe, und dies ſeine Frau, welche, um nicht vom Waſſer hinweggefpült zu werden, am Maſtbaum angebunden war, bemerkte, hob ſie ihr kleines Kind in die Höhe und bat ihn mit lautem Weinen ſie nicht zu verlaſſen. Er war taub gegen all dieſe Bitten, blind gegen die Thranen der Frau; ohne nach ihr und dem Kind ſich umzuſehen, glitt er hinüber nach dem Felſen. Als er hier ankam, konnte ſich Stewart nicht enthalten, ihm mit Nachdrucke zu ſagen: „Sie werden wohl das Loos in eine Salzſäule verwandelt zu werden nicht zu gewarten haben, weil Sie ſich nicht umſchauen.“ Die arme Frau übrigens mit ihrem Kinde wurde auch glücklich gerettet.

Von den 300 an Bord befindlichen Menſchen kamen nur zehn im Waſſer um, und die Mehrzahl von dieſen waren ſolche, die ſich mit dem Gelde der Regimentskaſſe beladen hatten. Es erſcheint bemerkenswerth, wie das Wrack ſich gerade ſo lang über dem Waſſer hielt, bis auch der letzte Menſch von ihm gerettet war, denn wenige Minuten nachher wurde daſſelbe von einer überwältigenden Sturzwoge getroffen, es legte ſich auf die Seite und verſank.

Als jetzt die Frauen und Kinder alle auf dem weiter gegen die Küſte hin gelegenen, etwas höheren, die Männer auf dem näheren, niedreren Felſen untergebracht waren, bemerkte man, daß der letztere mit Menſchen zu ſehr überſetzt ſey, die ſich bei dem ſtarken Heranſchlagen der Wellen unmöglich lange halten konnten. Auch der andre, höhere

Felſen, auf dem die Frauen waren, hätte nicht für Alle, wohl aber noch für einen Theil der Schiffbrüchigen Raum gewährt. Da machte Oberſt Darling den Vorſchlag, daß die Offiziere in dem Boote auf denſelben hinübergeführt werden ſollten. Als die Soldaten dieſes hörten, erhoben ſie ſich einſtimmig dagegen; in einer ſolchen Zeit der Todesnoth, ſo ſagten ſie, könne nicht mehr Rang und Geburt ſondern nur das Loos entſcheiden, wer gerettet werden ſolle; den Oberſt Darling und einen andren Offizier trieben ſie zurück, als dieſelben hinab zum Boote gehen wollten, und wenn das kleine Fahrzeug nahe genug herangekommen wäre, wurden wenigſtens zwanzig Menſchen in daſſelbe hineingeſprungen, und mit ihm untergegangen ſeyn. Es war ein Augenblick der höchſten Aufregung und Verwirrung, jeder Verſuch die aufgebrachten Soldaten zu überreden oder ihnen zu befehlen war vergebens, jeder Einzelne ſchien nur an ſeine eigne Erhaltung zu denken.

Unter der enggedrängten Schaar der Stehenden lag Stewart, überſtrömt von dem Blute das aus ſeinen vielen Stoßwunden floß; man hielt ihn für einen Sterbenden oder bereits Todten. Seine herrliche Natur hatte jedoch in der tiefen Ohnmacht, darin er ſich befand, nur neue Kräfte geſammlet, das heftige Schreien und Toben der zankenden Männer erweckte ihn; er erhob ſich, ſtand auf ſeinen Füßen, und redete zunächſt die Soldaten an, deren Liebe und Vertrauen er in mancher gemeinſamen Noth und Gefahr ſich verdient hatte. „Der Tod," ſo ſprach er, „iſt für uns alle unvermeidlich, wenn wir lange ohne Hülfe hier auf dieſer Klippe, über welche die Meereswogen zuſammenſchlagen, verweilen müſſen, das einzige Mittel unſrer Rettung und Verbindung mit dem Lande iſt das Boot, geht uns dieſes verloren, dann iſt es unmöglich die Hülfe, deren

wir bedürfen, vom Lande herbeizurufen. Ihr ſeid britiſche Soldaten, ich bin es auch. Gleich einer der Eurigen will ich hier mit euch leben oder ſterben, und wenn ſich Gelegenheit zeigt, will ich der letzte von allen ſeyn, der den Felſen verläßt. Die Offiziere aber und die Matroſen laßt ruhig dahin fahren, wir bleiben hier brüderlich bei einander."

Es liegt in dem wahren, freudigen Heldenmuth auch für andre Seelen eine begeiſternde, Muth erregende Kraft; die Soldaten ordneten ſich, ſo gut es gehen wollte in ein Viereck um den Lieutenant her, und ließen die Offiziere ungehindert zum andren Felſen abfahren. Da das Boot immer nur zwei von dieſen auf einmal aufnehmen konnte, traf es ſich, daß bei der letzten Ueberfahrt nur einer darinnen ſaß. Dieſer rief Stewart zu, er ſolle zu ihm einſteigen, es ſey jetzt für ihn der letzte günſtige Augenblick das Leben zu retten, denn bald werde der Felſen unter Waſſer ſeyn. Der Lieutenant wies entſchieden den Antrag zurück; er werde, ſo rief er, wie ers verſprochen, mit ſeinen Soldaten leben oder ſterben. So waren nun die Offiziere ſammt dem Lootſen und den Matroſen alle in Sicherheit gebracht; Stewart mit 208 braven Soldaten ſtand ſchweigend, in ſtiller Erwartung der Hülfe Gottes oder des nahen Endes auf ſeinem Felſen da.

Nicht ohne Grund hatte der zuletzt hinwegfahrende Offizier den Lieutenant auf die groſſe Gefahr der nahe eintretenden Fluth aufmerkſam gemacht. Jener Jeddore Fels, darauf in dieſem Augenblick 209 Menſchen zuſammengedrangt waren, heißt bei den Schiffern der verſunkene Fels, weil er nur in der Zeit der Ebbe, und auch da nicht bei jedem Winde aus dem Meere hervorragt, während der Fluth aber, wenn nicht gerade ein kräftiger Nordoſtwind weht, immer wenigſtens 15 Fuß hoch vom Meer überdeckt wird. Der

königliche Lootſe, der überhaupt in dieſer Schiffsbruch-Geſchichte keine ſonderlich ehrenhafte Rolle ſpielt, wußte dieſes wohl und hatte es dem Oberſt Darling mitgetheilt, was dieſen zu ſeinem rückſichtsloſen Benehmen gegen die Soldaten bewogen haben mochte. Doch ſtatt der Menſchenhülfe, die ſich der armen Schaar entzog, waltete über dieſer eine andre, höhere Hülfe, denn gerade an jenem Tage wehete der einzige Wind der auch in der Fluthzeit den Felſen außer Waſſer hält: der Nordoſt.

Bald nachdem das Schiff untergegangen war, mußte die eingeſchloßne Luft die Verdecke geſprengt haben, denn das Meer wurde bedeckt von leichteren Gegenſtänden aus den Vorrathskammern, und von Soldatenbaggage; auch einige Leichname der Ertrunkenen ſchwammen heran. Das Meer hatte jetzt ſchon ſo viel von dem Felſen eingenommen, daß die Soldaten immer enger an einander rückend, zuletzt kaum mehr Raum genug fanden um zu ſtehen. Stewart, um die Schnelligkeit und Stärke des Anſteigens der Fluth zu bemeſſen, wies einen Sergeanten an, zwei Steine auf einen Felſenvorſprung zu legen, deſſen Oberfläche das Waſſer ſo eben beſpülte. Mit abgewendetem Geſicht wartete man kurze Zeit, als man aber herum ſahe, da waren die Steine verſchwunden. Vielleicht, ſo tröſtete man ſich, hatte ſie das Waſſer weggeſpült, man legte andre an einen etwas höheren Punkt, wurden dieſe vom Waſſer bedeckt, dann war Allen ein ſchnell heranrückendes Ende gewiß. Man wartete abermals ſchweigend eine kurze Zeit, als man ſich aber wieder umwendete, da ſahe man, zur unausſprechlichen Freude nicht nur die beiden zuletzt, ſondern auch die zuerſt gelegten Steine außer Waſſer.

In Folge des vielen Seewaſſers, das ſie durch Mund und Haut, aus den über ihnen zuſammenſchlagenden Wellen

eingezogen hatten, litten Alle an einem peinlichen Durſte. Da zeigte ſich etwas das Hülfe verſprach. Ein Sergeant bemerkte unter den vielen Gegenſtänden die aus dem Wrack aufſtiegen ein Faß, das gerade gegen den Felſen hintrieb. Er meldete dies dem Lieutenant und fügte hinzu, daß er es für ein Rumfaß halte. Stewart, der mit Recht von dem Genuß eines ſolchen ſtarken geiſtigen Getränkes in ihrem jetzigen Zuſtand für ſeine Leute die größeſte Gefahr fürchtete, gab dem Sergeanten den heimlichen Befehl, er ſolle einen großen Stein ſuchen und ſobald er das Faß erreichen könne, dieſem damit den Boden einſchlagen. Das Faß kam näher, aber der Sergeant ſtand vergeblich gegen ſein Anlaufen auf der Wache, denn eine mächtige Woge erfaßte daſſelbe und warf es ſo kräftig in die Mitte der Leute hinein, daß es mehrere von ihnen zu Boden ſchlug. Doch dieſem kleinen Schrecken einiger Weniger folgte alsbald eine große Freude Aller nach, denn das Faß enthielt nicht, wie der Sergeant gemeint hatte, Rum, ſondern reines Trinkwaſſer; es wurde geöffnet und Jeder genoß der Labung in vollem Maaße aus ſeiner Mütze. Mit der Stillung des unerträglichen Durſtes kehrten den armen Schiffbrüchigen neue Kraft und Lebensmuth zurück, man beſchloß ſich ein wenig Schlaf zu gönnen. Vor Allem waren die Soldaten darauf bedacht für ihren ermüdeten und verwundeten Führer ein bequemes Lager zu bereiten. Sie räumten von einer ebenen Stelle des Felſens, groß genug für ihn zum Liegen, das Seegras hinweg, an jede ſeiner Seiten legte ſich ein Mann um ihn zu erwärmen, andre legten ſich über dieſe beiden Kameraden hin, um ihn zu bedecken, ſo daß ſich über den Lieutenant eine Pyramide von Leibern bildete. Bald waren faſt alle ſo feſt eingeſchlafen, als wenn ſie in der bequemſten Lagerſtätte ruheten, doch hatte man vorher

eine abwechſelnde Wache beſtellt, zum Ausſpähen nach Rettungsbooten.

Das Meer ſpülte noch andre Gegenſtände aus dem Wrack herbei, der einzige von dieſen aber, der außer der Waſſertonne an den Felſen kam, war, als ſey er geſendet, ein Sprachrohr, welches wenige Stunden nachher den Schiffbrüchigen ſich ſehr nützlich erwies.

Der Tag gieng jetzt zu Ende, der Nebel hielt an, der Regen ſtrömte noch immer herab auf die arme Schaar der halbnackten Menſchen, während der Nordoſtwind ſchneidend kalt auf ihre durchnäßten Glieder wehete. Der Schlaf war von allen Augen gewichen, ſie ſtarrten in das tiefe Dunkel der Nacht hinaus, und die Stille wurde nur zuweilen auf wenige Augenblicke von dem Rufe: „ein Schiff, ein Schiff" unterbrochen, denn es zeigte ſich gleich darauf, daß eine heranſtürzende, mit weißem Schaum bedeckte Woge die Täuſchung erzeugt hatte. Dazu kam jetzt auch wieder das Eintreten der Fluth, welche höher anſtieg als das vorhergehende Mal, weil ſich der Wind etwas nach Weſt umgeſetzt hatte. So eng aneinandergepreßt, daß die in der Mitte ſtehenden kaum zu athmen vermochten, dachten wohl Alle nur an das nahe Ende; wer dies konnte, der betete mit Mund und Herzen. Schon lange war den Unglücklichen mit der Hoffnung zugleich ſelbſt die Kraft der Selbſttauſchung vergangen, man hörte von keinem mehr den Ausruf: „ein Schiff, ein Schiff."

Da, als Keiner mehr an Hülfe dachte, erſchien plötzlich ein Licht ſo roth als Blut und gleich nachher wurde mitten in dem dichten Nebel ein Schiff bemerkbar. Das laute Freudengeſchrei, das die Schiffbrüchigen erhoben, bezeugte es den zu ihrer Rettung Ausgeſendeten, daß der Aetien noch nicht überfluthet ſey, daß, was ſie nicht gehofft

hatten, die geſtrandete Mannſchaft noch lebe. Wie man ſpäter erfuhr, hatten die Matroſen in der Jolle nach langem Bemühen drei große, zum Fiſchfang ausgerüſtete Fahrzeuge aufgefunden, eines von dieſen hatte die Offiziere und Frauen von ihrem Felſen an die Küſte geführt, zwei hatten auch noch in der ſpäten Nacht die See gehalten, um ſich nach den Soldaten umzuſehen, obgleich ſie ihren Rettungsverſuch für vergeblich hielten, weil ſie der Meinung waren, der „verſunkene Felſen" ſey ſchon längſt hoch vom Meer überfluthet worden. An der Spitze ihrer Maſtbäume hatten ſie in Glasglocken Lichter angebracht, davon eines zuerſt von den Soldaten bemerkt worden war.

Die größeren Fahrzeuge muſten ſich, um nicht zu ſcheitern, in vorſichtiger Entfernung vom Felſen halten, man ſendete jedoch einen kleinen Nachen zu dieſem hin. Stewart rief die Matroſen, die im Nachen waren, durch das Sprachrohr an und fragte, wie viel Mann ſie auf einmal aufnehmen könnten? Jene antworteten: elf und fügten zugleich die Ermahnung bei, daß die Einſteigenden auf die Deining achten und gerade in dem Augenblick wenn dieſe ihn emporhübe in den Nachen hineinſpringen ſollten. Der Lieutenant ließ hierauf alle ſeine Leute, je elf und elf ſich in Reihe und Glied ſtellen, was in ſolcher Ordnung wie auf einer Parade, von ihnen vollzogen wurde, warnte ſie dann vor ungeſtümem Hinzudrängen und belehrte ſie genau über die Weiſe, wie ſie ins Boot einſteigen ſollten. Neunzehnmal fuhr der Nachen mitten im Dunkel der Nacht glücklich von den Schiffen her und mit ſeiner Menſchenladung wohlbehalten zurück, erſt beim neunzehnten Male, mit den letzten Soldaten ſchiffte der edle, heldenmuthige Lieutenant Stewart ſich ein. Gottes gute, rettende Hand, denn dieſe hatte hierbei in einer offenkundigen Weiſe mitgewirkt, hatte die

That ſeines freudigen Heldenmuthes und Glaubens geſegnet, er war der Retter von 208, ja mit den andern von 300 Menſchen geworden. Die Freude an dem Gelingen ſeiner That mag wohl der vorzüglichſte Lohn derſelben geweſen ſeyn; weder ſein Oberſt Darling noch der Hauptmann W. noch der königliche Lootſe ſcheinen ſeiner Empfehlung und der Würdigung ſeines Verdienſtes bei der oberen Behörde ſich angenommen zu haben, denn wir leſen zu unſerm Erſtaunen, daß Charles Stewart erſt 16 Jahre nachher (1832) eine Beförderung, zur Stelle eines Hauptmannes außer Dienſt erfahren habe.

Wir fügen der Erzählung dieſes Schiffbruches und der Rettung aus ſeinen Gefahren nach Galignanis Observer nur noch, die dort mehrmalen ausgeſprochne Verſicherung bei, daß die Geſchichte, bis auf ihre kleinſten Züge eine wahrhafte, durch keine Ausſchmückung entſtellte ſey.

3123

Die Alter der Kunst.

Zur

freundlichen Begleitung

durch

die Kunsthallen der Münchener Glyptothek

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Besonderer Abdruck aus der vierten Auflage der „Geschichte der Seele" des Verfassers.

München.
Literarisch-artistische Anstalt.
1850.

Den Herren

Joſeph Schlotthauer,

Inſpector und Profeſſor bei der Akademie der bildenden Künſte,

und

Clemens Zimmermann,

Director der General-Gemäldegallerie zu München,

den

trefflichen, würdigen Gehülfen des Meiſters Cornelius

bei

der Vollendung der Freskomalereien in den Sälen der Glyptothek

als geringes Denkzeichen

vieljähriger Freundſchaft und herzlicher Liebe

gewidmet

vom Verfaſſer.

Die Kunſt. *)

Die Geſchichte der Kunſt erſcheinet dem Forſcher der irdiſchen Dinge und des raſtloſen Mühens und Drängens der Menſchen gleich einem hehren Gebäude, welches, in ſchweigender Majeſtät, abgeſchloſſen und fern ſtehet von dem Lärmen der Gaſſen. Es bekräftiget ſich an dem lebendigen Odem, welcher aus dieſen Hallen wehet, der Geiſt des Menſchen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des

*) Dem Inhalt des Nachſtehenden liegt die Anſchauung eines Schauhauſes der bildenden Künſte zu Grunde, welches der Verfaſſer an ſeinem Wohnort vor Augen hatte. Die Münchener Glyptothek enthält in ihren Räumen eine eben ſo glückliche als geiſtvolle Auswahl von Kunſtwerken des Alterthumes, welche in ihrer ſinnreichen Anordnung eine höchſt befriedigende Ueberſicht über die Entwicklungsperioden der Kunſt gewähren. Das was uns da die Aufeinanderfolge der Werke des Meißels über den innern Urſprung und den äußeren Lebensgang der Kunſt lehrt, das hat der tiefſinnige Geiſt eines Peter Cornelius in der gewaltigen Zeichenſprache ſeines Pinſels an den Wand- und Deckengemälden dargeſtellt, welche einen Theil des Innenraumes des Gebäudes verherrlichen. Indem ſich der Verfaſſer ganz an die Reihenfolge der ſinnlichen Anſchauungen anſchließt, deutet er zuerſt auf einige Züge der Außengeſtalt des Gebäudes (die Lyra am Giebel u. ſ. w.) hin und folgt hernach in beſchreibender Weiſe der Ordnung der Säle.

Lebens tauchet; hier beut ihm ſelber der Mittag eine erquickende Kühle, und am Abend ruhet das ernſter blickende Auge gern noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menſchentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung, faſt am Angelpunkte des Sternenhimmels (ſo lehret die berechnende Aſtronomie) das Bild der Leyer geſtanden, andeutend jene alte, Orpheiſche Leyer, deren Töne dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung, ſo ſtehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunſt zugleich mit dem Menſchen ſelber in dem lyriſchen Weltenalter geboren, und es ſind die Töne einer Lyra im Innern des Menſchen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmoniſch zum Tempelgebäu geordnet. Acht ſind der Säulen, die dem Eingang voranſtehen; acht ſind der Künſte, durch welche der Menſch die umgebende Welt und den eignen Leib zu einem Tempel des anfänglich ſchaffenden Geiſtes und der ewigen Schönheit geſtaltet. Denn durch vier von ihnen: die Kunſt des Bauens und Bildens, die Kunſt des Malens und der Muſik, weihet derſelbe die Körper der äußeren Natur zum Dienſt des höheren, geiſtigen Lebens; vier aber: der Geſang und die lebendig beſchreibende Rede, die harmoniſche Haltung und die belebende Bewegung der Glieder, laſſen auf den eignen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch welches das ſichtbare Weſen des Menſchen, wie ſeine Erde, zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang geweſen.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen ſich uns die Pforten, weile mit mir, ſo dir anders der treumeinende Wille gefällt, welcher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geſchichte der Kunſt.

Es gehet unſer Weg zuerſt gen Weſten.*) Hier ſind die Denkſäulen und Fußtritte einer Kunſt, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines ſinkenden Tages beſcheinet. Du kennſt jenes Volk des Alterthums, welches im beengten Thale, den Fluß entlang gewohnet, im Thale, zu dem ſich in Weſten die Todtenſtille der Wüſte, nach Oſten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres geſellt, und deſſen Boden der anſchwellende Strom alljährlich unter ſeine Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Waſſers herrlicher wieder hervergrüne. Du kenneſt das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes ſelbſt zu ſeinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernſt der Gräber mit dem Feuer der Becher ſich vermiſche; das Volk, welches, das Thal hinan, ganze Städte der Todten erbaut, und zum Himmel an die ungeheure Laſt der Steine gethürmt, als wolle es mit dieſem vergeblichen Bemühen die Laſt des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menſchen nur Eines gewiß ſey: der Tod, und daß des Lebens Herrlichkeit und ſeine Luſt vergehen, wenn ſie noch kaum die Lippe des Dürſtenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der Aegyptier, wie in ihrer Kunſt, die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten: einer Trauer, welche ſelbſt den Feſtgeſang der Schnitterinnen, zur Zeit der Ernte, in ein Wehklagen an Iſis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieſer Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod ſelbſt des unſterblich gebornen Geſchlechtes geſehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Oſiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem

*) In dieſer Richtung tritt man vom Vorhofe aus in den ägyptiſchen Saal.

lieblichen Spiel und dem ersten Erwachen des Sehnens die unausweichbare Nähe des Todes mit untröstlichem Schmerz ergriffen, läßet sich der Aegyptier von jedem Steine, welchem seine Hand die stumme Sprache der Bilder gelehrt, die Versicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben sey, und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Diese Hoffnung muß ihm dann nicht bloß der immer erneute Lauf der mächtigen Gestirne, sondern selbst der armselige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumiensarge der Puppe zum geflügelten Insect erwacht. Es wird jedoch durch allen Trost, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Priester und die geheimen Weihen dargeboten, das beständige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben und seiner Lust noch nicht gestillt, bis die Kunst selber dem schwerlich Scheidenden versprechen, daß sie ihn zur Gruft begleiten, daß sie da, beim Scheine der Todtenlampe, noch zur Seele reden wolle, von der nicht auf immer hinweggenommenen Lust der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegyptier pflegte deßhalb das stille Haus der Todten mehr zu schmücken als die Wohnung der Lebendigen: denn dort erwartet, nach seiner alten Lehre, die Seele ein langes, sichres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unsichre Bleiben nur einige schnell vergehende Jahre. So ward die Kunst der Aegyptier großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum siehe, in allen diesen Gestalten derselbe unbewegliche Ernst eines Todtenangesichtes, die Glieder meist angelegt an den Leib, als hätte sie das Erstarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geschickte Hand der Aegyptier den verweslichen Leichnam zur unverweslichen Mumie gemacht: so ist selbst das Schaffen der Kunst in dieser fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur, von riesen-

haſter Art, waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren ſelber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes, der Lyra, deren Geſpann mit Saiten Hermes zuerſt in Aegypten verſucht, Töne nur eines tiefen Ernſtes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

Der Ernſt iſt gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilſam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket, und wenn der Geiſt der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz iſt nicht des Lebens einziger Lehrmeiſter, und das Tönen der Lyra iſt dem Menſchen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum ſelber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigſten Pyramiden, „den Götterverächter," vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, welches Gott dem Menſchen beſchert, die Geſtalt und das Gedächtniß des eignen armſeligen Leibes nicht laſſen, ſondern durch eigne Macht dem leicht zerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen? Findet doch der Menſch erſt dann ſich ſelber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbſt und ſeiner vergänglichen Luſt wie Noth zu vergeſſen. Darum ſiehe, eine neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem andren Bewegen.

Hier, auf laſurblauem Grunde, leuchten uns goldne Sterne.*) Bilder ſtehen umher aus den Zeiten der alten griechiſchen Kunſt, da ſich der Menſch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Geſtirne, wie des Feuers am Herde, bei dem Bewegen des rieſelnden Quelles, wie beim Rauſchen

*) Der Verf. ſchildert jetzt den Eindruck, den die Betrachtung des „Sternumwölbten Saales" mit ſeinen etruskiſchen und altgriechiſchen Kunſtwerken auf die Seele macht.

im Wipfel des Baumes, einer unſichtbaren Welt des Geiſtigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Geſtirn weben, wie im feſten Geſtein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr lauſchet, ob nicht vielleicht aus des Unſichtbaren Abgrund ein tödtender Schreck nahe; und wo es die Kunſt gewagt, aus dem Holze Geſtalten oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat ſie in ihre Gebilde, ſo gut ſie es vermocht, die Züge der ſchreckenden Gewalt und eines unannahbaren Ernſtes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues ſchaffender Kraft iſt nur die Liebe, und Furcht iſt in der Liebe nicht. Darum hat dieſe Zeit der Heroenkämpfe, mit den Schrecken der Natur, auf der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer, in der Cyklopen unzerſtörbarer Art gelernt, und dieſes eifriger geübt, als das erhabnere Geſchäft des Bauens der Tempel und das ſtille, friedlichere Werk des Geſtaltens der Kunſt.

Nach der Nacht der Dädaliſchen Mühe, in der, am Feuer des Herdes, die Cyklopen das Achilleiſche Schild geſchmiedet, auf welchem, weil ſich die Kunſt mit Andeutungen begnügt, das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechiſchen Kunſt. Siehe dort*) den Tempel von ehrwürdig doriſcher Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene, beflügelnd hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der aſiatiſchen Küſte. Laomedons Leichnam hier, und dort des Patrokles, ſind der Kampfpreis der Männerſchlacht. Mächtig bewegt ſind die kräftigen Glieder, zierlich geſchmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, ſtatt

*) Im Saale der Aegineten.

zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in dieſen Geſtalten das Feſthalten immer an der einen Form des Heldenangeſichtes, welche bei allen wiederkehret? Iſt es nicht die ſtaunende Ehrfurcht der Kunſt, vor dem erſten Gelingen des eignen Werkes, welche den Geiſt hier gefeſſelt, daß ihm die Trennung von dieſem lieblichen, früheſten Begegnen des lange Geſuchten ſo ſchwer geworden? Es wird indeß der heranwachſenden Kunſt nur auf einige Augenblicke geſtattet, das eigne Angeſicht im Spiegel zu beſchauen und ſeiner ſich zu erfreuen. Wie der einzelne Menſch des eignen Selbſt und der vergänglichen Geſtalt des Leibes, ſo ſoll auch jene des Gelingens der eignen ſtrebenden Kraft vergeſſen, damit eine andre, höhere Kraft ſie erfaſſen und zum neuen Werk des Lebens geſtalten könne.

Es nahet der Geiſt des Menſchen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, deſto mehr der Gränze eines Seyns, welches mächtiger iſt, als das eigne Seyn in dem Leibe der Vergänglichkeit; die Kraft, wenn ſie endlich bei dem Schein des eignen Lichtes aus der dunklen Tiefe zur Höhe gekommen, erblicket hier eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lampe überſtrahlet. Hier ergibt ſich dann der Geiſt eines Phidias, der Gewalt, welche höher iſt, als die des fleißig ſinnenden Menſchen. Jenes Angeſicht des allkräftigen und doch zugleich das Seufzen der vergänglichen Noth erhörenden Gottes hat nicht die von frühe an, bis zum Abend geſchäftige Mühe, nicht der oft berechnende Verſtand erfunden; ſondern wie der Lichtſtrahl, der ohne mein Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöffnete Gemäuer fällt, iſt, von oben her, in den ſchaffenden Geiſt des Menſchen das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen, deren Wohlgefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern geweſen, bei den Menſchenkindern zu wohnen, und vor ihnen, wie in ihnen, ſichtbar ſich zu geſtalten. Was aus den Werken von der

Hand eines Onatas oder Ageladas, was aus diesem Apollo, dem Musageten,*) und aus Artemis, was von Pallas und Ceres mich anblickt, das ist nicht die Gestalt und Schöne, nicht die geistige Anmuth des einzelnen Menschen, welcher, gleich den Blumen des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; sondern es ist die Gestalt jener ewigen Fülle (εἱμαρμένη nach §. 31) selber, welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt und welche in unvergänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Reiz des Sterblichen schwebet; sie selber die Geberin und Quelle dieses schnell vorübereilenden Reizes.

Eine Begeisterung denn, welche den Menschen über den eignen Leib und über das Werk der sterblichen Hand erhebt, ist es, die zum Erfassen jener ewigen Fülle, die zum Anschauen des Urbildes führet. Wohlan denn, mein Freund, folge mir weiter zu einer Lehre der alten Kunst, welche dir, in der Sprache der Gestalten, sagt, was diese Begeisterung sey, welche die Seele der eignen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegyptier und ihre Kunst haben zu dir ohne Aufhören von dem Tode gesprochen; dennoch hat dich diese Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod sey? denn es ist, so sagt ein altes Buch, in der Behausung der Todten nicht Kunst, noch Verstand, noch Ordnung. Die Furcht des Todes spricht mit unvernehmlicher Stimme, und der Schrecken weiß nicht, was er sagt. Hat dich das Murmeln jener Gräber glauben gemacht, der Grund des Todes sey von leiblicher Art: — es sterbe der Mensch, weil etwa das Gefäß und der Weg der ernährenden Fluth im Innern des Leibes ungangbar geworden und sich verschlossen, oder aus ähnlicher

*) Gegenstände des Apollosaales der Glyptothek.

Urſach, — glaube du dann dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende Seele niemals den Leib verlaſſen, das Leben des irdiſchen Menſchen würde dem Anlauf der Jahrtauſende trotzen, mehr noch als die Gebirge des Atlas, deſſen Rücken des Himmels Gewölb trägt; zöge nicht eine andre, mächtigere Gewalt, als die des Leibes iſt, die Seele aus der geliebten Stätte des Wohnens. Denn aus zweien Naturen beſteht der Menſch, deren eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der irdiſchen Stoffe, nach dem Geſetz der leiblichen Schwere, hinabwärts gezogen wird zum Boden; die andre aber wird von dem Geſetz einer andren Schwere gehalten, denn auf ſie wirket unabläſſig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur: der Welt der Geiſter. Leukothea's Waſſerhuhn, wenn du verſchloſſen im Gemäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter geſtreut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem andern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth von außen herein durchs Gemäuer, da erhebt ſich Leukothea's Vogel, jauchzend vor Luſt, in das den andren furchtbare Element, und tauchet freudig in das noch nie geſehene Meer. So woget beſtändig, um die Burg des leiblichen Lebens, ein übergewaltiges, geiſtiges Element: bereit das Verwandte, Geiſtige, das im Menſchen wohnet, in ſich aufzunehmen und mit ſich zu entführen. Du höreſt das Rauſchen des vorüberziehenden Stromes, gleich dem Anſchlagen der Flügel des Sturmwindes am Gemäuer. Dionyſos iſt es, mit dem Getümmel des Thiaſos, welcher vorüberzeucht, Dionyſos, deſſen Nähe das verwandte, im Innern der Menſchennatur verſchloſſene Element freudig vernimmt. *)

*) Hindeutungen auf den Inhalt des Bachusſaales, wo Bacchus als Kind auf den Armen der Pflegerin Leukothea und eine Anzahl andere auf den Mythenkreis von Bacchus bezügliche Meiſterwerke zuſammengeſtellt ſind.

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Armen der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden Silen, und hier als Epheben, welcher ſchon ſelber dem Zug der Begeiſterung gefolgt übers Gebirg und hin durch das waldige Thal. Wie der kräftige Hauch, der vom ſchnell rauſchenden Gewäſſer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieſer Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, innres Bewegen, das du ſchon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeiſterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieſer mächtige Hauch die Seele mit ſich hinausgeführt an das Ufer der Geiſterwelt: in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beſchattet die Glieder; *) dort aber brach die Fluth ſelber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages ſagt dir, daß des Thiaſos Macht eine Seele mit ſich hinübergeführt, nicht nur ans Ufer, ſondern in das ſtille Meer der Geiſterwelt ſelber: Leukothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen: daß der nämliche hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeiſterung über ſich ſelber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug ſey, der ſie als Tod gänzlich hinausführt aus dem Leibe, iſt ſchon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin ſie der mächtige Zug reißt, ſich wohlbefinde und lebe, bedarf ſie, wie im irdiſchen Leben, eines Leibes, welchen der Thiaſos nicht gibt. Denn es iſt eine Begeiſterung, welche die Seele hinaufwärts führet, und es gibt ein andres Bewegen, der Begeiſterung verwandt, welches den innren Menſchen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich ſie die Lehre vom Thiaſos gekannt, erſtarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch

*) Dargeſtellt in dem bewundernswürdigen Bild des Schlafenden (dem ſogenannten Berberiniſchen Faun).

immer blickt, neben den Aphroditiſchen Reizen, aus der Natur das entſetzliche Haupt der Gorgone, und Athene's Schlangen, vom Meer her, droben ſelbſt dem beſten Bemühen des Menſchen.*) Auch die hohe Kunſt, o Jüngling, wie alles Menſchliche, haben bald die Schlangen des Eitlen umſtrickt; es war der freie Emporſchwung zum Urbilde nicht von beſtändiger Dauer, ſondern mit ſeinen ehernen Banden ereilte den aufſtrebenden Geiſt der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die ſchnelle Nacht ereilet. Wie? iſt denn ſelber das Geiſtige vergänglich, und ergreift die Vernichtung ſelbſt das unſterblich Geborne, ſobald es ſich geſellt zum ſterblichen Geſchlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern, und wird auf dieſer ſchönen Erde das ſterbliche Fleiſch ohne Aufhören herrſchen über den Geiſt?

Die Fragen ſind ernſt, o Jüngling! und ihre Beantwortung ſchwer. Denn ſiehe, es iſt Griechenlands Kunſt und geiſtige Kraft einer eignen, innern Macht des Geiſtigen, nicht der Gewalt von außen erlegen. Sie iſt von ſelber aus der alten Wohnſtätte gewichen, nicht erſt durch das ungeheure Getös der Waffen und die fremde Herrſchergewalt der hohen Roma verſcheucht worden, als die erſten der Cornelier: die beiden Scipionen, die Stadt des ehernen Geſchlechts zur Siegerin über den Weltkreis erhoben. Laß uns hier, in dieſer Halle, der ernſten Fragen gedenken. Es iſt da um uns, in dieſen Gebilden, ein innres Bewegen, gleich dem Rauſchen der Waſſerfälle von Terni, welche einſt den geiſtig mächtigſten der Cornelier Roms, den Forſcher der Geſchichte: Tacitus, geboren.**)

*) Hindeutungen auf den Inhalt des Niobiden-Saales.

**) Von hier an tritt der Inhalt des § zunächſt in Beziehung mit den bedeutungsvollen Kunſtwerken der Fensäle und der Vorhalle des

Ein Hoffen im Menschen, fester als der Tod und mächtiger als des Todes Banden, saget dem strebenden Geiste in allen seinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrschaft des Niedern über ihn einst enden, daß aus den Flammen der Schmerzen, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufschwung kommen werde, zum Sieg und zur Herrschergewalt ohne Ende. Dann wird nicht mehr, wie vorhin, dem ewigen Sehnen der Brust die bald ermattende, die bald ergrauende Kraft des Tithon, nicht mehr dem übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen des Geistes die Unmacht des Fleisches vermählt, sondern es umfängt in ewiger Jugendkraft den Geist ein Seyn und Wesen der verwandten Natur: ein Leib und Glieder von geistiger Art. — Siehe hier Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglichkeit Mühe den Becher reicht, und Phöbus Apollo, welcher den Gesang der Musen entflammet. Hier nahet nicht mehr der Fußtritt der Horen, daß er die Eiche des Hains entblättre und nach des Sommers kurzer Lust den Winter heraufführe, sondern es wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Lebensbäume gesehen; Ariadne's Gestirn hat der Begeisterung die Bahn zu den Hallen des Lichts gewiesen, da die Weisheit nicht mehr nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Gestalt des schnellen Vogels gesehen, sondern ohne Aufhören geschaut wird: es lächelt freudig der Vater der Götter, und dem alten Zorn, des Unsterblichen gegen das Sterbliche, sind die Waffen genommen.

Gebäudes, mit den Wand- und Deckengemälden des Peter v. Cornelius, des begeisterten Sehers des Vergangenen und des Künftigen.

In dem ersten dieser Säle: dem Götterſaal, bildet Aurora das Hauptbild des Gewölbviertels, welches Aurora mit Tithonus als Jüngling, links dieselbe mit Tithonus als verwelktem Greise darstellt. An der Wand die Götter des Olymp, in deren Kreis Hercules eintritt, dem Hebe den Becher reicht, während von einer andern Seite Ariadne und Bacchus sich nahen.

„Du zuversichtliches Hoffen in der Brust des Menschen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum spricht die Gegenwart über das mühselige Loos des Menschen so ganz anders, als du sprichst? Sage, was hemmte denn immer den geistigen Lauf nach dem Siegespreis, was kehrte stets, unvermerkt, die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innren, es gebot zuweilen selbst den Wogen des übergewaltigen Elements; Galathea reichte dem Geist des Menschen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da brauf'te die verheerende Fluth von neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele, und nicht bloß Aktäon, da er in niederer Vermessenheit sich dem Göttlichen genaht, wird bald nach dem Augenblick des innren Entzückens von Hunden zerrissen; sondern es sinkt auch Hyacinth, welchen der Gott freiwillig zum Gefährten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand selber, die ihn vorhin zur Genossenschaft des Göttlichen erhoben." *)

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: der Gott des Lichtes und der hohen Begeisterung, er lenket selber den Wagen der Sonne über das sterbliche Geschlecht, und blühende Segnungen strömen herab von dem hehren Gestirn zur Tiefe; vor seinem mächtigen, alltäglichen Aufsteigen zum Mittage gehen, nach jenem alten Festgesange der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittags an, das königliche Gestirn begrüßen, und lebensschwanger, mit ihm sich in die Stille der keimenden Nacht versenken. —

*) Sowohl dieser als der auf ihn folgende Satz steht in Beziehung mit dem Sinn einiger andrer Decken- und Wandgemälde des sogenannten Götterſaales, darstellend das Geschick von Aktäon, von Hyacinth, Phaëton, Cygnus, Helios sowie den Tageslauf und der Horen Wechsel.

So empfängt auch der Geiſt des Menſchen die Segnungen einer belebenden Weihe von oben, wenn er ſich, in ſchweigendem Gehorſam, ihrem Walten dahin gibt, und nicht ſelten hat ſich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit ſelber zu dem ſüßen Traume des willenlos Schlafenden genaht. Aber, wehe! — Der Eigenwille des Menſchen hat ſelbſt mit ſeiner beengten Macht und Kunſt den Wagen des belebenden Geſtirnes lenken, hat ſich ſelber das Leben der innren Begeiſterung machen wollen, welche nur Gott ſchaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabſteußt, wehklaget Cygnus im Geſang. Siehe Phaetons Fall und der Schweſtern Trauer. Iſt dieß vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwacht am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore ſchritt ſeitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die ſchnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernſte, bleiche Schläfer an ſeiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht. — So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menſchen und dem einzelnen Geſchlecht der Früchte eſſenden Männer, ſondern ſie haben ſelbſt der hohen Kunſt des Alterthums den Faden bis zum beſtimmten Ziel verlängert, alsdann durchſchnitten.

Auf dem Angeſicht der Todten ſtehet zuletzt, mit unverrückbaren Zügen, des Lebens vorherrſchendes Sehnen, des Lebens mächtigſt waltender Gedanke. Welches Geheimniß des tiefſten innren Strebens und Sehnens ſpricht ſich denn im Angeſicht dieſer hehren Kunſt des Alterthums aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es iſt das Sehnen, es iſt das Streben der ächten und wahren Kunſt aller Zeiten, und ſiehe hier iſt ſein andeutendes Bild: Orpheus, mit der beſeligenden Töne Gewalt, Orpheus, deſſen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet, zu der Dinge Ausgang. Es

iſt Eurydice, es iſt des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger geſucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter als das Donnern von Siſyphus Felſenlaſt; Eurydice ſtehet genaht, blickend mit des Heimwehes tiefeſter Luſt und Schmerzen in des Sehnenden Auge. — Lauſchend ſäumet ja ſelbſt am Ufer des Stromes Charon, furchtloſer nahet eines Kindes Seele, des Cerberus Rachen, mit dem beſänftigenden Biſſen; denn jenen hat ſchon der Ton der Lyra und des Geſanges gezähmt. Das raſtloſe Drängen zum vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden ſtehet auf einige Augenblicke ſtill, denn es hat das Lied: von des Friedens ewiger Macht, ſelbſt auf das Auge der wahnſinnigen Wuth der Parzen den Schlaf ergoſſen, welches ſonſt beſtändig die Ruhe ſcheucht; ſchweigend horchen des Todes Herrſcher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, nur der enthüllende Blick in das Thun der Menſchen, ſchweiget nicht. — Orpheus ſoll das theure, verlorne Gut des Lebens von neuem umfangen, wenn er, hinauf zum Tage kehrend, ſich enthält, mit irdiſchen Augen das zu beſchauen, das nicht irdiſch iſt. *)

Wohlan denn, o Menſch, ſo ſagt uns das Bild; lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeiſterten Kunſt. Es ſuchet der Geiſt im Innren beſtändig, ſeitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in dieſem ſich verleiblichte, das verlorne Gewand einer andren, höheren Leiblichkeit, welche ſein war vor dem Staube, und

*) In dem hier vorſtehenden Satze hatte der Verf. das Wandgemälde links vom Fenſter vor Augen. Er hat dieſes durch ſeine Nachbildungen vielſeitig bekannt gewordene Bild niemals ohne tiefe Bewegung der Theilnahme betrachten können. Es gibt, was hier nur im Abbild dargeſtellt iſt, eine Macht, die gewaltiger iſt als das Reich und die Kräfte des Todes, ſie liegt aber außer und über dem Bereich des Seyns und des Erkennens der Sinnen.

welche, wenn ihm einſt „der Sieger auf dem Grabe ſtehet,“ ſein werden ſoll, nach dem Staube. Dieſes Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, ſuchet denn auch jene bildende, geſtaltende Kraft des Menſchengeiſtes, welche wir Kunſt nennen, mit unſtillbarem Sehnen. Oefters ſchon hat ſich, im Laufe der Menſchenzeiten, der heißerſehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat ſich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur dann nicht immer der mit irdiſchem Maßſtabe meſſende, nur Vergängliches erfaſſende Verſtand die kurze Wonne zerſtört. Du verkehrte Art des Epimetheus,*) welche immer zurück und nach unten, auf das Weſenloſe und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben ſchauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß noch die Hoffnung, zum Troſte der ſchnell dahinwelkenden Menſchen, geblieben, die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, es würde dann ewig, und ohne Linderung, der Geyer freſſen an des Gefeſſelten Leber, und kein Herakles löste das eherne Band der Verzweiflung. Darum, o Jüngling! wenn dein Auge nachdenkend der Geſchichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier iſt Ilions Fall:**) Priamus, ſterbend geneigt, Hekate ſtarret im ſtummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andromache's Auge, da des Achilleus Sproß des theuern Hektors Luſt, den Aſtyanax, dem Arm entreißet: ſchweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eignen Zukunft.

*) Beziehung auf die Gemälde der kleinen Vorhalle.

**) Die Gemälde des trojaniſchen Saales, deren Eindruck der Verf. ſich hier hingab, ſind nach Cornelius' Entwürfen von Schlotthauer und Zimmermann ausgeführt, und neben ihnen hat die Hand des frühe vollendeten Schwanthaler ihre für die Erinnerung deſſen, der ſie geliebt, unvergänglichen Spuren hinterlaſſen.

Aber ſiehe, aus dem rauchenden Gemäuer gehet unverſehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren Geſchlechts hervor: Aeneas mit des Julus Jugend; Kaſſandra's Begeiſtrung, erhoben über das eigne Wehe, verkündet ein nahe künftiges Weh dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch, als des Aeneas Kraft, und des Julus Zukunft, gehet hervor, aus der Saat von Blut und dem Staub der Zerſtörung; ein Höheres noch, als Kaſſandra's Begeiſtrung, erwachet bei dem Getös der ſtürzenden Mauern. Denn das Jammergeſchrei der Beſiegten, wie das Jauchzen der Sieger, wird zum Geſang der Muſe, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Oſten, über die Inſeln des Meeres, über alle Länder der Menſchen wehet, und welcher, in unvergänglicher Friſche, den Weg der Jahrtauſende bis zu uns gefunden. Es weckt, in Hellas Stämmen, Homers Geſang das Leben der Begeiſterung, und wie einſt der Atreiden Schlachtruf ſie vor Ilions Mauern verſammlet, ſo rufet jetzt das Lied der Helden ſie alle zum gemeinſamen geiſtigen Werk des Lebens. Denn an Aſiens Küſten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönet der Geſang wider: vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryſeis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menſchen mit ſchnellem Geſchoß getödtet. Es ertönet der Geſang von des Odyſſeus und Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris ſchimpflicher Rettung, und dem Kampf der ſterblichen Männer gegen die ſeligen Götter. Der Geſang von Patroklo's Tod und des Achilles Rachegeſchrei als Athene, neben ihm ſtehend, durch der Gorgone Haupt Entſetzen ergoſſen auf den anſtürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromache's Abſchied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam, mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des doriſchen, wie des joniſchen Jünglinges und der Bewohner der Inſeln.

Univ. Bibl. Berlin

Es iſt der erſte Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen im leiblichen Menſchen zuerſt die Kraft der Stimme und Sprache aufkeimet, ein Weinen; und der Schmerz iſt das erſte nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang iſt ein geiſtiges Ilion erſtanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das ſterbliche Fleiſch am Gewand der alten Kunſt, mußte untergehen, damit aus ſeinem Staube das geiſtige Leben erſtehe; Ilions Fall und geiſtige Verklärung iſt ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innre Geſchichte des Menſchen und ſeiner Kunſt.

Laß uns denn, o Jüngling, von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunſt der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungenen Fleißes erfreut und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche, die Führer der alten Zeit, auch uns Führer auf der Bahn des geiſtigen Strebens geweſen.*) Milde blickend erſcheinen unter den Bildniſſen der Herrſcher, hier Veſpaſianus und Titus, dort mit Ruhm gekrönet der Herrſcher in Frieden, Auguſtus, doch neben ihm Julia Pia. Es ſchimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunſt noch am zierlichen Getäfel des Bodens, herrlich ſtrahlet dort der aufgehende Vollmond herein auf das jüngſtgeborne Tagwerk der Kunſt, und ſiehe, bald wird die Sonne leuchten in Thors kräftigen Eichenwald, und auf die Meiſter-Werkſtatt im Thal der Schwäne.**)

Der irdiſche Leib der alten Kunſt denn, wie Ilion einſt, war verſunken im Strom der Zeit, herrlich aber; getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub ſich der neue,

*) Der Herrenſaal und der Römerſaal.

**) Anſpielend auf Thorwaldſens und Schwanthalers Kunſtſchöpfungen.

der geiſtige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeiſtrung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiaſos; vor dieſem göttlichen Kinde redet der Geiſt andre, tiefer dringende Worte, als vor des Jakchos blühender Kindheit; dieſe Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Troſt ſpricht, ſind andre, als die des Laokoon; dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in feſtes Geſtein, ſondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieſes Antlitz, voll feſten, zuverſichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Bruſt in Demuth es fühle, daß der Arm, in der Geſtalt des ſchwachen Kindes, des Lebens Anfang und Ende trägt. *) Doch zu der Betrachtung dieſes neuen, höheren Auferſtehens der Kunſt vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Erläuternde Bemerkungen. Es lag ganz außer dem Plane des Verfaſſers im vorſtehenden §. ſelbſt nur einen flüchtigen Umriß von der Geſchichte der Kunſt zu geben, vielmehr wollte er nur auf ein pſychiſches Naturgeſetz hindeuten, welches in dem allmählichen Hervortreten und in der Entwicklung des Kunſttriebes der Menſchenvölker ſich kundgibt. Darauf hindeuten daß die Kunſt nur aus einem höhern geiſtigen Antrieb ihre Weihe und ihre eigentliche Lebenskraft empfange. Zu dieſem Zwecke genügten die hier zuſammengeſtellten einzelnen Züge aus der Geſchichte der alten Kunſt, namentlich der Griechen.

Ueber die Kunſtanſchauungen, auf welche der §. ſich bezog, vergl. m. die Beſchreibung der Glyptothek S. Maj. des König Ludwig I von Baiern von Leo v. Klenze und Ludwig Schorn. Dann den Katalog der Pinakothek von Dillis und Dr. Ernſt Förſters: München, ein Handbuch für Fremde und Einheimiſche, mit beſondrer Berückſichtigung der Kunſtſchätze dieſer Reſidenzſtadt.

*) Der Verfaſſer weiſet in dieſer Stelle auf die Werke der alten chriſtlichen Meiſter zunächſt aus der niederdeutſchen Schule, namentlich auf die Anbetung der Könige, den Tod der Maria, den Chriſtophorus u. m. a. hin, die ſich aus der vormaligen Boiſſerée'ſchen Sammlung in der Münchener Pinakothek aufgeſtellt finden.

Die acht oben erwähnten Künſte: Baukunſt und Bildhauerkunſt, Malerei und Muſik, Dichtkunſt (Geſang) und Redekunſt, Mimik (Tanz) und Gymnaſtik wurden alle, in der Zeit des claſſiſchen Alterthums, mit gleichem Eifer geübt.

Ueber das, was oben von der Beziehung geſagt worden, in welche das Alterthum die bachiſche Begeiſterung mit der Urſache des Todes ſetzte, vergleiche man den Inhalt des §. 22 d. B., wo das Gleiche aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewieſen wird.

Wir gehen nun zu einigen weiteren Erläuterungen über den Inhalt des vorſtehenden §. über, wobei wir als hinreichend für unſeren diesmaligen Zweck vorzugsweiſe nur die Geſchichte der alten Kunſt vor Augen haben werden.

Zu den älteſten bisher bekannt gewordenen Werken der Baukunſt gehören die des alten Babylon, welche auf der Weſtſeite der Stadt gelegen ſind, in welcher Straßen von unabſehbarer Länge rechtwinklicht ſich durchſchnitten. Dieſe Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babyloniſch-aſſyriſchen Dynaſtie der (der älteſten überhaupt, welche die Geſchichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der erſten Weltmonarchie bewohnten, erſcheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backſteinen; denn dieſe, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Aſphalt (von Is am Euphrat) und Mörtellagen verbunden, mußten die Stelle der Quaderſteine vertreten, welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat ſich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten: des Thurmes zu Babel und ſpäter zugleich Tempel des Baals. Dieſe Ruinen, welche 3 Stunden Wegs vom Euphrat entfernt ſind, lagen dennoch, nach dem Zeugniſſe der Alten, in der Mitte der Stadt. In dem untern Theile war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem in Fuß hohen Bild desſelben ſich befand, das über einem hölzernen Kern, dick mit Goldblech beſchlagen war. Jenes Viereck war von dem unterſten Theile des hier 600 Fuß im Durchmeſſer haltenden Thurmes umgeben, der ſich weiter in 8 Terraſſen bis zu einer Höhe erhob, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im oberſten Stockwerke fand ſich der heiligſte Theil des Tempelgebäudes, in welchem kein Bild, ſondern nur ein Tiſch und Ruhebette für den Gott geſtanden. (Maurice Rich. Memoir on the Ruins of Babylon in von Hammers Fundgruben 3tem Band und deſſelben Observations on the Ruins of Babylon. Lond. 1816, ſo wie ſeine Topography of ancient Babylon in der Archeol. Britann. S. XVIII. 243.) — Auch Niebuhrs (II, 290) und Ker

Porters Reisen. — Was man sonst an Kunstgebilden unter den Ruinen des älteren Babylon gefunden, das umfaßt, wie bei den ältesten Aegyptiern, meist nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenständen: ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre; m. s. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtausend vor Christus hinanreicht, haben die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst, deren Richtung, fast unverändert, wie die ernsten Gesichtszüge eines Todten, selbst in den kleinsten Werken der bildenden Kunst, bei jenem Volk anderthalb Jahrtausende lang sich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phtha, durch Manes (2235 vor Christus) begründet, durch Sesostris (1473 vor Christus) und seine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden sich keine Spuren mehr; von sehr hohem Alter erscheint jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche), gestützt von Kolossen, und es zeigt sich uns die Hauptrichtung der Baukunst des alten Aegyptens noch deutlich genug in den Ruinen von Theben, dessen älteste Gebäude aus der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus sind. Der Umfang der Ruinen beträgt gegen 9 Stunden Weges. Es waren die einzelnen Tempel (neben ihnen die Paläste der alten Herrscher) durch Alleen von Sphinxen unter sich verbunden, deren eine (die zwischen dem Tempel bei Luksor und dem bei Karnak) 6156 Fuß Länge hat. Anderwärts bestanden diese Alleen aus kolossalen Widderstatuen oder Säulen. Es standen insgemein vor dem äußersten Vorhof zwei Obelisken; Pylone oder pyramidale Doppelthürme (Φηκαί) waren am Eingang, wahrscheinlich den Beobachtungen der Gestirne geweiht, wozu Claudius Ptolemäus (nach Olympiodor) noch die πηκαί τοῦ κανώβου, in denen er zugleich wohnte, vierzig Jahre lang benutzte. Der zweite, unansehnlichste Theil des Tempels: eine von Mauern umschlossene Säulenhalle, zeigt abermals am Eingange die quadratisch-pyramidalen Doppelthürme oder Pylonen, in deren Innrem Treppen zur Plattform des Giebels hinaufführen. Das Licht fällt sparsam in die Tempelsäle dieser zweiten Abtheilung hinein, welche öfters Gestalten des Thierkreises und andere auf die Beobachtung des Sternlaufes und der Zeiten hindeutende Bilder enthalten. Endlich so ist die dritte Abtheilung des Tempels, die Cella (ναός) ohne Säulen, von mehreren Mauern umfaßt und niedriger als die anderen Theile. Hier waren die Mumien jener geheiligten Thiere verwahrt, welche ein sichtbares Sinnbild des unsichtbaren Gottes seyn sollten.

So verrieth sich sogar hierin die oben im §. erwähnte, merkwürdige Begründung der ägyptischen Kunst, auf eine Ansicht des

Todes, welche der freieren, höheren Richtung der griechischen Kunst fremd war. Dieses starre Festhalten am Leichnam (schon Philo nennt in seinem Buch de confus. linguar. Bd. Opp. I. 415. die Aegyptier *οι φιλοσώματοι γένος*), dieses Streben, durch menschliche Kunst und Sorgfalt dem todten Leibe ein Seyn der Ewigkeit zu geben, offenbart sich aber noch mehr in den augenfälligsten, rieſenhaftesten Denkmalern der ägyptischen Baukunst: in jenen, welche der Aufbewahrung der Todten bestimmt gewesen. Zwar die Hauptwerke der *νεκρόπολις* von Theben: der Todtenvorstadt, welche an der Westseite der Stadt gelegen, fallen erst in ihrer ganzen ungeheuern Ausdehnung, durch die Vorberge hindurch bis zum Raume der libyschen Wüste, einer tiefer eindringenden und länger verweilenden Forschung in die Augen; sie sind aber nicht minder mächtig als die hohen Pyramiden. Mit Recht nennt sie Ritter (Erdkunde I. 1822, S. 747 nach Jomard Descr. p. 311) eine Niederlage aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegyptier. Denn in diesen Todtenarnsten, nicht in den Burgerbauern aus Backsteinen, wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht; „weil das Leben nur kurz, der Aufenthalt der Seele im Todtenhause aber, nach der Lehre der Seelenwandlung, so lang dauerte, als noch der Leib fortbestand." (Die Einwohner von Memphis, so erzählt Diodor I. 51, halten die Zeit des diesseitigen Lebens für sehr gering, um so höher aber das Leben der Ruhe nach dem Tode. Sie nennen deßhalb die Wohnungen der Lebendigen nur Nachtherbergen, und geben sich deßhalb wenig Mühe mit dem Erbauen ihrer Hauser, während sie auf die der Grabmäler unglaubliche Kosten verwenden.) Dankbarkeit, Pietät gegen die Todten, waren die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Statte auf das feierlichste, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Eingange zu den Katakomben, welche in einen feinkornigen Kalkstein gegraben sind, stehen zu zwei und mehreren (bis zu zwölfen) parallel, wie die Röhrenöffnungen einer Panflote, weßhalb solche Mundungsrohren auch bei den Alten den Namen Syrinx erhielten. So wie man durch eine Oeffnung eindringt, erweitert sich der innere Verlauf in Gange, Gemacher, Seitenkammern und Hallen, von denen öfters Treppen hinabführen in die Tiefe. Auf dem Boden der langen Corridore zeigen sich nicht selten Brunnen- oder schachtartig hinablaufende Tiefen. An allen Wanden, wie am Boden umher, ruhten in diesen Kammern die einbalsamirten Leichname beisammen. In einem von Belzoni (Voy. II. 378) entdeckten und beschriebenen königlichen Grabmal, dessen Kostbarkeiten noch zum großen Theile vorhanden und unzerstört schienen, fanden sich 180 Figuren in natürlicher

Größe, von welche 3 — 4 Fuß hoch waren, 2000 bis 6 Zoll große, hieroglyphische Figuren, an sonstiger Hieroglyphenschrift aber eine so unabsehbare Masse, daß Ricci allein im ersten Gange 22,000 Zeichen fand. Der schöne Sarg von Alabaster war geplündert.

An Grabmälern denn, welche den Leib aus Staub gebildet selber, und an Statuen welche die vergängliche Gestalt des Leibes der Ewigkeit erhalten sollten, hat sich die alte ägyptische Kunst entwickelt und geübt. Denn jene Memnonskolosse des alten Thebens, von den Arabern Tama und Chama genannt, welche 61 Fuß hoch, weit über den Akazienwald der Einöde emporragen, und welche, wie die tausendfaltigen umhergestreuten Trümmer bezeugen, nicht die einzigen hier ehedem aufgestellten gewesen, schienen nur Bilder vormals lebender Herrscher, wie schon Sesostris in dem Tempel des Phtha zu Memphis sechs Bildsäulen seiner Familie setzen ließ. Unfern der beiden erwähnten Kolosse zeigt sich das Grabmal des Osymandyas oder Memnon Jomander; die Decken der einzelnen Gemächer auf azurblauem Grunde mit goldnen Sternen besäet, an den Wänden Darstellungen von Schlachten, Jagden u. s.

Grabmäler vor Allem waren auch die Pyramiden, deren erste Cheops (Suphis I) erbaute. Die größte ägyptische Pyramide, bei Ghizeh, ist 716½ Fuß lang, 428½ Fuß hoch, sie besteht aus 203 Steinlagen, jede von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll Höhe. Hunderttausend Menschen arbeiteten an ihr, nach Herodot, 30 Jahre lang. Die Grundflächen aller Pyramiden sind genau nach den Weltgegenden orientirt; der innere Kern bestand bei den größern aus Kalksteinen, welche mit feinerem Gesteine (Sienit, Granit, Porphyr) überkleidet waren; diese Ueberkleidung selber, die später großentheils hinweggerissen worden, war polirt und mit Sculpturarbeiten versehen, in welchem Zweige der Kunst die alteren Aegyptier so viel gearbeitet, daß man allein bei dem uralten Tempel von Cône, dessen 4,000 Quadratfuß betragende Oberfläche dicht mit Hieroglyphen bedeckt ist, berechnet hat, daß diese Bildnereien auch von 30 zugleich arbeitenden Künstlern erst in drei Jahren vollendet werden konnten. Den Eingang zum Innern der Pyramide verschließt ein einziger Stein. Gänge führen zu verschiedenen Kammern, die ansehnlichste von allen enthielt den Sarkophag des Königs.

So schienen auch die Gestalt und Einrichtung der unterirdischen Syringen, in welchen die geheimen Weihen vollzogen wurden, wie auch diese Weihen selber, nur die Erinnerung und den Gedanken an Grab und Tod festhalten zu wollen, während die Hieroglyphen-Inschrift der zum Theil 70 und 80 Fuß hohen Obelisken die Wohlthaten der Herrscher und Thaten der Götter preisen.

Die Form und Einrichtung der Göttertempel war selbst bei der Einrichtung der Königspalaste beibehalten, nur mit dem Unterschied, daß hier der dritte, hintere Theil, welcher die eigentlich bewohnbaren Gemächer für die Lebenden enthielt, der größte von allen, dort der kleinste war. Dennoch erhob sich auch hier öfters, wie nach Diodor am Palast des Osymandyas zu Theben, über alle andern Theile des Wohnhauses während des Lebens, das an jenen sich anschließende Grabmal, welches der Herrscher noch bei seinen Lebzeiten zur Verewigung des eignen Leichnams errichtete.

Außer dem Riesenhaften wird an der bildenden Kunst der Aegyptier, namentlich an der Steinsculptur, welche jedoch fast immer nur im Dienst der Baukunst gewesen, die meisterhafte Sicherheit bewundert, mit welcher dem festesten Gestein ein gewisses Ideal der Menschengestalt aufgeprägt ist, das freilich mehr aus der Betrachtung der ernsten Ruhe eines Todten, als des frisch bewegten Lebens hervorgegangen scheint. Denn bei den sitzenden Bildern herrscht die tiefste Ruhe und einförmigste Regelmäßigkeit der Stellung; bei den stehenden sind die Arme todt und starr an den Körper gelegt. Dennoch verfehlt der einfache Schwung der Hauptlinien nicht seinen Eindruck, und glücklicher noch als die Menschenform, so wie auch lebendiger als diese, erscheint öfters die Form des Thieres aufgefaßt. Die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier sind von einem nicht minder scharfen Umriß; gefärbt wurden bei ihnen selbst die Statuen.

Was die Musik der alten Aegyptier betrifft, so wissen wir aus Demetrius Phalereus, daß die Priester statt eines Hymnus der Götter die sieben Ur- oder Stammlaute in den Tönen der Oktave einen nach dem andern sangen, welches Unitone an innerer Vollständigkeit die Flöte und das Saitenspiel überstimmte. Es wird der Sinn dieses eigenthümlichen „Verschallens von Tönen" aus einer Stelle bei Eusebius (praep. evang.) deutlich: „Mich, den erhabenen, den unvergänglichen Gott, preisen die sieben Buchstaben der Stammlaute als den rastlosen Vater alles Entstandenen. Ich, des Weltbaues unzerstörbare Leyer, habe die Stimmen der Weltenbewegungen geordnet zum Einklang." — Eigentliche Gymnastik war den meisten Aegyptiern fremd; das mimische Bewegen der Tänze entsprach dem engbeschränkten Einerlei ihrer Kunstgebilde.

Ungleich jünger als die ägyptischen erscheinen die neuerdings in Indien bewunderten Denkmäler der Baukunst und Sculptur. Die Blüthezeit der indischen sogenannten Kunst scheint mit Recht in die fruchtreiche Aera des Vikramaditya gesetzt zu werden, welcher im Jahre 56 n. Chr. starb. Die älteste Erwähnung der indischen

Bauwerke, in der Weise der Höhlentempel zu Elephante, Carli u. s. geschieht von Bardesanes, der um die Zeit des Heliogabalus lebte (Porphyr. bei Stob. Eccl. Phys., in Müllers Handb. d. Arch. d. K. S. 279). Riesenhaft mächtig, wie diese Gebäude sind (das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttausende der Pilgrime zu fassen), fehlt ihnen meist der Geist der harmonischen Anordnung; es sind einzelne wohlgelungene Gebilde, aufs wunderlichste mit den häßlichsten und unsymmetrischsten zusammengestellt, als habe hier der Zufall gewaltet, wie bei dem Entstehen der Säulen jener Höhlentempel, deren Dicke und Höhe ohne alle Ordnung und Symmetrie auf- und nebeneinander folgt; oder als habe bei diesen phantastischen Regungen des Kunstdranges der Menschennatur, vorwaltend noch jenes ungebändigte, bildende Princip geherrscht, das die bizarren, leichten Formen der Insectenkörper neben dem eckig schwerfälligen Leib des Frosches und dem der bunten Schlange gestaltet. Widerwärtig und an einen schon tief versunkenen Zustand des etwa 500 Jahre vor Christus in größerer Reinheit entstandnen Buddha-Dienstes erinnernd, erscheinen die Gräuelscenen der Darstellungen in Elephante (wovon aus Townly's Sammlung einzelne das brittische Museum enthält), in denen die niedrigste, thierische Wollust vergöttert wird. — Es blühte jedoch auch in Vicramatibya's Zeit die lieblicher und würdiger entfaltete Dichtkunst der Inder, welche an Kalidas die noch jetzt kräftige, geistvolle Blüthe der Sakontala getragen. Die Musik hat sich bei den Indiern schwerlich über die leichtere Region der Tanzgesänge erhoben, der Tanz scheint schon in ziemlich alter Zeit jener üppige gewesen zu seyn, der sich noch bei den jetzigen Bajaderen erhalten hat.

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der historisch bekannten Völker jener Länder hinaufzureichen scheint, finden sich in Afrika (Heerens Ideen II, 363), noch mehr jedoch in Europa, die ungeheuren Bauwerke der sogenannt cyklopischen Art (*Τίρυνς τειχιόεσσα* Il. II, v. 559; *κυκλώδεα ἀμφίκτιον τείχη* Electr. v. 1167). Es sind an diesen die vieleckigen Steine, von mächtiger Größe, zum Theil unbehauen (*ἄργοι*) und ohne Verbindungsmittel auf einander gethürmt, die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt (*τίρυνς*), oder noch öfter und bei den eigentlich hierher gehörigen Gebäuden, wie in Mykena und Argos, kunstvoll behauen, und genau, wie einzelne Maschen des organischen Zellgewebes, zusammengefügt. Die Thore dieser fast unzerstörbar festen Gemäuer sind meist pyramidal. In Argolis finden sich zehn cyklopische Ruinen, häufig sind sie in Epeiros. Italien hat Mauern der zweiten cyklopischen (kunstvolleren) Art in den Ländern der alten Herniker (herna,

Felsen), Marser und Sabiner (Cora, Norba, Signia, Präneste, Alatrium, Arpinum, Anagnia, Alba Fucentia), wo freilich, so weit dieß die Geschichte weiß, kein Volk gewohnt, dem man diese Bauwerke zuschreiben könnte (Niebuhrs röm. Gesch. I. S. 112 d. a. A.). Sie finden sich jedoch auch vereinzelt im Volskerlande (Circeji, Fondi), in Sicilien (Kamikos, Eryx Diod. IV, 78), sind neuerdings in Sardinien in den sogenannten Nurraghen wieder aufgefunden, waren jedoch dort schon den Alten bekannt (Diod. IV, 30; Pausan. 17. 4). Auch die höchst merkwürdige torre de' Giganti auf Gozzo (Gaulos) scheint zu dem Geschlecht der cyklopischen Gemäuer zu gehören (der Temple antédiluvien von Mazzara, Kunstbl. 1829. Nr. 7, m. v. Houel, Voy. pitt. T. IV, pl. 205 und über dieses alles Müller a. a. O. S. 27 u. 149).

Die eigentliche, höhere Kunst, frei dem Berufe des Menschengeistes folgend, entfaltet sich erst bei den Griechen. Schon die ältesten Bauwerke dieses Volkes, welche die Geschichte der Kunst, der Zeit des Entstehens nach, zunächst an die cyklopischen Gemäuer reiht, zeigen die eigenthümliche, lebenskräftige Richtung. Es sind dieß die festen Burgen der alten heroischen Zeit, bestimmt zur sichern Wohnung der Lebendigen; dann die domartig gebauten Schatzhäuser und die unterirdischen Gewölbe der Tempel, bestimmt, nicht zur Aufbewahrung von einbalsamirten Thieren und Menschenleichen, sondern von jenen kostbaren Geräthen und edlem Erz, an welchem der lebende Mensch seine Freude hat. Es waren mithin nicht der Schauer und das Schrecken, sondern die Lust der Augen und der Gebrauch des Lebens, welchem schon die ältere Baukunst der Griechen gedient, während die Arbeiten in metallnem und hölzernem Geräth großentheils Waffen, zum Schmuck und zur Bekräftigung der Heldenleiber, Becher und andere Geschirre, so wie kostbare Sessel, zur Pflege der Lebenden, umfaßten. An der diesem Heroenalter beliebten metallenen Bekleidung, zur Sicherung und Zierde zugleich, nahmen selbst die unterirdischen Gebäude (οἶκοι) Theil, welche an Tempeln wie an Königshäusern inwendig öfters mit ehernen Platten ausgelegt waren. Die Bestattung der Helden, durch lieblich-kräftige Spiele der Lebenden gefeiert, geschah in kegelförmig aufgeworfenen Hügeln, χώματα genannt.

Nachdem dann auf diese Weise die griechische Baukunst zuerst den Grund des Bestehens gesichert, zuerst an dem Erbauen von festem Gemäuer und Gewölben sich geübt, erhob sich dieselbe alsbald am Bau und an der Auszierung der Tempel zu einem höheren Aufschwung. An die dorische Baukunst, welche in dauerhafterem Gestein die ältere, dem Auge theuer gewordene Form der hölzernen Tempel nachgebildet, schloß sich die reicher verzierende korinthische

an; neben beide tritt, als ein von den Landern des Ostens ein gewanderter Fremdling, die jonische Baukunst, mit ihren schlankeren, weiter gestellten Säulen, welche sich westlich nach Asien bis zu den alten Gebauden von Persepolis verzweigt. Auf alte dorische Weise waren das Heraon von Olympia, auf korinthische (meist mit dem Dach der Marmorziegel, von Pytheos erfunden) die Tempel des alten Korinth, auf jonische jener zu Ephesus erbaut, dessen Säulen 8 Diameter hoch gewesen (Vitruv. IV, 1). Als alteste Meister des Tempelbaues werden uns Theodoros, der Stammvater selber, dann von der 35sten bis 55sten Olympiade (von 632 bis 557 v. Chr.) Rhoikos und die beiden Theodoros (Sohn wie Enkel des Rhoikos), so wie Telekles genannt, welche meist mit der Kunst der Bearbeitung der Steine auch jene des Erzgusses verbanden. Zum Bau des Dianentempels zu Ephesus, aus Asiens freiwilligen Spenden, hatte Theodoros (Rhoikos' Sohn) den sumpfigen Grund mit Kohlen gefüllt, die 60 Fuß hohen Saulen waren von Ehrenpforten von Knossos. Den gewaltigen jedoch unvollendet gebliebenen Bau des Tempels des olympischen Zeus zu Athen (seine Grösse betrug 372 × 167 F.) hatten zu Pisistratos' und seiner Sohne Zeiten: Antistates und Kallaischros, Antimachides und Perimos unternommen; der delphische (nach dem Abbrennen des fruheren, Olymp. 58, 1. 548 v. Chr.) hatte Spintharos den Korinthier zum Erbauer, und war ursprünglich um 300 Talente (etwa zu 2466 fl.) verdungen, wurde jedoch durch die Alkmaeoniden mit viel grösserem Aufwand vollfuhrt. Aus fast gleicher Zeit sind die wohlerhaltenen Tempel zu Pastum in Unteritalien (Poseidonia), dessen grösserer (107 × 47 F.) in altdorischem Styl erbaut ist; der Tempel der Athene auf Ortygia und die Tempel zu Akragas in Sicilien, dann der herrliche Minervatempel auf Aegina, wahrscheinlich nach dem Sieg über die Perser (Ol. 75 oder 477 v. Chr.) erbaut. Dieser 91 × 45 Fuß, die Saulen aus gelblichem Sandstein, Dach und Kranz von Marmor. Die Cella war roth ausgefarbt, das Tympanum himmelblau, am Architrav gelbes und grunes Laubwerk, die Leisten mit den Tropfen blau, das Band darüber roth, die Marmorziegel mit einer Blume. (M. v. Jos. Antiqu. T. II, ch. 5. pl. 2 u. f., Wagners Beginet, Bildw. S. 217, Cockerell im Journ. of Science a. th. Arts V, 6, Nr. 12. bei Müller a. a. O. S. 57.)

Die Zeiten des Perikles und der höchsten Bluthe Athens fügten zu der immer höher gesteigerten Pracht der Tempel auch die Errichtung anderer Gebaude, zur Zierde der Stadt und zur Feier der vielbeliebten Feste des Volkes. Die Propylaen (Ol. 85, 4 bis 87, 1. 438 bis 432), von Mnesikles erbaut, welche allein der Stadt 2012 Talente gekostet, bildeten, als gottesdienstlicher Peribolos, den

Zugang zur Burg, und vollendeten zugleich die Befestigung des Burgfelsens. Ein Prachtthor mit vier Nebenthoren, nach außen eine jonische Vorhalle, nach beiden Seiten dorische Fronten, die mit der innern, jonischen Bauart in schönem Einklang stehen, an den Seiten noch vorspringende Flügelgebäude (Müller S. 841. Das Odeion erbaut von Ol. 77, 4 bis 80, 457 bis 444 v. Chr.); das Parthenon, der erneuerte Tempel der Athene Polias; das Odeion, das dritte Theater (schon Ol. 70, 1, 494 v. Chr. begonnen, aber erst unter Lykurg um Ol. 111, 334 v. Chr. vollendet), dessen Hinterwand [illegible] (um Ol. 79, 481 v. Chr.) Gemäldegalerie wird, prangen auf gleiche Weise von der Herrlichkeit der damaligen Baukunst, obgleich an Schönheit und Harmonie der Gesammteindruck des Theaters von Epidauros, von Polykleitos (Ol. 90, 417 v. Chr.) erbaut, das Athenische übertraf, der Tempel zu Eleusis mit den Gebäuden zu Athen wetteiferte. Ueberaus erscheint im Tempel zu Olympia die nahe Aehnlichkeit mit dem Parthenon, und der Tempel des Apollo bei Phigalia war durch Iktinos den Athener erbaut. Aus etwas späterer Zeit war der Tempel der Athene zu Tegea, von Skopas (nach Ol. 96); der größte und schönste im Peloponnes, und gleichzeitig etwa mit den vorhin erwähnten Athenischen Bauwerken sind die Tempel zu Selinunt und Segesta in Sicilien. Jedoch von diesem höchsten Aufschwunge in die Kunst — am augenfälligsten zu Athen — in den niedern Trieb des Luxus versunken, und hat ihre Kräfte, statt dem Göttlichen und dem Burgerwohl, einer zwecklos verschwendenden, und deßhalb zuletzt geschmacklosen Prachtliebe der Privatleute gewidmet. Zu diesem Verfall hatten nicht wenig die Noth des peloponnesischen Krieges und die große Pest (Ol. 87, 3) beigetragen, welche das männlich gebiegene Geschlecht der alten Athener hinweggerafft und ein schlechteres zurückgelassen. Es hat von nun an etwas die Laune und die Willkur des Einzelnen, die Kunst, welche sich in diesen Sklavendienst begeben, von dem Gehorsam gegen das alte, hehre Gesetz der Schönheit und innern Würde entfremdet, und von hier beginnt eine Zeit des Verfalls, deren extreme Richtung selbst in den Gebäuden des schönen Alexandria, deren erster Meister Deinokrates gewesen, ins Auge fällt. Ein großer Aufwand ward jetzt an die Pracht der Zimmer wie an den Bau der Mausoleen gewendet; der herrschende Styl bei Tempeln war der korinthische geworden.

In allen Zeiten der griechischen Kunst war es die Hauptbestimmung des Innern der Tempel gewesen, ein Haus, nicht der Leiden, wie bei den Aegyptiern, sondern eines als lebend dargestellten Götterbildes zu sein, während die weiten Saulenhallen von der oft engen Cella den eigentlichen Feierlichkeiten dieser

Gottheit beſtimmt worden. Deßhalb hat die bildende Kunſt der Griechen ſchon frühe geſtrebt, das Bild der Götter — den Hauptgegenſtand des ganzen Gebaudes — aufs herrlichſte und würdigſte darzuſtellen. Die Ueberlegenheit der Aufgabe über alle menſchliche Macht fühlend, hatte der Menſch der frühern Zeit, als er durch eigene Macht und Kunſt den Gott in leibliche Natur herabführen wollen, öfters einem ungeſtalteten Holz oder am häufigſten einem Stein oder Steinhaufen die Kraft der unbekannten Gottheit beigelegt, und, als werde das feſte Geſtein der Erde am öfterſten von den hehren Wanderern aus der Geiſterwelt zum Ruheſitz gewählt, vor den Steinhaufen am Wege angebetet (m. v. Euſtath. zur Od. XVI. 471; Otto de diis viatibus c. 7. p. 112) oder dreißig Pfahlen von Stein, wie jenen zu Pharä (Pausan. VII. 22, 3), durch ſeine Weihungen die Kraft der dreißig Naturgötter gegeben (m. v. auch Zoëga de Obeliscis p. 225), denn die Worte und Handlung der heiligen Weihe waren es, durch welche die rohen Steine (λίθοι ἄξεστοι) das Weſen der Götter anzogen. Bald jedoch hatte die weiter verſtändigende Hand der Säule oben die Geſtalt eines Hauptes angefügt, und ſo ſtanden die Hermen als Wegweiſer und Erinnerer an die überall nahe Gottheit an den Pfaden und Feldern. Vollſtändige Bilder (ξόανα), wundervoll mit den Symbolen der Gottheit verziert, welche ſie darſtellen ſollten, wurden jedoch auch ſchon frühe aus Holz geſchnitzt, und dieſen alten Geſtaltungen, an denen die Augen öfters nur durch einen Strich und auch die andern Theile nur unvollkommen angedeutet geweſen, wurde, als hätte ihnen dieſe Kraft die Andetung der vorangegangenen Geſchlechter gegeben, eine ganz beſondere, wunderthätige Macht beigelegt (Pindar. Ol. VII. 71, m. v. Böckh Expl. p. 172; das trojaniſche Palladion bei Apollod. III, 12, 3; Euſtath. zur Il.; Ibyc. Fragm. Nr. 14. p. 640 Wess. Das Palladion zu Siris Lycophr. 988; Strab. VI. p. 264). Das abergläubige Volk pflegte wie in kindlichem Spiele dieſe Götterbilder zu gewiſſen Zeiten zu bekleiden, den künſtlichen Schmuck der Haare zu kämmen und zu bekränzen, andere Male ſie zu waſchen, zu beſchenken und anzufärben.

Als Meiſter in der Kunſt dieſer alten Bildnereien wird in Attika und Kreta: Dädalus, ſo wie Smilis in Aegina genannt, zuſammenfaſſende Namen vielleicht beide, wie jene des Pharao für die Könige Aegyptens. Learchos von Rhegion (nach 720 v. Chr.) wird ſchon als Fertiger des Zeusbildes zu Sparta gerühmt, das aus Metallſtücken zuſammengefügt geweſen. (Paus. III, 17.) Endoeos der Dädalide hatte ein ſtehendes Holzbild der Athene zu Erythra gemacht; die Zeit der Vollendung des elfenbeinernen zu Argos wird jedoch erſt auf das Jahr 560 v. Chr. geſetzt. Es er-

beiteten die Telchinen zu Sikyon, Kreta und Rhodos schon seit ältester Zeit Zauberbilder und Waffen (Pindar und Böckh Expl. z. d. St.; Höck Kreta I. 345), und an vielen Orten wurden rohe Göttergestalten für den Gebrauch der Häuser und zur Mitgabe für die Todten aus gebackenem Gesteinen oder an der Luft getrocknetem Thon gefertigt. Unter den Arbeiten der letzten Art wird das thönerne Relief des Dibutades von Plinius (XXXV, 43) für das älteste gehalten.

Wie der Palmbaum höher emporwächst, „je mehr das auf den keimenden Kern gelegte Gewicht diesen belastet", so wird die strebende Kraft des Menschengeistes immer herrlicher und gewaltiger, je größer der Kampf ist mit dem Element, in das sie sich nothgedrungen oder freiwillig begeben. So ist auch die bildende Kunst alsbald zum selbstkräftigen Wesen erwacht, und zu einem hehren Heldenleib erwachsen, da sie sich vom weichen Thon und Lehmen, vom Holz und von der zusammengefügten Täfelei des Elfenbeines oder der Metallbüste hinweg, zum Gestalten des festen Marmors und zum Gießen des Erzes begeben. Das Vorbild, welches der Geist des Menschen in den ersten Morgenstunden der innern Begeisterung empfangen, scheinet mit übermächtiger Gewalt den innern Sinn zu erfassen und diesem jede freie Bewegung nach anderer Richtung zu verwehren, bis aus der scheinbaren Gebundenheit (des saugenden Kindes an die Brust der Mutter) die rechte Macht des freien Bewegens erwachsen. Der Mensch, wenn ihm nach hohem Kampfe das erste Werk der geistigen Kraft gelungen, staunet, wie Narziß, vor der eignen Gestalt, und kann einige Zeit lang von dieser ersten, theuer gewordenen Statte des innern Erwachens nicht hinweg kommen. So kehrt auch an den ältesten Marmorbildern der Helden und Götter die zuerst ergriffene Gestalt des kräftigen Heldenleibes, mit kühn und freudig blickendem Angesicht, das Haar zierlich geschmückt, als führte der Weg statt zur Todesschlacht zum Reigen der Hochzeit; an den Göttergestalten aber dieselbe Miene und Haltung wieder. Wie nach der langen Ruhe des Aufkeimens die Lust am beständigen Bewegen beim Knaben hervortritt, dessen Gang, neben dem ruhigeren des Jünglings, als ein Springen und Hüpfen erscheint, so ist auch die Bewegung dieser Heldengestalten, als sie nach der langen Ruhe des Aufkeimens Podalirs zu der Bewegung der ersten Schritte angeleitet, und nun die Kraft zum selbstständigen Gehen erwachsen, lebhaft und übergewaltig. Für die ersten Meister in Bildnissen von Marmor werden Dipoinos und Skyllis (um 577 v. Chr.) gehalten, welche die Schule von Kreta gebildet, deren Sprossen nach Sparta und anderwärts sich verbreitet. Die Schüler jener Meister waren Medon

von Lakedamon, so wie Angelion und Tektäon, welche letzteren den Kallon von Aegina gebildet (um 530 v. Chr.), der die altberühmte Kunst der Aegineten im Erzguß zu ihrer Meisterschaft erhoben.

Andere Meister im Erzguß in dieser Periode waren: Perilaos (durch Phalaris' Stier berühmt, schon um 557 v. Chr.), dann Gitiadas von Lakedamon, der zugleich Dichter gewesen (um 530 v. Chr.); Kanochos von Sikyon; Kritias und Hegias von Athen; Onatas von Aegina (um 460 v. Chr.), welcher unter andern das alte, verbrannte Bildniß der Demeter Melana von Phigalia nachgebildet, mit dem Pferdekopf, aus welchem Drachen und andere Thiere hervorwachsen, mit Delphin und Taube auf der Hand. Schon um 537 v. Chr. hatten auch die Bildhauer Bupalos und Athenis aus Chios geblühet. Klearchos von Rhegion (um 490 v. Chr.), Ageladas von Argos (500 bis 453 v. Chr.), so wie der schon erwähnte Hegias von Athen, hatten zwar auch an Stein und Erz die Meisterschaft mannichfach bewahrt, vielfach herrlicher jedoch als an den todten Elementen erscheint ihre Kunst dann, als sie die innere Fruchtbarkeit am Lebendigen selber gezeigt, und als Klearch den Geist des Pythagoras von Rhegion, Ageladas den des Polykleitos des Argivers, endlich aber Hegesias sammt Ageladas den Geist des großen Phidias des Atheners entzündet, mit welchem sich die Sonne der griechischen Kunst zu ihrem Mittagsstande erhoben. Dem schaffenden Menschengeist, als er seiner selber nicht mächtig über die Region des eigenmächtigen Ringens und langen Suchens nach dem Ideal emporgezogen worden, hat sich freiwillig das Göttliche in seiner hehren Gestalt und Schönheit gezeigt und zu eigen gegeben, und der allmächtige Herrscher, in dessen milden Blicken der Wille sich verrathen, Menschengebet zu erhören und der sterblichen Natur sich zu erbarmen, hat sich in solcher Weise nur einem Gemüth offenbaren können, das voll Sehnen nach dem lebendigen Gott gewesen. Um des Meisterwerkes des großen Phidias, auf welches wir hindeuteten (der Statue des olympischen Zeus) nur mit einigen Worten zu erwähnen, so war dieselbe in dem obengenannten, schönsten Tempel des Peloponnes, in dem zu Olympia aufgestellt, dessen innere Höhe 64 Fuß betrug. Das Bild selber sitzend auf einem Thron von Cedernholz, der mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Gemälden von Panänos verziert war, maß 40 Fuß, die Basis 12 Fuß, und selbst diese Basis, selbst der Fußschemel waren voll Schmuck. Das Bild aber war von Gold und Elfenbein (schon Demokritos sollte die Kunst gelehrt haben, das Elfenbein zu erweichen), so kostbar und freigebig gefertigt, daß einzelne Locken aus Gold bis zu 300 Minen wogen, mithin über 3000 fl. Werth hatten. Der Ausdruck im Angesicht des Bildes

entsprach den Homerischen Versen Il. I, 529: [illegible] [illegible]. Es lag in der That in den Mienen dieses Götterbildes ein solcher Ausdruck der Erbarmung und Allmacht zugleich, daß nach einem Spruch des Alterthums sein Anblick gleich dem Homerischen Nepenthes die Seele ihres Erdenleides vergessen machte; denn es ist in der Gottheit eine Macht und der Wille zugleich, das Leid zu lindern. „Es sey, wenn das Auge jenes Anschauens nicht vor dem Tod genossen, dieses fast ein gleiches Unglück, als uneingeweiht in die Mysterien zu sterben.“ Die Kunst hat sich auch in dieser Kraft als einer aus dem Geschlecht jener Engel gezeigt, durch welche das (vorbildliche) Gesetz gegeben worden (nach S. 52). Nicht minder herrlich war das Bild der Pallas Parthenos, welches derselbe Künstler für das Parthenon zu Athen gemacht. Es ragte 26 Ellen hoch empor, das Bild selber einfach und hehr, ruhige, siegreiche Majestät im Ausdruck; die Rüstung, die Waffe, das Gewand bis herab zum Rand der Sohle (an welchem die Kentauromachie abgebildet war) mit allem Reichthum der Kunst geziert und in Fülle des edlen Metalles prangend (das abnehmbare Gewand allein nach Philochoros war auf 44 Goldtalente oder 1,415,700 fl. geschätzt). Ueberhaupt war es die Athene, welche Phidias auch in Marmor und Erz am öftersten und mit der meisten Vorliebe gebildet, bald als die Anmuthige und Milde ([illegible]) für die Athener auf Lemnos, bald als die Streitbare ([illegible]) für Platää, zuletzt in der riesenhaften, ehernen Vorkämpferin und Schutzgöttin, so mächtig hoch, daß sie, zwischen den Propyläen und dem Parthenon stehend, über beide emporragte und von den Schiffern schon aus großer Ferne gesehen wurde. Doch war dieses mächtige Bildniß, als Phidias im Alter von etwa 58 Jahren (im Jahre 426 v. Chr.) im Gefängniß, wohin ihn Cabale geführt, starb, noch nicht vollendet; die Kentauromachie am Schilde arbeitete, fast ein Menschenalter später, Mys, nach Parrhasios' Zeichnung.

Obgleich der große Phidias, unter dessen Leitung die Kunstschöpfungen der ganzen Perikleischen Zeit gestanden, hier als Hauptrepräsentant dieses ganzen Zeitalters der Kunst betrachtet werden, so standen doch neben ihm mehrere gleich hoch ragende Geister. Denn es erscheinen solche Menschen, welche Gott unserem Geschlecht als hohe Segnungen gegeben, niemals allein, sondern viele Kämpfer, wenn auch von einem mächtigeren geführt, betreten die Bahn zugleich. Pythagoras von Rhegion (von 477 bis 429 v. Chr.) war gleich mächtig in der treuen Auffassung der Natur und ihrer harmonischen Verhältnisse, und in gefühlvollem Ausdruck seiner Gestalten; Polykletos (vor 460 bis 400) hatte ein würdiges

Gegenstück zum Olympischen Zeus in seiner Kolossalstatue der Hera zu Argos gegeben, welches, was die Kunst des Erzgusses betrifft, den Arbeiten des Phidias gleich gekommen, ja von Einigen noch höher gestellt worden (Strabo VIII. p. 372). Was jedoch den allgemeinen Eindruck, auf innere Würde gegründet, angehet, so vernehmen wir über dieses Herabild keinen solchen Ausspruch, wie der obenerwähnte über Phidias Zeus gewesen, und es scheint überhaupt, als wenn Polykleitos mehr in der treuen Darstellung nackter, athletisch kräftiger Körper sich gefallen, worin er auch allerdings so Hohes geleistet, daß sein Doryphoros später als Kanon der Proportionen des Menschenkörpers betrachtet worden.

In der hier erwähnten Richtung war in etwas dem Polykleitos verwandt: Myron aus Eleuthera, der um dieselbe Zeit gelebt, und dessen Diskobol, so wie die Kuh aus Erz und das Seeungeheuer, Bewunderung erregten. Während indeß die Argivisch-Sikyonische Schule des Polykleitos noch immer, bis zu Euphranor dem Jüngern (von 361 bis 337) und Lysippos aus Sikyon (von 365 bis 321) das rhythmische Verhältniß des kräftig wohlgestalteten Menschenleibes in der Größe und Zusammenfügung der Theile zum Hauptgegenstand ihrer Kunst gewählt und Heroën wie mächtige Götter (Lysipp vorzüglich den Hercules) in ihrer Weise gebildet, hatte die Schule des Phidias zu Athen, vor allen jedoch Praxiteles (von 361 bis 310) und Skopas aus Paros (von 389 bis 349), deren Marmorwerke und ihre Nachbildungen zum Theil bis auf unsere Zeiten gekommen, noch immer die höhere Aufgabe der Kunst vor Augen, an der schönen, hehren Gestalt des Menschenleibes zugleich das in und über ihr webende Geistige zu erfassen, welches unvergänglicher ist und höher als der Leib. Ob die Gruppe der Niobe von Praxiteles sey oder von Skopas, wissen wir nicht; Skopas bildete vornehmlich das Ideal der Apollogestalt, lieblich und hehr zum Pythischen Kitharöden aus, und wird überdieß in seinen Werken aus dem Kreise der Göttersage der Dionysos und der Aphrodite, so wie vor allen in der Gruppe der Meergötter bewundert, welche den Achill nach der Insel Leuka führen. Praxiteles suchte vornehmlich in seinen Meisterwerken die bedeutungsvolle Geschichte des Eros und des Dionysos (m. v. oben) zu verleiblichen.

Nur zu leicht legt jedoch bei solchem Streben der schaffende Geist des Menschen eine überschätzende geistige Bedeutung auch in das niedrig Sinnliche, und suchet auf diese Weise das Bild hinter dem Spiegel. Dieses hat auch bald hernach die Schule der Athenischen Bildhauerkunst erfahren, obgleich sie noch in Kleomenes, Apollodorus' Sohne von (221 bis 145 v. Chr.), dem Meister der vielbekannten Mediceischen Venus, einen bedeutungsvollen Sproß

getragen. Aus der Argivisch-Sikyonischen Schule war indeß die Schule des Erzgusses in Rhodos hervorgegangen. Chores von Lindos, noch ein Schüler des Lysipp, wird als Meister des weltberühmten Koloßes zu Rhodos genannt, der unter den hundert Sonnenkoloßen jener Zeit der größte war (er ragte siebenzig Ellen). Es hat jedoch schon in diesen Zeiten die allgemeine geistige Entartung den Geist der Kunst auch in diesem Gebiete zu einem gierigen Haschen nur nach dem äußern, allgefälligen, oder der Laune der jedesmaligen Bewunderer dienenden Scheine heruntergezogen, und wenn die Gruppe des Laokoon in dieser letzten Aera der achtgriechischen Kunst entstanden ist, dann hat sich diese, mit tiefem Schmerz erfüllt, selber dargestellt: umstrickt von dem unausweichbaren Unheil der Schlangen. Bald war das alte Streben, die Menschen auch auf den Schwingen der Kunst dem Göttlichen zu nahen, vergessen, und in Marmor und Erz stellte die künstliche Hand mit schmeichelnd verschönerndem Anschein nur das vergängliche Angesicht und die Gestalt der sie bezahlenden Fürsten, oder die Launen des Augenblickes dar.

Die Malerkunst ward in den Zeiten des alten Griechenlandes zuerst in Korinth geübt, wo, der Sage nach, Kleanthes die Zeichnung der Umrisse erfunden. Eumaros von Athen versuchte es, die Verschiedenheit des Colorits der zeichnenden Kunst dienstbar zu machen, und eine (mißverstehende) Sage läßt den Bulaschos (um 719) die Schlacht der Magneter in einem Gemälde darstellen, welches Kandaules mit Gold aufgewogen haben sollte. Die älteste Malerkunst ist, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer gewesen, hat sich auf das Bemalen der Gefäße beschränkt. Doch erhebt sich auch diese Kunst in Kimon von Kleona (um 540) zur Auffassung der Prospecte, und es erwähnet Herodot (IV, 88) der Gemälde von Phokaa (um 537). Polygnotos der Thaßer verherrlichte durch seine Werke Athen um 460 v. Chr., und es wetteiferte mit ihm der obenerwähnte Onatas aus Aegina. Gehülfe an den großen Werken des Phidias war der Maler Panaenos, ein Bruder des Phidias. An Zeuxis (um 400 v. Chr.) von Herakleia, der den Palast des Parrhasios gemalt, rühmet das Alterthum, in bekannter Sage, eine treue Nachahmung der Natur, wir wißen indeß weder bei ihm noch bei Parrhasios dem Epheser (um 397), wie hoch und tief die Kunst in ihnen gestrebt, da von ihnen nicht mehr die längst in Staub und Trümmer verfallenen Wände und Leinwand, sondern nur Bücher reden. Aristeides aus Theben (um 340) hatte in seinen Werken neben der Bewegung des Leibes auch schon jene des Geistes darzustellen versucht; Pausias malte Kinderfiguren und Blumen; Nikias aus Athen (um 320) gefiel sich im

Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menſchen und Thiere. Am meiſten laſſet uns jedoch das vielſtimmige Gerücht, das ſich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (geſt. 305) bis zu uns erhalten, es innig beklagen, daß dieſer lieblichen Blüthe der Kunſt nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innen gewohnt, welche ſo vieles Minderbedeutende vor der Zerſtörung der Zeiten geſchützt hat. Von ſeiner Venus Anadyomene, von ſeinen vielfaltigen Abbildungen des Alexander, ſeiner Vorſtellung ſelbſt des Ungewitters und ſeiner Blitze, redet faſt nur noch die von dem Anblick ſelber weit entfremdete Kunde der ſpäteren Römer. Es wird hernach, beſonders in Aegypten, unter den Ptolemäern, dieſe nachmals tiefen gründende der bildenden Künſte faſt nur noch im Dienſt der Eitelkeit einzelner, wohlbegüterter Manner gefunden.

Eben ſo wie von der Malerkunſt der alten Griechen, iſt es von der Muſik und dem Geſang derſelben zu beklagen, daß eine neue Tonweiſe, des inneren und äußeren Lebens, ſie faſt gänzlich aus der Geſchichte der Künſte verdrängt und verwiſcht hat. Denn jene altgriechiſchen Weiſen einiger Geſänge, welche Burney in ſeiner Abhandlung über die Muſik der Alten aus einer Pariſer Handſchrift mittheilte, erlauben uns wenig ſichere Schluſſe, obgleich an ihrer Aechtheit und eigenthümlichen Wirkung auf die mit dem Sinne des Alterthums vertrauten Geiſter (wie Wolf) kein Zweifel iſt. Wir wiſſen nur von den Spartanern, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geiſtigen Bildung der Jugend das Erwerben muſikaliſcher Fertigkeiten, beſonders aber das Erlernen veredlender Geſänge geweſen, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroen, ſo wie die Beſchimpfung der Feigheit zum Gegenſtand hatte. Es wurden hierbei die Knaben angehalten, dieſe ehrwürdigen Geſänge der Väter langſam und mit feierlichem Tone zu ſingen, und welcher ſich einfallen ließ, an ſolchen einfaltigen Weiſen beim Geſange Verzierungen und Aenderungen anzubringen, der wurde hart beſtraft. Daher ſich dieſe alten Lieder, beſonders in der Gefahr der Schlachten, beſtändig in ihrer alten Kraft erhielten. So wurden auch bei den Athenern unter den Muſenkünſten, welche man als die erſte Nahrung des jugendlichen Geiſtes betrachtete, Muſik und Dichtkunſt vorangeſtellt. Seit Perikles' Zeiten, welcher hiezu das Odeion erbaut, weckten und nährten den edlen Eifer, und die Meiſterſchaft in der Muſik die muſikaliſchen Wettkämpfe (ἀγῶνες μουσικοί) abwechſelnd mit dem Vortrag von Gedichten und Reden. Aehnliche Wettkämpfe im Geſange wurden auch bei den Pythiſchen Spielen, ſo wie bei den Panathenaen gehalten. — Ziemlich allgemein durchs ganze Alterthum verbreitet finden wir die Vor-

stellung von der magischen Wirksamkeit der Musik auf das Gemüth der Menschen. Pythagoras sollte einen Jüngling durch die spondäische Tonweise, welche er einen Flötenspieler anstimmen ließ, von einem Ausbruch wilder, thierischer Leidenschaft geheilt, Empedokles einen Andren, durch den musikalischen Vortrag eines Verses von einer Mordthat abgehalten haben. Ja der (lykurgische) Thaletes aus Kreta, so wie selbst Homer sollten sogar die Musik als Heilmittel gegen die Pest angewendet haben. (Plutarch. de Music. s. fin.)

Wenn aber auch die Tonweisen des alten Griechenlandes verhallt sind, so hat sich doch großentheils das Wort, das die Gesänge belebte, bis auf unsere Zeiten erhalten: die Werke der alten griechischen Dichtkunst, welcher die Vorsehung hohe Kräfte anvertraut hat. Schon in der ältesten, halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunst den hölzernen Bildern der Götter die geschlossenen Augen (ὄμματα μεμυκότα Diod. IV. 76; Schol. zu Plat. S. 367 Bekk) noch kaum zu öffnen, die gebundenen Glieder zu lösen vermocht, hatte Homers Muse mit dem von dem Gott geöffneten Auge Vergangenes wie Künftiges gesehen, und sich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die dorische Baukunst es gewagt, den alten Umriß der hölzernen Tempel in Stein nachzubilden, da ertönten Böotiens fruchtbare Auen von der Macht der Lieder, und es sang (schon [illegible] Jahre v. Chr.) Hesiod sein Lied der Natur und Zeiten. Es lebte bald nach den Zeiten des halb fabelhaften Bularchos des Schlachtenmalers, Archilochos, dessen Gesang treffender als der Pinsel Wunden und Schlachten der Männer geschildert. Mit Theodorus und Telekles, den Meistern in Erz, lebte der alte Erzähler bedeutungsvoller Fabeln: Aesop. — Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigsten der tragischen Sänger: Aeschylus, und es sang schon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der staunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunst erregten. Mit Phidias betraten fast zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides, und bald auch Aristophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunst das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens: die Blüthenzeit der griechischen Philosophie, gekommen.

Die Tanzkunst der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, sondern zunächst das unwillkürliche, rhythmische Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Gesange: das ernste, gemessene Umschreiten des Altars der Götter. Wir erkennen noch in den Vasengemälden mit ziemlicher Sicherheit mehrere der bei Athenäus beschriebenen Tanzweisen: den [illegible]

den κόρδ. §. Müller a. a. O. S. 396. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimiſch, wie die der Deikeliſten, endlich aber Tänze zur Leibesübung wie die πυρρίχη bei Plato de legg. T. VIII. p. 375 m. v. §. 38.

Die Gymnaſtik im engeren Sinne umfaßte nach Lykurgs Anordnung vornehmlich das Laufen, das Ringen, das Werfen des Diskos und des Wurfſpießes, ſchloß dagegen das Kämpfen mit dem Caſtus und das Pankration aus, als unbrauchbar für den Krieger. Es begann die Uebung der gymniſchen Kunſt, in Sparta wie in Athen, ſchon in dem ſiebenten Lebensjahre, und in der letzteren Stadt waren die großartig erbauten, von Gärten umſchloſſenen Gymnaſien zugleich die Stätte der öffentlichen Vorleſungen für Philoſophen, Redner und Sophiſten. Hier übte ſich der Knabe unter Anweiſung des παιδοτρίβης in den Kampfen, welche zum Krieg ihn bekräftigten. Wer dagegen ein Kämpfer von Profeſſion ἀθλητὴς werden wollte, fand dazu Anleitung in der Palaſtra. (M. vergl. L. Schaaff Encyklop. der cl. Alterthumsk. II.) Von ſo ungemeinem Einfluß war die gymniſche Kunſt auf die Ausbildung des Leibes, daß man noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildungen „barbariſcher" Leiber, welche nicht gymniſch geübt waren, von den Abbildungen griechiſcher Männer und Heroen unterſcheidet.

Die Etruſker ſchließen in ihrer Kunſt ſich nahe an die ältere Entwicklungsperiode der griechiſchen Kunſt an. Es gleichet der Bau der Tempel dem doriſchen, doch ſind die Säulen ſchlanker und ſtehen entfernter, der hintere Theil des Quadrats enthält nicht ſelten drei Cellen. Dieſe Gebäude erreichen nicht die hohe Würde und majeſtätiſche Einfalt des doriſchen Styls, doch erſcheint die bürgerliche Baukunſt von rieſenhaftem Grund und Umfange. Die bildende Kunſt Hetruriens begnügte ſich meiſt am Termen und Bemalen thönerner Geſchirre, doch ward auch das Gießen in Erz häufig geübt, welches indeß nie den griechiſchen Schwung erreichte.

An dieſe Richtung der Kunſt ſchloſſen ſich unter der Herrſchaft etruſkiſcher Könige die alten Römer an. Es wurde hierauf, ſchon ſeit der Zerſtörung von Korinth (147 v. Chr.), Rom die Wohn- und Pflanzſtätte eines neuen Wiederauflebens und Gedeihens für die letzten Zweige der griechiſchen Kunſt. Dieſe Zeit eines neuen Aufſchwunges, freilich nie mehr in der alten, hehren Richtung des griechiſchen Himmels, kam vorzüglich in der Zeit der Kaiſer, obgleich ſchon vorher zierliche Tempelgebäude, Curien und Baſiliken, Foren mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden, ſo wie Denkmäler aller Art die Stadt zierten. Als eine vorherrſchende Eigenthümlichkeit der römiſchen Baukunſt erſcheint das Zuſammen-

geſtellen der Pfeiler und Bögen mit den Säulen und Saulengebalk: beide Formen laufen parallel neben einander her, die Bögen im Innern des Gebaudes, die Säulen an der äußeren Fronte desſelben. Hiebei iſt das Capital der römiſchen Saulen auf eigenthumliche, von dem beſseren Rhythmus abweichende Weiſe aus dem Joniſchen und Korinthiſchen zuſammengeſetzt: das Joniſche Eckcapital bildet das obere, das Korinthiſche die untern zwei Drittel. Es erbaute Auguſt an Tempeln jenen des Apollo Palatinus, den des Jupiter tonans, des Quirinus, des Mars ultor. Ferner das Theatrum Marcelli, den Porticus Octaviana (Metelli) nebſt Curia, Schola, Bibliotheca, und ſo, beſonders auf dem noch freien Marsfelde, einen ganz neuen, prachtigen Theil der Stadt. Gleichzeitig errichtete und ſtiftete Äſinius Pollio zum gemeinen Nutzen eine Bibliothek. — Hierauf erhielt ſich Tibers Andenken in den Augen der Nachwelt durch die Castra Praetoria, Caligula's durch die machtige Bogenbrücke am Meerbuſen von Baja, das des Claudius durch den Hafen zu Oſtia und den Erbau der eigentlichen Kaiſerpalaſte (Palatinae Caesarum domus), Nero's unter andern durch die Domus aurea, welche, mit Parkanlagen im Innern, vom Berg Palatinus bis zum Esquilin und Calius hinüberreichten. Veſpaſian erbaute das dritte Capitol, den Tempel des Friedens, welcher nachmals dem Bramante die Idee zur Peterskirche gegeben, und das Amphitheatrum Flavium (Coloſſeum) 156 Fuß hoch und 264 in der gröſten Länge. Von Titus haben ſich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bader bis auf unſere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch ſetzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meiſten durch ſeine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI. 10; in ſeiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innerem eine Treppe emporſteigt. Trajan ließ überdieß (faſt alles durch Apollodor oder unter ſeiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in faſt aſiatiſchem (palmyreniſchem) Styl erbauen. — Hadrian, ſelbſt Architekt, tödtet den Apollodor aus Eiferſucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des Auguſt gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympicion in Athen. Von Antoninus Pius iſt der Tempel des Antonin und der Fauſtina. Die Ehrenſaule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus iſt noch ein Bogen, deſſen kunſtloſe Einfalt in ſo uberladen zierlicher Zeit der Baukunſt auffallt; von Diocletian ſind Thermen da. — Als ſich ſpater die Baukunſt mit vielem Eifer an das (heilige) Erbauen und Verſchönern von

Byzanz gewendet, iſt, noch mehr als vorhin, über dem ſchnell imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung verſäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes, von Conſtantia (Conſtantins Tochter) angelegt, iſt eine dreiſchiffige Baſilica mit zwei Säulenſtellungen über einander; die Säulen von ſehr verſchiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir kennen die Bildhauerkunſt Roms in der Zeit der Kaiſer, welche faſt ausſchließlich von griechiſchen Künſtlern betrieben wurde, unter andren aus den Verzierungen am Triumphbogen des Titus, ſo wie ſpäter an der Säule des Trojan; die damalige, allerdings ſehr bemerkenswerthe, Malerkunſt lernen wir in den Bädern des Titus, ſo wie in den zu jener Zeit verſchütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und ſchätzen. Im Erzguß zeichnete ſich (unter Nero's Regierung) Zenodorus aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe fertigte. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunſt jener Zeiten beſteht meiſt in Buſten und Statuen der Kaiſer. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunſt noch eine ſchöne, beſonders ſpäte Blüthe, wie dieß neben andern Kunſtwerken dieſer Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete ſich unter jenem kunſtliebenden Kaiſer der Maler Aetion zu einem Meiſter aus, den ein damaliger Kenner: Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite ſtellt. Sein bekannteſtes Werk war: Alexander und Roxane. — Beſonders ſeit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptiſchen Götter aus ſchwarzem Geſtein, ſo wie Mithrasbilder gefertigt. Zahllos iſt die Menge der zum Theil trefflich geſchnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichſten Werke der Kunſt in die Gefangenſchaft nach Konſtantinopel, deſſen Pracht Himerios (Or. VII.) beſchreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein ſtanden vor Juſtinian 472 Statuen von der Hand alter Meiſter. Die Feuerbrünſte dieſer neuen Kaiſerſtadt 404, 475 (wo das von Theodoſius erbaute Lauſeion verbrannte), 532 (das Bad des Zeuxippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroen und hiſtoriſchen Perſonen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geſchichte der neuern Kunſt heben wir hier nur einige jener Momente hervor, welche den Gang ihrer Entwicklung in allgemeinen Umriſſen anzudeuten vermögen.

Die Formen der letzten Periode der griechiſch-römiſchen Baukunſt laſſen ſich, nach der Einführung des Chriſtenthums in die

Heimathländer der alten Kunst, fast unverändert in jener der Basiliken erkennen. Prachtgebäude, welche der weltlichen Macht (z. B. als Gerichtssäle) gedient, wurden, mit weniger Veränderung, dem Dienst des Göttlichen geweiht und nach diesem Urbild auch andre Christentempel erbaut. Bald aber bahnte sich der Grundgedanke des Christenthumes auch nach dieser Richtung hin seinen eignen Weg der Verleiblichung. Der erste Anlauf zu dieser neuen Stufe der Kunst zeigt sich uns in der sogenannt vergothischen (byzantinischen) Bauart. Zu den ältesten Werken dieser Form gehörten Theoderichs Mausoleum, jetzt Maria Rotonda, San Vitale, unter Justinian gebaut, achteckig, mit barocken Capitälern. M. v. Thierich und Schorns Reisen in Italien Bd. I. S. 198 und Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches S. 124 und 696 ff. Als ein ausgezeichneter Charakter der byzantinischen Baukunst wird der Spitzgiebel und Bogen und der Grundsatz der ununterbrochenen Vertical-Linien betrachtet. Unter den Simswerken eine Reihe halbkreisrunder kleiner Bögen. Es zeichnet auch noch die Mauern die Glatte der Quadern und die Schärfe der Simswerke aus. — Mit großer Allgemeinheit ging im Anfang des Mittelalters diese Bauart von Nubien und Aegypten (z. B. im Tempel zu Esbadna) bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Spoleto, Orviето, Como und die 796 zu Aachen durch Meister Annais, Abt von Fontanell, gebaute Kirche (innen 8-, außen 16eckig); das Kirchlein zu Altenfurth bei Nürnberg; aus Kaiser Konrads Zeiten die Margareten-Capelle in der Kaiserburg von Nürnberg; unter Heinrich I die Frauen-Kirche zu Memleben in Thüringen. Aus dieser Zeit auch St. Michael zu Pavia, und der Dom zu Limburg an der Lahn, mit sieben Thürmen, von Graf Konrad 980 erbaut, so wie der alte Kreuzgang des Münsters zu Zürich. Es sind die Tempelgebäude jener Zeit auf mannichfache Weise mit den symbolisch bedeutsamen Gestalten bacchischer Larven, dem Pelikan, Pfauen (dem Phönix und in ihm Unsterblichkeit andeutend), Tauben, Löwen verziert. Der Altar im Osten. Die Wurzel des Quadrats ist die Einheit, nach welcher Alles abgetheilt worden. Der Giebel über dem Thurme hat die Diagonale des Grundquadrats zur Höhe. Um diese Zeit (926) Generalversammlungen der Bauleute zu York, wobei eine eigenthümliche Constitution begründet worden (m. v. Krause's drei älteste Urkunden). — Im 11ten und 12ten Jahrhunderte wurden noch großentheils in diesem Styl erbaut: der Dom zu Speyer von Conrad 1030 bis Heinrich IV. 1061; der zu Worms, glatt, mit Würfelknäufen, halbkreisrunde Bögen; der Dom zu Mainz; der Dom zu Bamberg von Heinrich II und Kunigunde 1010 gegründet,

hat vier Thürme. Kirche zu Baſel von Heinrich II 1010 bis 1019. — Meiningen —; älteſte Anlage des Münſters zu Würzburg — Kirche zu Paulinzell im Rudolſtädtiſchen 1106 vollendet — Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; Kirche zu Merſeburg; Lorch 1102; St. Blaſius zu Braunſchweig, durch Heinrich den Löwen; Dom zu Lübeck; Dom zu Schwerin.

Die eigentlich deutſche (gothiſche) Bauart beginnt im 13ten Jahrhundert und eines ihrer älteſten Werke iſt der Dom zu Magdeburg (1208 durch Meiſter Ponſac); Marburg 1235; Schulpforte 1251; Dom zu Meißen durch Biſchof Vitigo I 1274; Notre Dame zu Paris; Dom zu Siena; Freiburg im Breisgau 1272; Dom zu Köln unter Erzbiſchof Conrad, Grafen von Hochſtatten. Straßburg war von jeher eine Stadt geweſen, welche die chriſtliche Baukunſt ganz beſonders zu ihrer Wohnſtatte gewählt hatte. Schon Chlodwig hatte hier im 6ten Jahrhundert den älteſten Münſter jener Gegenden erbaut, mit hohem Giebeldach, gar finſter, mit nur einem Fenſter, von dem Lichte der nie verlöſchenden Ampel beleuchtet, „damit," nach den Worten eines alten Schriftſtellers (Schad) „ein Jeder ſein Gebet ohn' Hinderniß und andrer Leute Anſehens konnte verrichten." Der hohe Münſter mit ſeinem gewaltig ragenden Thurm wurde unter Biſchof Werner 1015 begründet, von Erwin von Steinbach (bis 1277, er ſtarb 1318) vollendet. St. Stephan 1140—1150. Aus dieſer Zeit, in welcher, neben Erwin von Steinbach und der kunſtreichen Sabina, auch Georg Hauſer und Anton Pilgram berühmt geworden, ſo wie Wilhelm Tedesco (der Deutſche), der 1174 zu Arezzo gearbeitet und den Glockenthurm zu Piſa gebaut, und Peter Johannes von Freiburg, Baumeiſter zu Orvieto, und die Kirchen zu St. Lorenz in Nürnberg, St. Katharina in Oppenheim. — In einer Bauart, welche ſchon zu ſehr ans Verzierten gedacht, dennoch aber hohe Werke geſchaffen hat, ſind die meiſten Kirchen des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Der Dom zu Ulm 1377—1494 (durch Ulrich von Freiburg); zu Regensburg; St. Ulrich zu Augsburg; Martinskirche zu Landshut; Frauenkirche zu München; das Kloſter Lydon von Karl IV; St. Veit in Prag; der Dom zu Batalha in Portugal; Antwerpen; Mailand (1386 durch Galeazzo Viſconti). Ausgezeichnete Meiſter dieſer Zeit ſind Heinrich Arler von Gemünden und der ſchon genannte Ulrich von Freiburg.

In Italien wurde jetzt, zuerſt in Florenz durch Brunelleſchi (1377 — 1444), den Erbauer von St. Maria del Fiore (m. v. über ihn den 2ten Band meiner Reiſe durch Südfrankreich und Italien), und ſpäter durch Donatello Bramante (Lazzari), geboren zu Caſtell Durante im Herzogthum Urbino 1444, geſtorben 1514, der den

Plan zum herrlichen Gebäu der Peterskirche entwarf, so wie durch Michel Angelo (von welchem noch unten) die Baukunst nach einer andern Richtung hin zu einem Gipfel erhoben, welcher neben der gewaltigen, tiefbedeutungsvollen der altdeutschen Baukunst, gleich einem zweiten, nachbarlichen Thurme, den mächtigen Tempel der neuern Architektur vollendet. Auch über diese zuletzt erwähnten so wie über mehrere der nachfolgenden Züge aus der Geschichte der neuern Kunst hat der Verfasser dieses Werkes in seiner Reise nach Südfrankreich und Italien 2ter Band ausführlicher gesprochen, worauf er sich, besonders in den hier folgenden, kurzen Angaben beruft.

Die Bildhauerkunst des Mittelalters ist grösstentheils im Dienst und untergeordnet der Baukunst gewesen. Doch betrachten wir hier wenigstens einige ihrer ersten Anfänge.

Am augenfälligsten zeigt sich die Verschiedenheit der neubegonnenen, tieferen Richtung des Christenthums, von jener der Zeit der Heiden, in der Malerkunst und neben dieser auch in der Bildhauerkunst. Es war die Leiblichkeit, von der letztern Richtung gemißbraucht, zu einem gräßig verzerrten Todtenhaus geworden. Die christliche Kunst, da sie zuerst in dieser Region der Seuchen erwachet, scheint es kaum zu wagen die Augen für die Umgebung zu öffnen, die Glieder des Leibes zu gebrauchen. In den ältesten Bildern der christlichen Kirchen herrschet ein Ernst, der, neben der stummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges, das Menschliche und Vergängliche nur wie im Vorübereilen andeutet und nach Möglichkeit es verhüllet. Es gebührt indeß dem Leibe, von Gott erschaffen, sein Recht (§. 44) und „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes." Darum hat die jungfräuliche Weisheit: da die Jahre des unmündigen Schweigens, des stillen Aufnehmens vorüber gewesen, der christlichen Kunst auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menschen nicht nur zu beachten, sondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerschaffnen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang aus dem Morgentraum der Kunst hier nur mit einigen unsterblichen Namen: Johann Cimabue, geboren 1240, gestorben 1300, hat zu Assisi und Florenz manche (meistens Freskogemälde) hinterlassen, welche die kräftig strebende (fast trotzige) eigenthümliche Richtung verrathen, womit Cimabue dem bisherigen Strom der Kunst entgegen arbeitete; sein herrlichstes Werk war aber doch jenes lebendige, das er durch die Bildung des großen Giotto (Angelo di Bondone) zum Maler vollendete. Giotto war zu Vespignano im Florentinischen 1276 geboren und starb 1336. Sein Meister fand ihn, das Vieh

bütend und dabei die Geſtalten ſeiner Thiere an den Boden und auf Stein zeichnend. Giotto war mit Clemens V zu Avignon. In Rom malte er das St. Peterſchiff; in Florenz erbaute er den Glockenthurm zu St. Maria del Fiore; in Aſſiſi malte er die Geſchichte des Franz Aſſiſi. — Von ihm herrliche Frescogemälde in Padua; die Bilder von Dante, Petrarca, Boccaccio u. ſ. — Hubert van Eyk, geboren zu Gent 1366, geſtorben 1426; Johann van Eyk, geboren 1370, geſtorben 1441; aus dieſer Schule der treffliche Hans Hemmelink (noch um 1479), auf deſſen, ſo wie Schorels Gemälde aus der Boiſſerée'ſchen Sammlung oben hingedeutet worden. — Anton Mamertini, genannt da Meſſina, um 1430 oder 1470, übt die, wie man glaubte, von van Eyk erlernte Oelmalerei zu Venedig. — Eine Verklärung der höchſten, geiſtigſten Art empfangt die Kunſt durch den Meiſter Angelico (Johann da Fieſole), geboren 1387, geſtorben 1455, der in Fieſole Dominicaner und zugleich Maler war. Von ihm Werke voll tiefer Innigkeit in Rom (Capelle St. Laurentius im Vatican) und in Florenz. Vanucci (Pietro Perugino), Raphaels Lehrer, geboren 1446, geſtorben 1524.

Raphael Sanzio da Urbino, geboren am Charfreitag 1483, geſtorben am Charfreitag 1520. — Bei ſeinem Vater zu Urbino, der Töpfergeſchirr fertigte, hatte ſeine Neigung zuerſt ſich erregt, in Perugia aber ſo ſchnell entfaltet, daß er im 17ten Jahr den Meiſter übertraf. Seine früheſten Werke: die Himmelfahrt der Maria im Kloſter St. Francesco. — Verlöbniß der heiligen Jungfrau zu Citta di Caſtello. — Begegnet ſich (in Florenz u. ſ.) mit Leonardo da Vinci und M. Angelo Buonarotti; mit Taddeo Taddei. — Seine Grablegung Chriſti 1505. — Wirkt dann in Rom, wo der Palaſt Borgherie und die Werke, die er unter Julius II und Leo X für die Hauptſtadt der neuen Kunſt gefertigt, von ihm zeugen. Seine letzte Arbeit war der Chriſtuskopf an ſeiner Transfiguration. — Wir erwähnen hier zugleich auch, ehe wir zu dem bedeutungsvollen Vereinigungspunkt beider Kunſte in Michael Angelo übergehen, einiger ältern italieniſchen Bildhauer: des Donatello, geboren 1381, geſtorben 1466, des Freundes und edlen Kunſtgenoſſen des eben erwähnten Brunelleschi. Er war ein Schüler des Ghiberti, erhob ſich in der Bildhauerkunſt ſo hoch, daß ſeine Werke in Bronze und Marmor den griechiſchen gleich geachtet wurden. Von ihm das Basrelief in der Kreuzkirche zu Florenz, die Verkündigung darſtellend — die Statue des heil. Marcus in der Kirche Orſan Michael: Donatello war auch Baumeiſter. — Lorenz Ghiberti, geboren 1378, geſtorben 1455, anfangs Gold-

ſchmied (auch, doch nicht mit Brunelleschi's Talent, Architekt), arbeitet die bronzene Pforte an der Johanniskirche in Florenz. (Dieſe Pforte, 340 Centner Erz enthaltend, koſtete 22,000 fl.) — Der Lehrer des großen M. Angelo war Dominicus Ghirlandajo (geboren 1451, geſtorben 1496), der als einziger dieſem würdiger Mitarbeiter neben Perugino an der Sixtiniſchen Capelle malte. Von ihm die Berufung Andreas und Peters.

Michael Angelo Buonarotti, geboren 1474 im Schloß Caprese, wo ſein Vater Befehlshaber war, ſtarb 1564 (90 Jahr alt). Dieſer kühne, gewaltige Geiſt hat als Baumeiſter und Architekt, ſo wie als Maler, ja zugleich als Muſiker und Dichter, nach dem oben gebrauchten Bild alle Säulen des Tempels der Kunſt zugleich in ſeinem Geiſt getragen. Von ihm das jüngſte Gericht in der Sixtiniſchen Capelle und eine Menge von Meiſterwerken, die er für ſieben Päpſte, unter denen er gewirkt, für Karl V, Franz I, ja für Soliman I, gefertigt.

In Deutſchland lebten und wirkten indeß der Lehrer des großen Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, geboren zu Nürnberg 1434, ſtarb 1510, 85 Jahre alt; der treffliche Bildhauer Adam Kraft, der 1507 im hohen Alter ſtarb; die Maler Hans Bauerlein und Jakob Walch; Albrecht Dürer, geboren im Frühling 1471, geſtorben 1528, zugleich Maler und Kupferſtecher, ſo wie Mathematiker; der Bildarbeiter Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, ſtarb 95 Jahre alt zu Nürnberg im Jahr 1542); der treffliche Erzgießer Peter Fiſcher in Nürnberg, geſtorben 1530. (Ueber dieſe und andre deutſche Meiſter vergleiche man meinen Peurbach und Regiomontan.) — Antonio Allegri da Correggio, geboren 1473, geſtorben 1513, lebte und wirkte am meiſten in Parma, Mantua, Modena, Reggio. Von ihm die Verkündigung im Barfüßerkloſter zu Parma; die Kuppel der Benedictinerkirche zu St. Johannes. Ein Gemälde, das er, um eine unbedeutende Rechnung auszugleichen, für einen Apotheker gemalt, galt bald nach ſeinem Tode 700 Zechinen. Pipi (Julio Romano), geboren 1492, ſtarb 1546; Leonardo da Vinci, geboren 1443, geſtorben 1516; Vecellio (Tizian), geboren 1477 zu Cadore, an den Gränzen des Friauls, geſtorben 1576 zu Venedig an der Peſt; Lucas v. Leyden, geboren 1494, geſtorben 1533; Hans Holbein, geboren 1495, geſtorben 1554 zu London; Guido Reni, geboren 1575 zu Bologna, geſtorben 1642: Salvator Roſa, geboren 1516 zu Rembiat, geſtorben 1673; Gelée (Claude Lorrain) zuerſt als Paſtetenbacker in Rom zur Kunſt gezogen, war bei Toul in Lothringen 1600 geboren und ſtarb im Jahre 1682, u. ſ. w.

In unſern Tagen hat die Malerkunſt durch die nicht bloß neuerfundne, ſondern zugleich ſehr vervollkommnete Glasmalerei ein Mittel gewonnen, ſich zu einer ganz neuen, höheren Form der Entwicklung zu verklären, bei welcher zu den künſtlich gegebnen Farben das natürliche Licht tritt. In der That, dieß ſind verklärte Leiber, welche jene hehre Kunſt darzuſtellen vermag. Dieſer neue Aufſchwung der Kunſt hat in Bayern durch König Ludwig I begonnen. Die Dome zu Regensburg, zu Köln u. a. haben ſchon Werke der neuen Glasmalerei aufzuweiſen; herrliche Glasgemälde nach den alten deutſchen Meiſterwerken verdanken wir auch Melch. Boiſſerée's und Dr. Bertrams wohlthätiger Anregung. Als einer der Wiedererfinder des Glasmalens kann mit Recht M. Siegm. Frank, geb. zu Nürnberg 1770, genannt werden.

Auch den Gang der Entwicklungsgeſchichte der neueren Tonkunſt können wir hier nur durch einige Namen und Zahlen der Jahre flüchtig andeuten. Doch vergleiche man hierüber Thibauts treffliches Buch über die Reinheit der Tonkunſt, 2te Aufl. 1826. Hehr und tiefergreifend lauten die älteſten noch übrigen Kirchengeſänge in Italien. Doch hatte ſchon frühe eine ſolche Entartung der Kirchenmuſik begonnen, daß Papſt Marcellus II im Jahr 1555 ſie ganz abſchaffen wollte), als Pietro Aloiſio da Paleſtrina (auch Praneſtinus genannt), geboren 1529 zu Paleſtrina, durch ſeine herrliche Meſſe, am Oſterſonntag 1555, ſie rettete und zugleich ihr eine neue, geiſtige Richtung gab. Er ward 1571 Capellmeiſter an der Peterskirche, ſtarb 1592 am 2 Februar. Sein Leichenbegängniß wurde mit inniger Theilnahme von ganz Rom gefeiert, in deſſen Gaſſen zugleich das herrliche Libera me, Domine des großen Meiſters ertönte. — Der hochbegabte Orlando di Laſſo (Roland Laß), geboren 1520 in den Niederlanden, geſtorben 1594, hatte in München eine Singcapelle um ſich gebildet, wie ſie Deutſchland noch nie ſah, und ſchwerlich jemals wieder ſehen wird (Thibaut a. a. O. 157). Ein herrliches Werk von ihm ſind die Bußpſalmen, für Karl IX von Frankreich. — Marcello (Benedetto), geboren zu Venedig 1686, geſtorben 1732, componirt die Pſalmen; Händel (G. Friedrich), geboren zu Halle am 24 Februar 1685, wird ſchon durch ſeine Oper Almira (1704), dann noch mehr (in Venedig 1709) durch ſeine Agrippina, in Neapel durch Acis und Galathea bekannt. Seit 1710 Capellmeiſter in Hannover, dann in England, wo er ſchon durch ſeinen Rinaldo Liebling der Nation wurde. — Sein herrlichſtes Werk der Meſſias. — Händel ſtarb am 13 Auguſt 1759. Thibaut nennt ihn den Shakſpeare der Tonkunſt. Sein Leichnam ruht auch in der Weſt-

minsterabtei neben den Resten des großen Shakspeare. — Der große Sebastian Bach war aus einer schon vorlängst durch musikalische Talente reich gesegneten, aus Ungarn herstammenden Familie im Jahre 1685 in Thüringen geboren, frühe verwaist und dann zu seinem Bruder, der Organist war, gekommen. Damals schon hatte sein brennender Eifer für die Tonkunst ihn getrieben, nächtlich beim Mondschein eine vom Bruder ihm hartnackig zurückgehaltene Sammlung beliebterer Compositionen abzuschreiben und so ihn schon zeitig zur Fertigkeit gebracht: innerlich ganze Werke der Tonkunst, in ihrem Zusammenklang zu erfassen und auszuarbeiten. Als Jüngling lebte er in Lüneburg, von wo aus er öfter dem Orgelspiel des berühmten Reinke in Hamburg beiwohnte. Schon 1703 ward er Hofmusikus in Weimar, 1708 ebendaselbst Hoforganist, 1714 Capellmeister, 1717 nach Köthen berufen. Als er in demselben Jahre den damals fast 100jährigen, trefflichen Orgelspieler Reinke in Hamburg besuchte, und nun auch dieser ihn spielen hörte, sagte der Greis: er hätte geglaubt, das rechte, ächte Orgelspielen sey ausgestorben, er habe sich jedoch nun eines Andren überzeugt. Schon 1717 hatte Bach den berühmten französischen Virtuosen Marchand eben so besiegt, als zu Napoleons Zeit ein einfach erhabener Gesang von Scarlati die hundert Pariser Harfen. Bach starb 1750. — Pergolesi (Giovanni Battista), geboren 1707 zu Pergoli, gestorben 1739. — Hasse, geboren 1705 zu Bergedorf bei Hamburg, wird von dem großen Alessandro Scarlati (1724) gewürdigt und erkannt, findet in Venedig (1727) die berühmte Sangerin Faustina, starb 1783. — Christ. v. Gluck, geboren 1714 zu Weidenwangen in der Oberpfalz, wo sein Vater Jägermeister war. Zuerst Musikus beim Fürsten von Lobkowitz. Kommt schon 1738 mit Melzi (St. Martini) in seltsame Collision; componirt 1774 die von Bailli de Roulet gedichtete Iphigenie, welche 1782 zum 175sten Male in Paris gegeben wurde; er starb 1787. — Hiller, geboren 1728, verliert seinen Vater (Schullehrer zu Wendischossitz bei Görlitz), schon im sechsten Jahre und empfängt da, im Anhören des Liedes beim Leichenbegängniß, den ersten innren Anstoß zu seiner nachmaligen Richtung als Componist der Kirchenmusiken. — Joseph Haydn, geboren den 31 März 1733, gestorben den 31 Mai 1809. Sein Vater, ein Wagner zu Rohrau in Niederösterreich, spielte die Harfe, wozu die Mutter lieblich sang; dieß weckte zuerst den Geist der Töne in Haydn. Von dem Schullehrer zu Haimburg kömmt er (durch Dechant Reuters Vermittlung) nach Wien, ist hier bis zum sechzehnten Jahr Chorknabe, duldet die äußerste Dürftigkeit, bis Metastasio ihm diese ein wenig erleichtert. Kommt 1761 zur Este-

haze'ſchen Capelle, 1790 nach London. — Mozart, geboren am 27 Januar 1756 zu Salzburg, ſangt ſchon im ſechsten Jahre ſeines Lebens an kleine Muſikſtücke zu ſetzen, wird im dreizehnten Capellmeiſter des Erzbiſchofs. Sein letztes Werk das Requiem. Er ſtarb 1790 am 5 December. — Auch von der neueren Tonkunſt, wie von der bildenden Kunſt wollten wir hier nur den Gang der Entwicklung von den erſten Keimen an bis zu den Höhepunkten der zuletzt vergangenen Jahrhunderte bezeichnen.

Yt 29959

Vier Erzählungen.

Meinen jungen Freunden gewidmet

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Herbstreise in Tirol.
Die Ausreißer.
Schuld und Strafe.
Ein Stückchen aus meiner Jugendgeschichte.

Besonderer Abdruck aus den Jugendblättern.

Stuttgart, 1854.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
BERLIN

I.

Herbstreise aus Baiern nach Innsbruck in Tirol.

Als ich noch ein kleiner Bursche war, da hab' ich mir oft gewünscht, ich möchte die Sprache verstehen können, welche die Hühner auf dem Hofe meiner Mutter mit einander redeten. Denn daß sie sich etwas sagten und zu sagen hätten, wenn sie, wie meine beiden alten Basen oder wie die Nachbarinnen, so gegen einander hinschrieen, oder wenn auch eine für sich allein ihre zerrigen Töne hören ließ, das schien mir eine ausgemachte Sache. Ich meinte auch öfters, ich könne wenigstens den Sinn dieser Hühnersprache im Allgemeinen errathen, und ärgerte mich manchmal über eine gelbe und eine schwarze Henne, die mit dem Futter, das sie bekamen, und mit dem, was sie außen vor der Scheune fanden, beständig unzufrieden schienen, weil sie, auch wenn ihr Kropf ganz gefüllt war, nach jedesmaligem Schgrren in den Boden so verdrießliche und mißmuthige Töne von sich gaben wie die alte Frau Gertrud, wenn sie mit ihrer Magd zankte. Dagegen hatte ich wahrhafte Achtung vor dem Haushahn, über den, wie ich meinte, jene beiden Hennen sehr oft räsonnirten, denn dieser hörte das Alles ruhig an, ließ nur zuweilen einige ernsthafte, zurechtweisende Worte vernehmen, sprach aber immer gütig mit den Seinen und sang dazwischen sein lautes: „bleibt mir fein hier."

Wie mich aber ſchon die Sprache der Hühner gar ſehr intereſſirte, ſo that dies noch viel mehr die Sprache der Zugvögel, vornehmlich im Herbſte, wenn ihre wandernden Schaaren über die Berge kamen und im Gebüſch, oder im Hanffeld, ja ſelbſt auf dem Diſtelkopf voll reifer Samen ihr Frühſtück und Mittagsbrod genoßen. Da meinte ich immer den Ruf zu hören: „zieh mit, zieh mit.“ Ich ſah ihnen traurig nach, wenn ſie über meines Vaters Gärten hin nach Süden, nach den Bergen flogen, und hätte gar gern mit ihnen fortziehen mögen; ich mußte aber zu Hauſe bleiben und fleißig in die Schule gehen. Als ich aber größer geworden und der Schule entwachſen oder wenigſtens für die Zeit der Vacanz aus ihr freigelaſſen war, da ließ ich mir den Zuruf der herbſtlichen Wandervögel: „zieh mit, zieh mit,“ nicht vergebens geſagt ſeyn, und wenn es nur einigermaßen möglich war, wanderte ich in jedem Herbſt auf einige Wochen aus der Stadt hinaus über Berg und Thal. Auch diesmal habe ich ſo gethan und bin mit den lieben Meinigen, Alt und Jung, fortgewandert, dahin, wohin die Vögel im Herbſte ziehen, nach Süden, über die Alpen hinüber in die Vorhallen des Landes, „wo die Citronen blühen.“

Was wäre unſre Erde ohne die Berge und ohne das Meer; denn dieſe beiden, das Meer und die Gebirge, geben doch erſt dem Lande ſeine Schönheit. Als wir ſo, an einem heitern, lieblich warmen Herbſtmorgen, über die weite baieriſche Ebene nach den Alpen hinwanderten und auf jeder Stunde Weges, die wir zurücklegten, auch die Gebirge immer höher und mächtiger vor unſern Augen in die Höhe ſtiegen, da erhob ſich und erweiterte ſich mit der Ausſicht auf Gottes Werke auch unſer Herz; wir

fangen mit den Zugvögeln um die Wette, manches schöne Lied, und in unserm Gemüth ward es uns so leicht und wohl, als flögen wir davon.

Es war heute gerade das Michaelisfest; die Glocken läuteten in den Dörfern; das Landvolk war zum Theil festlich geschmückt; truppweise sah man spielende Kinder in den Gärten, deren Bäume dicht gedrängt voller Aepfel prangten.

Die lange, nur selten von einem Thal unterbrochene Ebene nahm jetzt ein Ende, die Straße streckte sich plötzlich und tief abwärts. Die Mittagssonne stand hoch am blauen Himmel, da war es, als ginge unten in dem herrlichen Thalkessel eine zweite, hellglänzende Sonne auf: es war der klare Wasserspiegel des Tegernsee's, von dem das Sonnenlicht in fast blendender Helle zurückstrahlte. Bei Gemünd kommt man hinunter an den See und zugleich in einen wunderschönen Zwinger der Hochalpen hinein, der nach allen Seiten von den Ringmauern der Gebirge umschlossen ist. Namentlich gegen Süden hin, wo die Straße nach Tirol ihre Richtung nimmt, sieht das Auge keinen Ausweg, denn da hat sich die erhabene Majestät der Alpen so übermächtig aufgestellt, daß es scheint, als könnten nur Vögel und Gemsen über die kahlen Gipfel hinüberkommen.

In unvergleichlich schöner Weise hat sich im Tegernseer Thalkessel und an den Ufern seines stillen Sees das Hohe zu dem Niedern, das majestätisch Kräftige zu dem Milden gesellt und herabgelassen. Das Thal mit seinen schmucken und zum Theil prächtigen Landhäusern gleicht einem blühenden Garten. Da wohnt in all seinen Formen das gesellige Landleben einer Schaar der Stadtleute, die sich aus der Geschäftigkeit und der Unruhe der

[illegible] Gegenden her in die Stille [illegible]. Ein rüstiger Fußgänger steigt nur wenige tausend Schritte aufwärts, und er ist da im Schatten des Buchenwaldes mit den singenden oder zwitschernden Vögeln allein; er steigt noch höher, und in wenig mehr als einer Stunde ist er auf der Wiese der Alpen, welche noch im Spätsommer und angehenden Herbst im Schmucke der Frühlingsblumen prangt, oder er ist zwischen den Felsen, an deren Zinne die muntre Gemse auf das Geläute der Glöckchen lauscht, die am Halse der Kühe und Ziegen tönen, welche weidend an der Alp sich ergehen.

Der Tegernsee ist keiner der größeren und keiner der tieferen Seen des bairischen und tirolischen Alpengebirges; doch dehnt sich sein Spiegel über einen Raum von fast 2500 bairischen Tagwerken aus, und an manchen Stellen würde kein Thurm der Stadt München, wenn sein Fuß auf dem Grunde des Sees stände, mit der Spitze über das Wasser heraufragen, denn die größte Tiefe desselben mißt gegen oder über 300 Fuß. Zwischen Gemünd und Tegernsee kommt man an dem St. Quirinus-Kirchlein vorbei, bei welchem ein dunkelfarbiges, zähflüssiges Bergöl, das St. Quirinusöl, aus der Erde, freilich nur in sehr geringer Menge, hervorquillt.

Die ehemalige Benedictinerabtei Tegernsee ist in ein stattliches und wohleingerichtetes Fürstenschloß umgewandelt, in welchem bis auf unsre Tage ein edles, mildherziges Königsgeschlecht während eines Theiles der Sommerzeit seine Wohnung aufgeschlagen hat.

Wir ziehen weiter fort, dem See entlang nach Süden, denn wir gedenken auf unsrem leichten, offenen

Fuhrwerk noch eine ziemliche Strecke bis zum Nachtlager zurückzulegen.

Da thut sich uns auf einmal zwischen den Hochgebirgen ein lieblich grünendes Engthal auf. Die steilen Bergwände sind tiefer hinab mit Laubwald, höher hinan mit Lerchenbäumen bewachsen; die Gipfel aber steigen zum Theil unbekleidet, scheinbar als kahle Felsen zu den Wolken hinauf, haben jedoch in ihren hohen Buchten und Schluchten gar manche reichgrünende Alpenwiese, auf welcher Viehheerden weiden, von denen das Auge eines fern in der Tiefe stehenden Wanderers nichts bemerken würde, wenn sie auch dreimal so groß wären als ein Elephant. Da im Westen vom Dorfe Kreuth steht ein Sonderling unter den Hochalpen, der St. Bernhardsberg, welcher durch seine schiefkegliche Form schon von weither vor seinen Nachbarn sich auszeichnet, über deren meiste er eines Hauptes länger als sie hervorragt.

Vom Dorfe Kreuth nach dem berühmten Badeorte Kreuth ist es nur ein Spazierweg. Aber welch ein Spazierweg ist das, so in dem erhabenen schönen Engthale hin. In wie so manchem kranken Gemüth mag in dieser Gegend wieder Freudigkeit und Muth, so wie in dem kranken Leibe beim Athmen der köstlichen Gebirgsluft die gesunkene Kraft wieder aufleben!

In Kreuth war die Badezeit schon vorüber, denn seine hohe Lage (sie beträgt 2400 Fuß über dem Meer) läßt die Sonnenwärme nicht auf so lange dort einheimisch werden, als etwa in den Badeorten von Böhmen und Nassau; wir wendeten uns deßhalb sogleich an dem Gebirgsbach aufwärts gegen Westen. Die Straße gegen Glashütte hinan nimmt ihren Verlauf in einer tiefen Gebirgsspalte, auf deren Grund neben dem Bette des

Wildbaches nur hin und wieder für eine schmale Wiese ein Raum bleibt. Die Sonne, die uns anfangs heiß und blendend in's Gesicht schien, senkte sich jetzt hinter das Gebirge; der Abend war lieblich, die Luft balsamisch und mild; unsre Herzen waren fröhlich und voll Muthes.

Das anspruchslose Dorfwirthshaus in Sulm mit seinen wenigstens dienstwilligen Inhabern wäre für Reisende unsrer Art ein zureichender Ausruheort gewesen, wenn die vielen muntren Gäste, die sich heute zu einer ganz besondern Feierlichkeit im Wirthshaus eingefunden hatten, der Ruhe ebenso begehrt hätten wie wir. Es war nämlich in der Umgegend bekannt geworden, daß der Wirth in Sulm heute zum letzten Mal altes Märzenbier, und zwar aus der weitberühmten, vortrefflichen Bierbrauerei zu Tegernsee ausschenke; morgen gebe es bereits neues. Das alte Bier ist aber für die baierischen Biertrinker eine Sache, der sie über Berg und Thal weithin nachgehen, so lange es nur möglich ist, dergleichen zu finden, und von der sie mit wahrhaftem Schmerz Abschied nehmen. Man kann es den Bewohnern einer ganzen Stadt anmerken, wenn das alte Bier zu Ende gegangen ist; denn während es noch den Nachmittag vorher überall lustige, lautgesprächige Leute gab, und die öffentlichen Bildungsanstalten des Volkes (die Bierhäuser) gedrängt voll waren, sieht man dann nur einzelne Gäste beisammensitzen, einsylbig und betrübten Aussehens, als ob der große Mogul gestorben sei.

In einem solchen Abschiedsfeste der Biertrinker von dem guten, alten Tegernseer Bier waren wir denn unglücklicher Weise gerade heute im Wirthshaus zu Sulm gekommen. Es waren da junge Leute vom Forst- und

Zollweſen, Geſchäftsmänner bei der Glashütte und beim Holzhandel verſammelt, welche beim Bierkrug ſo fröhlich wurden, daß ſie die halbe Nacht hindurch ſangen. Es mußte unter ihnen ein und der andre jener Improviſatoren (Schnelldichter) ſeyn, darin die bairiſchen Alpengegenden ziemlich reich ſind, denn wenn der eine nach der bekannten kurzen Tonweiſe der Schnaderhüpferl einen Reim geſungen hatte, antwortete ihm der andre mit einem gleich aus dem Stegreif erfundenen Reim, und der Chorus ſtimmte mit lautem Lachen ein. Bei dem guten Biere floß dem Dichter ſeine poetiſche Ader immer reichlicher; die gute Laune der Trinkgeſellen brach in immer kräftigeres Lachen aus, bis endlich, eine Stunde nach Mitternacht, der Wirth, der in Gemünd geweſen war, heimkehrte und polizeiliche Ruhe und Ordnung ſchaffte, was ihm nicht ſchwer fiel, da die Gäſte das letzte Faß altes Bier bis auf den Boden ausgeleert hatten und für das neue dankten.

Prachtvoll leuchteten am Morgenhimmel die beiden ſchönſten Planeten, Venus und Jupiter, die bereits in augenfälliger Nähe beiſammen ſtanden. Nach dem Lärmen der Nacht that die hehre Stille draußen im Alpenthale ſo wohl! Die Straße zieht ſich zuerſt ſanft bergan; dann aber fällt ſie auf weite Strecke hin ziemlich ſteil bergab. Dort unten in der Tiefe ſteht das K. K. öſterreichiſche Grenz- und Zollhaus, deſſen Beamte noch fortwährend den guten Ruf ſich erhalten, daß ſie gegen alle aus Baiern herkommende Gäſte und Freunde ſich überaus höflich und freundnachbarlich betragen. Die Gegend, durch welche von hier aus der Weg führt, iſt eine ſchauerlich ſchöne. Unten in der Tiefe, zur Linken des Weges, ſtürzt ſich der toſende Wildbach über die Fels-

blöcke, die seinen Lauf hemmen; von der gegenüberliegenden Gebirgwand kommt hin und wieder ein kleiner Wasserfall herunter, oder es zeigen sich die grausenhaften Ruinen eines Bergsturzes: ein Gemisch der entwurzelten, zerschmetterten Lerchenbäume und der Steinhaufen. Hier ist ein beständiger Krieg und Streit der Naturkräfte, bald aber kommt man hinaus in eine Gegend, auf welcher der Friede ruht. Dies ist das Achenthal und an seinem Ende der Achensee.

Es war heute Sonntag; und sonntäglich feierlich, ernst und doch zugleich lieblich ist der Eindruck, den der Achensee auf den Wanderer macht. Ich halte ihn, so klein er auch ist, für einen der schönsten Gebirgsseen in Europa. Man läßt sich da auf einige Stunden, oder, wenn es möglich ist, auf etliche Tage im Wirthshause der ehrenwerthen, billig denkenden, so wie rechnenden und dennoch ihre Gäste vortrefflich versorgenden Frau Scholastika häuslich nieder. Bei warmem Wetter läßt man sich sein Essen sammt dem guten Tiroler Wein hinüber bringen in den Saal, der auf den See hinaus gebaut ist. Welche Aussicht hat man da nach der steilen Bergveste an der Westseite des Sees hinüber, auf die Zinnen und pfeilerartigen Vorsprünge der riesenhaften Felsenwände. Wenn gerade ein Regen gefallen ist oder wenn im Frühling der Schnee auf den Höhen schmilzt, dann stürzt sich von der Bergwand ein Wasserfall am andern in den See herab; oben liegt zuweilen bis nahe vor Pfingsten noch der Schnee, während unten am Ufer schon die Alpenrosen (Rhododendern) blühen. Denn diese sind hier so häufig und vom Wirthshaus der Scholastika so leicht und nahe zu erreichen, daß man, gegen Süden auf der Straße hinabgehend, schon nach wenig

hundert Schritten an einen Bergabhang kommt, der bis hoch hinauf ganz vom Gesträuch der Alpenrosen überdeckt ist. Gegen Ende des Mai und noch mehr im Juni und Juli gleicht der ganze Abhang, so weit nur das Auge reicht, einem scharlachrothen Teppich, aus dessen feuerfarbigem Grunde sich das dunkle Grün des Krummholzes (der Zwergföhre) erhebt. Selbst wir, am 30. September, fanden da noch blühende Alpenrosen.

Der See war so still, der Himmel so klar; man fühlte sich da wie in einem Tempel Gottes. So läßt sich übrigens dieser wundervolle Bergsee nicht immer sehen: er wird oft plötzlich von furchtbaren Stürmen aufgeregt und wie von unten her in Bewegung gesetzt, denn so wie der ganze See durch den Einbruch eines Deckengebirges entstanden scheint, das über eine der mächtigen Weitungen und Höhlen sich hinbreitete, die sich im Innern der Erdveste finden, so mag auch der tiefe Gebirgskessel, in welchem sein Wasser fluthet, noch fortwährend in einer Verbindung mit den großen Wasserbehältnissen und Hohlräumen des Erdinneren stehen. Dies zeigte sich namentlich zur Zeit des großen Erdbebens von Lissabon, im Jahr 1755, denn damals sank der Spiegel des Sees auf einmal fast um eine Mannslänge (mehr als 4 Fuß), so daß man am nördlichen, seichten Ende desselben trocknen Fußes vom Zollhaus bis zum andern Ufer über den felsigen Boden hinüber gehen konnte, und daß der Ausfluß desselben (die Ache) ganz versiegt war. Erst nach 24 Stunden kam das Wasser wieder in seinen alten Stand. Die Tiefe des merkwürdigen Sees soll an manchen Stellen über 400 Klafter (2400 Fuß) betragen. In seinem klaren frischen Wasser leben ganze Schaaren der köstlichsten Fische, namentlich

vom Geschlecht des Lachses oder der Forelle, die da in der unerreichbaren Tiefe unter den versunkenen Waldbäumen, welche die Regen- und Schneebäche oder der Bergsturz in den See hinabführen, vor menschlichen Nachstellungen leichter sich verwahren können, als vor den Nachstellungen der Hechte, von denen man zuweilen schon riesenhaft große hier gefangen hat.

Der Reisende, welcher zum ersten Mal durch das Achenthal in das herrliche Tirolerland eintritt und dem es an diesem See so wohl wird, als es da jedem an Seele und Leib gesunden Menschen werden muß, kann sich nur schwer entschließen, schon nach wenigen Stunden aus einer solchen majestätisch schönen Wildniß des Gewässers und des Hochgebirges zu scheiden. Uns, die wir schon öfter und auf längere Zeit hier waren, kam der Entschluß zum Weiterreisen nicht so schwer an, und wir zogen für dießmal den Landweg, auf der enge an die östliche Felsenwand sich anschließenden Straße, der Wasserfahrt auf dem See vor. Freilich wird der Wanderer auf dieser schmalen Straße, namentlich in der Mitte des Sommers, wenn sein Auge auf jedem Schritte an dem Anblick der blühenden Alpenrosen und der andern, vielleicht von ihm noch nie gesehenen Blumen des Hochlandes sich ergötzt, der scheinbaren Gefahren nicht gewahr, welche der künstlich angelegte Weg unter seinen Füßen ihm verbirgt. Denn die Straße, auf welcher er geht oder fährt, ist zum Theil wie das Nest einer Schwalbe an die senkrecht abstürzende Felsenwand angelegt; die Balken, oben mit Zweigen und anderer Streu bedeckt, über welche der Weg wie auf einer Brücke hinführt, sind durch Strebepfeiler auf den Felsen gestützt, denn der See, unmittelbar an der Felsenwand, ist an einigen Stellen mehr denn

thurmestief, es ist deshalb nicht an die Grundlage eines Pfeilers im Wasser zu denken. Diesen kühnen Bau bemerkt man erst, wenn man auf dem See fährt, was öfters auf dem großen Marktschiff geschehen kann, das zum Hinabführen der größern Lastwägen bestimmt ist. Denn solche schwere Fuhrwerke dürfen sich der Brückenstraße nicht anvertrauen, welche für sie zu leicht gebaut und überdieß zu schmal ist, ja selbst solche vielleicht übertrieben ängstliche Reisende, welche in einer zweispännigen Kutsche vorbeikommen, pflegen an den gefährlichsten Stellen entweder auszusteigen und zu Fuße zu gehen, oder den Weg zu Wasser zu machen.

Nach wenig mehr als einer Stunde ist der rüstige Fußgänger oben an den Höhensaum über Buchau gelangt, wo sich ihm die Aussicht hinüber auf den Gebirszug des rechten Innufers öffnet. Es gibt auf oder noch besser nahe an unserem Theil des Weges einige Punkte, von wo aus man weit im Zillerthal hinaufwärts bis zu der beschneiten Alpenkette blicken kann, deren Reihe sich an den Großglockner anschließt. Es beginnt jetzt das steile Absteigen, hinab nach dem Innthal, neben dem laut rauschenden Riesbach, der sich sein Bett aus den Felsentrümmern gebaut hat, die er, wenn sein Wasser anschwillt, von der Höhe mit sich hinabreißt, und der dieses Bett fast jedes Jahr bald da, bald dort verändert, indem er hier den Bergdamm unterwühlt und hinwegschwemmt, dort von Neuem ihn ansetzt.

An der Seite des Weges liegt die Kirche von Eben mit dem Grabmale der seligen Rothburga, einer hochgefeierten Wohlthäterin des Volkes, die im Jahr 1313 starb. Sie war die Tochter eines Bauern, hatte als Dienstmagd alle Beschwerden und Arbeitslasten des ar-

mern Volkes kennen gelernt, zugleich aber auch die Freuden, welche die Linderung jener Beschwerden gewährt. Denn sie hatte mit den Hungernden ihr sparsames Brod getheilt, Kranke und Trauernde erquickt und getröstet; ihr ganzes Leben war dem Gebet und dem Umgang mit Gott, so wie der Pflege und dem Dienste des Nächsten geheiligt; ihr Andenken blieb im Segen.

Das Steigen, da jenseits Maurach hinab, will kein Ende nehmen; die Höhe, von der man herabkommt, wenn man endlich bei dem stattlichen Dorfe Innbach, das seinen Namen von den Eisen-Schmelzereien und Fabriken verdankt, in das Innthal gelangt, ist aber auch gar keine unbedeutende, denn sie beträgt von dem Spiegel des Achernsees bis zu dem 1650' über der Meeresfläche gelegenen Innsbach gegen 1200 Fuß, mithin nahe dreimal so viel denn die Höhe des Straßburger Münsterthurmes. Man ist aber auch, wenn man endlich unten auf ebenem Boden steht, ganz wie in einer andern Welt, denn solche Hochthäler, wie dieses da, sind nur wenige zu finden.

Schon eine einzelne Ortschaft, Stadt oder Dorf, mit ihren Häusern und Thürmen nimmt sich ganz anders und ansehnlicher aus, wenn sie auf einem Berge steht oder an seinem Abhange sich ausbreitet, als wenn sie in der Ebene erbaut ist, wo eine Reihe der Häuser die andere verdeckt, das einzelne Gebäude in der Masse der andern sich verliert. Hier im Innthal ist nicht nur eine einzelne Ortschaft, sondern sind eine ganze Menge derselben in solcher vortheilhaften Lage, an den Bergabhängen und auf dem Gipfel der Höhen ausgestellt, daß fast jedes einzelne Haus, weil eines über dem andern frei hervortritt, in's Auge fällt. Dort aber, in der stillen Abge-

schiedenheit des Gebirges, wo der gesellige Umgang mit andern Menschen im hohen Grade erschwert ist, erwacht gar leicht in der Seele das Bedürfniß nach einem andern Umgang, der überall, und in der Einsamkeit am besten, zu finden ist; man sieht deßhalb nach allen Richtungen hin über die grünenden Bergabhänge Kirchen und Kapellen verstreut, dazwischen die alten Ritterburgen und Klöster. Höher aber denn Alles, was die Hand des Menschen erbaut, erheben sich die Felsenwarten der kahlen Hochalpen, auf denen die Gemse und das Schneehuhn hausen, und wo im Sommer die einsame Blaudrossel der aufgehenden Sonne ihr flötendes Lied singt.

Von Innbach aus ist man bald am Inn, und über diesen hinüber in der altberühmten Bergstadt Schwatz. Die Ritterburg, welche auf dem hochragenden Felsen über der Stadt liegt, ist an der Stätte erbaut, an welcher in alter Zeit, wie dieß die aufgefundenen Alterthümer bezeugen, ein römisches Kastell stand. Später baute sich dort das edle Geschlecht der Freundsberg seine Stammveste; das Geschlecht, aus deren einer nach Mindelheim übergesiedelten Linie der mächtige Held Georg von Freundsberg entsprossen ist, in welchem die ganze Kraft und Herrlichkeit des alten deutschen Ritterthums noch einmal auflebte. Die mächtigen Burgherren von Schwatz, die Stammväter der Freundsberg, waren Dienstmannen der noch mächtigeren Grafen von Andechs, deren Herrschaft weit über Oberbaiern und Tirol sich erstreckte.

Neben dem Ruhm und der Macht der Thaten, durch welche die Herren der Veste Freundsberg sich auszeichneten, kam dort in Schwatz bald eine andere Macht empor; das war die des Geldes; den Glanz der tapfer geführten Waffen von Eisen überstrahlte der des Silbers. Eine

arme Dienstmagd, Gertrud Kandlerin, war es, wie man erzählt, welche ihrer Vaterstadt einen Reichthum zubrachte, der dem Werth eines Fürstenthums gleichkam. Sie hatte bei der Feldarbeit mit ihrer Hacke einen mächtigen Silberstock am sogenannten Falkenstein getroffen, und das edle Metall glänzte ihr, da wo das Eisen in sein frisches Inneres gedrungen war, so hell in's Auge, daß sie es für sich und Andere der Beachtung werth hielt. Diese erste Auffindung des Schwazer Bergsegens soll im Jahr 1409 [illegible] seyn; und wie am Harz bei Goßlar ein wüthender Eber, oder nach andern Sagen ein muthiges Roß, das mit seinen Hufen im Boden scharrte, die Ehre der Entdeckung mit den Menschen theilte, so steht hier am Falkenstein mit der Dienstmagd zugleich ein wilder Stier in ehrenvollem Andenken, denn dieser soll ungefähr zu gleicher Zeit das Ausgehen des Ganges durch das Hineinwühlen mit seinen Hörnern an einer andern Stelle zu Tage gebracht haben. Die Benutzung des wichtigen Fundes scheint in den ersten drei Jahrzehenten nicht sehr bedeutend gewesen zu seyn; sie wurde dieses erst dann, als, durch den Ruf des Tiroler Silberreichthums gezogen, sachkundige Bergleute aus Sachsen (Freiberg) hieher kamen und den Bau in kräftigen, gewinnreichen Betrieb nahmen. Die Ausbeute, welche die Bergwerke am Falkenstein und später die am Ringenwechsel an Silber und Kupfer gaben, war über alle Erwartung groß, denn sie betrug vom Jahr 1470 bis 1560 über $3^1/_2$ Mill. Mark Silber und noch $1^1/_2$ Mill. Centner Kupfer. Das erstere würde nach der jetzigen Verwerthung der Metalle über 100 Mill. Gulden, das letztere 106 Mill. Gulden gleich kommen. Damals, da gegen 30,000 Bergknappen als ein fröhlich thätiges Volk in der Stadt und ihrer Umgegend hausten,

als die reichen Fugger und Hochstätter aus Augsburg hier ihren glänzenden Hof hielten, mag freilich ein anderes Leben in Schwatz gewesen seyn als jetzt, wo die gesammte Bevölkerung nur 4500 Seelen beträgt, und die Nachkommen der tapfern, wohlhabenden Bergleute, die einst das sogenannte Dorf Schwatz bewohnten, in tiefste Armuth versunken sind. Denn schon im 16. Jahrhundert, als wegen der Religion Tausende der thätigsten Leute aus dem Lande verwiesen wurden, erhielt der Wohlstand der Stadt einen harten Stoß. Auch die Ausbeute an Erzen wurde immer unbeträchtlicher, und seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts überstiegen allmählig die Kosten des Baues den Gewinn so weit, daß man ihn ganz eingehen ließ. Dagegen hat sich in der Nähe ein ergiebiger Eisenbergbau aufgethan, der noch immer eine Schaar von Bergleuten und andern Arbeitern ernährt.

Als ein prachtvolles Erinnerungszeichen an die Zeit ihres blühenden Wohlbestandes ist der alterthümlich ehrenwerthen Stadt ihre schöne Pfarrkirche und mit dieser zugleich manches andere stattliche Gebäude geblieben.

In Schwatz tritt man in die Linie des lebhaften Verkehrs der Stellwägen ein, die sich durch das Innthal hinauf und von da in ihren weit ausgedehnten Seitenzweigen in das Eisach- und Etschthal fortsetzt. Man kommt auf dem Wege nach Innsbruck durch viele ansehnliche Ortschaften, darunter Hall mit seinen seit länger als einem Jahrtausend vielfach benutzten Salinen die bedeutendste ist.

Wir zogen bei dem herrlichsten Mondschein, gerade zur Zeit des Abendessens, in der ansehnlichen Hauptstadt des Landes, in Innsbruck, ein und ließen es uns für's Erste in dem reichlich mit allen Bequemlichkeiten und Er-

quickungen für Reisende ausgestatteten Gasthofe zum Stern, am linken Ufer des Flusses gelegen, sehr wohl seyn. Hier, an diesem linken Ufer des Inn, hatten sich auch die ersten Ansiedler bei der Innbrücke (Innsbruck) niedergelassen, in deren Geschäftspflege der Handel und Verkehr mit den aus Venedig kommenden Waaren, zunächst aber mit dem Salze war, das in Hall gewonnen wurde. Damals herrschten hier im Innthal die mächtigen Grafen von Andechs, deren Haus durch das Aussterben der Seitenlinie von Wohlfarthshausen noch zu höherm Ansehen gestiegen war. Einer dieser Grafen, Berchtold II., erkaufte im Jahr 1180 von der Abtei Wilten (dem altrömischen Veldidena) das Stück Landes jenseits der Brücke, am rechten Ufer des Flusses, darauf nun die ausgedehnte Stadt steht. Hier wurde diese als Marktflecken erbaut und von dem Grafen Otto I. von Andechs um 1230 durch das Aufführen der Ringmauern um sie her, so wie durch viele ihr verliehene ansehnliche Gerechtsame zur Stadt erhoben.

Wir ergehen uns dann, gestärkt vom Schlaf, an dem schönen, heitern Herbstmorgen in der Stadt und von einer ihrer Sehenswürdigkeiten zur andern. Da auf der Brücke erhebt sich das Auge unwillkührlich von dem Anblick der menschlichen Bauwerke zu der Majestät der Gebirge. Wie vor der aufgehenden Sonne die Sterne, so verbleichen vor dem Anschauen dieser Macht der Werke Gottes alle Kunstschöpfungen der fleißigen Menschenhand; man hat fast Mühe, sich wieder zum Aufmerken auf das herunter zu ziehen, was vor einem am Boden steht.

Der Weg führt uns zuerst unter den Bögen der Kaufmannsläden hin nach dem schönen freien Platz bei der Hauptwache, dann nach kurzem Verweilen durch einige

Seitenstraßen nach der vielberühmten Hof- oder Franziskanerkirche. Die erste Veranlassung zum Aufführen dieses kostbaren, angenfälligen Baues hatte der edle Kaiser Maximilian I. gegeben, die Ausführung des großväterlichen Planes übernahm Ferdinand I. Man tritt durch ein wohlgefälliges Portal hinein in das Innere des Kirchenschiffs, dessen Gewölbe von zehn mächtigen, aus rothem Marmor gehauenen Säulen getragen wird. Der erste Eindruck ist ein seltsam eigenthümlicher. Man wird darüber ungewiß, ob man wirklich da sei, wohin man so eben gehen wollte: in einer Kirche oder in einem Prunkgebäude von anderer Bestimmung. Es steht da mitten in der Kirche ein Rittersaal und Tempel der Ehren für einen Heldenfürsten, der allerdings einer ehrenden Anerkennung seiner Zeitgenossen, wie der nachlebenden Geschlechter werth war. Acht und zwanzig mächtige, in Erz gegossene Statuen, die männlichen in ritterlicher Rüstung, mit Harnisch, Schild und Helm, das mächtige Schwert zur Seite, die weiblichen in der Hoftracht des 15. Jahrhunderts, stehen zu beiden Seiten zwischen den hohen Säulen. Die eherne Namensschrift sagt uns, wen diese Gestalten vorstellen sollen: wir finden da Namen, welche dem Lied und der Heldensage, andere, welche der Geschichte des früheren Mittelalters angehören, neben solchen, die dem damals lebenden Geschlecht ganz nahe standen; bedeutende neben unbedeutenden. Als König Arthur der vielbesungene wird uns die eine der ehernen Gestalten, als Ritter Roland (?) die andere, eine dritte als der Dietrich (Theoderich) von Bern genannt. Zu ihnen gesellen sich Chlodwig, der erste christliche König der Franken, und Gottfried von Bouillon, dann die

Stammväter des österreichisch-habsburgischen Hauses; am zahlreichsten aber solche Namen und Gestalten, welche zur näheren und nächsten Familie des edlen Kaisers Maximilian gehören: Großeltern, Eltern und Geschwister, seine beiden Gemahlinnen, die spanische Schwiegertochter und ihre Eltern.

Alle diese stummen Ehrenwächter umstehen ein Kunstwerk in ihrer Mitte, welches das Grabmahl des hochgepriesenen, ritterlichen Kaisers Maximilian I. vorstellen soll, ohne dieses zu seyn, denn in der Wirklichkeit ruhen die Gebeine des gekrönten Helden nicht hier, sondern in Wienerisch-Neustadt. Aber das prachtvolle Schein-Grabmal ist allerdings einer genaueren Betrachtung und seinem Kunstwerthe nach der Bewunderung würdig, vor Allem wegen der 24 historischen Marmortafeln, auf denen in halberhabener Arbeit Ereignisse aus der Lebensgeschichte und Thaten des Kaisers dargestellt sind, welche für künstlerische Darstellung am meisten geeignet schienen. Vier von diesen Geschichtstafeln sind von den beiden Gebrüdern Abel aus Köln gefertigt, die 20 andern von der Meisterhand des berühmten Alexander Collin aus Mecheln, ausgezeichnet durch Schönheit und Vollendung ihrer Formen bis in's Kleinste. Nach den treuen Porträts, welche die Künstler vor Augen hatten, sieht man auf diesen Werken Maximilian als aufblühenden Jüngling, als kräftigen, sowie zuletzt als alternden Mann, und das Bild des großen Kaisers ist auch, in Erz gegossen, in knieender Stellung oben auf dem Deckel des Kenotaphs zu sehen.

Der Tempel der Ehre, den wir da beschauten, ließ uns fast vergessen, daß wir uns in einem Tempel der christlichen Gottesverehrung befanden. Der marmorne Hochaltar im Hintergrunde, mit einem Bild von Auer-

bach, neben ihm zwei aus Blei gegoſſene Statuen, oben in der Kuppel die Vorſtellungen des Inhaltes des katholiſchen Roſenkranzes ſollen den zerſtreuten Beſchauer daran erinnern.

Hier vor dieſem Hochaltar las am 28. Oktober 1655 die Tochter des edlen Schwedenkönigs Guſtav Adolph, die Königin Chriſtina, ihr lateiniſches Glaubensbekenntniß ab, mit welchem ſie ſich von jenem Glauben, für den ihr heldenmüthiger Vater ſein Blut vergoſſen, hinweg in den Schooß der römiſch-katholiſchen Kirche begab.

Wir treten von Neuem in den Vordergrund des Gebäudes. Der Meßner, der uns die geſchichtlichen Kunſt-Meiſterwerke am Schein-Grabmal zeigte und erläuterte, führt uns zuerſt die Marmorſtiege hinauf nach der ſilbernen Kapelle, mit dem ſilbernen Bilde der heiligen Jungfrau und mit den Grabmälern eines fürſtlichen Ehepaares, das vor Andern in ſeiner gegenſeitigen Liebe glücklich war. Dort an dem einen Grabmal ſieht man das Marmor-Bildniß der Philippine Welſer, die durch ihre Schönheit und den Adel ihres Gemüthes gleich preiswürdig war; hier auf dem andern iſt der treue Gemahl derſelben, Erzherzog Ferdinand, dargeſtellt; ſein Marmorbild iſt von den Gedenktafeln umfaßt, welche in halberhabener Arbeit einige der bedeutendſten Begebenheiten und Thaten aus dem Leben des edlen Fürſten darſtellen. Wir haben hier das Bild des ſeltenen, vielgeprüften Ehepaares im Tode geſehen; das benachbarte Schloß Ambras mit ſeinen Erinnerungszeichen und alterthümlichen Geräthſchaften des einfachen, prunkloſen erzherzoglichen Hausſtandes läßt uns einen Blick in das glücklich ſtille Leben deſſelben thun.

An der gegenüberstehenden Seite der Kirche zieht uns jetzt, wenn wir von der silbernen Kapelle wieder hinabsteigen, das Ehrendenkmal eines Mannes an, der es werth war, daß seiner hier neben Gottfried von Bouillon und andern Glaubenshelden mit Ruhm gedacht wurde. Hier hat man die Gebeine des in Mantua erschossenen Andreas Hofer beigesetzt, dieses Treuen im Lande, der für Gott und Recht gekämpft hat und gestorben ist. Das Marmordenkmal ist von guter Meisterhand.

In dem schönen Hofgarten nahe bei der Pfarrkirche ruhen wir einige Zeit am Anblick der hocherhabenen Gebirge aus, und besehen uns dann noch die Kunst- und Naturaliensammlung im sogenannten Ferdinandeum, welche vorzugsweise die Erzeugnisse der Natur des Landes und sehr schätzenswerthe Werke von Tiroler Künstlern enthält. Andere zum Theil beachtenswerthe Kunstwerke aus älterer Zeit findet man unter den Urkunden des Kirchhofes, der an das alte Spital gränzt; noch andere sind in den zahlreichen Kirchen der Stadt zerstreut und in der alten Hofburg zu finden.

Der schöne Herbsttag in Innsbruck ist vergangen; wenn wir aufbrechen, wollen wir die Leser zu noch viel interessanteren, lieblicheren Gegenden des schönen, hochgebirgigen Tiroler Landes, vor Allem durch das Ober-Innthal nach dem unvergleichlich anmuthigen Etschthal, wenigstens bis Meran und Botzen führen.

II.

Es war ein herrlicher Oktobermorgen, als wir zu Innsbruck den Stellwagen bestiegen, der vom Gasthof zum Stern aus nach Landeck fährt. Die besten Plätze

im Vorderdeck waren für uns — die Fremden — aufbehalten worden, denn die übrige Reisegesellschaft, die das Innere des geräumigen Wagens einnahm, war aus dem Lande, hatte sich an den Herrlichkeiten des Oberinnthals längst satt gesehen, fühlte sich bei ihrem Gespräch und Tabacksdampf oder wohl auch bei ihrem Morgenschläfchen ungleich behaglicher da drinnen, als außen in dem luftigen, einsamen Vorderdeck.

Das Thal lag noch im Halbschatten der Morgendämmerung, oben aber auf dem Scheitel des westlichen Hochgebirges ging so eben die Sonne auf. Ihr majestätischer Schein weckte die Nebelwolken, die während der Kühle der Nacht in den Felsenritzen und Schluchten gerastet hatten, aus ihrem Schlummer; sie erhoben sich und begannen, eine nach der andern, ihren Zug an dem breiten Rücken des Gebirges hin, bald da, bald dort an einer schneebedeckten Hochwand verweilend, als wollten sie neben oder hinter ihr einen neuen Bergungsort suchen. Während dieser Küstenfahrt an dem Festland des Alpenzuges hin gesellten sich allmälig die kleinen Wölkchen zu einer großen Wolke zusammen; aus dem Oetzthal herauf kam noch eine neue Flotille von Nebelschiffen; es war jetzt eine ansehnliche Kriegsmacht des oberen Gewässers, die sich an dem Hochgebirge hinlagerte. Bald aber ließ sich dort oben das Commandowort des Windes vernehmen, der aus Südwest kam; auf einmal lichteten die Wolkenschiffe ihre Anker, gaben ihre Segel dem Winde und erhoben sich in das weite Meer der Luft; sie steuerten alle gegen Nordost in das baierische Hochland hin. Indeß waren die Strahlen der höher steigenden Sonne auch in das Innthal heruntergekommen, und hatten da in Wald und Gebüsch die Schaaren der Zugvögel ge-

weckt. Zeisige und Hänflinge ließen ihre Stimmen vernehmen; große Züge von Staaren flogen mit lautem Geschwätz aus dem Dickicht des Schilfes und Weidengebüsches heraus, und verbreiteten sich über die Felder und Wiesen.

In unseren Herzen war eine Stimmung, die zu den Anfangsworten des Liedes: „Auf, auf, mein Herz, und singe," sehr gut sich schickte; wir schwangen uns wenigstens im Geist mit den munteren Vögeln empor in die Höhen, da ein ewig heitrer Himmel und beständiger Sonnenschein ist.

Nahe vor Zirl, der ersten Station von Innsbruck aus gegen Landeck, erhebt sich zur Rechten der Straße der steile Felsen der Martinswand. Hoch oben sieht man die Höhle, darinnen einst der große Kaiser Maximilian I. mehr Sorgen und vielleicht auch Angst ausgestanden hat als in allen seinen Feldzügen und heißesten Schlachten. Wenn er als Kriegsmann auf seinem edlen Roß einherritt, da war er von seinen tapferen Schaaren umgeben oder an ihrer Spitze; und wenn er auch seine Brust dem feindlichen Speer und Geschoß eben so muthig darbot, wie jeder gemeine Reiter in seinem Heere, wenn er auch in jedem Augenblick gewärtig seyn mußte, daß der Todesstreich ihn ereile, so konnte er dabei doch freudig und getrost seyn, denn er wußte, daß er für Reich und Vaterland kämpfte. Als er aber dort oben in der Felsengrotte stand, da war kein Mensch, ja nicht einmal ein treuer Hund, bei ihm, und das, was ihn dorthin geführt hatte, das war gerade keine Angelegenheit des Reiches und des Vaterlandes, sondern die leidenschaftliche Lust an der Jagd, welcher der edle Kaiser ergeben war. Von seinem benachbarten, hochgelegenen Jagdschloß pflegte Maximi-

lian mit ſeinem Falkenauge gar oft die vereinzelten grünen Plätze an der Alpenwand zu durchſpähen; und wenn ſich dort, ſo groß nur ſcheinend wie ein Sandkörnlein, etwas regte und bewegte, da dachte er ſogleich an Gemſen, griff nach ſeinem Jagdzeug und kletterte nach der Stelle hinan, wo er aus weiter Ferne die wirkliche oder vermeintliche Beute geſehen hatte. So mag ihn auch damals, wo er in die Felſenkluft der Martinswand hineingerieth, eine ſolche plötzliche Jägerluſt angewandelt haben. Er ſtieg rüſtig vorwärts; die Beute im Auge hatte er nicht auf die halsbrechende Arbeit ſeiner Füße acht, die, von den Händen unterſtützt, den rüſtigen Körper nur mit Mühe neben dem Abgrund zu ſeiner Seite hinführten. Endlich war es aus mit dem Steigen; er ſtand da an der jähen Wand, konnte weder vor- noch rückwärts. Eine Zeitlang hielt ſich der Körper an dem ſchwachen Stützpunkte des Fußes und der Hand wie in der Schwebe. Dann ſammelten ſich ſeine Kräfte zu einem kühnen Sprunge ſeitwärts und hinabwärts auf einen vorragenden Felſenrand. Der Sprung gelang, der hochgeborne Jäger fand ſich auf feſtem Boden, dort vor dem Eingang der Höhle. Da war er nun freilich vor der Hand vor dem weiteren Hinabſtürzen geſichert; er konnte, wenn er wollte, ſeine müden Glieder ausſtrecken und ruhen; wie er aber ohne Taubenflügel aus dieſem Felſenloch, das vor ihm ſeit der Schöpfung wahrſcheinlich noch niemals ein Menſchenfuß betreten hatte, hinauf oder hinabkommen ſollte zu ſeinen Leuten, das war eine Frage, auf die es für ihn keine Antwort gab. Die Ausſicht, die der vereinſamte Mann von dem Vorplatz ſeiner Höhle hatte, war freilich klar und weit; er konnte gerade unter ſich auf der Landſtraße den Reiterzug erkennen, der nach

der Ordre, die er selber gegeben, in der Mittagsstunde von Zierl nach Innsbruck ritt, konnte die Viehherden auf den Wiesen am Inn, freilich fast nur als Haufen kleiner Punkte, bemerken, wer aber von seinen Leuten sollte ihn da oben gewahr werden, an einem Orte, wo wohl Niemand einen lebenden Menschen suchte!

Dennoch war es so; die Augen seiner treuen Leute entdeckten den edlen Helden, der sich zur Gemsenjagd verstiegen hatte, am andern Morgen. Da kletterten gar viele an dem Felsen hinauf und hinab, so weit dieß Menschen möglich schien; es war aber kein so gewandter und kühner Springer unter ihnen, wie Maximilian mit den Kräften der Todesfurcht es gewesen; sie kehren einer nach dem andern unverrichteter Sache wieder heim.

Die Geistlichkeit in dem benachbarten Zierl zog in großer Prozession unten im Thale auf, man wollte dem guten, vielgeliebten Herrn wenigstens auf eine Weise, die das Auge sah, wenn auch das Ohr die Stimmen der Betenden nicht vernehmen konnte, die Tröstungen der Religion gewähren, auf seinem, wie es schien, unvermeidlichen Gange zum nahen Tode. Da hörte der Kaiser mitten in seiner Andacht eine laute Stimme, die ihm zurief: „Holla, was machst du hier?“ — „Ich lauere,“ sprach Maximilian. Der Mann, der das Holla gerufen, kam jetzt, gewandt im Gebrauch der Hände und Füße, näher heran: es war der vielgeübte Gemsenjäger Oswald Zips, der sich an solchem Orte keines Zusammentreffens mit seinem Landesherrn versehen hätte. Die spätere Volkssage hat aus diesem Retter des guten Kaisers einen Engel gemacht; und in der That, das war er auch für Maximilian, als er diesem jetzt Glitscheisen an seine Füße band und ihn dann kräftig an der Hand

faßte und mit Gottes Hilfe glücklich aus dem Nachtlager in der Felſengrotte hinabgeleitete auf die Straße. Der Waidmann Zips, der zugleich Bauer in einem benachbarten Dorfe war, iſt nachmals vom Kaiſer unter dem Namen Hollauer von Hohenfelſen in den Adelſtand erhoben und auch ſonſt gut bedacht worden; die männliche Linie des wackeren Hollarufers iſt zwar bald ausgeſtorben, ſein Andenken aber nicht.

Wer ſollte das nun heut zu Tage für möglich halten, daß da oben bei der Höhle, an deren Eingang jetzt drei Crucifixe ſtehen und auf deren ſchmalem Raſenplatz ſchon ſo manche Innsbrucker Spaziergängergruppe ihren Kaffee getrunken hat, einmal ein Kaiſer ſich ſo verſtiegen haben ſollte, daß er darüber in Todesnoth gerieth? Und jetzt gehen die Innsbrucker Schönen und ſelbſt kleine Mägdlein und Bübchen mit ihren Müttern von der Sommerfriſch, die oben auf dem Berge iſt, auf ganz bequemem Fußſteig herunter nach der Höhle, halten ſich dabei am Geländer an, pflücken ſich vielleicht von derſelben Stelle, wo Max ſeinen Sprung begann, eine Alpenblume. Aber hiebei iſt es eben nach jenem Sprüchwort ergangen, nach welchem die Rathsherren, wenn ſie vom Rathhaus herauskommen, klüger ſind, als da ſie drinnen ſaßen. Man hat, freilich erſt in neuerer Zeit, in gar bequemer Weiſe das Felſengeſtein mit Pulver geſprengt und mit Steinbrechwerkzeugen behauen, hat ſo von oben herunter einen ganz hübſchen, bequemen Fußſteig zur Höhle herabgebahnt, damit, wenn wieder einmal ein öſterreichiſcher Erzherzog oder Kaiſer Luſt bekommen ſollte, ſich dahin zu verſteigen, er nicht genöthigt ſeyn möge, einen ſo halsbrechenden Sprung zu machen.

Schade, daß der Wald, der aufwärts von der Land-

straße den Fuß der Martinswand bekleidet, allmälig so hochwüchsig wird, daß er die Aussicht nach der Höhle schon jetzt nur noch an wenigen Stellen offen läßt. Der Schreiber dieser Zeilen hat den Wald noch jung und klein gesehen; damals konnte man ungehindert von unten hinan die mächtige Martinswand überschauen.

Oberhalb Zierl sieht man einige alte Burgruinen am steilen Abhang des Berges liegen, davon die eine, ansehnlichste, der Fragenstein heißt. Das Grundgemäuer dieser Ruinen mag allerdings, wie die Sage lautet, aus der Zeit der Römer seyn, welche den Paß, der sich von hier aus zwischen dem Gleierſch-Joch und der zu diesem gehörigen Kreuzspitz auf der einen und dem Fluiden-Joch auf der andern Seite hinaufzieht nach Seefeld und von da weiter nach Baiern, schon eben so gut kannten und auf ihren Heereszügen nach Norden benützten, als dieß neuerdings die österreichische Regierung durch das Anlegen der prächtigen Kunststraße gethan hat, die man gleich hinter Zierl über den steilen Berg hinansteigen sieht.

Unsere Stellwagenfahrt wendet sich vor der Hand nicht da hinan auf diese Höhen, von denen freilich die Aussicht auf die Züge der Alpen und hinabwärts in's Thal eine entzückende und erhebend schöne ist, sondern sie bleibt unten in dem fruchtbaren Thale, wo man auf allen Feldern fleißige Landleute mit dem Abbrechen und Einärnten des Türkenkornes (Zea Mays) oder auf den Wiesen mit dem Mähen des Grummets beschäftigt sieht. Zu unsrer Linken (in Süden) erhebt sich das grünende, reich bebaute Hügelland, das sich wie ein Fußgestell unter dem Weikesteiner und Hetzgenspitz-Bergrücken hinzieht. Dort auf den Hügeln sind die meisten Landsitze, welche die

Innsbrucker wohlbemittelte Welt während der heißen Sommermonate zu ihrer Erfriſchung bezieht, und in der That, die Gegend iſt mit allen Genüſſen des Landlebens ſo reich begabt, wie wenig andere.

Dort bei Telfs gegen Norden ſteht freilich eine ſogenannte Sommerfriſch von majeſtätiſcherer Art, deren Beſteigen aber nicht Jedermanns Sache iſt. Das iſt der hohe Mundi, vor dem jeder Pflanzenſammler ſeinen Hut abziehen ſollte, denn der Mundi hat ſich eben auf den Alpenwieſen, die ſich hinter ſeinem Gipfel hinziehen, eine reichere Alpenflora zuſammengeſpart, als die meiſten Profeſſoren der Botanik in ihren Herbarien beſitzen. Wer ſollte es dem ſo ungeſchlacht und kahlköpfig ausſehenden Bergrieſen anſehen, daß er da oben auf ſeiner Höhe und hinter derſelben ein wahres Paradies der Sennerinnen und ihrer Viehherden verſteckt hält? Dort oben iſt ein reicher Quell des köſtlichſten Waſſers, das ſo lieblich ſchmeckt und, man möchte ſagen, von ſo ätheriſcher Natur iſt, daß man ordentlich fühlt, wie leicht und geiſtartig es durch die Adern geht.

Jetzt im Oktober, wo der Schnee ſchon ſeine Winterwohnung auf den Alpen bezogen hat, möchte ich freilich nicht auf dem Mundi ſeyn, noch weniger aber da drüben jenſeits der rechten Seite des Inns (in Süden) auf der Hochederſpitz, ſo ſehr einen dieſe, von der Sonne klar beleuchtet, anlacht. Denn dieſes Lachen iſt das Lachen eines gräulichen Rieſen, der dabei das Maul ſo weit aufſperrt, als wollte er einen mit Haut und Haar, mit Roſſen und Wagen, ja ſelbſt mit einem Hauſe verſchlingen, in dem man zur Herberge iſt. Wie kalt und windig mag es da oben unter den Haufen des friſchgefallenen Schnee's ſeyn! Möchte ich doch ſelbſt nicht ein-

mal in dieser Jahreszeit bei dem herrlich am hohen Abhange gelegenen Kirchlein St. Maria verweilen, ohne ein eingeheiztes Zimmer zur Bergungsstätte zu haben, so einladend auch noch jetzt die Spaziergänge in den angränzenden schönen Waldungen seyn mögen.

Dagegen liegt das stattliche Stamms mit seiner prachtvollen Kirche noch mitten im jugendlichen Grün; und gern möchte man eine kleine Nebenwanderung hindurchmachen, wenn der Weg bis Landeck nicht für uns noch so weit wäre.

Wir machen Mittag in Sils, wo sich an der Wirthstafel mehrere Offiziere und ihre Familien begegnen, von denen die einen aus ihren einsamen Gränzstationen nach Innsbruck, andere aber umgekehrt aus der anmuthigen Stadt nach der Gränze versetzt werden. Man hört sich da gegenseitig theils die Noth klagen, theils die Erwartungen besserer Tage aussprechen.

Mit [illegible] hier gewechselten frischen Pferden geht die Fahrt rasch wieder vorwärts. Zur Linken sieht man das Kirchlein des Petersberges, der bis hinan zu seinem Gipfel mit dem grünen Mantel seiner Waldung umhüllt ist; hinter ihm erheben die Berge ihre Häupter, die das gewaltige Oetzthal zu beiden Seiten umgürten; in Norden und Nordwesten thront jenseits Imst das Kemplespitz- und Heiterwand-Gebirge, und mit Wolken bedeckt zeigt sich der gegen 10,000 Pariser Fuß hohe Muttekopf.

In Imst war so eben Viehmarkt gewesen. Zahlreiche Heerden begegneten uns, die am heißen Nachmittag dichte Staubwolken über unsern Wagen ergoßen, und doch war uns dieß noch erträglicher als die Gesellschaft einiger betrunkener Viehhändler, die sich jenseits Imst

in unſern Stellwagen ſetzten, obwohl die Plätze im Vorderdeck in unſerem ungeſtörten Beſitze blieben. Dieſe Leute harmonirten ſehr gut mit dem alten Kutſcher, der uns von Imſt aus fuhr, denn — wie die Trunkenheit den meiſten Durſt macht — ſo wurde jetzt unter ſehr verſchiedenem Vorwand an jedem Wirthshaus gehalten, was der Kutſcher gern geſchehen ließ, weil die Andern den Wein für ihn bezahlten, mit welchem ſie, wie ſie ſagten, aus ihren Kehlen den Staub abſpülten.

Es war ſchon dunkel, als wir nach Landeck kamen, und das Wirthshaus, in welches dießmal der Stellwagenführer uns gebracht hatte, war ein ſo unheimliches, daß wir aus der unruhigen Gaſtſtube uns bald zurückzogen in unſer Zimmer.

Die Wolkenhaube, mit der am geſtrigen Nachmittag der hohe Muttekopf ſein Haupt bedeckte, und mit der ſich, ſeinem Beiſpiel folgend, bald nachher auch ſeine kleine Nachbarin, die Gufelſpitz, und das Zamsjoch verhüllten, hatte nichts Gutes bedeutet. Der Himmel war heute von vielen Wolken überzogen, zwiſchen denen jedoch während der Weiterfahrt gegen Prutz und Finſtermünz hin mehrmalen die beſchneiten Gebirgsgipfel und hin und wieder ein Gletſcher hervorſchimmerten.

Hätte uns nur der Beſuch der Regenwolken, der ſich ſchon am Vormittag mehrmalen wiederholte, nicht auch gerade da getroffen, wo wir jenſeits Finſtermünz den erhaben ſchönen Gebirgspaß beſtiegen, der über den weſtlichen Abhang des Kreuzjoches vom Ober-Innthal nach dem Vinſchgau (dem oberen Theile des herrlichen Etſchthales) führt.

Das Innthal nimmt in der Nähe von Finſtermünz einen ſo ganz andern Charakter an, daß man ſich aus

Tirol hinaus in eine ganz fremde Weltgegend, etwa in das Gebirgsland der Kurden oder in die Bergschluchten des Kaukasus, versetzt wähnen könnte. In der That, der Ausdruck „schauerlich schön," den einige Beschreiber von Tirol zur Bezeichnung des Engthales von Finstermünz gebraucht haben, mag hier am rechten Orte seyn. Schon der Gedanke, daß man da unten einmal ein ganzes Winterhalbjahr, wo die Sonne Wochen, ja Monate lang gar nicht hereinscheint, wohnen solle, kann einen mit Schauer erfüllen; und das gleiche Gefühl erregt auch der Anblick der Verwüstungen, welche hier in älterer und neuerer Zeit die herabrollenden Stein- und Schnee-Lawinen angerichtet haben. Und dennoch, auf der andern Seite, kann man auch dieser Gegend ihre hohen Schönheiten nicht absprechen. Die Scheitel des Hochgebirges, die wundervollen Gruppen der thurmartigen Granitfelsen, stehen dem Auge so nahe, wie dem Bewohner einer Stadt seine hohen Thürme. Man möchte freilich, wie in der altnordischen Göttersage vom Besuche Thors bei dem Riesenkönig Locke sich fast auf die Erde legen, wenn man auf die zu beiden Seiten himmelhoch sich anthürmenden Alpen hineinblicken wollte; und das Thal ist da so eng, daß es an die Klunsen und Spalten erinnert, durch welche Thor und seine Leute in die Pforten der Riesenresidenz hineinkrochen, obgleich diese Pforten verschlossen waren.

In geographischer Hinsicht befindet man sich bei Finstermünz an einem der merkwürdigsten Punkte von ganz Europa. Nicht etwa nur deßhalb, weil hier die Gebiete von Tirol und von der Schweiz so nahe in einander fließen, daß man unten bei der Brücke schon auf schweizerischem Gebiete steht, jenseits derselben aber sogleich

wieder unter das Panier von Oeſterreich kommt, ſondern wegen des Ineinanderlaufens der Flußthäler des Nordens und Südens. Man kann nämlich, wenn man im Innthal durch das Engadin hinaufgeht, ohne über einen bedeutenden Gebirgspaß zu ſteigen, faſt ebenen Fußes hinübergelangen in das Flußgebiet der Adda, welche mit dem Po vereint in das adriatiſche Meer ſtrömt, während der Inn ſeine Gewäſſer mit denen der Donau in das ſchwarze Meer ergießt.

Die Brücke, welche bei Finſtermünz über den hier noch jugendlichen, laut brauſenden Inn führt, mag allerdings auf einer uralten Grundlage ruhen, denn es iſt kein Zweifel, daß ſchon die Römer von Mals aus den Paß zwiſchen den Quellen der Etſch und dem Inn kannten und zuweilen benützten. Das alte, feſt und hoch gemauerte Gebäude, das jenſeits der Brücke ſteht und gleich einer kleinen Feſtung den Eingang in den Gebirgspaß verwahrt, führte vormals den Namen Sigmundseck, weil es ein vormaliger Landesherr, Sigmund, zu einem Jagdſchloß eingerichtet hatte. Dieſer konnte allerdings hier in ſattſamer Weiſe mit Jagd und Fiſchfang ſich erluſtigen, denn der Fluß iſt reich an Forellen, die Gebirge ſind noch jetzt von Bären und Wölfen beſucht, und erſt vor wenigen Jahren brachte ein kühner Tiroler Jäger zwei junge Bären nach München, die er auf dem ſüdlichen Gebirgsabhang ober Finſtermünz aus der Höhle ihrer Mutter geraubt hatte. Und jetzt iſt das alte Schloß in eine Bierbrauerei und Weinſchenke umgewandelt, doch führt noch immer der Weg durch daſſelbe hinan auf den Berg.

Beſſer als dieß jemals das kleine Schloß unten bei der Brücke gethan, verwahrt anjetzt die neue, kunſtreiche

Feſtung, welche die öſterreichiſche Regierung oben an der Stelle anlegte, wo der Paß am engſten iſt, den Uebergang aus dem Innthal in das Etſchthal.

Der Regen ließ oft lange Pauſen zwiſchen den Ergüſſen ſeiner einzelnen Wolken. Wir benützten dieß, um zu Fuß gehend den Anblick der majeſtätiſchen Gebirgsgegend zu genießen. Neben der ſteil anſteigenden Straße ſtürzt ſich ein kleiner Wildbach in's Innthal hinunter, der jetzt, durch den Regen angelaufen, mächtig brauste. Die Wände des meiſt ſchweizeriſchen Hochgebirges, welche über das jenſeitige (nördliche) Ufer des Inns bis in die Region der Wolken emporſteigen, waren von der Sonne, die hin und wieder durch das Gewölk brach, bald da, bald dort beleuchtet.

Da, wo jetzt die neu errichtete maſſive Feſtung, deren Innenräume zum Theil künſtlich in den Felſen gehauen ſind, den Zutritt zu dieſem verwahrt, konnte man früher an der Felſenwand das Edelweiß (Gnaphalium leontopodium), dieſe Zierde des Hutes der kühnſten Gebirgsbeſteiger, mit eigener Hand pflücken. Jetzt hat dieſes ſchöne Alpengewächs mit manchen andern ſeiner Gefährten dem Anbau der Menſchenhand weichen müſſen.

Wenn man, beſonders bei nicht ganz gutem Wetter, in die neue Feſtung, dieſe Troglodytenwohnung tapferer Krieger, hineinblickt, da wird es einem ganz eng um's Herz und unheimlich zu Muthe. Ich wollte wahrlich lieber einige Monate in einem Koptenkloſter der ägyptiſchen Wüſte, wo es nur einen ſparſamen Trunk des Waſſers und etliche Datteln, ſowie armſeliges Brod gibt, wohnen, als nur eine einzige Woche in jenen dumpfigen Räumen hauſen, obgleich die Bewohner derſelben Wein und Fleiſch und Brod zur Genüge haben.

Der Regen hatte ganz aufgehört, der Himmel war klar und heiter geworden, als wir aus dem Engpaß hinaustraten auf die freiere Anhöhe, an deren jenſeitigem Saume das Gebirgsdorf Nauders liegt. Man iſt hier in einer Höhe von mehr denn 4000 Fuß über der Meeresfläche, denn man iſt von der Innbrücke bei Finſtermünz bis hier hinauf um etwas mehr denn 1000 Fuß angeſtiegen. Acht Monate, ſo lautet das Sprüchwort, herrſcht bei Nauders der Winter, vier Monate die kalte (friſche) Gebirgsluft. Man iſt auch hier wieder an der Gränze des Engadin, mit welchem die armen, fleißigen Bewohner von Nauders in beſtändigem Verkehr ſtehen; ein höchſt intereſſanter Gebirgsweg, für welchen ſich mehrere Bewohner des Ortes zu wegkundigen Führern anbieten, führt von da in ſehr gerader Linie nach Chur. Das ſtattlich in's Auge fallende Schloß Naudersberg, darin jetzt das Landgericht der Pflege und Vermehrung ſeiner Aktenſtöße wartet, ruhet — dieß bezeugen die dort aufgefundenen Denkmale und verſchüttet gefundenen Reſte — auf der Grundlage einer römiſchen Gebirgsſtation, von welcher übrigens die Straße des gewöhnlichen Verkehres nicht über Finſtermünz, ſondern über Perjenn, am rechten Hochufer des Inn, nach Landeck führte.

So friſch uns auch der Wind aus Weſten her anhauchte, behielt dennoch die herrliche Hochebene, über welche die Straße nach Süden führt, für unſer Auge ihren Reiz. Statt der rieſenhafteren Gebirge in Oſten zeigen ſich in Weſten die mild anſteigenden Höhen, reich an Waldung und Viehtriften.

Bei Reſchen betritt man endlich das unbeſtrittene Herrſchergebiet der Etſch. Auf der Hochebene zwiſchen

Nauders und hier bleibt es dem Auge eine ziemlich lange Strecke hindurch ungewiß, ob das Wasser in den Gräben des Straßenrandes, die der Regen gefüllt hat, oder ob das kleine Bächlein der Wiese seinen langsam schlängelnden Gang nach Nord oder nach Süden nehme; hier aber bei Reschen und sogar ein Stück Weges vorher gehört jeder Tropfen des fließenden Wassers dem Landstrich der Kastanien, Feigen und zuletzt der Oliven an.

Ehe die herrliche Etsch das Laufen lernt, ruhet sie zuerst noch in dem Wiegenbette der drei Seen, die, einer nach dem andern, im Westen der Straße sich zeigen. Hier wird der neugeborne Fluß mit den zahlreichen kleinen Zuflüssen aus den jenseitigen Höhen und ihren Thälern gespeist und getränkt, er macht seine ersten Schritte von einem der nachbarlichen Seen in den andern. Kaum aber hat er sich aus dem südlichsten derselben erhoben, da fängt er, als ein nicht unansehnlicher Bach, zuerst das Gehen, dann wie ein munterer Knabe das Laufen und Springen an; die häufige Speisung, die er jetzt von beiden Seiten aufnimmt, befördert sein Wachsthum zum kräftigen Wildbach, dann zum Flusse, so schnell, daß man, wenn man ihn jetzt vor Mals gesehen, dann einige Stunden südwärts davon wieder erblickt, kaum sich überzeugen kann, daß dieses dieselbe Etsch sei, wie jener Bach es war.

Reschen und das Dorf Graun, das an dem mittleren See liegt, scheinen zwar an sich selber wenig Anlockendes zu haben; und dennoch kann man hier in der günstigeren Jahreszeit Gäste sehen, denen in den größesten und besten Gasthöfen unserer Städte nicht nur ein, sondern drei Kellner mit abgezogener Mütze entgegengehen und beim Aussteigen aus der Kutsche behilflich

seyn würden. Diese Herrschaften gehen hier einem Vergnügen nach, das sie in wenigen Gegenden von Europa so reich genießen könnten, als gerade da; es sind Angler und Fischfänger, größtentheils wohlbemittelte Engländer. Denn das Wiegenland der Etsch, die Seen bei Reschen und Graun, sind von ganzen Schaaren der köstlichsten Fische, meist aus der Familie der Forellen und anderer Verwandten des Lachses bevölkert. Auch der Jäger, der statt der Angel die Flinte führt, findet hier in der Nähe einen erwünschten Tummelplatz für seine Liebhaberei. Die niedern Berge und ihre Waldungen hallen zur Zeit des Balzens vom Locklaute der Birkhühner wieder; auf den Felsen gehen Schaaren der rauhfüßigen Schneehühner in Gesellschaft der Gemsen auf die Weide; höher hinauf läßt sich nicht selten der Bär und in manchen Wintern auch eine Rotte von Wölfen sehen; selbst der Steinadler spricht zuweilen dem Jagdrevier zu.

Unten bei der Brücke, am Saume des südlichen See's, zeigt sich zuerst, in seiner ganzen Majestät, der Ortelerberg, dessen Scheitel, im beständig reinen, weißen Gewande des Schnee's, höher zum Himmel ansteigt, als alle andern Berge Tirols (über 12,000 Fuß vom Meeresspiegel gerechnet). Für heute war uns dieser Anblick nur theilweise beschieden, denn die Wolken, die sich über dem Gebirge in immer dichteren Reihen zusammenzogen, ließen einen nahen Kampf zwischen den Mächten des Luftreiches und den Riesen des Erdreiches voraussehen; einzelne Blitze zuckten schon am südlichen und südwestlichen Horizonte auf. Der Wind kam uns auf der Malser Haide so rauh entgegen, daß wir uns diese Begrüßung und Begleitung des luftigen Esau's gerne verbeten hätten. Nur im schnellen Vorüberfahren beachteten

wir deßhalb für dießmal, aus den Wagenfenſtern hinaus, die Gegend von Burgeis und das romantiſch ſchön gelegene, ſtattliche Benediktinerkloſter Marienberg in ſeiner Nachbarſchaft, das ſich ſo ſehr zu einem ſtillen Pflegeſitz der wiſſenſchaftlichen Studien eignet und auch noch fortwährend eine Bildungsanſtalt, ſo wie zuletzt ein Ausruheort für Lehrer an den gelehrten Schulen, namentlich von Meran, iſt.

Wir hatten von einem doppelten Glück zu reden, als wir endlich vor Einbruch der Nacht im Gaſthof zu Mals unter ſicherem Obdach uns befanden. Denn oben, bei den erſten Häuſern des Orts, wo die Straße ſehr ſteil abfällt, hatte uns das Brechen der hölzernen Stange, durch welche nach hieſiger Landesſitte die Hinterräder geſperrt waren, in große Gefahr geſetzt, und kaum hatten wir die Nachtherberge erreicht, da war auch das Ungewitter, das ſchon ſo lang gedroht hatte, zum Ausbruch gekommen. Furchtbar dröhnte der Donner, tobte der Sturm durch den von Blitzen flammenden Himmel, und ein Regenguß, wie ich lange keinen erlebt hatte, ergoß ſich in Strömen den Berg hinab.

Der wilde Aufruhr der Elemente dauerte nicht lange; bald hörte man die Stimme des Donners nur noch aus der Ferne, ſah nur noch das Leuchten der Blitze; die Wolken löſten ſich in ſanftem Regen auf, und noch lange vor Mitternacht blinkten einzelne Sterne zwiſchen dem Gewölke hervor.

Welch ein Anblick war das am andern Morgen, als ſich, ſchon von den Fenſtern unſeres Schlafzimmers aus, das Hochgebirge rein und klar auf dem blauen Grunde des Himmels zeigte. Einige von uns eilten zu Fuße dem Wagen, der noch ohne ſein Geſpann in der Remiſe

ſtand, voran, hinaus vor die Stadt, und ergötzten ſich an der unvergleichbar herrlichen Landſchaft. Das Sonnenlicht ſetzte ſo eben ſeinen Fuß auf den nördlichen Gipfel des Orteler und auf die ſüdlichere Firſte der Königswand, und ſtieg dann allmälig von einer Schneewand zur andern herab, bis es zuerſt im Hochwald, dann im grünenden Thal zum Werk des Tages ſich niederließ.

Auch vom Wagen aus, deſſen Vorderdeck einige von uns wieder in Beſitz nahmen, war die Ausſicht nach dem Orteler und ſeinen grünlichen, von der Morgenſonne klar beleuchteten Gletſchern eine unvergleichbar ſchöne; man konnte weit hinein in das Thal blicken, durch welches die Straße über Trafoi nach dem Wormſer Joche und über dieſes hinab zu dem Thale der Adda führt.

Dort am äußerſten Abhange der ſüdweſtlichen Vorberge ſieht man die Trümmer eines Schloſſes: Lichtenberg, und unter ihm das Dorf gleichen Namens. Als wir hier vorbeikamen (Oktober 1849), da war das arme Oertchen zum Theil noch ein Schutthaufen. Ein Bergſturz hatte daſſelbe gerade in der lieblichſten Zeit des Jahres — um Pfingſten — heimgeſucht, und die Hütten der dürftigen, arbeitſamen Bewohner theils vor ſich hergeſchoben, theils unter ſeinem lockeren Gerölle begraben.

Der Orteler entzieht ſich dem Auge, ſo wie man tiefer in's Thal der Etſch tritt; aber der Zug des Hochgebirges in Südweſt und Süden, durchbrochen von dem Martellthal, in welchem der Botaniker wie der Geolog eine reiche Ausbeute finden, ſtellt ſich in ebenbürtiger Hoheit und Schönheit an ſeiner Stelle ein und bleibt

von hier an bis nach Meran, wo die Hochwand der Alpen plötzlich eine andere Wendung (nach Süden) nimmt, dem schaulustigen Reisenden zur Seite. In großen Haufen sieht man schon vor Schlanders den schönsten weißen Marmor (körnigen Kalkstein) als Material zum Chausseebau an den Seiten der Straße liegen, er ist eben hier nicht so selten und theuer als bei uns, denn ganz in der Nähe gibt es mächtige Lager dieses architektonisch schätzbaren Gesteines.

Der Reisende, der aus Norden kommt, mag nun aufmerken, auch auf die Bäume am Wege. Denn wenn er auch die Steine kennt, davon sich ja die meisten Arten auf der ganzen Erde ähnlich sehen, z. B. der Quarz und Feuerstein von Württemberg dem von Schweden, Madagascar und Süd-Amerika, so sind doch die Bäume, Blumen und Kräuter in verschiedenen, oft nur wenig von einander entlegenen Landstrichen gar sehr von einander verschieden. So findet sich denn auch im Vinschgau, sobald man in den tieferen Thalgrund herunter kommt, ein hoher Baum von prächtigem Wuchs und großen, schönen Blättern. Der Nordländer hat wahrscheinlich seine wohlschmeckenden, nahrhaften Früchte schon oft und gern genossen, den Baum aber, der diese Früchte trägt, noch nie gesehen — es ist der eigentliche, ächte Kastanienbaum, der von der Roßkastanie eben so weit verschieden ist, als die bittern Früchte von dieser von seinen lieblich süßen, mehligen.

Ueberhaupt kann man nur auf wenig anderen Wegen aus dem nördlicheren Europa in das südliche, das allmälige Aufgehen der südlicheren Pflanzenwelt und das Verschwinden der nördlichen so augenfällig beobachten, als auf der Straße, die von Mals nach Meran und

Botzen führt. Kaſtanienwälder, dann Mandelbäume, alte Feigenbäume im freien Raume der Weinberge und Pfirſichgärten ſtehend, dann hohe Cypreſſen, Kappernſtauden an den Wänden der Gartenmauern, wilde Granatbäume mit ihren prachtvollen Blüthen, Veilchen mitten in unſerem Winter, Orangen- und Citronenbäume, im feſten Boden ſtehend und nur im Winter durch leichte Bretterdecken geſchützt, blühende Monatsroſen noch um Weihnachten, noch weiter nach Süden Pflanzungen von Oelbäumen.

Wer ein wenig Reiſegeld hat und wen kein anderes, wichtigeres Geſchäft des Lebens, ſo wie den Oelbaum an ſeinen Boden hält oder ihm eine andre Bahn des Bewegens vorzeichnet, der ſollte doch billiger Weiſe wenigſtens einmal nach Meran reiſen. An dieſem Orte lebt die ritterlich mannhafte Kraft der Alpennatur mit der zarten, lieblichen des ſüdlichen Himmels in einer ſo glücklichen, reich geſegneten Ehe, wie dieß wohl nur ſelten an einem andern Orte der Erde gefunden wird. Es iſt, als wenn ſich da Italien und Norwegen noch einmal beim Abſchied, auf fröhliches Wiederſehen und auf einen künftigen ewigen Bund ihrer Nationen und Völker, die Hände reichten, oder als wenn ſie nach langer Trennung ſich da wieder begegneten und vereinten. Das Schloß Tirol, dort oben auf der Höhe, dürfte mit den Reizen ſeiner Umgebung, ſo ſcheint es mir, jeden andern alten Fürſtenſitz von Europa zum Wettkampf herausfordern; wenn auch ein Paris irgend einem andern, in üppigerer Landſchaft gelegenen, den Vorzug gäbe, eine große Zahl anderer Richter würde dennoch ſagen: es gab nie eine ſchöner gelegene Fürſtenburg, als dieſes alte Stammſchloß der Herrſcher des Landes. Denn hier auf dieſen milden

Höhen hat man keine sengende Hitze des Sommers, keine erstarren machende Kälte des Winters zu fürchten; der heiße Sommer, der aus Süden herkam, erfrischt seine glühenden Wangen an dem nordischen Winter, welcher von den Alpen stammt, deren Scheitel das ganze Jahr hindurch der Schnee bedeckt, und dieser immerwährende Winter wird durch den Anhauch des südlichen Sommers zu einem immerwährenden Frühling.

Einige von uns waren schon oft in dem lieblichen Meran gewesen, hatten schon oft den Spaziergang aus der Stadt hinaus in das majestätisch schöne Thal des Passeyer Wildbaches gemacht; und wenn der Leser dieses noch nicht gethan hat, so soll er baldmöglichst es thun.

Wenn es nur nicht da, zu Meran im Posthause, so gar vornehm zuginge! Zwei Kellner beim Aussteigen aus dem Wagen auf einmal bei der Hand; englisch und französisch hört man schon beim Hinaufsteigen auf der Treppe schwatzen; die Leute, die einem begegnen, sind wie Herrschaften geartet und gekleidet, und unser einer ist ein Schulmeister von mittlerem, bürgerlichem Range. Dazu noch diese lästigen Vetturino's und Stellwagenführer, die einem in das prachtvolle Zimmer, darein man sich durch Gunst einer Kellnerin geflüchtet hat, mit ihren schmutzigen Stiefeln nachlaufen! Alles wäre gut und erträglich, nur das vornehme Wesen nicht für Einen, der von nachnehmiger Art ist. Wir tranken unsern Kaffee in dem schön tapezierten, mit drei Spiegeln versehenen Zimmer, dann aber alsbald bestiegen wir ein leichtes, dazu anständiges Fuhrwerk, das aus Botzen war, und eilten aus der hohen, englischen Welt von hinnen.

Man darf sich an solcher Eile kein Aergerniß nehmen. Der Schreiber dieses kleinen Reiseberichtes ist

zwar ſchon manchmal recht innerlich vergnügt, niemals aber ſo heimathlich lange in Meran geweſen, als in Botzen, wie er dieß ſogleich weiter auseinanderſetzen wird, dazu iſt er ein eigenſinniger Mann von mittleren Jahren, der ſich nur unter ſeines Gleichen, unter dem eigentlichen Bürger- und Pilgerſtande der Erdbewohner recht wohl befindet. Vielleicht gibt ſich dieß bei zunehmendem Alter.

Auch die Natur hat ihre architektoniſch ſchönen Meiſterwerke, und zwar namentlich an den Formen und Umriſſen der Gebirge. Wer die Baſaltgruppen in Böhmen und in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz, noch beſſer wer ſie an der ſchottiſchen Küſte und auf ihren Nachbarinſeln geſehen hat, der kann ſich ſchon einen Begriff von ſolchen architektoniſchen Werken der Natur machen; ungleich mehr aber noch der, welcher das Porphyrgebirge in ſo voller Majeſtät aufgebaut geſehen hat, als es ſchon hier, zwiſchen Meran und Botzen, namentlich aber im Eiſackthale, durch das die Straße von Botzen nach Clauſen führt und ſüdwärts von Botzen an der Straße nach Trient daſteht. Statt der Säulen des Baſalts von ein oder etlichen Fußes Dicke treten da Pfeilerfelſen von Thurmes Dicke und Thurmes Höhe auf, zum Theil noch mit der Bergmaſſe ihrer Art verwachſen und nur mit den vordern Seitenflächen hervorragend, zum Theil aber wenigſtens mit ihrer Spitze ſo frei emporſtrebend wie die Kirchthürme, die unten mit dem Schiff der Kirche verbunden nach oben kühn zum Himmel ſich erheben. Zum Theil ſind dieſe abgeſonderten Thurmpfeiler ſo ungeheuer maſſiv, daß die kleinen Burgen, welche der Menſch in den kurzen Tagen ſeines Fleiſches darauf geſetzt hat, ſich eben ſo zu ihrer Maſſe verhalten, wie die Spanne Zeit

eines Menschenlebens zu den Jahrtausenden der Dauer dieser Gebirge. Das architektonische Gefüge der Porphyrberge besteht aber nicht allein in säulen- oder pfeilerförmigen, sondern auch in plattenförmigen Werkstücken, die sich in abwechselnder Lage den Pfeilern ein- und anfügen und mit ihnen ein wahrhaft symmetrisch erscheinendes Ganze bilden. Auch die mehr oder minder deutliche röthliche Färbung trägt das Ihrige zur Erhöhung jenes Reizes bei, den der Anblick dieser Berge für das Auge hat.

Hier zwischen Meran und Botzen ist es übrigens nicht allein das Porphyrgebirge, das man sonst auf dem ganzen Wege ganz nahe in Osten zur Seite hat, was der Gegend ihre herzerfreuende Schönheit gibt. Der Eindruck, den dieselbe auf das Gefühl der Reisenden macht, beruht vor allem auf der Zusammengesellung eines lieblich und erhaben schönen Nahen mit einem noch erhabenern, majestätisch schönen Fernen. So oft und so gern auch das Auge in der Nachbarschaft (auf der Ostseite) der Straße sich ergehen läßt auf die Wände des Porphyrs und ihre waldbewachsenen Höhen, in die Weingärten und grünenden Gesträuche an ihrem Fuße, auf die alte Ritterfeste Burgstall, auf den Wasserfall des Möltenbaches bei Vilpian, die stattlichen Ruinen der Maultaschenburg und das kühn auf dem Felsenpfeiler erbaute Greifenstein bei Terlan, dennoch wird der Blick immer wieder hinübergezogen nach Westen auf den Zug der Hochalpen, deren Höhen gegen die der Porphyrwände wie Riesen gegen Zwerge sind. Dort am Fuße des hohen Mendolagebirges, in dessen Thälern so wie an dessen jenseitigem Abhange ein Volk von welscher Zunge wohnt, das mit den deutschen Anwohnern des diesseiti-

gen Hauptthales in beſtändigem Hader lebt, ſtrömt die nährende Amme des Landes: die herrliche Etſch. Den Lauf des Fluſſes begleiten hochwüchſige Bäume und ein üppiges Wieſenland, das freilich bis jetzt noch von breiten, ſumpfigen Stellen häufig durchzogen iſt. Nahe vom rechten Ufer aus ſteigen die milderen Vorberge mit ihren Rebenpflanzungen und Gärten, Feldern und Laubwäldern empor, und auf ihren Höhen ſo wie in ihren Einbuchtungen zeigt ſich eine Menge von Dörfern ſo wie von alten ſtattlichen Ritterburgen.

Die anſehnlichſte von dieſen, welche, ſo wie man ſich Botzen naht, am meiſten in's Auge fällt, iſt Siegmundskron, von welchem wir nachher noch reden werden; vor der Hand halten wir noch einmal ſtill bei einem der lieblichſten Punkte des ganzen Meraniſch-Botzner-Thales: bei Terlan. Der Kutſcher weiß es, welch ein edler, wohlſchmeckender Wein hier an den Abhängen der Burg Maultaſche gedeiht, in welcher die Landesfürſtin gleiches Namens ihren gewöhnlichen Wohnſitz hatte. Die Pferde, ſo ſagt der Kutſcher, müſſen, mit Erlaubniß, noch einmal ſaufen, und hinter dem Durſt der Thiere ſtack der ihres Wagenführers. Wir ließen uns die Erlaubniß zum Stillhalten gern abnöthigen, denn das Wirthshaus mit einer Ehrenpforte und mit Guirlanden von Eichenlaub, dazwiſchen mit Blumenkränzen geziert nahm ſich heute ſchon an ſich ſelber ſehr einladend aus. Wir erkundigten uns nach der Urſache der feſtlichen Ausſchmückung, und erfuhren, daß am morgenden Tage die feierliche Vertheilung der Ehrenmedaillen an die tapfern Schützen der Umgegend ſtatt finden ſolle, die ſich freiwillig zum Kampf gegen die gewaltthätig hereinbrechenden Freiſchaaren aus der Schweiz im oberen Vinſchgau

und aus Welschland im unteren Etschthal gestellt hatten.

Wir setzten uns außen im Freien an einen Tisch, den uns die freundlichen Wirthsleute in den Schatten der hohen Bäume und des Hauses gestellt hatten, und fast ungefragt trug man uns das köstliche Getränk auf, welches durch ganz Tirol auf den Namen des Dorfes Terlan einen Glanz des Ruhmes wirft. Wie unterhaltend für das Auge war da die Nachbarschaft der Bergwand. Wenn auch nicht mit den Füßen, so doch mit den Blicken stiegen wir hinan, zuerst nach dem Schlosse Maultasch, dessen vormalige Pracht und Herrlichkeit freilich schon längst aus den verödeten Mauern verschwunden ist, dann stiegen wir weiter hinan zu dem bei dem Stande der mittelalterlichen Kriegskunst als unüberwindbar geachteten Greifenstein.

Die Leute drinnen im Haus waren fleißig im Geschäft ihrer Vorbereitungen. Einige Männer, welche ab- und zugingen, ihrer Kleidung nach Bürger aus der Stadt, schienen die Vorbereitung auf etwas innerlichere Weise, durch Einübung des Magens auf den morgenden Festtrunk, so kräftiglich betrieben zu haben, daß sie in schieferer Stellung einhergingen, als die ist, welche der Thurm von Terlan hat. Nur mit dem Unterschied, daß dieser bei seiner (übrigens nicht sehr merklichen) schiefen Richtung fest stehet, während die Weinprobirer bald zur Rechten, bald zur Linken eine schiefe Neigung annahmen. Indeß die guten Leute standen noch immer fest genug auf ihren Füßen, betrugen sich anständig und still, hatten doch nur den Wein für die morgenden Gäste verkosten müssen, und konnten nichts dafür, daß der Stellwagen, mit dem sie heimfahren wollten, so lange auf sich warten ließ.

Die Sonne ſenkte ſich tiefer; das Mendolagebirge warf ſchon ſeine breiten Schatten weit hin über das Thal; wir ſaßen wieder in unſerem leichten offenen Fuhrwerk; und an der muntern Friſche der Pferde bemerkte man, daß ſie, und mit ihnen der Kutſcher zugleich, ihren Durſt gelöſcht hatten.

Siehe da! eine neue Luſt der Augen; für jeden Reiſenden, der zum erſten Male hierherkommt, ein Schauſpiel ſonder Gleichen. Da ſtehen, von der Abendſonne hell beleuchtet, die Pyramiden des Dolomites an der Nordwand des Faſſathales und am wundervollen Schlern, Bauwerke der Natur, neben denen die höchſte ägyptiſche Pyramide ſo klein da ſtehen würde, wie eine Bretterbude neben dem Kölner Dom. An dieſen Majeſtäten der Gebirgsformen kann ſich das Auge nie ſatt ſehen, am wenigſten am Abend, wenn das Dunkel ſchon längſt das Thal und die Ebene deckt und jene Hoheiten noch allein im Glanze der Sonne leuchten.

Wir eilen für diesmal raſch durch das ſtattliche Dorf Gries hindurch, dann über die Brücke der Talfer hinüber, und fahren jetzt in die finſteren, engen Gaſſen von Botzen hinein. Doch da, in dieſem unheimlichen Dunkel iſt unſeres Bleibens nicht; bald ſind wir am andern Ende der Stadt, und vor dieſer draußen in einem der Weingärten bei dem wohlbekannten, lieben Hauſe, da wir ſchon ſo manchen Tag die Sonne mit Freuden über den Schlern auf- und mit Preis und Dank hinter dem Mendolagebirge untergehen ſahen. Wir waren da längſt erwartet worden von den freundlichen Bewohnern. Alles war und ſtand zu unſerem Empfang bereit; in wenigen Minuten waren wir wie zu Hauſe.

Was ſoll ich aber nun weiter von meinem lieben

Botzen erzählen; auf welchen Spaziergang, zu welchem Naturgenuß ſoll ich meine lieben Leſer zuerſt mit mir nehmen und ſie — leider nur mit beſchreibenden Worten — abſpeiſen?

An ſolchem Orte reicht ein kurzer Schlaf zur Stärkung der Glieder hin, denn mehr noch als der Schlaf bekräftigt die Freude, die hier aus Tauſenden von Quellen durch das Auge und alle Sinnen in's Herz ſtrömt. Die Sonne iſt über die Pyramiden und Felſenzinnen des Schlern heraufgeſtiegen; ſie beleuchtet die Weinlaubenhütten, die reich voll reifer Trauben hängen, den Garten, der noch in der vollen Blüthe der Roſen ſteht, das hohe buntfarbige Ricinusgeſträuch an ſeiner Mauer und die hohen Maulbeerbäume des Hofraumes. Wir haben uns geiſtig wie leiblich für den ſchönen Tag geſtärkt, wir treten hinaus aus den Weingärten, zuerſt in die Stadt, weil das Eine (Jüngſte) von uns dieſe noch niemals geſehen hat. Der meiſte Verkehr derſelben iſt in den ſteinernen, von Säulen geſtützten Lauben, die zu beiden Seiten der Straße an den Häuſern hinlaufen, von denen ſie einen Theil des Erdgeſchoſſes bilden. Da ſind die meiſten Kaufläden, die Waarenlager und manche der bedeutendſten Werkſtätten der Handwerker und kunſtfertigen Arbeiter. Wir aber halten uns hier nur kürzere Zeit, länger aber bei den freieren Plätzen am Ende ſo wie abwärts von der Hauptſtraße auf, denn hier lernt man die Natur und das Volk des Landes am beſten kennen.

Während die Einförmigkeit des Bodens einer Ebene auch auf die Bewohner ſich fortpflanzt, davon einer ſich trägt und geberdet wie der andre, geht dagegen das abwechſelnde Gewand der Thäler und Höhen eines Gebirgslandes auch auf die Tracht und Sitte der Bewohner

über. Jedes Thal hat da ſeine beſonderen Abzeichen der Kleidung und gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Dialectes ſo wie der geſelligen Sitte, obgleich dieſe Abweichungen auf ſo unweſentlichen Zügen beruhen, daß ſie den gemeinſamen Volkscharakter unberührt laſſen. Hier in Botzen kann man zu gewiſſen Zeiten, namentlich an Feiertagen die ſeltſamſten Trachten und die ausgezeichnetſten Phyſiognomieen der kräftigen Gebirgsbewohner beiſammen ſehen, und zu gleicher Zeit das bunteſte Gemiſch der Früchte des Südens und Nordens.

Wer ſieht ſich hier nach den prächtigen Melonen um, davon eine ſo groß und ſchön, daß ſie in Augsburg einen Gulden und darüber koſten würde, um 4 bis 6 Kreuzer zu haben iſt? Gibt ſie unſre Hauswirthin doch gar häufig ihren Schweinen, und die Bewohner der Stadt mögen ſie nur im angehenden Sommer eſſen, wenn die andern Früchte noch nicht reif ſind. Mandeln, zum Theil noch in ihrer grünen Fleiſchhülle werden Korbweiſe aus den Gärten hereingebracht; die ſüßen Kaſtanien erſetzen dem hieſigen Landmann die Kartoffeln; Pfirſiche von der hier beliebten Art mit härterem Fleiſch, wie die ſaftvollen von unſerer gewöhnlichen Sorte, gehören (obwohl nicht jedes Jahr, denn gerade in der Zeit unſers diesmaligen Beſuches waren ſie mißrathen) zu dem gemeinen Obſt, das man, wie bei uns die Birnen und Aepfel, abtrocknet; die Feigen könnte man ſich, wenn man durch ihre Wohlfeilheit ſich verführen ließe, hier gar bald zum Eckel eſſen; von den Aepfeln und Birnen ſieht man nur die edelſten Sorten. Und von den köſtlichen Trauben, weiß und roth, an deren Genuß auch der Aermſte ſich ſättigen kann, iſt in ſolcher Gegend gar nicht Noth zu reden. Aber am meiſten muß dem Reiſenden, der aus Norden

kommt, die Zuſammengeſellung der Granatäpfel und der Pinienkerne mit den Kernen der Zirbelnußzapfen, die in der Nähe des ewigen Schnees gedeihen, auffallen, und die zu manchen Zeiten am Boden hingelagerten Haufen der Citronen mit den Kartoffeln. Kommen doch ſelbſt die gemeinſten Erzeugniſſe der hieſigen Felder, welche das Hauptnahrungsmittel der Bewohner des Landes bilden, das Heidekorn und der Mais (das Türkenkorn), aus den verſchiedenſten Zonen und Erdtheilen her.

Eine ſolche Verſchmelzung des Nordens und Südens zeigt ſich namentlich auch an den geflügelten Bewohnern der Wälder und Felſen. Es ſinget da in den Bergwänden des Kollerer-Berges während des Frühlings und Sommers die ſüdländiſche Blaudroſſel (Turdus cyanus) — der einſame Sperling auf dem Dache nach der Sprache der Pſalmen ihr melodiſches Lied, und im Herbſt ziehen in dieſe Wälder die Wandrer aus Norwegen und Schweden ein.

Nach alter Gewohnheit ging auch diesmal unſer erſter Vormittags-Spaziergang auf den Calvarienberg (jenſeits dem Eiſack, an der Straße nach Trient) hin. Da hat man die Ausſicht über die Stadt und ihre nähere ſo wie fernere Umgebung aus leichteſter Hand. Drei Gebirgswaſſer begegnen ſich hier im Keſſelthal von Botzen: der Eiſackfluß, der ſeinen Geburtsort auf dem Brennerpaſſe hat, das Wildwaſſer der Talfer, das aus dem hohen Sarenthal herkommt, und die Etſch die Tochter des anmuthigen Vinſchgaues. Von dem Calvarienberge aus ſieht man das etwas ſtürmiſche Zuſammentreffen des Eiſack und der Talfer, welche beide von ſtreitbarer, kräftig bewegter Gebirgsnatur ſind, die Talfer verliert hier, wie eine Jungfrau nach ihrer Vermählung, ihren Namen;

sie verschmilzt mit dem Eisack, und beide zusammen eilen dem ruhigeren Bette der Etsch zu, das sich in weiterer Ferne, südwärts von Siegmundskron, dem Auge hinter den hohen Bäumen verbirgt.

Im Norden steht das Porphyrgebirge; auf seiner Höhe, deren Rand sich nach der vorhin erwähnten Gegend von Terlan und nach der Greifensteiner Burg hinzieht, liegt das ansehnliche Bergdorf Jenesien, am Abhange des Berges, auf der Gundspacher Höhe ist jenes Treibhaus der Natur, in welchem, begünstigt durch die nach Süden offene, nach Nord so wie Nordost und Nordwest geschützte Lage mitten im Winter der Rasen grünt und die Veilchen blühen; im Westen hat man auf dem Vorbau des Mendolagebirges die reichgesegnete Hochebene von Kaltern und die Schaar der Dörfer und ihrer Thürme, so wie der alten Ritterburgen und Landsitze, die nur der Eingeborne zählen kann.

Ein heimliches Gelüste des Freundes der Pflanzenwelt regte sich jetzt in dem Schreiber dieses kleinen Reiseberichtes und kam zum thätlichen Ausbruch. Er hatte, so oft er früher, nach seiner Gewohnheit schon gegen Ende August oder im September, hierher kam, jederzeit auf dem Calvarienberg, an der Südseite der kleinen Anhöhe, noch blühende Granaten gefunden, und da diese Fürstin unter allen Blüthen der Obstbäume, diese Schönheit des fernen Südens und Ostens (sie stammt wahrscheinlich vom Libanon) zu seinen Lieblingen in der Pflanzenwelt gehört, sah er sich auch dießmal nach einer Blüthe um. Leider aber war jetzt (am 8. Oktober) keine mehr zu finden; die Gesträuche standen mit zum Theil schon entfärbtem Laube da.

Wie der erste Vormittag in Botzen für uns seit

alter Zeit ſeine eigenthümliche Beſtimmung hatte, ſo auch der erſte Nachmittag. Wir machten ſchon in einer frühen Stunde, als die Sonne noch hoch über der Mendola ſtand, unſern Spaziergang auf der Waſſermauer, die den Wildbach der Talfer gegen Oſten umſchanzt und ihn von dem Einbruch ſeines Hochwaſſers in die Stadt abhält. Dies iſt ein vielbeſuchter Spaziergang der Botzner ſelbſt während ihrer milden, meiſt vom Sonnenſchein erheiterten Winternachmittage; im heißen Sommer kann er aber nur am Abend, wenn die Sonne hinter der Mendola ſteht, beſucht werden, obgleich die rüſtigen fleißigen Landleute aus dem Sarenthal auch dann mit ihrer ſchweren Bürde über ihn hinziehen.

Da ſieht man am Ende des Weges vor ſich, etwas zur Linken, am Fuße des Berges, der mit Reben bepflanzt iſt, den uralten Scheibenthurm; angeblich ein Bauwerk der Römer (unter Druſus), noch mehr zur Linken den hohen Waſſerfall des Jeneſienbaches, zur Rechten ſteht das Antoniſchloß, deſſen Nachbarſchaft durch die neu angelegten Fabriken ſehr belebt iſt, jenſeits der Talfer, über deren ungeſtümes Waſſer nur ein hölzerner Steg führt, zieht ſich der Weg ſteil an der gähen Gebirgswand nach dem Sarenthal hinauf.

Nach dem Waſſerfall und in die Weinberge am Scheibenthurm iſt es freilich nicht ſchwer zu kommen, deſto ſchwerer aber hinan zu dem ſtattlich in's Auge fallenden Bergſchloß Rafenſtein, von welchem freilich nur noch die nackten, hohen Mauern zu ſehen ſind. Die Ausſicht von ſeiner Höhe iſt allerdings, wie ich's aus Erfahrung bezeugen kann, der Mühe des Hinanſteigens werth, wenn nur dieſe Mühe für einen wohlbeleibten

Mann von mittleren Jahren, wie unſer einer es iſt, nicht gar zu groß wäre.

Aber man hat an der linken Seite der Talfer hin noch viel lohnendere Zielpunkte für ſeine Wanderungen. Da muß ich vor allen einen nennen, den ich bei meinem jedesmaligen Aufenthalt in Botzen nicht nur einmal, ſondern gar oft beſucht habe. Dieß iſt das alte Ritterſchloß Rungelſtein, zu welchem der Weg ſeitwärts vom Antoniſchloß an dem Felſenabhang neben der Talfer zwiſchen den hohen Kaſtanienbäumen, deren reife Früchte jetzt häufig am Boden lagen, hinanführt. Man kann es den alten ritterlichen und hochfürſtlichen Inhabern dieſer mächtigen Burg (unter ihnen war Kaiſer Maximilian I.) nicht verdenken, daß ſie dieſen unvergleichlich ſchöngelegenen Ritterſitz ſo prachtvoll und dabei heimathlich wohlthuend als möglich einrichteten, wie Jeder, der noch jetzt in die meiſt zur Ruine gewordene Feſte eintritt, ſich des Gedankens nicht erwehren kann: hier möchte ich länger ſeyn und wohnen. Die alten Frescogemälde an der Wand, Ritter- und Heldenſagen des Mittelalters darſtellend, ſind noch immer deutlich genug erhalten, wenn aber auch dieſe dem zerſtörenden Einfluß der Zeit unterliegen ſollten, dann bleibt doch die hehre Stille des Felſenthales mit ſeiner Fernſicht in das Eiſchthal und mit dem Vordergrund der Felſenwände, und die Talfer wird nach Jahrhunderten noch eben ſo wildkräftig unten am Fuße des Schloßberges vorbeirauſchen, als ſie es jetzt thut und zu Maximilians Zeiten that.

Wer in Botzen wohnt, der kann Monate lang faſt täglich einen andern, an Naturgenüſſen reichen Ausflug machen. Unter die nähern, dabei höchſt lohnenden Wanderungen gehört die, welche die Eiſackbrücke hinüber,

dann links am Fuße des Kollerer-Berges hin, der schon zeitig am Nachmittag seinen Schatten gibt, durch den Wald der Kastanien und an den Weinbergen hin nach dem uralten einsam stehenden Kirchlein Kampil führt. Ja wahrlich, dort in der hehren Stille der Felsen, da man nur noch das Rauschen des Eisack aus der Ferne hört, ist die ganze Natur ein Tempel Gottes, wie an wenig andern Orten, die ich auf meinen kleinen Reisen besucht habe.

Wem das Weitergehen beliebt, wer seine Kraft im Steigen versuchen will, der kann etwa auch von hier aus einmal die alte Burg Karneid, die durch ihr Aussehen aus der Ferne wohl Jeden zum Besuche einlädt, dort in der Höhe über dem Wildbach, der aus dem Avisiothal herabstürmt, besteigen, oder er kann ein anders Mal höher am Kollerer-Berg hinauf, nach dem Schlosse Kampenn und nach dem Badehaus steigen, wo sich während der heißesten Zeit des Sommers so mancher Städter am Bade der frischen Gebirgsluft und des heilkräftigen Wassers erquickt.

Die weitern Wanderungen führen aber hinüber nach Westen, über die Etsch nach der ansehnlichen Bergfeste Siegmundskron, dann nach St. Paul und nach Kaltern, ja bis nach Kramin, oder auch nach Hoheneppan, diesem Lugin'sLand und Panoramapunkt der ganzen Gegend. Alte Leute mögen da hinüber fahren, wir Jüngere gehen zu Fuß, machen uns frühe auf, streifen am Tage nach Norden und Süden herum, übernachten zur Noth in Kaltern und fahren am andern Morgen mit dem Stellwagen zurück nach der Stadt.

Man fühlt aber doch nach einer solchen Wanderung eine Müdigkeit in den Gliedern. Darum lädt der

Schreiber dieſes Reiſeberichtes ſeine gutwilligen Leſer zu ſich in den weithinlaufenden Anbau der Weingärten ein, darinnen er wohnt. Da ziehen ſich die langen, in der Fülle ihrer Trauben prangenden Reben von einer Reihe der Gebäude nach der andern hinüber und bilden Lauben, in deren Schatten man am Tage gehen kann, während man am Abend auf dem freieren Fahrweg in der Richtung nach dem hocherhabenen Schlern hingeht und da dem Sonnenſchein zuſieht, wie er ſeine Strahlen allmählig aus den grünenden Wäldern und Alpenwieſen hinanzieht nach den Gipfeln der Dolomitpyramiden, die noch lange von ihm erleuchtet in's Thal herabglänzen, wenn ſchon auf den niederen Bergen allen die Abendglocke ertönt hat.

Und zuletzt führt er ſeinen geneigten Leſer auf ſein Studierzimmer und zeigt es ihm an ſeinem Schreibbüchlein, das er nächſt Gottes theurem, werthen Worte ſtets bei ſich führt, daß er auch hier in Botzen nicht müßig iſt, ſondern ſeine Schulaufgaben ordentlich arbeitet. Dieſes Schreibbüchlein hat er auch jetzt neben ſich liegen, wo er daheim iſt, und hat morgen und übermorgen noch viel daran zu thun. Darum nimmt er von dem Leſer für diesmal gute Nacht; es kann aber wohl ſeyn, daß er ihm einmal künftig noch andere Reiſen in das ſchöne Südland beſchreibt. Ehe er dieß aber kann, muß er jene Reiſen, z. B. die über das Mendolagebirge hinüber erſt ſelber machen, denn man kann doch kein Ding beſchreiben, das man nicht wenigſtens einmal im Vorbeiwandern geſehen hat.

Die Ausreißer.

I. Die Deserteure aus Verlangen nach der Heimath.

Das Kapland iſt freilich ſeiner Natur nach ein ſchönes, liebliches Land, das von Allen, die es noch in neuerer Zeit, ehe der unſelige Kaffernkrieg ausbrach, geſehen und für eine längere Zeit beſucht haben, wie ein Paradies der Erde geprieſen wird. Der Winter iſt ſo mild wie unſer Frühling, die Hitze des Sommers wird durch die Winde gekühlt, die von Süden her über das Meer wehen; Orangen- und Citronenbäume, ſo hochwüchſig und ſo dick wie unſere älteſten Aepfelbäume, grünen und blühen dort in den Gärten mit unſern edelſten vaterländiſchen Obſtbäumen um die Wette; am Abhang der Hügel tragen der Oelbaum und der Weinſtock ihre köſtlichen Früchte, das Waſſer der Quellen und Bäche iſt für die Menſchen ſo geſund wie für die Fiſche. Die milde, reine Luft gibt Manchem, der krank und ſiech aus Europa dahin kommt, die verlornen Kräfte wieder; alternde Leute fühlen ſich wie verjüngt, und ſelbſt der bunte, ſchön geſchmückte Gaukleradler (Aquila ecaudata), wenn er in der Luft ſeine equilibriſchen Künſte macht, ſcheint damit das Wohlbehagen ausdrücken zu wollen, das alle athmende Weſen im Genuß einer ſolchen Naturfülle empfinden.

So wie das Kapland jetzt im reichen Ertrage ſeiner Felder und Gärten daſteht, hat es freilich vor 200 Jahren nicht ausgeſehen. Damals, als am 6. April 1652

eine Kolonie fleißiger und genügsamer Holländer unter der Führung ihres vortrefflichen Kommandanten Jan van Riebeck hier landete, um ſich da im Vertrauen auf Gottes Hülfe und Segen eine neue Heimath zu begründen, war die ganze Umgegend des Tafelberges, mit Ausnahme weniger Gebüſche und einiger Stellen, auf denen ein dünner Wald ſtand, eine ſteinige Wüſte. Nur ein armſeliges Volk vom Stamm der Hottentotten trieb ſich an der Küſte der Tafelbay herum, das ſich von den Seeſchnecken und Muſcheln nährte, die es am Strande auflas, und von den Eiern oder unbefiederten Jungen der Seevögel, wozu noch als Nachtiſch etliche Arten von Beeren kamen, die im Gebüſch wuchſen, und der fleiſchige, eßbare Fruchtboden einiger Blumen vom Geſchlecht des Eiskrautes (Mesembryanthemum).

Freilich gab es auch damals ſchon eine wohlhabendere Klaſſe unter dem weitverbreiteten Volke der Hottentotten, welche große Heerden von Rindvieh und Schafen beſaß. Dieſe wohnte aber nicht am Kap, ſondern nördlich davon an der Saldanhabay, und kam nur alle Jahre einmal, wenn im Frühling das hohe Gras und die Bergkräuter zwiſchen den Steinen emporwuchſen, herunter in die Nachbarſchaft der Tafelbay. Da zogen dann die Hirten mit ihren Heerden in die wilde Einöde ein, dieſe belebte ſich, die Felſen tönten wieder von dem Brüllen der Rinder und dem Blöcken der Schafe. Dann gab es freilich Gelegenheit genug, gegen Kupferplatten und Kupferdrath, Glasperlen, eiſerne Nägel und andere ſolche europäiſche Fabrikate, Vieh und Milch einzuhandeln, davon ſich der Haushalt verſorgen ließ.

Sehr ungünſtiger Weiſe für ſie kamen aber die Holländer gerade zu der Zeit des Jahres an, wo auf der

südlichen Halbkugel, zu der auch das Kap gehört, nicht der Frühling, sondern der Herbst seinen Anfang nimmt. Denn der Monat April macht dort ebenso den Anfang des Winterhalbjahres, wie bei uns der Oktober, und wenn wir Weihnachten feiern, da stehen sie dort, wie wir am St. Johannisfest, in der Mitte des Sommers. Die Hirten mit ihren Heerden waren daher schon lange fort, als die Holländer am Kap ankamen; nur noch die armen Strandbewohner waren da, welche weder Heerden noch ordentliche Hütten besaßen, und die zwar alle Tage zu ihren fremden Einzüglern kamen, die aber nichts mit sich brachten als ihre nackten, mit Kuhdünger, ranzigem Fett und röthlicher Erde beschmierten Leiber und ihre unersättlich hungrigen Mägen.

Da war nun allerdings für den Anfang guter Rath theuer, denn gerade der Winter von 1652 war für das Kap ein so ungewöhnlich strenger, daß man etliche Male am Fuß des Tafelberges Eis fand; die Kolonisten hatten weder Häuser noch andere feste Zufluchtsörter gegen die Stürme aus Süden, die durch die Spalten ihrer Bretterhütten hereinbliesen und das schwache Wohngebäude gar oft niederwarfen. Dazu fehlte es bald an den nöthigen Lebensmitteln, denn weder die Jagd noch der Fischfang, den man in der stürmischen Jahreszeit nur selten betreiben konnte, gaben so viel Ausbeute an Lebensmitteln, als man zur täglichen Sättigung für die Mannschaft von drei Schiffen nöthig hatte, und das Mehl im Kad, das Oel in Krug, das man aus Holland mitgebracht, gingen auch allmählig so auf die Neige, daß die täglichen Portionen nur eben den Hungertod abwehren konnten, ohne Sättigung und Bekräftigung des Leibes zu gewähren.

Und eine ſolche Bekräftigung hätte doch den Anſiedlern hier bei der erſten Einrichtung am Kap mehr als jemals Noth gethan. Denn ſie ſollten vor allen Dingen ein Fort bauen, weil den wilden Nachbarn eben ſo wenig als den damals dort noch ſo häufigen wilden Thieren zu trauen war. Der größte Theil der Mannſchaft lag noch dazu an der Ruhr und am Fieber krank darnieder; nur noch etwa 50 konnten die Arbeit verſehen.

Gerade unter dieſen fünfzig ſo halbwegs Geſunden gab es mehrere junge Burſche, in denen ſich bei gutem Appetit und ungeſättigtem Magen die Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen und Brodſchränken ihres lieben Vaterlandes ſo lebhaft regte, daß ſie es nicht mehr aushalten konnten, ſondern den Entſchluß faßten, davonzulaufen. Aber wohin wollten dieſe Ausreißer? hatten ſie doch kein Schiff, und zwiſchen ihnen und dem Vaterlande lag das weite atlantiſche Meer.

Sie ließen ſich das keine Sorge machen; ihre Unwiſſenheit gab ihnen den Muth zu dem Unternehmen. Die guten Leute hatten in ihrem Leben noch keine ſolche Landkarte geſehen, wie man jetzt in allen Schulen hat, weil es von Afrika noch keine ſolche gab, denn die von Linſchoten, welche um jene Zeit erſchien, war ſchwerlich einem von ihnen zu Geſicht gekommen und war überdieß ſehr unrichtig. Sie hatten aber gehört, daß an der Oſtküſte von Südafrika, in Mozambique, die Portugieſen Beſitzungen haben. Dorthin, ſo ſchloßen ſie weiter, müſſen gewiß von Zeit zu Zeit Schiffe aus Europa kommen; auf einem ſolchen können wir uns, wenn wir unterwegs Matroſendienſte leiſten, ganz leicht einſchiffen und, wenn auch auf mancherlei Umwegen, nach der Heimath kommen.

Es waren ihrer vier, die den Plan zum Ausreißen und den kühnen Gedanken zu einer Fußreiſe mitten durch das ſüdliche Afrika gefaßt hatten: Jan Verduck aus Flandern, Wilhelm Huytgens und Gerrit Dirkſe aus Maſtricht, und Jan Blank aus Mecheln, davon der Letztere, der Johann Blank, der eigentliche Anführer nnd Urheber des Complottes war. Dieſer, ein aufgeweckter Burſch, der für jene Zeit eine ziemlich gute Schulbildung beſaß, hat auch eine Art von Tagebuch über die Reiſe geführt, das freilich nur mit Röthelſtift in kurzen Worten aufgeſchrieben, für die gar bald abgebrochene Expedition aber vollkommen hinreichend war.

Vier Schiffszwiebacke, vier Portionen Fiſch, vier Schwerter, zwei Piſtolen, das war der ganze Vorrath von Proviant und Munition, den die guten jungen Leute auf ihre Entdeckungsreiſe in's Innere des ſüdlichen Afrika's mit ſich genommen hatten. Dazu kam freilich auch noch als Schutzwächter ein treuer Hund, der dem einen der Reiſenden zugehörte. Wer eine Landkarte von Afrika bei der Hand hat und ſich die Mühe geben will, die Strecke Landes, die zwiſchen Kapſtadt und Mozambique liegt, recht in's Auge zu faſſen, der wird zugeben, daß die Ausrüſtungskoſten für eine ſo große Reiſe, auf der ſich ſo manche neue, wichtige Entdeckung hätte machen laſſen, nicht ſehr bedeutend waren.

Am 24. September 1652 des Abends, als Niemand auf ſie achtete, traten die Reiſenden ihren Weg in ſchnurgerader Richtung vom Fort (der nachmaligen Kapſtadt) nach Mozambique an. Der bedauernswürdige Jan Blank muß in ſeiner Verblendung durchaus nicht bedacht und gefühlt haben, welche große Sünde er jetzt begehen wollte, indem er ſeinen Dienſt, zu dem er ſich

doch verpflichtet hatte, verließ, und auch noch Andere zu dieſem Treubruch verleitete, denn er tritt, der Aeußerung ſeines Tagebuchs zu Folge, die Reiſe im Namen des HErrn Jeſu Chriſti an, bittet auch Gott um Seinen Beiſtand und Segen zu dem Unternehmen. Wie weit die vier Abenteurer in der erſten Nacht in gerader Richtung gegen Mozambique vorwärts gekommen ſind, das erfahren wir nicht. Sie verſteckten ſich während der Tageszeit im Gebüſch, traten aber am Abend (den 25. September) von Neuem ihren Marſch an, auf dem ſie in dieſer Nacht 7 Meilen weit vorwärts kamen. Da ſprangen auf einmal zwei Rhinozeros gegen ſie an, ſie retteten ſich eilig zur Seite, aber der Jan Verduck verlor bei der Gelegenheit ſein Schwert und ſeinen Hut. Noch ein anderes Ungemach war dem armen Hund in dieſer Nacht widerfahren; der hatte ſich in unüberlegten Kampf mit einem Stachelſchwein eingelaſſen und war dabei am Hals ſo gefährlich verwundet worden, daß man fürchtete, es wäre ſein Letztes. Endlich legten ſich die Reiſenden „in Gottes Namen," wie Blank ſagt, an einem Bächlein zur Ruhe nieder, wo ſie zwei Straußen ſahen, die, alsbald davonlaufend, ihnen Platz machten. Sie hatten jedoch noch nicht lange geraſtet, da rannten ſchon wieder zwei Rhinozeros (vielleicht dieſelben, die den Jan Verduck um Schwert und Hut gebracht hatten) gegen ſie an. Die Burſche ergriffen eilig die Flucht und wendeten ſich jetzt rechts zum Meere hin, wahrſcheinlich ſüdoſtwärts von der Gegend, wo jetzt Conſtantia liegt, an den nordöſtlichen Küſtenſaum der Falſebay, wo ſie noch zwei Meilen weit gingen, dann gleich hinter dem erſten Sandhügel ſich zur Ruhe legten.

Von wilden Thieren war freilich hier an der ſandi-

gen Küſte wenig oder nichts zu fürchten, denn da gab es kein Futter für die pflanzenfreſſenden, und weil dieſe fehlten, auch keines für die fleiſchfreſſenden. Dagegen trat ein anderes Ungemach ein: der Mangel an Speiſe und Trank, denn der Schiffszwieback und das Stücklein Fiſch, das Jeder mitgenommen hatte, waren längſt verzehrt. Indeß fanden die Reiſenden, als ſie am 26ſten, noch am Tage, ihren Marſch längs der Küſte hin fortſetzten, doch wieder den Tiſch beſtellt, ſie entdeckten ein Neſt mit vier jungen Vögeln — wahrſcheinlich Seevögeln von ziemlich bedeutender Größe — und mit drei Eiern. Auch gab es, als ſie am Abend ihren Tagmarſch von etwa 7 Meilen geſchloſſen hatten, noch ein Nachteſſen von Tellermuſcheln, die ſie am Strande auflaſen. An geographiſchen Kenntniſſen, ſo weit ſie in dem Bereich ſeiner bisherigen Erfahrungen lagen, fehlte es dem Jan Blank gerade nicht. Er wußte es, daß ſie jetzt die Route nach dem Kap Lagullas, der ſüdlichſten Spitze des afrikaniſchen Feſtlandes einhielten, und daß ſich, wenn ſie einmal dort angelangt wären, der Küſtenſaum allmählig nach Oſten und Nordoſten herum gegen Mozambique lenke, ſo daß man den Weg dahin gar nicht verfehlen könne. Aber ſie hatten noch weit bis zum Kap Lagullas, als ſie am 27ſten des Abends, nach einem Tagemarſch von abermals etwa 7 Meilen, plötzlich ein Gebirge vor ſich ſahen, das mit ſeinem ſteilen Abfall bis an die Küſte herablief und ſich ſo dicht an dieſe anſchloß, daß kein Raum auch für den ſchmalſten Fußſteig übrig blieb. Was war da zu thun. Oben auf dem kahlen Gebirge gab es gewiß nichts zu eſſen; man mußte Vorrath mitnehmen. Um ſich dieſen zu verſchaffen, hielten die Reiſenden am 28ſten einen Raſttag, ſammelten allerhand eßbare Muſcheln

und Schnecken, trockneten ſie an der Sonne und Luft, ſuchten dann eine kleine Quelle oder eine Höhle mit zurückgebliebenem Regenwaſſer auf, mit dem ſie ihre Kalebaſſen füllten. Als ſie nun aber am 29. September des Morgens den Verſuch machten, auf dem rolligen Geſtein des Bergabhanges hinanzuklimmen, und es dabei gar nicht vorwärts gehen wollte, da kam dem Jan Verduck, den die Sonne, ſeitdem er den Hut verloren, nicht wenig auf den Kopf brennen mochte, die Reue an, und auch der Wilhelm Huytgens ſagte, es thäte ihm leid, daß er den dummen Streich gemacht habe und von ſeinem Poſten davongelaufen ſei. Indeß blieben die Beiden doch noch bei der Compagnie bis am Nachmittag des folgenden Tages, wo der Gerrit erklärte, er könne jetzt nimmer weiter: „denn ſo zu klettern und dabei nichts Ordentliches zu eſſen, das könne Niemand aushalten.“ „Da ich nun,“ ſo ſchließt der Jan Blank ſein kurzes Tagebuch, „den weiteren Tanz nicht allein fortmachen konnte, entſchloß ich mich in Gottes Namen und in Hoffnung auf Gnade, auch nach dem Fort umzukehren.“

Allerdings hatten die guten Leute in 5 bis 6 Tagen ungefähr ſchon den 25ſten bis 30ſten Theil der ganzen Ausdehnung des Küſtenſaumes mit all' ſeinen Krümmungen von ihrem Fort bis nach Mozambique zurückgelegt, und wenn ſie immer bei ſo friſchen Kräften und gutem Muth geblieben, nicht von wilden Thieren gefreſſen worden, nicht verhungert und verdurſtet wären, hätten ſie wohl in 5 bis 6 Monaten zu Fuße, Alles an der Küſte hin, ihr Ziel erreichen können. Indeß konnten ſie Gott nicht genug danken, daß Er ſie auf ihrem Irrweg mit ſo väterlichem Verſchonen vor allen Gefahren ſo behütet und bewahrt hatte. Denn die reißenden Thiere

waren damals noch so häufig in der Gegend des Kaps, daß man die Löwen nicht nur einzeln, sondern immer mehrere zusammen, selbst am Tag auf ihren Raub ausgehen sah; des Nachts aber, einen dem andern antwortend, im Gebüsch und Walde brüllen hörte. Die Hyänen schlichen sich bei Nacht in ganzen Schaaren zu den Heerden und zu den Wohnungen der Menschen hin, freilich mehr noch um die Todten, als um die Lebenden aufzusuchen, doch auch für diese, namentlich wenn sie schliefen, gefahrdrohend genug. Der Panther und anderer großen Katzen, gegen welche der Mensch ein so ohnmächtiges Geschöpf ist als das Kaninchen gegen den Hauskater, der furchtbaren äthiopischen Eber und Rhinozeros, deren Wuth oft durch Alles erregt wird, was ihnen begegnet, wollen wir hierbei gar nicht einmal gedenken. Auch bringt eine Reise durch das südliche Afrika öfters noch ganz andere Gefahren mit sich, als die von wilden Thieren ist, namentlich das Verirren eines mit der Gegend Unbekannten in der wasserlosen Wüste, wo der Tod des Verdurstens sein sicheres Loos ist, eben so wie eigentlich auf der ganzen Reise, wenn er nicht reiche Vorräthe mit sich brachte, der Hunger sein steter Begleiter war. Denn nur der Heerdenbesitzer oder glückliche Jäger könnte in einem Lande ohne Ackerbau, wie damals das südliche Afrika war, sich erhalten, weil nicht einmal die eßbaren Zwiebeln, die im Kapland wachsen, allenthalben zu finden sind.

Gott hatte den jungen unbesonnenen Burschen ihre Thorheit nicht zum Tode, sondern zum Leben gereichen lassen, denn sie kehrten alle viere mit herzlicher Reue zu ihrer Pflicht zurück und nahmen die Strafe, welche der edle Kommandant van Riebeck über sie aussprach, als

eine wohlverdiente, mit Demuth zu ihrer Beſſerung auf. Namentlich hätte der Jan Blank, der geweſene Student aus Mecheln, als Anſtifter der ganzen „Meuterei“ und als Verführer ſeiner Reiſegefährten, nach damaligem Kriegsrecht die Todesſtrafe verdient; er kam aber mit zwölf Dutzenden von Streichen mit ledernen Riemen und ſechſen als Zugabe, ſo wie mit zweijähriger Strafarbeit beim Bau der Feſtung, davon, und er iſt ſpäter ein recht wackerer, chriſtlich ernſter, in ſeinem Beruf treuer und brauchbarer Mann geworden, der nachmals in gutem Wohlſtand gelebt, ſein graues Haar mit Ehren getragen und als er in hohem Alter ſtarb, bei Allen, die ihn kannten, ein gutes Andenken hinterlaſſen hat.

Das iſt die erſte Geſchichte von den Ausreißern oder Deſerteurs, deren Bericht man in des ruhmwürdigen Kommandanten und Begründers der Niederlaſſung am Kap, in van Riebecks Tagebüchern leſen kann; aber eine zweite Geſchichte von Ausreißern, die ſich länger als hundert Jahre nachher in derſelben Gegend der Erde zugetragen hat, war meines Wiſſens noch nicht gedruckt, und darum ſoll ſie es hier werden. Wir laſſen ihr aber zuerſt, um ſie bei den jungen Leſern einzuführen, einen Blick in die friedliche Heimath, in das Vaterland vorausgehen, aus welchem ſich die Ausreißer, weit hinaus, in große Gefahren des Leibes und der Seele verlaufen hatten und nach welchem ſie durch Gottes Gnade wieder zurückgeführt wurden.

2. Ein Blick in die Heimath.

In Cuxhaven fanden ſich im Sommer des Jahres 1786 täglich zwei Kurgäſte an der Wirthstafel und öfters auch auf dem gemeinſamen Spaziergang zuſammen, welche dort zur Bekräftigung ihrer ſehr geſchwächten Geſundheit die Seebäder gebrauchten. An eine ſo bequem und gut eingerichtete Badeanſtalt, wie man ſie jetzt hin und wieder an der Nord- und an der Oſtſee findet, war wohl damals noch nicht zu denken; auch fanden ſich zu dem Gebrauch der Seebäder bei Cuxhaven nur ſehr wenig Fremde ein, und die beiden eben erwähnten Gäſte ſahen außer den Seeleuten die hier mit ihren Schiffen auf längere oder kürzere Zeit vor Anker lagen, nur ſelten einen Beſuch aus andern Gegenden, als aus der nächſten Nachbarſchaft, an ihrer Wirthstafel. Oefters waren ſie hier ganz allein, und ſchon hierdurch einer nur auf die Unterhaltung des andern beſchränkt. Wenn aber auch dieſes nicht ſo, wenn auch Cuxhaven gerade damals ſehr zahlreich beſucht geweſen wäre, würden ſich die beiden Männer doch zuſammen gefunden haben, weil ein Zug der inneren Verwandſchaft in ihnen war.

Das graue Haar, das ſie trugen, wie das ganze Ausſehen, verrieth an beiden das ſchon eingetretene oder das herannahende Greiſenalter; dem Einen, welchen der Wirth ſo wie die Kapitäne der hier ankernden Schiffe als einen Herrn vom Rathe der Handelsſtadt Hamburg begrüßten und ehrten, konnte man allerdings die Kränklichkeit anmerken, die ihn hierher in das ſtärkende Seebad geführt hatte; der Andere, ein Mann von hoher Geſtalt und ernſtem, Ehrfurcht erweckendem Angeſicht,

ſchien mehr durch ein inneres als durch ein äußeres, leibliches Leiden gebeugt zu ſeyn. Uebrigens ließen ſeine Geſpräche ebenſo wie ſein Benehmen und ſeine Kleidung an ihm den geiſtlichen Stand errathen, deſſen Würde bei ihm nicht in dem Rock, ſondern in der Geſtalt des inneren Lebens, in der Geſinnung und im rechtſchaffenen Wandel lag.

Die beiden Männer waren nicht Leute von vielen Worten, Leute, die aus Eitelkeit oder aus Neugier einem Fremden, der an der Wirthstafel neben ihnen ſitzt, mit ihren Reden zuſetzen; ſie waren deßhalb mehrere Tage ſchon in Cuxhaven beiſammen geweſen, ohne nach den gewöhnlichen freundlichen Begrüßungen zu einem längeren Geſpräch mit einander zu kommen. Man fragte damals in dem von Seefahrern viel beſuchten Haven nur etwa dieſe nach den Zollſcheinen und andern Papieren, die ſich auf Handel und Gewerbe bezogen, den Fremden aber, der mit keiner Schiffsladung zu thun hatte, fragte man nicht nach dem Paß und ſelbſt nicht nach ſeinem Namen, ſondern nur, wenn es dem Wirth nöthig ſchien, nach der Bezahlung. Der Kaufherr aus Hamburg hätte deßhalb, auch wenn er neugierig darnach geweſen wäre, weder vom Wirth noch von ſonſt Jemand den Namen ſeines Tiſchgeſellſchafters erfahren können, als von dieſem ſelber. Indeß fand ſich doch bald eine Veranlaſſung, durch welche die beiden Greiſe nicht nur zu einer näheren Bekanntſchaft mit einander hingezogen, ſondern durch ein Band der Freundſchaft vereint wurden, das bis zu ihrem Ende niemals an Feſtigkeit abnahm.

Der Hamburger Herr wurde eines Tages, da man ſich ſchon zu Tiſche geſetzt hatte, hinausgerufen, zu einem Schiffe, das ſo eben im Haven eingelaufen war. Wie

der Wirth zu einem gerade heute mit an der Tafel sitzenden Steuermann sagte, hatte der Herr einen großen, ja den Hauptantheil an der Ladung des Schiffes, dessen Rückkehr aus Indien schon seit mehreren Wochen erwartet worden war. Nach einiger Zeit kam der Rathsherr wieder in das Wirthszimmer zurück. Er war so aufgeregt und bewegt, als man ihn hier noch nie gesehen hatte. „Hochwürdiger Herr," so redete er seinen Tischgesellschafter an, „daß Sie ein Diener des Wortes sind, welches allein Trost bringt im Leben und im Sterben, das habe ich Ihnen angemerkt, ohne Sie um Ihren Stand zu befragen. Es ist dort in dem eben angelandeten Schiffe ein sehr schwer Erkrankter, welcher Ihres Zuspruches begehrt und bedarf; darum bitte ich Sie, mich dahin zu begleiten."

Der Angeredete stand sofort auf und eilte mit dem alten Kaufherrn hin zum Strande. „Der Jüngling, an dessen Kranken- oder vielleicht Sterbebette ich Sie mit mir nehme," so erzählte unterwegs der Kaufherr seinem Begleiter, „ist meiner Schwester einiger Sohn. Der Geistliche an hiesigem Ort, den ich zunächst würde gerufen haben, war so eben an's andere Ufer in Amtsgeschäften hinüber gefahren; zu Ihnen aber, auch ohne dieses, führte mich ein besonderes Vertrauen."

Man hatte den Kranken indeß aus dem Schiff heraus in eine auf der Anhöhe am Ufer stehende Fischerwohnung gebracht. Die beiden Alten fanden ihn todtenbleich, mit halbgeschlossenen Augen, gefalteten Händen auf seinem Lager; der Schiffsarzt war bemüht, ihn von dem Blute zu reinigen, womit ihm ein neuer Anfall des Blutsturzes (es war der vierte, der ihm seit gestern zustieß) den Mund und die Hände bedeckt hatte. „Kennst du mich,

Jakob?“ ſprach nach einigen Minuten mit tiefbewegter Stimme der alte Rathsherr, „und gedenkſt du auch Deſſen, der durch Seinen Tod dir Frieden und Freudigkeit erworben hat, im Leben und im Tode?“ — Der Kranke blickte auf; ſeine bleichen Lippen bewegten ſich zu einem matten Lächeln; er ſchien ſprechen zu wollen: man hörte aber keinen Laut der Stimme; er legte die Hand auf ſeine Bruſt. — „Laſſen wir,“ ſagte der alte Pfarrer, „den Todtmüden jetzt noch ein wenig ruhen. Das, was meine Erfahrung an ähnlichen Krankenbetten mich lehrte, läßt mich hoffen, daß die Gefahr des Todes noch nicht ſo nahe ſei.“ Der Schiffsarzt nickte bejahend, und die beiden Alten begaben ſich aus dem Krankenzimmer hinaus in die Laube des kleinen Gartens, der am Hauſe war.

„Sie waren ſchon oft an Kranken- und Sterbebetten?“ ſprach der Rathsherr; „und Ihr fortwährender Umgang mit Gott in Seinem Wort hat Ihnen die Kraft gegeben, den Anblick eines Sterbenden zu ertragen, ohne der Furcht und den Schrecken des Todes zu unterliegen. Ich bin, ehe man mich heute hierher rief, erſt einmal in meinem Leben an dem Bette eines Sterbenden geweſen, deſſen Tod mir ſo nahe wie mein eigener anging, denn der Sterbende war mein guter, hoffnungsvoller Sohn. Er ſtarb an einer langwierigen Abzehrung als freudig gläubiger Chriſt, und während ich ihm, meinem leiblichen Erben, nur das armſelige Geld und Gut der Erde hätte hinterlaſſen können, hat er mir ein Erbtheil anderer Art hinterlaſſen, das iſt der lebendige Glaube eines Kindes Gottes, und die feſte Hoffnung deſſelben auf ſeines Gottes Gnade und auf die ewige Seligkeit. Am Sterbebette meines lieben Sohnes habe ich erſt alle jene Sprüche,

die man uns in unſerer Kindheit lehrte, und welche von der Kraft der vollgiltigen Erlöſung durch Chriſtum, von der Kraft des Blutes, deſſen Stimme mächtiger iſt als die von Abels Blute, zur Vergebung der Sünde, zur Rechtfertigung und Heiligung und Wiedererneuerung unſerer armen Menſchennatur nach Gottes Bilde, alle jene Sprüche, ſage ich, die als Gottes unabänderliche Verheißungen feſt ſtehen für Zeit und Ewigkeit, habe ich damals erſt in rechter Weiſe beten lernen, und an meiner Seele erfahren, was die Worte heißen: „Du ſollſt leben und nicht ſterben.“

Der alte Rathsherr hatte dieſes Alles unter vielen Thränen und Unterbrechungen geſprochen, weil ſein Gefühl ihn dabei öfters überwältigte und nicht zu Worten kommen ließ. Auch der alte Pfarrer, den wir jetzt bei ſeinem eigentlichen Namen: Hoffmann nennen wollen, hatte ſich bei der Erzählung mehrmalen die Thränen getrocknet. Er drückte dem Freunde die Hand, und nach einem längeren Schweigen nahm er ſelber das Wort: „Selig,“ ſo ſagte er, „ſind die Todten, die in dem HErrn ſterben, und ſelig die Lebenden, die ſolcher Todten Erben im Glauben, in der Liebe zu dem HErrn und in der zuverſichtlichen Hoffnung der ewigen Seligkeit geworden ſind. Wohl Ihnen, Sie haben Ihren einigen Sohn leiblich ſterben ſehen, damit er im Geiſt und in der Wahrheit ewig lebe; ich aber habe den einzigen Sohn mit einem Schmerz zu betrauern, der über allen Schmerz der Trennung durch den zeitlichen Tod gehet; ich habe ihn nicht leiblich ſterben, ſondern an ſeiner Seele Schaden leiden, und, ach Gott gebe, daß es nicht ſo ſei! nach menſchlichem Urtheil untergehen ſehen; er hat mir, als er ſich von meinem Vaterherzen losriß, nicht wie Ihr Sohn

Ihnen that, freudige Hoffnung eines seligen Wiedersehens nach kurzer Trennung, sondern den nagenden Schmerz eines Geschiedenseyns zurückgelassen, über dessen Ende selbst das Wort der Verheißung uns keine Hoffnung gibt."

„Ist Ihr unglücklicher Sohn noch am Leben?" fragte der Rathsherr.

„Seit länger als zehn Jahren," so antwortete der Pfarrer, „habe ich keine Kunde von ihm. Als er damals der ihm drohenden öffentlichen Schande und gerichtlichen Bestrafung in seinem Vaterland entfloh, wendete er sich zunächst nach Holland. Die letzte Nachricht, die ich von dort aus nicht von ihm selber, sondern durch einen Freund erhielt, war die, daß mein Sohn krank in Amsterdam angekommen und dennoch entschlossen sei, mit nächster Schiffsgelegenheit nach Batavia zu gehen. Es war mitten im Winter; ich ließ mich dadurch nicht abhalten, mich sogleich auf den Weg nach Holland zu begeben. Die Veruntreuungen fremder Gelder, die sich der Entflohene hatte zu Schulden kommen lassen, waren durch die Freigebigkeit eines reichen Verwandten meiner Frau ausgeglichen; die Strafe vor menschlichem Gericht hätte er nicht mehr zu fürchten gehabt, und wenn vielleicht, wie mein Vaterherz dieses hoffte, durch die Erfahrungen der letzten Zeit nur eine Erkenntniß seines eigenen Elendes in ihm erwacht war, dann könnte die innere und äußere Noth ihn auf den Weg jener rechtschaffenen Buße führen, auf welchem Vergebung, Gnade und Frieden zu finden ist. Ich kam nach Amsterdam; mein Sohn war, ohne sich von dem dortigen Bekannten zu verabschieden, mit einem Schiffe, das nach Westindien bestimmt war, abgefahren. Leider hatte er zu diesem Schritte auch noch

einen jungen, ſchuldloſen Menſchen aus meiner Gemeinde verführt, der in meinem Hauſe wie ein eigenes Kind erzogen worden und mir ein theures Vermächtniß ſeiner verſtorbenen frommen Mutter geweſen war. Alle weiteren Erkundigungen nach ihm blieben ſeitdem vergeblich; nur ein unſicheres Gerücht kam mir zu, nach welchem der Unglückliche in der Kapſtadt ſollte geſehen worden ſeyn. Was ich in Amſterdam aus dem Munde eines Freundes über ihn erfuhr, das ſchlug mir neue Wunden. Er hatte ſich ſelbſt auf ſeinem Krankenlager als Verächter, als Spötter aller Wahrheiten und Tröſtungen der Religion gezeigt, und auch zuletzt noch, als er das Lager wieder verlaſſen konnte, durch einen ſehr liſtig angelegten Betrug ſich das Geld zur Ueberfahrt nach Weſtindien verſchafft."

„In einem Fall wie dieſer," ſo ſprach der Rathsherr, „kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß die erſten Eindrücke der Kindheit und der empfänglichen Jugendjahre, welche der arme Verirrte durch den Umgang mit ſeinem in lebendigem Glauben ſtehenden Vater empfing, dennoch als Samenkörner in ſeiner Seele könnten zurückgeblieben ſeyn. Als Samenkörner, deren lebendige Keimkraft doch noch einmal die harte Decke des Bodens durchbricht und eine Pflanze hervorbringt, in welcher eine gute Frucht für die Ewigkeit wächst."

Der Pfarrer ſeufzte tief. „Mein Freund," ſagte er, „wenn ich auch abſehen wollte von der leider ſo oft ſich erneuernden Erfahrung, nach welcher die Söhne gläubiger Eltern zu Verächtern und Gegnern des Glaubens durch Geſinnung und Wandel geworden ſind, dann kann ich wenigſtens nicht in jene Hoffnung einſtimmen, welche Sie auf die im Verborgenen fortwirkende Kraft jener

Eindrücke eines gläubigen Vorbildes setzen, die mein Sohn in seiner frühesten Jugend von mir sollte empfangen haben. Ich war damals in meinem Innern noch nicht das, was ich seitdem durch Gottes Gnade geworden bin. Zwar, ich sage dieß mit innigem Dank gegen Gott, selbst auf der Universität, wo die Vorträge eines der beliebtesten Lehrer mancherlei Zweifel in mir erweckten an dem, das ewig als Wahrheit feststeht, hatte ich niemals ganz die Ehrfurcht vor Gottes Wort und Gesetz aus meinem Herzen verloren. Auch da, als ich bald hernach in das Predigeramt trat, benahm ich mich nach menschlichem Urtheil dieses Berufes in Wort und Wandel würdig; ich war bei meiner Gemeinde wie bei meinen Vorgesetzten beliebt; ich galt in ihren Augen als ein rechtschaffener, guter Christ, und dafür hielt ich auch mich selber. Ich war dieses aber nicht, denn ich kannte Christum nicht als Den, der Er ist, weil ich mich selbst nicht erkannte als das, was ich war. Wie kann ein Mensch, der sich selbst für fromm und gerecht hält, in Christo den Sündentilger und Den erkennen, der allein ihn gerecht macht! was sollte Einen, der nicht weiß, daß er krank ist, antreiben, den Arzt zu suchen? Ich war ein selbstgerechter Pharisäer, der den Leuten einen Glauben predigte, dessen eigentliche beseligende Kräfte er selber noch niemals lebendig an seinem Herzen erfahren hatte. So war ich noch, als mein Sohn vor nun fast 30 Jahren nach seiner Confirmation mein Haus verließ und in die gelehrten Schulen eintrat. Sie sind an einem Sterbebette, an dem Ihres lieben Sohnes, zu seliger Erfahrung der innern Herzensgemeinschaft mit Christo erweckt worden; auch mir ist an einem Sterbebette ein ähnlicher Segen zu Theil geworden. Es war das Schmerzenslager eines

armen, von ihrem Manne verlaſſenen Weibes meiner Gemeinde, an welchem ich die Freude und den Frieden des wahren, kindlichen Chriſtenglaubens und zugleich die Ohnmacht meines eigenen vermeintlichen Glaubens erkennen lernte, der neben jenem wie Flittergold gegen ächtem, geläutertem Golde erſchien. Von jener Zeit an ging ich tiefer in die Erkenntniß meines Herzens, aber auch in die des Vaterherzens meines Gottes und Erlöſers ein; ich war wie aus einem ohnmächtigen Traume zu wirklichem, ſeiner ſelber mächtigen Wachen gekommen. Daß ich von jetzt an Alles mit Liebe und mit Ernſt zu thun verſuchte, was zur Bewahrung meines Sohnes vor den damals ſchon ſehr kräftigen Verführungen zum Unglauben und vor den Lockungen des Laſters dienen konnte; daß ich nicht abließ und ſelbſt bis auf dieſe Stunde noch nicht ablaſſe, mit Gebet und Thränen ſeiner zu gedenken und für die Rettung ſeiner Seele zu flehen, das darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Sie wiſſen es aus Erfahrung, wozu der Geiſt, den wir empfingen, unſere Seelen treibt."

Das ernſte Schweigen, welches auf dieſes Geſpräch von betrübendem Inhalt folgte, wurde bald durch das Hereintreten des Schiffsarztes in die Gartenlaube unterbrochen, in welcher die beiden Greiſe ihren Sitz genommen hatten. Er kam im Auftrag des Kranken, der nach einem kurzen, ſanften Schläfe ſich ſo geſtärkt fühlte, daß er ſeinen Oheim, den Rathsherrn, zu ſprechen wünſchte. Dieſer ging in Begleitung des Arztes zuerſt in's Zimmer hinein, ließ aber bald hernach den Pfarrer erſuchen, daß auch er zu dem Kranken kommen möge, welcher ſehnlich nach ſeinem Zuſpruch verlange.

Der treue Seelſorger fand hier eine Seele, welche

mit dem großen, ewigen Freund der Menſchenſeelen innig vertraut und auf den Heimweg zu Ihm ſchon längſt vorbereitet war. Die milde Luft und der heitere Himmel der canariſchen Inſeln, dahin die Aerzte den 21jährigen Jakob zur Heilung oder doch zur Linderung ſeiner Bruſtleiden geſendet hatten, waren für ihn ohne dieſe gewünſchte Wirkung geblieben; er hatte mit Ruhe und ſtiller Ergebenheit das Zuſammenbrechen der zarten Hütte ſeines Leibes herannahen ſehen und im Verlangen nach der lieben Heimath und nach ſeiner theuren kränklichen Mutter noch vor Ablauf der ihm verordneten Kurzeit ein Schiff beſtiegen, das nach Hamburg zurückkehrte. Was bedurfte er der lieblichen Milde und des heitern Himmels der glücklichen Inſeln, war doch in ſeinem Innern die Milde und Heiterkeit eines Himmels, der nie von Wolken getrübt wird. In den letzten Tagen der Fahrt war der Bote, der die nahe Heimkehr nach einem noch beſſeren Vaterland ihm verkündigte, als das leibliche war, der Blutſturz, gekommen. Der Zuſtand des Kranken war ohne Schmerzen, und das Vorgefühl jener ſeligen Ruhe, welches die Seele durchdrang, theilte ſich auch dem Leibe mit. Auf die Frage, wie es ihm gehe und wie es ihm zu Muthe ſei? antwortete er mit leiſer Stimme und mit Freude-glänzenden Augen: „Wohl, unausſprechlich wohl.“ Sein Blick hing mit dem Ausdruck kindlicher Erwartung an dem Angeſicht des alten Pfarrers, auf deſſen Mienen in unverkennbarer Weiſe Gedanken des Gebets zu leſen waren. Der Greis verſtand den Blick des Kranken: er that den Schatz ſeines Herzens auf, reich an den Gütern der Verheißungen, die uns im Wort gegeben ſind, und an den eigenen Erfahrungen der Kräfte, welche in dieſen Verheißungen liegen; ſeine Reden waren ſo kindlich mild

und lieblich und dabei so gewaltig, daß alle Gedanken der Sterblichkeit und des Todes aus den Seelen der Zuhörenden wie ein Nebel vor der aufsteigenden Sonne verschwanden, denn der Morgenglanz eines neuen, ewig seligen Tages brach hier aus dem Wort des Lebens in die Nacht der Gräber herein.

Mit einem seligen Lächeln drückte der Kranke dem ehrwürdigen Greise die Hand, als dieser für heute von ihm Abschied nahm. — „So habe ich," sprach der Rathsherr, als sie nach Hause gingen, zum alten Pfarrer, „noch nie einen Menschen von der zuversichtlichen Hoffnung unseres ewigen Heiles in Christo reden hören, als Sie es eben thaten." — „Mehr und besser als ich," antwortete Hoffmann, „sprachen die Mienen des frommen, schon in Hoffnung seligen Jünglings von diesem Heil; mir wurden nur die vernehmbaren Worte zu dem gegeben, was er in unvergleichbar höherem Maaße in seiner Seele empfand. Er selber steht dem Schauen dessen, was wir glauben, dem Erfassen dessen, das wir hoffen, schon so nahe, daß alle Menschenworte, wenn sie nicht von dem Geist des geoffenbarten Wortes angefaßt und belebt würden, nur ein armseliges Schattenbild gegen das wären, was seine ganze Seele anfüllt."

Die beiden Greise fanden sich am andern Morgen zu guter Zeit wieder bei dem Kranken ein. Dieser hatte sanft geruht, in seinem Schlafe oft wie selig gelächelt; er war so freudig und gestärkt erwacht, daß selbst das Wiedersehen der geliebten Mutter, die von Hamburg herbeigeeilt war, ihn nicht in seiner stillen Fassung gestört und erschüttert hatte. Auch die Mutter, deren Seele wie eine verborgene Lilie im Thale nicht mehr der Welt, sondern nur dem HErrn zum Eigenthum ergeben war, wußte

ſich zu faſſen. Sie hatte ihre Thränen in der einſamen Kammer ihrem HErrn geweint, und war von Dieſem mit einer Kraft und Freudigkeit angethan worden, welche allen Erdenſchmerz beſiegte. Der alte Pfarrer hatte für den heutigen Tag Gaben einer göttlichen Beredtſamkeit empfangen, die nicht im Verkehr mit der Welt, ſondern nur im ſteten, vertrauten Umgang mit dem HErrn erlernt wird. Die Mutter und ihr Bruder, der Rathsherr, der alte Hoffmann und der Kranke, dieſe vier bildeten heute eine kleine Gemeinde, in welcher man, wenn auch großentheils nur mit dem innern Ohre, nichts vernahm als Lobgeſänge und Worte einer ſeligen Freude in dem HErrn.

Am Nachmittag kam auch, nach dem Verlangen des Kranken, der Geiſtliche des Ortes, und aus ſeiner Hand empfingen die vier in gemeinſamer Liebe vereinten Seelen die Speiſe und den Trank des ewigen Lebens, das in ſichtbar leiblicher Geſtalt auf Erden kam, um die irdiſche Natur des Menſchen mit dem Weſen der himmliſchen Natur zu überkleiden.

Der Tag war für den Kranken auch in leiblicher Hinſicht leicht und ungetrübt dahingegangen. Ihm war ſo wohl in der lang entbehrten Nähe ſeiner Mutter und in der Geſellſchaft der Freunde; er ſchien im Vergleich mit geſtern ſo geſtärkt und gekräftigt, daß alle die Andern, außer dem Arzt und dem alten Pfarrer, der ſolche Sterbende ſo oft geſehen, einer leiſen Hoffnung für ſeine Wiedergeneſung ſich hingaben. Aber ſchon in der darauf folgenden Nacht wiederholte ſich der Blutſturz in einer Stärke, die er früher nie gehabt hatte; der HErr eilte mit dieſer Ihm längſt geheiligten Seele zur Vollendung; wie ein ermüdetes Kind entſchlief er ſanft in den Armen

ſeiner Mutter. Sein letztes Wort war der Name des HErrn.

Nach dem Wunſche der Verwandten ſprach der alte Pfarrer Hoffmann am Grabe des ſeligen Jünglings die letzten Worte des Troſtes und des Segens. Die Thränen, welche an dieſem Grabe floßen, waren mehr noch Thränen der Freude und des Dankes als Thränen des Schmerzes, denn ein Vorgefühl der Freuden der Ewigkeit hatte der Heimgang dieſes jungen Siegers in Allen hinterlaſſen, in denen ein Verlangen nach jenem Frieden war, welchen die Welt nicht geben und nicht rauben kann. Und in manchen Herzen, die dieſes Verlangen noch nicht kannten, wurde daſſelbe an dem heitern Sommermorgen, wo man die Hülle des Jakob Waller zu ihrer Ruheſtätte trug, zuerſt erweckt und angeregt.

Die beiden Alten, der Rathsherr und der Pfarrer, waren ſich an dem Kranken- und Sterbebette des ſeligen Jakob ſo nahe befreundet, ſo innig mit einander vertraut geworden, daß ſie von dieſer Zeit an noch einen viel andern, höheren Genuß an der Stille und Einſamkeit ihres Landaufenthaltes fanden, als vorher. Auf ihren Zimmern, wie bei den Spaziergängen auf den hohen Ufern des nachbarlichen Stromes und am Strande des Meeres ſah man ſie immer beiſammen. Obgleich ihre gegenſeitige Bekanntſchaft noch ſo jung war, fühlten ſie ſich doch wie alte Freunde, die nach einer vieljährigen Trennung ſich begegnen und die nicht ſatt werden können, ſich das zu erzählen, was ihnen in dem Laufe ihres Lebens ſeitdem geſchehen iſt.

Jakobs Mutter war einige Tage nach der Beerdigung des ſeligen Jünglings wieder abgereist; ſie hatte die hinterlaſſenen Papiere deſſelben, die zum Theil in fremden

Briefen beſtanden, ihrem Bruder zur Durchſicht und Beſorgung übergeben. Der alte Hoffmann traf ihn eines Tages bei dieſem Geſchäfte. „Mein gutmüthiger Neffe,“ ſo ſagte der Rathsherr, „hat ſich auch gar ſo viele Briefe und Paquete, Gott weiß, ob aus Aſien oder Afrika, zur Beſtellung in's Vaterland aufbürden laſſen. Eine Menge derſelben, die wahrſcheinlich von Schiffen kamen, welche auf ihrer Hinreiſe nach Oſt- oder Weſtindien oder auch nach Capſtadt an den canariſchen Inſeln landeten, habe ich bereits geſtern und vorgeſtern zur Poſt und auf Geſchäftswegen an ihre Adreſſe befördert; bei einigen derſelben aber wird dieß unmöglich ſeyn. Da ſehen Sie hier nur dieſen. Er iſt überſchrieben: an Michael Schmidt in Grünau; dieſem Ortsnamen iſt aber weder der Name einer Stadt noch eines Landes beigefügt, obgleich es in jedem einzelnen Bezirk von Deutſchland in der Regel mehr als ein Dorf gibt, das Grünau heißt, und vielleicht in jedem einen Mann mit dem Namen Schmidt. Und gerade an der richtigen Beſorgung dieſes Briefes wäre mir ſehr viel gelegen, denn ich finde in dem Tagebuch meines Neffen, das freilich in Folge ſeiner Kränklichkeit oft ſehr lückenhaft iſt, eine Stelle vom 3. Februar dieſes Jahres, darin es heißt: „„Heute beſuchte mich noch einmal der liebe Michael Schmidt. Er brachte mir einen Brief an ſeinen Vater, denn zu ſeinem Leidweſen muß er als Wundarzt noch einmal im Dienſt auf ſeinem Schiffe mit nach Weſtindien gehen, ehe er in das deutſche Vaterland zurückkehren darf. Die Stunden, die ich mit Schmidt zubrachte, werden mir unvergeßlich, ja ewig theuer ſeyn. Welche Erfahrungen hat ſich dieſer noch junge Mann auf ſeinen Lebenswegen, die zum Theil Irrwege waren, erworben; welche Einſichten in die Füh-

rungen und Gnadenheimsuchungen seines Gottes, welche Demuth und Glaubensfreudigkeit sind ihm verliehen.""

Der alte Pfarrer hatte jedes Wort, das der Rathsherr über den Brief sprach, mit größter Aufmerksamkeit und mit einer immer merklicher werdenden Bewegung angehört. Er bat sich den Brief aus, nahm ihn in seine zitternde Hand, wollte die Aufschrift lesen, konnte es aber nicht, denn sein Auge war von Thränen getrübt. Er legte ihn wieder hin, und nachdem er sich wieder gefaßt hatte, sprach er mit erhobener Stimme: „Nun Gott Lob! so ist doch eine der beiden Seelen, und ich darf hoffen, auch die andere, auf den Weg des Lebens zurückgekehrt, um deren Rettung ich Gott so oft bei Tag und bei Nacht gefleht habe."

Der Rathsherr sah ihn fragend an. — „Wundern Sie sich nicht," sagte der Pfarrer, „über meine tiefe Gemüthsbewegung. Sie wissen es nicht, denn niemals ist die Sprache darauf gekommen, daß der Ort, in welchem ich früher Pfarrer war und in dessen Nähe ich es jetzt noch bin, Grünau heißt. Der Michael Schmidt, von welchem dieser Brief an seinen gleichnamigen Vater herkommt, ist der nämliche, den, wie ich Ihnen neulich erzählte, mein unglücklicher Sohn in Amsterdam fand und mit sich auf seinen Irrweg fortriß. Er ist das Kind jener armen Mutter aus meiner Gemeinde, an deren Sterbebette und durch deren Gebet ich, wie ich dieß Ihnen auch sagte, zum wahren Leben des Glaubens erweckt worden bin; sein Vater, der alte Michael Schmidt, ist derselbe, der aus unstätem, ungeregeltem Unternehmungstrieb sein Weib und sein Kind Jahre lang verlassen und im Elend hatte schmachten lassen, und der die treue Frau bei seiner unvermutheten Heimkehr auf der Todtenbahre fand.

Seine, obgleich ſpäte Reue wurde von Gott in Gnaden angenommen; der alte Michael Schmidt iſt ein glücklicher Bürger und Pilgrim im Reiche Gottes geworden, deſſen letzte Lebensjahre bisher nur durch die Sorge um ſeinen Sohn getrübt wurden. Wie wird ſich der Alte freuen, wenn ich ihm dieſen Brief bringe, darin ich vielleicht auch eine gute Kunde von meinem bedauernswürdigen Sohne erhalte."

„Schon die wenigen Worte in meines Neffen Tagebuch," ſagte der Rathsherr, „haben mein Verlangen erregt, etwas Weiteres von den Lebensführungen des Michael Schmidt zu erfahren; was Sie ſo eben ſprachen, das vermehrt dieſes Verlangen; und wenn ich es mir erlauben darf, bitte ich Sie, mir das mitzutheilen, was Sie von dem Freunde meines ſeligen Neffen und von ſeinen Eltern wiſſen."

Der Pfarrer war gerne bereit, das Verlangen ſeines alten Freundes zu erfüllen; er erzählte, wie folgt.

3. Eine ſpäte und dennoch fruchtbare Reue.

In der Gemeinde Grünau, der ich zuerſt als Seelſorger vorſtand und von welcher mein jetziger Wohnort nur zwei Stunden Weges entfernt iſt, lebte vor nun 25 Jahren mit ihrem damals etwa dreijährigen Söhnchen eine Frau, von welcher ich, ehe ich ſie in ihren letzten Lebenstagen näher kennen lernte, nur das wußte, daß ſie ſich recht eifrig und andächtig zu meiner Kirche hielt, und daß ſie von ihrem Manne, den ich ſelber noch als einen unruhigen Kopf gekannt hatte, verlaſſen ſei, daß ſie aber ſich und ihr Kind durch den Fleiß ihrer Hände redlich

ernähre und im ganzen Dorfe als ein ehrbares, wackeres Weib geachtet sei. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, und in dieser Zeit haben meine selige Frau und ich ihr manche Linderung ihrer Noth zufließen lassen. Ich hatte sie ein oder etliche Male in ihrer Krankheit besucht, und mich immer über die ruhige, heitere Fassung der guten Frau mitten in ihrem Elend verwundert, ohne jedoch tief genug auf den Grund dieser Fassung einzugehen, denn sie selber sprach wenig mehr, als zur Beantwortung meiner Fragen nöthig war. Endlich trat ihr Ende sichtlich näher; ich wurde an ihr Siechbette gerufen; ich sollte ihr das Abendmahl reichen. Ich war darauf vorbereitet, daß ich ihr Trost in ihren Leiden, Stärkung des Glaubens bringen sollte; das aber, was ich geben wollte, fand ich in unvergleichbar viel höherem Maaße bei ihr. Der vorhin so schweigsame, stumme Mund war freudig aufgethan; er floß über von einer wahrhaft himmlischen Lieblichkeit und Kraft der Rede. In solcher Weise hatte ich noch niemals einen Menschen aus seinem Herzen beten hören, und — wie ich Ihnen schon bekannte, ich selbst hatte noch nie so gebetet. Ich hörte da, wie dieses arme Weib Gott pries und Ihm dankte für alles das, was Er von ihrer Taufe an ihr zugesichert und was Er seit den Jahren der Kindheit, wo sie zuerst von Christo, ihrem HErrn, gehört hatte und von Liebe zu Ihm bewegt worden war, an ihrer Seele gethan, und wie Er sich an dieser durch seine Gotteskraft bezeugt habe. All der Jammer und die Noth, die sie in ihrem Leben im Aeußerlichen erduldet hatte, schien vergessen und wie das Flämmchen einer nächtlichen Lampe, wenn der helle Tag anbricht, aus ihren Augen verschwunden zu seyn. Gott ließ mich da zum ersten Mal in meinem Leben einen Blick hineinthun

in das verborgene Werk, das Er an den Menschenseelen thut, die sein Eigenthum in Christo geworden sind.

Ihr Kind, der kleine Knabe, von dem wir vorhin sprachen, saß still und mit gefalteten Händchen zu den Füßen ihres Bettes. Er schien die Sprache des Gebetes seiner Mutter zu verstehen; was aber diese ihre Krankheit bedeute, das wußte er nicht; es lag der Ausdruck einer Fröhlichkeit in dem Gesicht des Kleinen, welche von anderer Art war, als die gewöhnliche Fröhlichkeit der Kinder. Ich fragte die Mutter, die fast ohne Aufhören in einem Zustand, ich möchte sagen, der Entzückung war, als sie einmal wieder still und schweigend da lag und mit Blicken der Liebe auf den Knaben schaute, ob ihr das Kind wohl Sorge und ob ihr nicht das Andenken an ihren Mann Kummer mache?

„Sie sind beide nicht mehr mein," sagte die Kranke; ich habe sie von meinem Herzen, worin sie sehr fest lagen, hinweggenommen und an das Vaterherz meines Gottes gelegt. Er, der Freund meiner Seele, hat diese Gaben, die theuersten und liebsten, die ich auf Erden besaß, in Gnaden angenommen, und ich bin fest versichert, mein Gebet ist erhört, mein armer Mann ist schon in diesem Augenblick auf der Heimkehr und auf der Umkehr nach einem besseren Wege, als sein bisheriger war, und hier dieses Kind wird unter allen Gefahren des Leibes und der Seele bewahrt bleiben; es wird durch keine Gewalt der Erde aus den Händen seines treuen Hirten gerissen werden, in welche es durch die Wundenmaale eingezeichnet ist."

Die Kranke lebte von da an, wo ich sie zuerst besucht und, statt ihr Trost zu bringen, vielmehr Trost von ihr empfangen hatte, noch länger als eine Woche. Ich be-

ſuchte ſie jetzt täglich, zuweilen mehr als einmal, und meine treue ſelige Frau, der ich das mittheilte, was ich an meiner eigenen Seele erfahren hatte, kam nur ſelten von dem für uns Beide ſo lehrreichen und wohlthätigen Sterbebette hinweg. Der Zuſtand der Kranken blieb im Ganzen derſelbe tröſtliche und in der Liebe zu dem HErrn ſelige; doch mußte auch ſie noch manchen Wechſel der Finſterniß mit dem Lichte, manche Verlaſſenheit und das ganze Gewicht des inneren Elendes fühlen, welches der Menſchennatur gemeinſames Loos iſt. Aber dieſe Stürme waren immer nur von kurzer Dauer; ſie wurden ſtets zu einem Lebensodem, der die Flamme der innern Liebe und des Glaubens nur ſtärker anfachte. Sie entſchlief ſanft, nachdem ſie noch kurz vorher mit einer ungewöhnlich lauten Stimme die Worte eines Lobpſalmes geſprochen hatte.

Wir hatten das Kind zu uns genommen; meine Frau, welche die Verſtorbene wie eine Schweſter liebgewonnen und mit ihr einen Bund auf ewig geſchloſſen hatte, war am Tage der Beerdigung um die Leiche beſchäftigt, auf deren wahrhaft edlem Angeſicht ſich ein Friede der Ewigkeit abſpiegelte; da auf einmal trat der Mann der Verſtorbenen in die Hütte herein. Das Erſte, was er bei ſeiner Ankunft im Dorfe gehört hatte, war die Nachricht von dem Tode ſeiner Frau und von ihrer nahen Beerdigung. Er warf ſich bei ihrem Sarge nieder; er weinte zuerſt lange über ihrer kalten Hand, dann küßte er ſie auf ihren bleichen Mund und rief mit herzdurchdringendem Tone: „Ach, ich habe dich immer geliebt und werde dich ewig lieben, und doch konnte ich dich und mein Kind ſo böſer Weiſe verlaſſen.“

Es waren mehrere Nachbarn herbeigekommen; auch mich hatte man gerufen. Es konnte Keines von uns

dem unglücklichen Manne Vorwürfe machen oder ein anderes Wort als das des Mitleidens zu ihm ſprechen. Er ſah ſo krank, ſo verſtört, auch ſo armſelig in ſeiner Kleidung aus; ſeine Reue, das fühlte man, war aufrichtig.

Und ſo bewährte ſich dieſelbe auch. Der Mann war niemals, ſo lange wir ihn in unſerem Dorfe kannten, eigentlich das geweſen, was die Leute böſe nennen. Er hatte ſich gut gegen ſein Weib, freundlich im Ganzen gegen ſeine Nachbarn betragen; nur die Neigung zum Trunk riß ihn zuweilen hin, und dann ward er ſtreitſüchtig und unverträglich, was er jedoch im nüchternen Zuſtand herzlich bereute. Der arme Menſch war eben in ſeiner Jugend Matroſe, dann Bedienter bei einem Herrn geweſen, der die Luſtbarkeiten der Welt liebte; mit dieſem war er mehrere Jahre herumgezogen, hatte ſich auch etwas Geld erworben, davon er bei ſeiner Ankunft in Grünau ein kleines Anweſen kaufte und ſich verheirathete. Aber der Mann war nicht an das Arbeiten, das der Landmann ſo nöthig hat, und nicht an das Stilleſitzen gewöhnt; ſein liebſtes Geſchäft war es, den Nachbarn zu erzählen, was er auf ſeinen Reiſen zu Land und Waſſer Alles geſehen und erlebt hatte, und ihnen zu beſchreiben, wie ſchön, wie herrlich es da und dort geweſen ſei. Aber dieſes Geſchäft trug nichts ein; im Gegentheil brachte es noch mehr Verluſt, denn durch dieſes Schwatzen und Erzählen brachte er ſich nicht nur um die Zeit, deren gute Anwendung ihm ſo nöthig geweſen wäre, ſondern ſchwächte ſich die Luſt und die Kraft zur Arbeit durch das Verlangen, doch wieder einmal hinauszukommen in die Welt. Die gute Frau that freilich Alles, was in ihren Kräften ſtand, um den Hausſtand in Ordnung zu halten; aber

das reichte nicht aus; die Leute kamen in ihrem Vermögensstand immer mehr zurück, sie geriethen in Schulden. Schmidt mußte sein Haus und sein Feld losschlagen und statt dessen eine kleine Hütte kaufen; es blieb ihm nichts übrig, als um's Tagelohn zu arbeiten. Da wurde in ihm der Trieb, davonzulaufen, ganz unwiderstehlich. Ob ihn in seinem Vorsatz, wie seine Frau und etliche Nachbarn behaupteten, der Gedanke bestärkt hatte, daß er auswärts wieder Dienste suchen und für sich und die Seinen etwas Ansehnliches erwerben wolle, oder ob es nur sein unstätes Wesen war, das hiebei den Ausschlag gab, das will ich nicht entscheiden. So viel ist gewiß, daß er auf seiner zweijährigen Wanderung weder Glück noch Segen gehabt hatte, denn er kam so arm wieder, als er gegangen war. Aber wie sein seliges Weib so zuversichtlich gehofft hatte, Gottes züchtigende Gnade war ihm auf seinem Irrwege nachgegangen. Statt des schlechten Vorsatzes, sich in der Welt herumzutreiben, war draußen in seiner Noth der bessere in ihm erwacht, heimzukehren zu seiner Pflicht gegen Gott und Menschen. Am Sarge und am Grabe seines treuen Weibes war der bessern Gesinnung, die in ihm erwacht war, das Siegel aufgedrückt worden; sie hatte eine Weihe von oben empfangen, die ihr ein fortdauerndes Leben gab. Der Schmid in unserem Dorfe, ein wackerer, arbeitsamer Mann, brauchte so eben einen Gehülfen; unser reumüthiger Landläufer führte nicht nur den Namen von diesem Handwerk, sondern war auch in seiner frühen Jugend Lehrling bei einem Schmid gewesen; er trat in das Geschäft als Gehülfe ein, benahm sich treu und fleißig, erwarb sich durch die Uebung ein großes Geschick, hielt seinen Verdienst sparsam und ordentlich zusammen und ist seit dem Tod un-

ſers alten kinderloſen Schmides durch billigen Ankauf Inhaber ſeiner Werkſtatt und ſeines Hauſes geworden, darauf er ſein gutes Auskommen hat.

Aber ich muß Ihnen nun auch vor allen Dingen die Jugendgeſchichte ſeines Sohnes erzählen, von welchem, wie mich ſelbſt noch die Handſchrift der Adreſſe belehrt, hier dieſer Brief iſt. Der Knabe, den meine Frau recht herzlich liebgewonnen hatte, war ſeit dem Tod ſeiner Mutter mehr bei uns als bei ſeinem Vater; er ſchlief auch in unſerem Hauſe. Ich habe nie ein Kind mit beſſeren natürlichen Anlagen des Herzens und Kopfes geſehen. Mein eigener Sohn war damals ſchon auf den höheren Schulen. Wenn dieſer in den Ferienzeiten nach Hauſe kam, da hielt ſich der Kleine mit einer Anhänglichkeit und Liebe zu ihm, die uns Eltern oft ganz rührend war. Wie ein treues Hündchen folgte er unſerem Sohne, wo es nur ſeyn konnte, auf allen ſeinen Schritten, ſuchte ihm jeden ſeiner Wünſche an den Augen abzuſehen und ſie zu befriedigen, und war über jeden freundlichen Blick, den er zum Lohn empfing, ganz ſelig. Er weinte jedesmal bitterlich, wenn unſer Sohn wieder abreiste, und blieb Tage lang faſt krank vor Schmerz über die Trennung; und an den Tagen, wo wir den Sohn erwarteten, ſah man den Knaben Stunden lang, ſo oft ſeine kleinen Geſchäfte es ihm erlaubten, auf dem Wege gehen und ſtehen, auf dem der ſehnlich Erwartete kommen ſollte.

Dieſe übergroße Liebe zu meinem unglücklichen Sohne iſt auch, menſchlich geſprochen, das Unglück des armen Burſchen geweſen. Als mein Sohn das Studium der Medicin ergriffen hatte, da ließ er nicht eher mit Bitten bei uns und bei ſeinem Vater nach, bis wir ihn bei

einem Wundarzt in die Lehre thaten. Als er ausgelernt hatte, begab er ſich auf die Wanderſchaft, und erhielt in Amſterdam bei einem trefflichen, gottesfürchtigen, deutſchen Wundarzt eine ſehr gute, einträgliche Stelle. Dort ſuchte ihn mein Sohn auf und bewog ihn mit der Macht, die er über das liebevolle Gemüth des jungen Menſchen hatte, ihn auf ſeinen Irrfahrten zu begleiten. Sein Vater und ich — meine theure Hausfrau hat dieſen Kummer nicht mehr erlebt — haben ſeitdem viel um dieſen wahrhaft ſchuldlos Verführten gelitten; wir hielten ihn für todt, und nun erfahre ich bei Ihnen, daß er nicht nur lebt, ſondern daß die zuverſichtliche Hoffnung ſeiner ſterbenden Mutter in Erfüllung gegangen iſt: die Hoffnung, daß die Seele ihres Kindes nicht verloren gehen, ſondern unter allen Gefahren bewahrt bleiben werde.

4. Der Deſerteur aus Scheu vor dem Vaterlande.

Der Pfarrer Hoffmann hatte den räthſelhaften Brief zu ſich genommen. Er war ſeit dem Geſpräch, deſſen Inhalt wir ſo eben berichteten, ſehr unruhig geworden; zum großen Leidweſen ſeines alten Freundes, des Rathsherrn, ſprach er noch an demſelben Tage ſeinen Vorſatz aus, vielleicht ſchon morgen nach ſeiner Heimath abzureiſen.

„Ich befinde mich," ſo ſprach er zu ſeinem Freunde, „ſeitdem ich hier dieſen Brief geſehen, in einem ſeltſamen Zuſtand. Ich kann es kaum erwarten, ſeinen Inhalt zu erfahren, und obgleich ich weiß, daß mein alter Michael Schmidt in Grünau gar nichts dagegen haben, ja daß es ihn ſogar erfreuen würde, wenn ich das Schreiben ſeines Sohnes, das gewiß auch mich angehen wird, öff-

nete, ſo hält mich davon dennoch eine mir ſelber kaum begreifliche Angſt und Scheu ab. Ich fürchte den Inhalt des Briefes, und mag ihn wenigſtens nicht eher erfahren, als dieß auf ordnungsgemäße Weiſe durch die Mittheilung eines Andern geſchehen kann."

Der Abſchied der beiden Greiſe von einander war ein innig ernſter; ſie ſchieden in Hoffnung eines Wiederſehens, nicht in den Tagen der Zeit, ſondern in der Ewigkeit. Der Pfarrer Hoffmann eilte ſeiner Heimath zu. Noch ehe er jedoch in dem einſamen ſtillen Pfarrhaus ſeines Wohnorts einkehrte, ſprach er bei ſeinem alten Freunde Michael Schmidt in Grünau zu, das nicht fern von ſeinem Wege ablag. Der alte Michael ſaß, ausruhend von des Tages Laſt und Hitze, vor ſeiner Hausthüre. Als er den Pfarrer kommen ſah, ſprang er auf, dieſem entgegen, und ließ ſich kaum Zeit, ihn, die Hand ſchüttelnd, zu begrüßen. „Denken Sie," ſo rief er, „Herr Pfarrer, mein lieber Sohn muß noch leben. Geſtern um dieſelbe Abendzeit, als ich gerade noch in der Stadt war, um Einkäufe zu beſorgen, iſt ein vornehmer Herr zu Pferd hier bei meinem Haus geweſen und hat gefragt, ob der Wundarzt Schmidt ſchon bei ſeinem Vater angekommen ſei?" — „Und ich," ſo ſagte der Pfarrer, „kann euch ſogar einen Brief von eurem Sohn überreichen und euch die Verſicherung geben, daß derſelbe nicht nur lebt, ſondern daß er ſeinem Gott und HErrn lebt."

Der Alte, als er die nach zehn Jahren ſich noch immer treu gebliebenen Züge der Handſchrift ſeines Sohnes erblickte, war außer ſich vor Freude. Er las mit Mühe, denn ſeine Augen waren, wie dieß bei alten Feuerarbeitern oft geſchieht, dunkel geworden, und überdieß war er niemals im Leſen von Briefen, außer früherhin

von denen ſeines Sohnes, geübt geweſen. Gleich der Anfang des Briefes lautete ſo: „Mein geliebter Vater! Mein Freund und Mitgenoſſe in allen Freuden und Leiden unſerer Irrwege, der Doctor Hoffmann und ich, wir beide nahen uns mit der herzlichen Reue des verlornen Sohnes den Häuſern unſerer Väter.“ — Als der Pfarrer dieſe Worte hörte, da erging es ihm wie dem alten Jakob, da ſich dieſer überzeugt hatte, daß ſein Sohn Joſeph noch lebe: ſein Geiſt ward lebendig. Er nahm den Brief dem alten Michael aus der Hand und ſagte: „Erlaubt mir, daß ich ihn euch verleſe;“ und die beiden Väter, während der lange Brief geleſen wurde, unterbrachen das Leſen manchmal, bald der eine, bald der andere, mit Aeußerungen ihrer tiefen Rührung, ihrer bald wehmüthigen, bald freudigen Theilnahme an den Schickſalen ihrer Kinder. Wir geben hier den Inhalt weder wörtlich, noch auch nur im Allgemeinen ſeinem ganzen Umfange nach, ſondern vorderhand nehmen wir nur das daraus, was ſich auf die nächſte damalige Gegenwart bezog.

Der junge Michael Schmidt erzählte in dem Briefe ſeinem Vater, wie er ſich durch ſeine Liebe zum Doctor Hoffmann, von deſſen eigentlicher Lage er wenig oder nichts gewußt, habe verleiten laſſen, mit ihm, wie der anfängliche Plan war, nach Surinam zu gehen. Durch das, was ihm früher ſein lieber Vater von den Reiſen in fremde Welttheile und Länder erzählt habe, ſei in ihm die Reiſeluſt ſchon im Knabenalter geweckt, und auch deßhalb ſei es dem Doctor Hoffmann ſo leicht geworden, ihn zu einer Seefahrt zu bereden. Er habe jedoch durch eben dieſen Freund ſich abhalten laſſen, ſeinem guten, rechtſchaffenen Prinzipal etwas von ſeinem Vorhaben zu ſagen, was er ſpäter ſehr bereut habe. Sie ſeien Beide nach

einer sehr stürmischen und gefährlichen Seefahrt zunächst nicht nach Surinam, sondern nach Kapstadt gekommen. Dort hätte sein Freund in Folge einer schweren Krankheit, die ihn auf der Seefahrt befallen, an's Land gehen und da bleiben müssen; auch er sei dort bei ihm geblieben. Bald aber nach der Wiedergenesung des Doctors hätten sie Beide eine gute Beschäftigung und Anstellung in Kapstadt, jener als Arzt, er als Chirurg, bei dem holländischen Militär erhalten. Sie wären aber dort nicht lange geblieben, sondern hätten eine sehr beschwerliche und gefährliche Reise in das Innere des Landes unternommen, auf der sie zuletzt in die Gefangenschaft bei einem Volke vom Stamme der Kaffern gerathen wären, aus der sie erst nach mehreren Jahren in Sofala durch ein holländisches Schiff erlöst wurden. Durch dieses, so schrieb er weiter, seien sie endlich wieder nach Kapstadt gekommen, wo sie gute Aufnahme und eine neue Anstellung erhielten. Das Ausführlichere darüber wolle er seinem Vater mündlich erzählen. Vorderhand melde er nur noch, daß sein Freund, der Doctor Hoffmann, jetzt Leibarzt des Prinzen von Oranien, wahrscheinlich früher als er, und bald nach der vermuthlichen Ankunft dieses Briefes, in seine Heimath kommen, daß aber auch er nach Vollendung einer kürzeren Seereise, die er als Schiffsarzt noch mitmachen müsse, wenn es Gottes Wille wäre, noch im Verlauf des Sommers in seines lieben Vaters Arme zurückkehren werde.

Das, was der alte Hoffmann, als er den Brief gelesen hatte, darüber sagte, das war, wenn auch nicht seiner Form, doch seinem Sinne nach ein Gebet; er eilte, um seinem vollen Herzen Luft zu machen, in sein stilles Haus. Der Abend war so schön; seine Kühlung auf den

heißen Julitag that so wohl, und der Vollmond schien klar. Nach einem kurzen Verweilen in seiner Kammer, wo er im Verborgenen mit seinem HErrn Worte des Dankes geredet hatte, drängte es ihn, noch hinauszugehen auf den Kirchhof, der an seinem Pfarrhause lag, zu dem Grabe seiner treuen Lebensgefährtin, gleich als sollte er mit ihr die Freude seines Herzens theilen. Er sah da einen Mann stehen, dessen äußere Bewegungen auf eine tiefe innere Rührung schließen ließen. Er trat ihm näher; der Mann sank zu seinen Füßen; es war sein Sohn. „Vater, ich bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße;" das waren seine ersten Worte. Der Vater schloß ihn in seine Arme; Beide weinten den Schmerz der langen Trennung und die Freude des Wiedersehens, Einer an der Brust des Andern aus. Auch noch drinnen im Vaterhause konnten sie stundenlang nicht zum rechten Worte kommen, um nur den Anfang damit zu machen, sich das zu sagen, was sie sich zu sagen und zu erzählen hatten. Erst am andern Tage kam der Doctor dazu, seinem Vater in einigem Zusammenhang ein Bekenntniß und einen Bericht von dem mitzutheilen, was er in den zehn Jahren ihrer Trennung gethan, gelitten und erlebt hatte.

„Was ich war," so begann er die Beschreibung seiner Irrwege, „als ich in Amsterdam der liebenden Zucht meines Vaters, meinen Pflichten und meinem Vaterlande entfloh, das weiß Gott, das wissen Sie. Ich habe Vergebung erlangt; der Tag, der Alles offenbart, wird meine Vergehungen, wird aber auch die Wege der Gnade kund machen, die den reuigen Sünder wieder zurückführten zum Vaterhause. Was mich so gewaltsam aus der Nähe meiner Heimath fortscheuchte, als ich mich nach dem hei-

ßen, ungesunden Surinam einschiffte, wohin sich gerade eine Gelegenheit fand, das war nicht allein die Furcht vor der öffentlichen Schande, die mich in der Heimath erwartet hätte, sondern, ohne daß ich es selber ahnete, die Furcht vor meinem erwachenden Gewissen, vor dieser Stimme Gottes in meinem Innern. Denn so viel ich mir auf dem kurzen Krankenlager, dahin ich noch in Amsterdam in Folge der äußern Anstrengungen und der innern Unruhe geführt wurde, Mühe gab, alle meine Handlungen vor mir selber zu entschuldigen und wie Kain es Gott dem HErrn zuzuschreiben, daß Er mich von seinem Angesicht trieb, während ich mich selber von Ihm losriß, wollte mir dieses Bemühen doch nicht nach Wunsch gelingen. Es war Etwas in mir, das mir mein Todesurtheil sprach, und so sehr ich auch gegen dieses Etwas protestirte und seinen Ausspruch durch Zerstreuungen übertäuben oder, wenn es ging, wegscherzen wollte, so ließ es sich dennoch, sogar des Nachts, wenn Alles stille um mich war, vernehmen und schreckte mich wie ein Donner aus blauem Himmel auf.

Wie ich dazu kam, den armen, unschuldigen Michael Schmidt, der sich in Amsterdam bei seinem rechtschaffenen Prinzipal so wohl befand, zur Mitgenossenschaft meiner Flucht zu verführen, das ist mir selber nicht ganz begreiflich. Es war gerade nicht der böse Wille, ihm zu schaden, wie bei der Schlange, als sie das erste Elternpaar um die selige Ruhe im Paradiese brachte; vielmehr schmeichelte ich ihm und mir mit der eitlen Hoffnung, daß wir Beide in der fernen Fremde unser Glück machen und nach der Heimkehr auch den Unsrigen von unserem Ueberflusse mittheilen wollten. Dennoch war es eine böse Schlangenweise, durch welche ich ihn auf seiner schwachen Seite

und bei der Neigung, die Welt zu ſehen, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, und bei der blinden Anhänglichkeit an meine Perſon anpackte und ihn ganz für meine Abſichten gewann. Ich wollte eben nicht allein, wollte nicht ohne einen treuen, dienſtfertigen Geſellſchafter ſeyn; denn das Alleinſeyn ſcheute ich, weil ich mich vor mir ſelber fürchtete.

Ohne es zu wiſſen und zu wollen, hatte ich an dem Michael Schmidt einen Verbündeten, nicht mit meinem Leichtſinn und mit meinem damaligen gottvergeſſenen Treiben, ſondern mit jener ernſten Stimme in meinem Innern, der ich ſo gerne entflohen wäre, mit mir genommen auf meine Kainsflucht. Ja, mein theurer Vater, die Liebe und chriſtliche Pflege, welche Sie und meine ſelige Mutter auf ein armes, verlaſſenes Kind, auf den kleinen Michael gewendet haben, als Sie ihn vom Sterbebette ſeiner Mutter zu ſich in's Haus nahmen, die hat für Ihren Sohn unausſprechlich ſelige Folgen gehabt; mein junger Begleiter, den ich an äußeren Erkenntniſſen, an Weltklugheit und mancherlei Geſchicklichkeiten für die Anforderungen des bürgerlichen Lebens weit übertraf, war mir an Erkenntniß deſſen, was für das innere Leben das Eine, Nothwendigſte iſt, weit überlegen. Ich war nur nach dem Sinne der Schulen und der Welt, er war für das Himmelreich gelehrt (Matth. 13, 52.). Obgleich es ihm an äußeren Erfahrungen noch ſehr fehlte, ſo war er deſto reicher an der inneren Erfahrung der Gnade ſeines Gottes, die er ſich im täglichen Umgang ſeines kindlich gläubigen Gemüthes erworben hatte. Michael Schmidt iſt mir ein guter Engel geweſen, der mir aus göttlichem Erbarmen mitgegeben war auf meine gefahrvollen Wege, damit er mich in der Kraft des guten Geiſtes, der mit

ihm war, am leiblichen Leben erhalten und zum geiſtigen Leben vorbereiten und kräftigen ſollte.

Was mir dieſer Gefährte ſei, das erfuhr ich ſchon auf unſerer Seereiſe. Ich bekenne es zu meiner fortwährenden Demüthigung, daß er mir nach wenig Tagen nicht nur gleichgültig, ſondern ſo läſtig geworden war, daß ich es bereute, ihn mit mir genommen zu haben. Sein großer Ernſt, der mitten durch ſeine kindliche Heiterkeit hindurchblickte, mit einem Wort: ſeine Gottesfurcht beſchämte mich und beſtrafte mich, ohne daß er es wußte. Wenn er bei den leichtſinnig-ſcherzhaften Geſprächen, die ich mit dem Kapitän und den Paſſagieren des Schiffes führte, keine Miene zum Lächeln verzog, ſondern nachdenklich ſchwieg und öfters ſich entfernte; wenn er vor dem Spiel der Karten, vor dem Genuß geiſtiger Getränke, denen beiden ich noch leidenſchaftlich ergeben war, einen wahrhaften Abſcheu bezeugte, dann war mir das ſo ärgerlich, daß ich bei jeder Gelegenheit ihn vor der andern Schiffsgeſellſchaft herabzuſetzen ſuchte, indem ich mich über ſeine Unwiſſenheit in vielen Dingen luſtig machte. Ich behandelte ihn höchſt abſtoßend und kalt. Er ertrug dieß Alles ſchweigend und blieb dabei immer freundlich und dienſtfertig gegen Jedermann, ſo daß allmählig er bei den Andern die Liebe und Achtung gewann, die ich ihm ungerechter Weiſe entzog, während ich ſelber in der Achtung der meiſt ſehr ernſten, dem Leichtſinn abgeneigten Holländer ſank.

Die allgemeine Anerkennung, die ſich mein junger Reiſegefährte bei der Schiffsgeſellſchaft erworben hatte, ſtieg noch höher, als er den Steuermann von den Folgen der verkehrten Behandlung eines Beinbruches durch unſern allerdings ſehr ungeſchickten Schiffschirurgen glücklich

wiederherſtellte, und an dem vornehmſten Paſſagier, der auf dem Schiffe war, einem Herrn, der bald nachher in Java eine der höchſten Ehrenſtellen bekleidete, eine Operation vollzog, welche dieſem das Leben rettete. Die große Beſcheidenheit des jungen Mannes, ſein wahrhaft liebenswürdiges Weſen gewannen ihm Aller Herzen; ich ſah es mit Neid und innerer Erbitterung, die ich, wenn ich mit ihm allein war, ihn öfters fühlen ließ, während er an Demuth, an Treue der Anhänglichkeit, an zuvorkommender Freundlichkeit ſich immer ſo gleich blieb, als ob er das, was in mir vorging, gar nicht bemerkt hätte.

Ich ſollte die brüderliche Treue dieſes Menſchen bald noch beſſer und in einer Weiſe erkennen lernen, welche meine hochmüthige Selbſterhebung über ihn in den Staub beugte und mein hartes Herz zerbrach. Ich ward ſchwer krank. Wäre ich allein geweſen, Keiner auf dem Schiffe, ſo tief war ich in der Achtung geſunken, würde ſich um mich bekümmert haben; der alte Schiffsarzt und einer der Schiffsjungen, der zugleich den Krankenwärter vorſtellte, wären vielleicht einmal des Tages in meine Kajüte gekommen, an eine weitere Theilnahme wäre wohl kaum zu denken geweſen. Mein Michael Schmidt, den ich in der letzten Zeit ſo zurückſtoßend behandelt hatte, dachte nicht ſo wie die Andern; er wich Tag und Nacht nicht von meinem Lager; eine Mutter hätte ihr einziges Kind nicht zärtlicher, ſorgſamer pflegen können, als er mich. Und die leibliche Pflege war nicht die größte Wohlthat, welche er mir erwies, viel mehr noch werde ich ihm, ſo lange ich lebe und noch in der Ewigkeit, die geiſtliche Pflege danken, die er an mich gewendet hat. Ohne mich vorher darum zu fragen, las er mir aus der Schrift und aus Büchern, in denen der Geiſt der Schrift

lebt und webt, Worte des Troſtes und der Erweckung des Glaubens vor, betete innig kindlich über mir und für mich, und erzählte mir dazwiſchen mit ungemeiner Anmuth und Lieblichkeit aus dem Hauſe meiner theuren Eltern, in welchem er, als ich meiner Geſinnung nach aufgehört hatte, dieſes zu ſeyn, wie ein liebendes Kind gelebt hatte. Lange Zeit machte ſein Vorleſen und Beten eher einen widrigen als guten Eindruck auf mich; auch ſeinen Erzählungen hörte ich meiſt ſehr gleichgültig zu. Als er aber eines Tages mir von dem ſeligen Ende meiner theuren Mutter ſprach, ihre letzten Stunden mir beſchrieb, ihrer Aeußerungen auch über mich erwähnte, deſſen Verirrungen ſie tief gebeugt und vielleicht ihren Tod beſchleunigt hatte; als der gute Burſche dabei ſo tief bewegt war, daß er vor Weinen oft nicht mehr ſprechen konnte, — da ergriff es auch mich. Es waren die erſten Thränen der Reue und der Liebe, die ich ſeit Jahren geweint hatte. Zwar ich konnte nur ſeufzen, nicht beten; aber mich vertrat ein Anderer, der des Herzens tiefſte Regung verſteht, und der nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß dieſer ſich bekehre und lebe.

Ich wurde wieder geſund, ich war nicht nur am äußern, ſondern auch am innern Menſchen aus einem tiefen Siechthum geneſen. Aber ſo wie leiblich Geneſene, wenn ſie von dem Bette zuerſt wieder aufſtehen, ſchwache Schritte thun und wanken, ſo erging es mir in geiſtiger Hinſicht. Noch mehrere Monate nach unſerer glücklichen Ankunft am Kap verfiel ich zuweilen in die alte Gewohnheit des übermäßigen Trinkens geiſtiger Getränke, indem ich mein Gewiſſen mit dem Gedanken beſchwichtigte, daß mir der dortige gute Wein zur Stärkung meiner geſchwächten Kräfte rathſam ſei. Aber eines andern Vergehens,

zunächst an meinem treuen Michael, zugleich aber auch an dessen Vater und an Ihnen, machte ich mich schuldig, das ich seitdem oft und herzlich bereut habe. Meine Scheu vor Ihnen und vor allen Bekannten in meinem Vaterland, ja vor diesem Vaterlande, dem Schauplatz meiner früheren Versündigungen selber, war so groß, daß ich es dort durchaus nicht wissen lassen wollte, wo ich sei. Da unterschlug ich die Briefe an seinen Vater, die mein guter Michael nach Hause schrieb, und die ich unter dem Vorwand, daß ich noch mehr dazu schreiben und in meine Briefe sie einschließen wolle, an mich zog. Und diese eben so sündhafte, als krankhafte Scheu vor dem Vaterlande war es denn auch, die mich und durch meine Schuld auch meinen jungen Freund zu dem halb wahnsinnigen Unternehmen bewegte, mitten durch den südlichsten Theil von Afrika hindurch eine europäische Besitzung an der Ostküste aufzusuchen, um von dort nach Ostindien uns einzuschiffen. Von diesem seltsamen Irrwege und seinen Erlebnissen könnte ich Wochen lang erzählen, und hoffe Sie noch oft damit zu unterhalten, hier will ich nur einige Züge aus diesem Theil der Geschichte meines Lebens geben.

Als unser Schiff, mehr durch die Stürme als nach dem Plan des Kapitäns dazu veranlaßt, an der Kapstadt landete, und dort mehrere Wochen zu seiner Ausbesserung verweilen mußte, war ich von meiner Krankheit noch sehr angegriffen. Ich erklärte, daß ich vor der Hand nicht weiter reisen, sondern hier in dem gesunden Kapland mich erst erholen wolle. Augenblicklich war mein guter Michael auch entschlossen und bereit, bei mir zu bleiben; und da ihm durch die Vermittlung des vorhin erwähnten vornehmen Offiziers, dem er durch seine wundärztliche

Kunst das Leben gerettet hatte, eine Stelle als Wundarzt bei einem Regiment übertragen wurde, welches meist aus Eingebornen bestand, brachte er es durch seine Fürbitte dahin, daß auch ich eine ähnliche Anstellung bei einem holländischen Regiment erhielt. Der gute Mensch hatte überdieß schon seit längerer Zeit mich mit dem Gelde unterstützt, das er schon in Amsterdam sich erspart und für seine wohlgelungene Kur an dem vornehmen Passagier unseres Schiffes zum Geschenk erhalten hatte. Wir lebten in dieser Stellung fast zwei Jahre lang in Kapstadt in sehr erträglichem äußern Wohlbefinden. Da wurde uns ganz unerwartet die Weisung mitgetheilt, daß ich mit jener Abtheilung der Truppen, bei der ich als Arzt stand, auf der aus Java kommenden Flotte in nächster Zeit nach Europa zurückkehren müsse, mein Freund Michael aber in eine höhere Stellung als seine bisherige war, befördert, am Kap verbleiben sollte. Mein alter Hochmuth, wenigstens in seinen äußerlichen Bezeugungen, hatte mich leider auch während meines Aufenthaltes in Kapstadt noch nicht ganz verlassen. Durch diesen und durch mehrere Excesse, in die ich durch meine Trunklust gerathen war, hatte ich die Abneigung meiner Vorgesetzten, und namentlich des damaligen Gouverneurs, Joachim von Plettenburg, auf mich gezogen, ein Umstand, der wohl meine Zurücksendung nach Europa zum Theil mit veranlaßt haben mochte. In mir aber war die in der That krankhafte Scheu vor dem Vaterlande, die aus meiner noch lange nicht genug gedemüthigten und gebeugten Gesinnung kam, so groß, daß ich den Gedanken an die Heimkehr schlechterdings nicht ertragen konnte. Ich wäre lieber gestorben, als nach Holland gegangen. Ich zog

mir die Sache so zu Gemüthe, daß ich in tiefe Schwermuth versank und ganz elend wurde.

Kurz vorher hatte ein Engländer, der Colonel Gordon, der im Dienst des Prinzen von Oranien war, eine Reise in die nordöstlichen Gegenden des Kaplandes angetreten, und, wie man später erfuhr, den schon auf Limschotens Landkarte als Vigilimagnastrom benannten Fluß (im J. 1777) wieder aufgefunden, seinen Lauf genau erforscht und ihm, dem Prinzen zu Ehren, den Namen des Orangeflusses beigelegt, den er jetzt auf den Karten führt. Ein Begleiter des Colonel Gordon hatte mit mir in Göttingen studirt; durch ihn wäre es mir leicht gewesen, unter die Theilnehmer der Expedition aufgenommen zu werden. Diese aber hatte nun schon seit mehreren Monaten die Kapstadt verlassen, und hier sagte man allgemein, der Oberst habe den Plan, bis zu den europäischen Niederlassungen an der Ostküste vorzudringen und dann nach Ostindien zu gehen. In meiner damaligen Gemüthsstimmung erschien mir das als der einzige Ausweg, der Rückkehr in's Vaterland zu entgehen, wenn ich dem Gordon nacheilte und mit ihm reiste. Ich theilte meine Absicht dem treuen Michael mit. Dieser suchte mit allen Gründen der gesunden Vernunft mich davon abzubringen; da er aber Alles vergebens fand, sagte er in seiner treuen Liebe: „Nun, so sei es denn; allein lasse ich dich nicht gehen, ich lasse Alles, was ich hier habe, dahinten, und theile mit dir die Gefahren deiner Reise.“ Michael bat sich Urlaub zu einer Reise in's Innere des Landes auf etliche Monate aus, und durch Vermittlung seiner hohen Gönner wurde ihm seine Bitte in der damaligen Friedenszeit gewährt. Ich konnte ein ähnliches Bittgesuch nicht wagen; ich hatte mich auf eine gewisse

Dienstzeit verpflichtet, und mir wäre man nicht geneigt gewesen, etwas von jener Verpflichtung, die noch auf ein Jahr lautete, zu erlassen, um so mehr, da sich gerade kein Anderer zur Besetzung meiner Stelle fand. Ich ward deßhalb aus unvernünftiger Scheu vor dem Vaterlande zu einem Deserteur, und hatte es dazu noch abermals auf meinem Gewissen, daß ich meinen Freund, der sich freilich mit der festen Hoffnung auf eine baldige Umkehr nach Kapstadt schmeichelte, auch mit mir in das Unglück brachte.

Ein Häuptling der Griquas war mit seinen Leuten in Kapstadt gewesen, und stand jetzt im Begriff, mit seinen Ochsenwägen, die er mit vielen eingekauften europäischen Gegenständen beladen hatte, nach seiner Heimath zurückzukehren. Mit diesem war ich bekannt geworden, und mit Hülfe des jungen Hottentotten, der mein Diener war, hatte ich mich mit ihm so weit verständigt, daß ich und mein Freund mit ihm die Reise nach seiner Heimath machen wollten. Ich wußte, daß der Oberst Gordon auf seiner wissenschaftlichen Reise nur langsam vorwärts kommen werde, weil ihn seine Forschungen überall aufhielten; deßhalb hoffte ich diesen vom Lande der Griquas aus noch mit Leichtigkeit einzuholen.

Es war im schönsten Frühlingsmonat der südlichen Halbkugel, im Oktober, als wir, mein Freund am Tage, ich aber mit meinem jungen Hottentottendiener bei Nacht nacheilend, die Reise antraten, auf der ich so viele Züchtigungen meiner Thorheit, zugleich aber auch Beweise der unverdienten Erbarmung Gottes erfahren habe. Ungefähr zehn kurze Tagereisen weit war unser Weg ziemlich ungefährdet und sicher, und dabei an Naturschönheiten so reich, als ich noch nie einen andern gefunden hatte.

Meine ärztliche Praxis war in der letzten Zeit meines damaligen Aufenthaltes in Kapstadt nicht auf das Militär und auf einzelne Bewohner der Stadt allein beschränkt gewesen, sondern seitdem ich einige deutsche Landgutsbesitzer in den nördlichen Gegenden des Kapdistriktes kennen gelernt hatte, auch auf das Land ausgedehnt gewesen. Ich hatte, mit Erlaubniß der obern Militärbehörde, wenn mein Dienst in dem Hospital gerade entbehrlich war, öfters kleine Reisen zu jenen Landsleuten gemacht, und auch jetzt war mir eine solche als Abschiedsbesuch auf 6 bis 8 Tage gestattet worden. Ich hoffte deßhalb ohne eine Hemmung von der militärischen Gewalt bis in die Karruwüste entkommen zu können, wohin man sich keine weitere Mühe würde gegeben haben, dem eben nicht sehr beliebten Deserteur nachzusetzen, und gab mich ruhig dem Genuß der unvergleichbar herrlichen Wanderung hin.

Hätte ich gewußt, welche Tage der Noth und Angst gar bald auf diesen schönen, lieblichen Anfang der Reise folgen sollten, dann würde ich schwerlich mit solchem Wohlbehagen und mit solcher Lust der Sinne die Eindrücke in mich aufgenommen haben, welche die Gegenden des Kapdistriktes, dann im Norden des Stellenbosch-Heidelandes die blühenden Auen am Grünbergfluß, so wie jenseits der Cardowberge das Hochthal des obern Elephantenflusses auf mein Gemüth machten. Mir war wie einem Vogel, den man mitten im Frühling, wenn der Drang der Wanderlust ihn quält, den Käfig öffnet. Alle meine Schwermuth war vergangen; an der Seite meines treuen Freundes war mir so wohl, so jugendlich frisch zu Muthe, wie es mir mit ihm in den Jahren der heitern Jugend gewesen war. Mein inneres wie äußeres Wohlbefinden steigerte sich noch höher, als wir durch das

weite Thal zwiſchen dem Cardowberge und Zuckerberge zu den fruchtbaren, herrlichen Ufern des weſtlichen Doorafluſſes kamen, der ſich weiter im Norden mit dem öſtlichen (größern) Fluſſe des gleichen Namens vereint. Die Menge der Bäume und Geſträuche, die mannigfaltigen blühenden Liliengewächſe und capiſchen Heidearten waren mir meiſt eben ſo neu als die buntfarbigen Vögel und die Heerden der Gazellen, welche man nicht mehr in der Nähe von Capſtadt, ſondern erſt in dieſen abgelegenen Gegenden zu ſehen bekommt. Freilich hörten wir einige Male, namentlich auf den Höhen von Onder-Bockenfeld, bei Nacht das Brüllen eines Löwen und öfters das klägliche Geſchrei der Hyänen; jene königlichen Raubthiere fanden aber ſo reiche Beute an den Heerden der Gazellen und Zebras, daß ſie unſern Laſtthieren kein Leid thaten, und die Hyänen wagten ſich nur ſelten bis zur Nähe unſerer Wachtfeuer heran.

Unſre Griquas hatten ſich ſüdwärts von dem Onder-Bockenfeld und den großen Boorenbergen an den Ufern des Zwartklippfluſſes gegen Oſten nach dem Paſſe hingezogen, der am nördlichen Ende des Roggeveld-Bergzuges nach den Ebenen von Onder-Roggeveld hinführt. Hier fand ſich damals gerade ein militäriſcher Gränzpoſten, der zur Abwehr räuberiſcher Einfälle einiger nachbarlichen Volksſtämme in das Gebiet der Capkolonie aufgeſtellt war. Ich hatte ſchon mehrere Tage früher mein Pferd, das an einem Fuße ſich verletzt hatte, an einen Coloniſten um billigen Preis abgegeben, und mich, der großen Tageshitze ausweichend, unter die Plane eines unſerer Ochſenwägen hineingelegt; mein Freund Michael war vorausgeritten. Er kam eilig zurück und rieth mir, ſo ſchnell als möglich unſere Carawane zu verlaſſen, denn

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

am Militärpoſten habe er einen guten Bekannten getroffen, der ihm eröffnete, daß man dort, auf erhaltene Ordre aus der Stadt, mich feſthalten und nach Capſtadt unter Bedeckung zurückbringen werde. Unſere Leute waren ſo eben beſchäftigt, ihre Ochſen zu tränken, und ſchienen überhaupt nicht geneigt, die grünenden, weidereichen Ufer des Zwartklippfluſſes noch heute zu verlaſſen und gegen den ſteinigen Gebirgspaß vorzurücken. Ich benützte dieſen Stillſtand, und ohne daß die Griquas es bemerkten, ließ ich durch meinen Hottentotten einige meiner nöthigſten Reiſegeräthſchaften und etwas Proviant aus meinem Wagen herausnehmen, und begab mich mit jenem in den nahe liegenden Wald. Mein Freund hatte mich vorher noch einmal ernſtlich vor dieſem thörichten Schritte gewarnt, und mir gerathen, mich doch lieber freiwillig, nicht als Gefangener, wieder in Capſtadt einzuſtellen, wozu er mir ſein Pferd zur Beſchleunigung der Reiſe anbot, während er ſelber, bis er ſich ein anderes verſchafft habe, mir zu Fuß folgen wolle. Mein innerer Zuſtand jedoch, meine Scheu vor der Heimkehr zum Vaterlande, glich einem Fieberparoxysmus; ich hörte auf keine Vorſtellung der Vernunft, und ſo eilig ich nur vermochte, kletterte ich mit dem Knecht den ſteinigen, unwegſamen Bergabhang hinan. Ich war noch nicht weit gekommen, da holte mein treuer Michael, mein guter Engel, mich ein. Auch er hatte einen Hottentottendiener bei ſich; beide ſchleppten ſich mit Gewehren und allerhand andern für unſer Vorhaben nöthigen oder nützlichen Dingen.

Wir brachten die erſte Nacht auf einer Anhöhe zu, die nur von einer Seite her, von welcher wir kamen, zugänglich, nach andern Seiten hin durch ſenkrecht ſteile

Wände von der Tiefe geſchieden war. Einige Male hörten wir jenſeits der Klüfte ſchießen; wenn jedoch dieſe Schüſſe von Soldaten herrührten, die mich aufſuchen wollten, dann konnten wir ſicher ſitzen, denn nur durch einen Zufall hatten wir den Weg zu dieſer natürlichen Bergfeſte gefunden. Nach der großen Anſtrengung ſchliefen wir ziemlich feſt, und kein lebendiges Weſen ſtörte unſre Ruhe, denn außer den Vögeln, die in den Zweigen der Bäume ſchliefen, hatte kein Thier auf dieſer waſſerloſen Felſenplatte etwas zu finden und zu ſuchen.

Mit großer Vorſicht ſpäten wir am andern Morgen zuerſt von unſerer Höhe umher, ob Gefahr vor dem holländiſchen Militär da ſei, ehe wir uns von unſerer Warte herabwagten. Die Ausſicht war ziemlich unbeſchränkt, denn das dürre Sandſteingebirge, auf dem wir uns befanden, war nur an wenig Punkten von Wald bewachſen. Am unbegrenzteſten war die Ausſicht nach Nordoſt, nach der großen öden Ebene hin, durch welche unſer weiterer Weg gehen ſollte. Nur wenige namhafte Reiſende waren damals von der Kolonie aus über die Bergkette hinüber in dieſes Flachland vorgedrungen, und die Beſchreibung, welche ſie davon gaben, war ſo abſchreckend, daß außer den Straußen- und Elephantenjägern Niemand eine Luſt zu ſolcher Reiſe empfand. Nur die Hoffnung, daß wir mit der Karawane der Griquas, die jeden Gras- und Waſſerplatz in der Einöde kannten, den Weg machen würden, hatte uns dieſes Alles vergeſſen laſſen; jetzt wachte die Erinnerung daran wieder lebhaft auf.

Das Loos war gezogen; mein unbeſiegbarer thörichter Drang in's Weite hinaus war mächtiger als jedes Bedenken; wir beſchloßen, dem Kompaß oder den Geſtir-

nen nach jens Richtung einzuſchlagen, die uns, wie wir meinten, auf den Weg unſrer Karawane und wieder mit dieſer zuſammenbringen ſollte. Auf etliche Tage waren wir, ſelbſt auf den Fall, daß uns die Jagd ihr Glück verſagen ſollte, mit Lebensmitteln verſorgt; in den Wägen der Karawane, davon zwei unſer Eigenthum waren, fanden wir mehr.

Von unſerer Warte aus hatten wir uns einen Weg erſehen, der wie eine Gebirgsſpalte oder wie ein Engthal den großen Booren-Bergzug, faſt in der Richtung ſeiner Breite, von Weſt nach Oſt, durchſchnitt. Auf dieſem Wege durften wir mit Recht erwarten, daß wir vor dem weiteren Nachſetzen der Soldaten ſicher ſeyn würden. Und in der That, das waren wir hier auch. Denn dieſe lang fortlaufende Felſenkluft war kein Weg für Menſchen, ſondern nur für Springböcke (Gazellen), von denen wir auch viele an jenem Tage ſahen, welche hier, wo ſich während der Regenzeit ein Bach ergießen mag, auf die Weide gingen. Ueber die abgeſtürzten Felſenmaſſen mußten wir auf und nieder klettern; von der Höhe aus hatten wir gemeint, nach wenig Stunden könne man auf die Ebene hinauskommen, es war aber der Mittag ſchon längſt vorbei, und wir ſahen noch kein Ende. Und als wir, faſt bis zur Ohnmacht erſchöpft, endlich aus der Felſenenge herauskamen, und nun jenſeits des Abhangs und der niedern Sandhügel, die uns von ihr trennten, die Ebene vor uns ſahen, da neigte ſich die Sonne ſchon zum Untergang.

Auch dieſes zweite Nachtlager war noch ſehr erträglich, ja ich möchte ſagen, erquicklich. Es war, als ſollte ich zuerſt in meiner Thorheit noch beſtärkt werden, als ſollte dieſelbe bis auf einen Gipfelpunkt kommen, wo ſie

mir in ihrer ganzen Ausdehnung und Gestalt vor Augen gerückt würde, damit ich ernstlich sie bereuen und von ihr auf immer mich lossagen könne. Denn wir hatten an diesem ganzen Tag nicht nur an mehreren Stellen trinkbares, von der Regenzeit her zurückgebliebenes Wasser gefunden, sondern auch einige kleine Gazellen erlegt, deren Fleisch uns eine reichliche Abendkost gab.

Wir konnten nun vor weitern Hemmungen durch militärische Gewalt sicher seyn, traten deßhalb am dritten Tage unserer Flucht die Weiterreise nach der Ebene ohne alles Bedenken an. Die Hitze ward nach wenigen Stunden sehr drückend; ich, des Fußgehens so lange entwöhnt, fühlte die Beschwerde des Weges am meisten. Ich unterdrückte den Schmerz meiner matten Glieder, meiner wunden Füße; ich schlich, so gut es gehen wollte, neben oder hinter den Andern her. Wir sahen an diesem Tage eine ganze Heerde von Straußen, fanden auch ein Nest dieser mächtigen Vögel und in ihm mehrere noch ganz frische Eier, davon uns etliche, in der heißen Asche unseres angezündeten Feuers geröstet, eine sehr wohlschmeckende Mittagskost darboten. Perlhühner liefen in ganzen Schaaren, Alte mit den zarten Jungen, zwischen den Termiten und Ameisenhaufen umher, und suchten bei den letzteren ihr Futter. Gegen Abend erlegte einer unserer Hottentottenknechte ein halbwüchsiges Erdschwein; dieß ist ein Thier, welches wie der amerikanische Ameisenbär von Ameisen lebt (der Orycteropus capensis), und welches ein, wie mir schien, ziemlich wohlschmeckendes Fleisch hat. Dieses und einige geröstete Zwiebeln von kapischen Liliengewächsen, welche unsere Leute uns brachten, waren unser Abendessen.

Aber bei so reichlicher Kost darf auch das Getränk

nicht fehlen, und hieran gebrach es uns gänzlich, denn das in unsern Kalabaschen mitgenommene Wasser war schon während des heutigen Tagmarsches bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken worden. Ich träumte in der Nacht nur von den frischen Wasserquellen des Vaterlandes; aber was halfen mir die Träume! ich erwachte am Morgen durstiger, als ich eingeschlafen war.

Vergeblich durchsuchten am vierten Tage unsere scharfsichtigen und in dieser Art von Suchen sehr geübten Hottentotten die ganze Umgegend wenigstens nach einer Lache oder Pfütze von Wasser. Sie waren noch nie in diese Gegend gekommen; ihnen war der Verlauf jener Rinnsale, durch welche während der Regenzeit die bald wieder versiegenden Bäche nach dem großen Rietfluß sich hinziehen, und in denen auch für die spätere Zeit auf dem thonigen Boden und im Schatten des Buschwerkes hin und wieder ein Wassertümpel stehen bleibt, völlig unbekannt; und auf Gerathewohl nach solchem Fund auszugehen, das ist ein Unternehmen, bei welchem das Leben durch die Gefahr des Verdurstens auf das Spiel gesetzt wird. Nachdem alles Nachsuchen nach Wasser ohne Erfolg geblieben war, setzte sich unsre kleine Gesellschaft von Neuem in Bewegung, ich aber mit so matten Kräften, daß ich, als die Hitze des Tages noch stärker wurde, jeden Augenblick dem Hinsinken nahe schien. Mein Kopf war von Schwindel ergriffen, das helle Tageslicht schien mir wie erlöschen, obwohl nicht der klare Himmel, sondern mein Auge dunkel geworden war. Mein treuer Michael sah mir mein Leiden an; er nahm mich an seinen Arm, geleitete mich an einen Felsen, in dem nur eine Art von Höhlung einigen Schatten gab. Ich hatte mich erholt, wir gingen weiter, und als die Sonne etwas tiefer sank,

da wurden unſere Schritte auf einmal belebter, denn wir ſahen einen Wald vor uns, und wo Bäume wachſen, dieß meinten wir, müſſe es auch wohl Waſſer geben. Es war aber Abend geworden, ehe wir die Nähe des Waldes erreichten, an deſſen Umſäumung ein dichtes Buſchwerk ſtand, welches zwiſchen herumgeſtreuten Felſenſtücken hervorwuchs. Kaum waren wir in das Gebüſch eingetreten, da hörten wir, uns ganz nahe, das furchtbare Brüllen eines Löwen. Planlos, wie die Furcht uns immer werden läßt, eilten wir vorwärts, immer tiefer in das Dickicht hinein, nach einem Felſenhügel hin, den wir noch am Tage geſehen hatten, vielleicht in der Hoffnung, dort eine ähnliche natürliche Burg zu finden, als die war, auf der wir die erſte Nacht zugebracht hatten. Das war ein Weg, auf welchem man mit jedem Schritt einem neuen Schrecken begegnete. Das ganze Gebüſch mit ſeinen Felſenblöcken war ein Wohnſitz jener großen Paviane, die wegen ihrer Bosheit und Grauſamkeit gegen Wanderer, welche durch ihr Gebiet kommen, in Südafrika ſehr berüchtigt ſind. In der Stille und dem tiefen Dunkel dieſer Nacht hatte das ſcheußliche Geplärr dieſer Affen, das wimmernde Geſchrei ihrer Jungen für mich etwas wahrhaft Furchtbares; wohin wir traten, weckten wir einen und den andern dieſer Schläfer aus ſeiner Ruhe auf und erregten ſeinen Zorn, und dazwiſchen ließ ſich immer wieder das Brüllen, jetzt nicht mehr von einem, ſondern von mehreren Löwen, bald ferner, bald mehr in der Nähe vernehmen.

Endlich war der Fels, auf den wir zueilten, erreicht. Der abnehmende Mond war aufgegangen, er beleuchtete uns die eifrig geſuchte Stätte des Nachtlagers. Das ſchwache Licht jedoch, welches durch das dichte Laubwerk

der Bäume hereinbrach, fügte zu den wirklichen Schrecken nun noch eingebildete neue. Bald glaubte ich einen zum Sprunge bereiten Löwen, bald ein Rhinozeros zu ſehen; ich kam abgehetzt wie noch nie in meinem Leben auf der kleinen Höhe an, die unſre Hottentotten zur Ruheſtätte ausgewählt hatten. Hier war eine von Wald und Gebüſch freie Stelle, von Felſenſtücken wie von einer Mauer faſt nach allen Seiten umgeben.

Ich habe auf dem Wege meiner Verirrungen manche Nacht voll Angſt und Sorgen zugebracht, furchtbarer jedoch als dieſe war mir keine; vielleicht deßhalb, weil ich den innern Frieden noch nicht gefunden hatte, der mir ſpäter mitten in meinen Leiden ſo oft ein lindernder Balſam geworden iſt. Denn meine Thorheit war der Bann, der erſt vollkommen abgethan werden mußte, ehe jener Friede bei mir einkehren konnte. Meine Leidensgefährten ſchliefen alle drei; mich ließ der brennende Durſt und eine ſehr wehthuende Empfindung in meinen Eingeweiden nicht zum Schlafe kommen. Während ich, an ein Felſenſtück gelehnt, ſo daſaß, wurde mir mein früheres ausſchweifendes Leben, namentlich mein Laſter der Trunkenheit, in einer wahrhaft grauenerregenden Weiſe beleuchtet. Die Angſt, die mich bei dieſem Blick in meine Vergangenheit überfiel, wurde mir, wenn auch nur in vorbildlicher Weiſe, zu einem Schrecken Gottes, als auf einmal ganz in meiner Nähe ein Löwe ſein Gebrüll erhob, ſo laut, daß es mir bei meiner geſteigerten Reizbarkeit vorkam, als ob ſein geöffneter Rachen unmittelbar bei meinem Ohr wäre. Wie vom Donner gerührt ſank ich hin auf mein Angeſicht, das ich mit meinen Händen bedeckte, indem ich ſchon im nächſten Augenblick die Klauen und die zermalmenden Zähne des Thieres in

meinem Fleiſch und Gebein erwartete. Der Schrecken hatte mich ſo betäubt, daß mir die Beſinnung verging; als ich wieder zu mir kam, war Alles um mich her ſtill und der Morgen dämmerte. Aber die Stimme des Gewiſſens in meinem Innern war durch die Stimme des Löwen zu einem Donner geworden, deſſen Hall noch lange in mir forttönte.

Auch meine Reiſegefährten waren bei dem Brüllen des Löwen erwacht. Das Thier war ganz nahe über uns auf der niedern Felſenwand geſtanden. Michael wollte nach ſeinem Gewehr greifen; einer der Hottentotten hielt ihm die Hände, denn ein Schuß wäre unſer Aller Tod geweſen; auch hatte ſich das furchtbare Thier, das nach der Ausſage der Hottentotten der größeſte Löwe war, den ſie jemals geſehen, ſchon gewendet, wahrſcheinlich um ſeiner Lieblingsſpeiſe, dem Fleiſch der Affen, nachzugehen.

Im eigentlichen Sinne klebte mir vor Durſt und Trockenheit die Zunge am Gaumen. Mein Freund rieth mir, ſo wie er es that, Tabak zu rauchen. Mir ſchauderte vor dieſem Mittel; dennoch folgte ich dem Rath, und mein Mund wurde feucht, ich konnte wieder ſprechen. Ob es die Aufregung des Schreckens war oder was ſonſt, das mir auf einmal neue Kräfte nach einer ſolchen Nacht gegeben hatte, das weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß die Müdigkeit, die noch geſtern meine Glieder lähmte, mir vergangen war; ich ſchritt, ſo lange die Morgenkühle anhielt, ſo raſch vorwärts als die Gefährten. Wir waren noch nicht weit in der Ebene hingegangen, da ſahen wir ein Bild des Elendes an unſrem Wege. Ein altes Weib lag da, ausgedorrt zu Haut und Knochen — und dennoch noch athmend und lebend. Die Arme konnte nicht ein-

mal den Kopf erheben; doch winkte sie unsern Hottentotten, mit der Hand nach dem Munde deutend. Diese verstanden den Wink und einige Worte, welche sie kaum hörbar hervorbrachte. „Es ist," sagten sie uns, „ein altes Weib der Buschmänner, das diese nach der Sitte ihres Volkes, weil es nicht mehr arbeiten kann, hier ausgesetzt haben, damit es verschmachten oder von den wilden Thieren verzehrt werden soll." Meinem guten Michael brach bei diesem Anblick das Herz. Zu trinken hatten wir selber nichts, auch sahen wir neben der Alten eine hölzerne Schale, die am Boden noch etwas feucht war, zum Zeichen, daß ihre unnatürlichen Verwandten sie beim Verstoßen aus ihrem Kraal wenigstens mit Wasser reichlich versorgt hatten. Wir hatten noch mehrere Stücke an der Sonne getrocknetes Fleisch von unsrer letzten Jagdbeute, davon gaben wir ihr; sie verschlang einige Bissen und wurde so gestärkt, daß sie jetzt mit vernehmbareren, unseren Hottentotten verständlichen Worten um etwas Tabak bat. Auch diese Bitte versagte man der Sterbenden nicht; Michael gab ihr ein ansehnliches Stück von unsrer Rolle, und tief betrübt, daß wir ihr nicht auf andere Weise helfen konnten, zogen wir weiter.

Nur ein einziger Tropfen Wassers, was hätten wir um den gegeben; da schien es auf einmal, als die Sonne um die Mittagszeit am heißesten brannte, als solle unser Sehnen erfüllt werden. Wir sahen am Fuß eines Felsen ein so saftvoll grünes, dichtes Gebüsch vor uns, daß wir nicht daran zweifelten, dort müsse es doch einmal Wasser geben. Wir beschleunigten unsre Schritte, kamen hin, suchten jedoch vergeblich nach Wasser. Aber statt dessen träufelte eine andere Flüssigkeit aus dem Felsen: ein Honig, so klar und hell, daß ich sogleich, die Stiche der

Bienen, die hier herumſchwärmten, nicht fürchtend, meine Finger eintauchte und mit Begierde die flüſſige Speiſe genoß. Meine Hottentotten winkten mir abwehrend; mein Freund der nur einige Tropfen von dem Honig gekoſtet hatte, bemerkte ſeinen überaus ſcharfen Beigeſchmack, aber für mich kam ſeine Warnung zu ſpät. Bei genauerer Unterſuchung zeigte ſich, daß das grüne Gebüſch aus einer giftigen Euphorbien- (Wolfsmilch-) Art beſtand, aus deren giftigem Blüthenſaft die Bienen ihren Honig gezogen hatten, deſſen ſchädliche Wirkung ich nur zu bald empfand. Ein krampfhafter Schmerz im Schlund und Magen warf mich zu Boden, ich mußte laut wimmern, ich ſah den ſchmerzhaften Tod durch Darmentzündung und Brand nahe vor mir.

Da kam mir Hülfe, wo ich ſie nicht erwartet hatte. Die Buſchmänner — die nämlichen, zu denen das alte Weib gehört hatte, das wir mit Tabak beſchenkten — hatten, von uns unbemerkt, alle unſere Schritte beobachtet, und waren hinter dem Geſtrüpp uns gefolgt. Sei es nun, wie ich dieß hoffe, wirkliches Mitleid oder das eigennützige Gelüſte nach einem Geſchenk an Tabak geweſen, was ſie antrieb, uns, da ſie mich zu Boden ſinken ſahen, zu Hülfe zu kommen; genug, es war ſo: ſie wurden die Retter meines Lebens. Sie brachten ein großes hölzernes Gefäß voll Waſſer; mir aber gaben ſie den ſchleimigen Saft von einer zerriebenen Wurzel und, wie mir ſchien, die Auflöſung von einer Art von Mimoſen-Gummi ein, welche zugleich mit dem Waſſer, das ich in reichlicher Menge genoß, meine Schmerzen linderten. Ich war aber todesmüde. Da winkten uns die Buſchmänner, wir ſollten ihnen folgen. Mein Freund und ich mit Zutrauen, die Hottentotten mit einiger Furcht, folgten ihnen.

Sie brachten uns zu dem Verſteck ihrer Wohnungen. Hier gab es eine große Lache voll Waſſer; unſer dringendſtes Bedürfniß war geſtillt; und als Michael ein junges Zebra, das dem Waſſer zum Trinken ſich nahte, und bald hernach noch eine große Hirſch-Antilope ſchoß, da hatten wir Fleiſch für uns und unſere wilden Gaſtfreunde, die wir mit Tabak, Meſſern und andern Dingen, welche für ſie großen Werth hatten, beſchenkten und ſie auch bewogen, die alte ſterbende Mutter wieder aufzunehmen.

Durch dieſe Buſch-Hottentotten gelang es uns, nachdem wir einen Tag bei ihnen geraſtet hatten, unſere Griquas-Karawane und bei ihr unſere Wägen wieder aufzufinden. Die Karawane hatte, uns unerwartet, ihre Richtung nicht wie wir nach Norden, ſondern auf einem Umweg nach Oſten genommen, wo ſich in dieſer Jahreszeit häufig vereinzelte Waſſer-Lachen fanden. Für dießmal war unſre Noth zu Ende, obgleich ſie in andrer Geſtalt noch öfters wiederkehrte. Aber dieſe erſten Tage des Elends ſind mir am lebendigſten in der Erinnerung geblieben, darum erzählte ich ſie Ihnen ſo ausführlich.

Den Anfangs ſo ſchweren und durch Gottes Hülfe dennoch zuletzt ſo gnadenreichen Verlauf und Ausgang meines Thorenſtreiches wiſſen Sie ſchon aus dem Briefe meines treuen Michaels an ſeinen Vater und aus den Bemerkungen, die ich bei der Mittheilung ſeines Inhaltes Ihnen machte. Unter der Führung der ortskundigen Griquas kamen wir zum Orangefluß, wo wir allenthalben Spuren und Kunde von Oberſt Gordons Anweſenheit, ihn ſelber aber nicht mehr fanden. In Lattaku, wo wir bei den Bewohnern ſehr freundliche Aufnahme gefunden hatten, geriethen wir ganz unvermuthet in das Getümmel des Krieges. Ein nördliches Volk vom Stamm

der Kaffern brach wie ein Heuſchreckenſchwarm über die friedlichen Betſchuanen herein; wir kämpften als Bundesgenoſſen, mit unſern Gewehren bewaffnet, in den Reihen der Gaſtfreunde, und geriethen Beide ſchwer verwundet in die Gefangenſchaft der Feinde, die uns mit ſich fortſchleppten in ihre Heimath. Daß wir nicht ſogleich getödtet, daß wir ſogar ziemlich menſchlich behandelt wurden, das hatten wir einem der Häuptlinge unſerer Feinde zu danken, der an der Oſtküſte mit Europäern in Verkehr gekommen war. Durch ihn gelang uns auch unſere Errettung aus der Gefangenſchaft; denn in ſeiner Geſellſchaft, ſo wie mit andern Leuten ſeines Stammes, welche Straußenfedern und Elfenbein mit ſich zum Verkauf führten, kamen wir auf einem furchtbar beſchwerlichen, faſt zwei Monate langen Wege nach Sofala, wo wir durch eine wunderbare gnädige Fügung Gottes ein holländiſches Schiff fanden, das auf ſeiner Rückkehr aus Batavia durch Stürme hieher verſchlagen war. Der Kapitän löste uns mit geringer Summe aus und führte uns nach Capſtadt. O wie gern ging ich jetzt dahin, wie ſehnte ich mich jetzt nach meinem Vaterland; ich wollte da gerne bei meinem Vater der ärmſte Taglöhner werden, denn ich hatte an einem andern Vaterherzen Vergebung, Rechtfertigung und Heilung meines Elendes gefunden. Wir hatten Beide auch als Gefangene unſere Kunſt als Aerzte geübt. Es fehlte damals am Kap an Leuten unſeres Berufes. Unſere Schickſale hatten große Theilnahme erregt, mein Fehltritt Vergebung gefunden. Ich ward als Arzt an das Krankenbett eines damals in Capſtadt verweilenden Prinzen aus dem Hauſe Oranien gerufen; ich ſtellte ihn her, ward ſein Leibarzt und bin dieſes noch. Mein

treuer Michael hat als Wundarzt Dienſte auf einem Schiffe genommen, das jetzt ſchon auf dem Wege zur Heimath ſeyn muß. Sie beide Väter haben ihre Söhne wieder gefunden, davon der eine todt war, und ſiehe, er iſt lebendig geworden.

Schuld und Strafe.

Vor ihrem kleinen Häuschen, das außen vor dem Dorfe an der Landstraße lag, saß die alte, fast ganz erblindete Martha auf der Bank und wärmte sich am Schein der Abendsonne. Ihr zu Füßen, auf den Trümmern eines alten Rinnsteines, saß die kleine sechsjährige Sophie, welche bemüht war, aus einem Haufen von Herbstzeitlosen, die sie auf der Wiese gepflückt hatte, einen Kranz zu flechten.

Großmutter, sagte das Kind, mich hungert, denn das Stückchen Brod, das du mir heute Mittag gabst, war gar so klein.

Gutes Kind, sprach die alte Martha, wie gerne gäbe ich dir's, wenn ich nur selber noch einen Bissen Brod im Hause hätte; was ich dir gab, das war unser letztes Stücklein.

Nun, so gib mir einen Apfel, bat die Kleine.

Den letzten von den sechs Aepfeln, welche die Müllers Marie uns vorgestern schenkte, hast du heute Morgen gegessen, du gute Sophie.

Aber nicht wahr, liebe Großmutter, sprach das Kind, heute Abend kochst du in unserem Suppentopfe wenigstens zehn recht große Kartoffeln?

Wäre nur noch eine da, antwortete ganz traurig die Großmutter, wie gerne wollte ich ſie dir in der Aſche braten.

Die Kleine ließ die Hände ſinken und ſprach in weinerlichem Tone: Großmutter, ich bin ſchläfrig, ich will zu Bette gehen.

Sieh nur, Kind, ſagte Martha, die Sonne ſcheint noch ſo warm, es iſt gewiß noch nicht ſechs Uhr Abend; bleib' du noch ein wenig bei deiner Großmutter ſitzen und ſinge ihr etwas. Du ſingſt ja immer ſo gerne.

Da die kleine Sophie vom Singen hörte, wurde ſie wieder ganz munter. Darf ich dir nicht, ſo fragte ſie, mein ſchönes Liedchen ſingen:

Kommt, laßt uns doch anhören
Die Vögel durch den Wald?

Sehr gern, antwortete Martha, ſchmerzlich lächelnd. Du warſt mir ja immer in meiner ſchweren Zeit mein munteres liebes Waldvögelein.

Die Kleine beſann ſich nicht lange. Sie hatte das ſchöne Troſtlied von Bucholz, das ein Lied ſelbſt für Kinder iſt, ſchon ſo oft ihrer Großmutter vorgeſungen, daß ſie alle acht Verſe deſſelben treulich auswendig wußte und in ihrer reinen, lieblichen Kinderſtimme lautete die Melodie gar rührend, ſo daß die Großmutter beim Anhören deſſelben die hellen Thränen vergoß. Sophie ſang jetzt den letzten Vers:

Auf Ihn will ich feſt bauen,
Ich weiß, Er läßt mich nicht;
Ihm will ich es vertrauen,
Wenn etwas mir gebricht.

Ich ſorge nicht für morgen,
Noch was ich jetzt verzehrt,
Und laſſe Den blos ſorgen,
Der alle Welt ernährt.

Während das Kind dieſen letzten Vers ſang, war ein Mann von großer, ſchöner Geſtalt, gekleidet wie ein Jäger, auf der Landſtraße daher gekommen. An ſeiner Seite ging ein Knabe von etwa zehn Jahren, grün gekleidet wie ſein Vater. Die beiden waren vor dem Hauſe ſtehen geblieben und hatten dem Geſange der kleinen Sophie zugehört. Der fremde Mann trat jetzt näher und grüßte die alte Martha freundlich, und das Kind ſprach halblaut zu ihr: Großmutter, es iſt ein vornehmer Herr.

Könnte ich wohl, ſo fragte der Fremde, hier bei euch ein Glas Milch und einen Biſſen Brod da für meinen kleinen Joſeph haben?

Martha ſtand ehrfurchtsvoll auf. Lieber Herr, ſo ſprach ſie, es iſt weder Milch noch ein Biſſen Brod in meinem Hauſe; nur mit einem Trunk friſchen Waſſers aus unſerem Brunnen kann ich Euch dienen.

Auch das iſt gut, ſagte der Fremde. Setzt Euch nur wieder nieder auf Eure Bank, und ich und mein Knabe ſetzen uns zu euch, wir haben da Alle Platz.

Der Fremde, vielleicht weil er angegriffen und müde war von der Fußreiſe, ſprach eine Zeit lang kein Wort, ſondern betrachtete nur die alte Martha, die mit ihren halb blinden Augen es nicht ſah, wie er ſich einmal über das andere die Thränen von der Wange trocknete. Die beiden Kinder aber, die mit einem Glas, das die kleine Sophie aus dem Hauſe brachte, zum Brunnen gegangen

waren und Wasser hatten einlaufen lassen, waren gleich mit einander bekannt und vertraut geworden.

Hat dein Vater, fragte die kleine Sophie, auch so rothe Augen wie meine Großmutter, daß ihm das Wasser immer so herunterläuft?

Nein, sagte Joseph, ich meine, er weint.

Warum aber weint er denn?

Das weiß ich nicht, antwortete Joseph; aber sag' mir doch, habt ihr denn wirklich weder Brod noch Milch in eurem Hause? Als wir daher gingen und das Dorf sahen, fragte ich meinen Vater: Vater, wo ist denn das Wirthshaus, wo wir heute Abend essen- und schlafen werden? Da zeigte er mir euer Haus und sprach: da werden wir unsere Nachtkost nehmen und schlafen.

Die kleine Sophie, in ihrer kindlichen Weise ganz verlegen und verschämt, antwortete: Wir sind, wie meine Großmutter sagt, recht arme Leute. Es war heute nur noch ein Apfel und ein Stücklein Brod da, die habe ich gegessen; meine Großmutter hat aber gar nichts gegessen, und Kartoffeln hat sie auch nicht mehr. Im Wirthshaus, drinnen im Dorf, haben die Leute Brod und auch Fleisch und Milch.

Indem die Kinder so mit einander sprachen, hörte Joseph die Stimme seines Vaters, der sie beide hineinrief in das Haus, wohin er sich indeß mit der alten Martha begeben hatte. Die gute Hausmutter da, so sprach der Fremde, hat, wie ich sehe, wenn auch kein Brod und keine Milch, wenigstens doch Teller und wahrscheinlich auch Messer und Gabeln im Hause; wir aber haben Mundvorräthe bei uns, mit denen wir die Teller füllen und zu welchen wir Messer und Gabeln brauchen können. Wohlauf, ihr Kinder! du Kleine da, trage die

Teller für uns Viere her, und du, Joseph, bringe mir meine Jagdtasche.

Die Kinder gingen sogleich an's Werk. Die kleine muntere Sophie deckte mit einem reinlichen Tuche den Tisch und stellte die Teller von Töpfergeschirr darauf hin; Messer aber fand sie nur drei, von Gabeln nur Eine in dem Tischkasten. Sie schaute ganz verlegen nach dem fremden Herrn hin, und dieser, der ihren Blick verstand, sagte freundlich tröstend zu ihr: laß das gut seyn, du kleine Tochter; wir reisende Jäger haben immer Messer und Gabel, im Nothfall auch Löffel bei uns. Ich und mein Joseph sind damit versehen; nur für deine Großmutter und für dich hast du zu sorgen. Der Fremde öffnete jetzt seine Jagdtasche, und mit Staunen sah da die kleine Sophie nicht nur ein schönes großes Weißbrod, sondern auch Fleisch und mehrere ihr unbekannte Leckerbissen, ja sogar eine Flasche Wein hervorkommen, zu welcher Joseph aus seiner eigenen Reisetasche vier kleine Trinkgläser hinstellte.

Die Hausmutter, so sprach der Fremde, muß mir schon erlauben, daß ich heute hier den Wirth mache. Mein Joseph und ich haben zwar keinen sonderlichen Hunger, denn wir haben erst spät und reichlich in der Stadt zu Mittag gegessen; aber ich meine, es soll uns doch noch einmal schmecken, wenn die Mutter Martha und ihr kleines Töchterchen mit uns essen. Bei diesen Worten legte er zuerst der Mutter Martha von dem Wildpret und gebratenen Geflügel, das er bei sich hatte, einen reichlichen Antheil auf ihren Teller, schenkte ihr ein Glas Wein dazu ein und versorgte dann auch die beiden Kinder und sich selber. Die gute Martha machte freilich anfangs allerhand Umstände; sie war sogar vom Tisch

aufgestanden und hatte sich in einen Winkel des Zimmers setzen wollen, um die werthen Gäste bei ihrer Mahlzeit nicht zu geniren; als aber der Fremde in herzlich andächtiger Weise das ihr wohlbekannte alte Tischgebet gesprochen hatte und sie freundlich nöthigend bei der Hand zu ihrem Sitze neben sich hinführte, da überwand sie alle Bedenklichkeit, und ihr armer alter Körper, in welchen seit der Wassersuppe am gestrigen Abend kein Bissen, überhaupt aber seit langer Zeit keine kräftige Nahrung gekommen war, fühlte sich durch diese ungewöhnliche Labung so gestärkt, daß sie die Freude ihres Herzens in den Worten laut werden ließ: „nun, da habe ich ja abermals, wie schon so oft in meinem Leben, es erfahren, daß dann, wenn die Noth am größesten, Gottes Hilfe am nächsten ist.“

Die beiden Kinder waren indeß sehr lustig und guter Dinge geworden, vor allen die kleine Sophie, welche, so lange sie lebte, noch niemals ein so gutes Stückchen Fleisch, so lieblich schmeckendes Backwerk gegessen, noch niemals so wie heute das Getränk des Weines gekostet hatte, von welchem der gute fremde Herr auch ihr, so viel etwa in einen Eßlöffel geht, in ihr Gläschen schenkte. Man verwies die laut lachenden und schwatzenden Kleinen auf eine Bank am Ofen; der Fremde zündete die Wachskerze an, die er sammt dem kleinen silbernen Leuchter in seiner Reisetasche bei sich führte, und er konnte nun ungestört mit Martha sprechen.

Ich bemerke wohl, so sagte er, daß Ihr, liebe Frau, in großer Noth und Armuth lebet; aber dabei erlaubt mir eine Frage. Hat nicht dieses Haus hier dem Zimmermeister Conrads gehört, der zu dem Hause ein großes Anwesen an Grundstücken besaß und auch durch sein Ge-

ſchäft noch ein anſehnliches Vermögen erworben hatte? wie kommt es denn, daß Ihr, ſeine Wittwe, ſo in Mangel gerathen ſeid?

Mein ſeliger Mann, ſo antwortete Martha, war freilich wohlbegütert; aber er ſtarb plötzlich und ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen. Da haben mich meines Mannes Brüder, vornehmlich der jüngſte von ihnen, der Gerichtsſchreiber, wie Jedermann weiß, auf ungerechte Weiſe um Alles gebracht, was ich in Gemeinſchaft mit meinem Manne erarbeitet und erſpart hatte. Nur das Haus da iſt mir geblieben, weil das ein Erbtheil von meinen eigenen Eltern war; die Capitalien, ſo wie die Grundſtücke, die uns gehörten, hat man mir genommen, und was mir als elterliches Erbe davon geblieben war, das iſt durch die Unkoſten des langen, ungerechten Prozeſſes vollends ganz darauf gegangen.

Aber hattet Ihr denn keine Kinder, auf die der Beſitz des Vaters übergehen konnte? Nennt Euch nicht die Kleine dort mit Recht ihre Großmutter?

Des Kindes Mutter, antwortete Martha, war nicht meine, ſondern nur meines Mannes Tochter aus erſter Ehe. Der Mann dieſer Tochter war vor ſeinem Schwiegervater geſtorben; er war ein rechtſchaffener Menſch, hatte aber Unglück in ſeinem Handelsgeſchäft gehabt. Seiner Wittwe ließen die Brüder meines Mannes nur einen geringen Pflichttheil von dem Erbe ihres Vaters zukommen, angeblich deßhalb, weil unſer Schwiegerſohn bereits große Summen von uns bezogen haben ſollte. Als vor drei Jahren meine Tochter, die hier bei mir im Hauſe wohnte, ſtarb, da hinterließ ſie mir nichts als dort das Kind, welches mir freilich mehr zu meines Herzens Troſt und Freude geworden iſt, als alles Geld und Gut.

Aber hattet Ihr nicht selber dem Meister Conrads noch in seinen alten Tagen einen Sohn, Namens Wilhelm, geboren, der doch der rechtmäßige Erbe aller Güter seines Vaters gewesen wäre, was ist denn aus diesem Wilhelm Conrads geworden?

Ja, sagte Martha, mein Sohn Wilhelm, wenn der noch lebte, der würde mir unter Gottes Beistand aus all meiner Noth helfen; auch ist ihm, selbst bei Beendigung unseres Prozesses, sein Recht auf das Erbe seines Vaters vorbehalten, im Fall er noch einmal wiederkommen sollte. Aber dazu ist schon längst keine Hoffnung mehr; und noch in diesem Monat wird der Termin zu Ende gehen, nach welchem er, weil man ihn in allen Zeitungen ausgeschrieben hat, soll als todt und verschollen erklärt werden. Mein Wilhelm — ach was war der ein so gutes, liebes Kind!

Der guten Martha waren bei diesem Bericht die Thränen reichlich von ihren Wangen geflossen: ihre erblindeten Augen sahen es aber nicht, daß auch der Fremde sich die Thränen trockuete. Selbst die Kinder waren still geworden; sie schauten und horchten theilnehmend auf die beiden Sprechenden am Tische hin.

Sagt mir doch, so fragte nach einem kurzen Schweigen der Fremde weiter, wie ist denn Euer Wilhelm von Euch gekommen, so daß Ihr noch heute nicht wißt, ob er todt ist oder lebt?

Das ist eine traurige Geschichte, antwortete Martha. Ich will es Euch nur kurz erzählen. Es sind jetzt 26 Jahre gewesen, da ist hier in dem benachbarten Walde eine Mordthat geschehen. Der Verdacht davon fiel auf meines Mannes jüngsten Bruder, der ein sehr zornmüthiger Mensch ist und mit dem Manne, welcher ermordet

worden war, in bitterer Feindschaft gelebt hatte. Mein Schwager hatte gerade um die Zeit, in welcher der Mord geschah, in dem Walde gearbeitet, und unser Wilhelm, damals ein Knabe von zehn Jahren, war mit ihm gewesen. Es war kein Zeuge da, der für oder gegen meinen Schwager aussagen konnte; auch sonst war kein sicheres Anzeichen gegen ihn aufzufinden, da wurde unser Wilhelm, den alle Leute hier am Ort als ein frommes, gutes Kind kannten und liebten, vor Gericht verhört. Aus seiner Aussage, die er wegen seines zarten Alters nicht eidlich, sondern nur auf Treu und Glauben machte, ging nichts hervor, was meinem Schwager nachtheilig seyn konnte, und dieser selber reinigte sich vor Gericht von dem Verdacht des Mordes durch einen Eid. Unser Wilhelm aber, seitdem er den Schwur seines Oheims, bei welchem er zugegen seyn mußte, gehört hatte, wurde ganz überaus nachdenklich und traurig. Er aß nicht mehr, er schlief nicht mehr ruhig; auf unser Fragen antwortete er, es fehle ihm nichts, nur komme ihm der Eid, den der Oheim geschworen, immer nicht aus dem Sinn. Ein solcher Eid laute doch gar so furchtbar, und er möchte lieber sterben als solche Worte mit seinem Munde aussprechen. Das Kind wurde dabei ganz elend, und dieß hatte so etwa vier Wochen lang gedauert. Da auf einmal war unser guter Wilhelm verschwunden. Wir ließen überall nach ihm suchen und forschen; es war Alles vergebens. Auf einmal, nach sechs Jahren, bekamen wir einen Brief von ihm. Er schrieb uns, daß er Soldat sei, und zwar unter dem feindlichen, französischen Heere, das unsrem Land wie unsrem Volk so viel Leides zugefügt hat. Von seinen Schicksalen, so schrieb er, wolle er uns mündlich erzählen, denn er sei zwar jetzt nur auf dem

Marſche durch Deutſchland, hoffe aber bald wieder in dieſes ſein Vaterland und zu uns zu kommen. Es war eben Leid und Freude in dem Inhalt dieſes Briefes gemiſcht; Leid darüber, daß unſer Kind ein Feind ſeines Landes geworden war, Freude aber darüber, daß er nicht nur leiblich noch am Leben, ſondern auch in ſeinem Herzen noch eben ſo fromm, ſo brav, ſo liebevoll gegen ſeine Eltern war, wie er es als Kind geweſen. Von da an haben wir niemals wieder Etwas gehört, und es iſt nur zu gewiß, daß er in einer der vielen unglücklichen und mörderiſchen Schlachten, welche Kaiſer Napoleon bald hernach geliefert hat, umgekommen iſt. Denn wäre er noch am Leben, ſo hätte er gewiß wieder einmal geſchrieben und um ſeine alte Mutter ſich bekümmert.

Der Fremde ſchien tief bewegt. Er ſchwieg lange, dann ſagte er: Mutter Martha, und wenn nun Euer Sohn Wilhelm, der ſeine Sohnespflicht ſo lange an Euch verſäumt hat, auf einmal wiederkäme und Euch um Vergebung deſſen bäte, was vielleicht ohne ſeine Schuld, ja ohne ſein Wiſſen geſchehen wäre, würdet Ihr ihn dann noch mit der vorigen Liebe an Euer Herz drücken? Was würdet Ihr ſagen, wenn ich, der fremde Gaſt in Eurem Hauſe, mich Euch als den Wilhelm vorſtellte, den Ihr ſeit ſeinem zehnten Jahre nicht geſehen habt?

Die alte Martha ſtarrte, wie vom Schreck ergriffen, mit ihren erblindeten Augen nach dem Fremden hin. Lieber Herr! ſagte ſie, Ihr ſcheint mir ſo gut und fromm, macht Euch keinen Scherz mit einem armen, alten, betrübten Weib. Vor Jahren, als mein ſeliger Mann noch lebte und wir in Wohlſtand waren, ſind wohl manchmal Leute zu uns gekommen, die ſich für meinen verlorenen Sohn ausgaben. Von dieſen möchte ich ſagen, daß ich

ſie ſchon an ihrer Stimme und ihren Mienen als trügeriſch erkannt habe. Bei Euch iſt es wohl anders, denn obgleich ich Eure Mienen nicht ſehen kann, iſt mir's doch, wenn ich Eure Stimme und Worte höre, ſo zu Muthe, als könnte mein Wilhelm, wenn er Mann geworden wäre, auch ſo geredet haben. Aber wie könnte aus meinem armen Kinde, das es wohl niemals weiter als zum Stand eines gemeinen franzöſiſchen Soldaten gebracht hätte, ein ſolcher vornehmer Herr geworden ſeyn, wie, ſo viel ich merke, Ihr es ſeid?

Mutter, ſo ſprach der Fremde, ich kann Euch keine Narbe oder Maalzeichen an meinem Körper nachweiſen, daran Ihr Euren Wilhelm erkennen möchtet. Aber ich nehme Eure alte, gute Hand, fühlt es und hört es meiner Stimme an, wie ich dieſe mit Liebe küſſe und mit meinen Thränen benetze; glaubt es mir, ich bin Euer Wilhelm.

Die Mutter Martha ſank mit ihrem Haupt an die Bruſt des Fremden hin; ſie umſchlang ihn mit ihren Armen; die kleine Sophie weinte laut mit ihrer weinenden Großmutter und Joſeph mit ſeinem Vater; das war bei allen Vieren ein Weinen vor Freude, wie es ſelbſt die ſeligen Engel im Himmel weinen möchten.

Wilhelm kam zuerſt wieder zu Worten. Mutter, ſo ſagte er, Ihr ſeid heftig erſchüttert vor Freude; Ihr zittert an Armen und Händen. Seid ruhig, Euer Wilhelm bleibt nun bei Euch bis an Euer Ende, verläßt Euch niemals wieder. Und auf das Andenken dieſer frohen Kunde trinkt noch ein wenig, hier von dem alten guten Wein, und du, Joſeph, komm her und küſſe deiner guten Großmutter die Hand, denn du biſt auch ihr Enkel wie die kleine, gute Sophie, und ſollſt ihr mit Gottes Hülfe

auch noch so wie diese zur Freude und zum Trost in ihrem Alter werden. Du aber, du muntere Kleine, komm zu mir her auf meinen Schooß, daß ich dir sagen kann, wie ich mich darüber freue, daß Du meiner lieben Mutter so zur Freude gewesen bist.

Die Kinder kamen; Martha, auf die Bitte ihres Wilhelm, legte die Hand segnend auf des kleinen Josephs Haupt und drückte den kräftig blühenden Knaben an ihr Herz. Und nun, liebe Mutter, sagte Wilhelm, macht Anstalt dazu, daß wir beide, ich und mein Joseph, bei Euch übernachten können; denn ich sage Euch, daß ich von nun an nicht wieder aus diesem Hause, das meiner Eltern war und nun mein ist, weichen werde. Es ist, denn die Tage sind schon kurz, erst acht Uhr Abends; laßt nur aus Eurer Nachbarschaft Leute kommen, die uns womöglich ein Lager, oben in der Kammer, wo ich als Knabe schlief, zurichten; ihre Mühe soll nicht unvergolten bleiben.

Die Mutter Martha sandte sogleich ihre kleine Sophie nach dem Dorfe, zur Müllers Marie. Es war heller Mondschein, und eine milde Herbstnacht. Joseph begleitete seine kleine Freundin, und die beiden Kinder sprangen fröhlich fort.

Indeß erzählte Wilhelm seiner Mutter, welche seine Hand nicht mehr aus der ihrigen ließ, was ihm seit den Jahren, in denen sie sich nicht mehr sahen, geschehen war. Was mich, so sprach er, damals, wo ich Euch verließ, so unruhig machte und von hier wegtrieb, das laßt mich übergehen. Ihr wißt, ich hatte keinen Heller Geld bei mir; doch war es noch in der warmen Jahreszeit; ich durfte auch bei Nacht nicht frieren, und am Tage fand ich meine Kost, ich verlangte ja nur wenig, bald da bald

dort auf einem Felde voll weißer Rüben, wurde auch öfters, wenn ich mich hungernd auf die Bank vor einem Bauernhause hinsetzte, ohne daß ich darum bat, von der Bäuerin mit einem Stück Brod und einem Stück Fleisch oder mit etwas Gemüse gespeist. Ich lief, als wenn ich mir selber entlaufen wollte, und, wenn ich mich recht erinnere, etwa am siebenten oder achten Tage nach meinem Weggang von hier kam ich an einen Ort, den ich nicht zu nennen wüßte, weil ich Niemand um seinen Namen befragte. Dort geschah es mir, daß ich mich bei dem Posthause auf eine Bank, außen vor dem Stall, hinsetzte. Ich war wohl recht hungrig; aber ich begehrte von Niemand einen Bissen Brodes, denn ich hatte von dir, meine liebe Mutter, Gottvertrauen gelernt, und ich war ja auch bisher immer ohne mein Betteln und Bitten gespeist worden. Ein vornehmer Herr, wie ich später erfuhr, war er aus Sachsen, kam geritten; sein Reitknecht war krank geworden, er mußte in's Haus hinein fast getragen werden. Der Herr sah mich sitzen und fragte mich: du Kleiner, kannst du wohl mit Pferden umgehen und hier mein Roß mir halten, welches zwar gutartig, dabei aber jung und muthwillig ist? Ich hatte, wie du, meine liebe Mutter, es weißt, frühe mit Pferden umgehen gelernt, ich übernahm den kleinen Dienst gern, und der Herr ging hinein in's Posthaus, um für seinen kranken Reitknecht zu sorgen. Er kam bald wieder heraus, fragte die Postknechte, ob nicht einer von ihnen bis zur nächsten Stadt ihn auf dem Pferd seines Dieners begleiten wolle; aber keiner von ihnen hatte in jener Stunde dazu Zeit. Meine Reise hat Eile, sagte der Herr; wie ist's, du Kleiner, sagte er zu mir, getraust du dich das andre Pferd zu besteigen, und mit mir zu reiten? Ich

ſagte ihm das freudig zu, denn ich war ſeit meinem ſechsten Jahre faſt täglich mit meines Vaters Pferd geritten, und das Reiten durch die Welt ſchien mir bequemer als das Fußgehen. Mein neuer Herr reichte mir das Brod und den Schoppen Wein, die er zwar bezahlt aber nicht genoſſen hatte, ich war damit bald fertig, wir ſtiegen auf und ritten ohne allen Anſtoß auf der Landſtraße, wo man nicht fehlen konnte, fort nach der nächſten Station. Unterweges, als es gerade einen ſteilen Berg hinanging, ließ ſich der gute Herr in ein langes Geſpräch mit mir ein. Meine Antworten ſchienen ihm zu gefallen, und als er bei der nächſten Station, in welcher wir unſer Nachtlager nahmen, bemerkte, daß ich gar wohl und ſorglich mit den Pferden umzugehen verſtände, fragte er mich am nächſten Morgen: du, mein kleiner Freund, möchteſt du wohl als Stallbube mit mir nach Paris reiten? Denn dahin, das muß ich dir ſagen, nicht etwa nur nach Magdeburg oder Braunſchweig, geht meine Reiſe, und mein bisheriger Reitknecht, dafür habe ich geſorgt, geht, ſobald ſeine Krankheit es ihm erlaubt, in die Heimath zurück. Er, der mürriſche Mann, hat mich manchmal mit ſeinen üblen Launen verdrießlich gemacht, ich will es jetzt auch einmal mit einem gutgelaunten Kinde verſuchen, und ein ſolches ſcheinſt du, mein Kleiner, mir zu ſeyn.

Ich will dir, meine liebe Mutter, das Ausführlichere meiner gar merkwürdigen Jugendgeſchichte auf die Zukunft verſparen; vor der Hand berichte ich dir nur ganz kurz, wie mir's weiter ergangen iſt.

Ich brauche es wohl kaum zu ſagen, daß ich den Antrag des guten Herrn, den mir Gott ſo unerwartet zum Nähr- und Pflegvater zugeſendet hatte, mit Freuden annahm. Er gewann mich lieb, ich blieb bei ihm nicht

nur auf der ganzen Reise, sondern auch in Paris, länger als ein Jahr. Als er Frankreich verließ, um zuerst nach England und von da wieder in sein Vaterland zu reisen, hatte er mit mir ein ähnliches Schicksal wie mit seinem vorigen Reitknecht; ich war kurz vorher von einem fremden Pferde so geschlagen worden, daß ich für einige Zeit nicht nur zum Reiten unfähig war, sondern zu Bett liegen mußte. Mein guter Herr bot mir, wenn ich zu ihm in seine Heimath kommen wolle, freie Reisekosten und eine fernere Versorgung in seinem Dienste an, wenn ich aber lieber in Paris bleiben wolle, dann sei ich von ihm bereits an einen seiner Freunde, der in der französischen Hauptstadt wohnte, empfohlen und werde bei diesem immer einen guten Dienst finden. Ich zog das Letztere vor, ich blieb in Paris, denn ich war in dieser merkwürdigen Stadt nicht blos durch meine leicht erworbene Fertigkeit im französisch Sprechen sondern auch in meinem äußerlich, jugendlich gewandten Benehmen so ganz einheimisch geworden, daß man wohl kaum noch in mir den jungen Deutschen erkannt hätte.

Aber meine Neigung und Vorliebe für die damalige neue Heimath führte mich noch viel weiter. In meinem kindischen Unverstand war ich ein begeisterter Verehrer der „großen Nation" und des gewaltigen Herrschers geworden, welcher um jene Zeit die Ruhe von ganz Europa erschütterte. Mein neuer Herr hielt sich freundlich gegen mich; er gab mir Gelegenheit, meinen Neigungen zu folgen und mich für den Soldatenstand zu bilden. Ich war noch nicht 16 Jahre alt, da trat ich schon in den Militärdienst ein, ich zog, ohne zu wissen, was ich that, mit Freuden, unter den Fahnen des französischen Adlers, gegen mein eigenes Vaterland in den Krieg; ich war bei

den letzten unglücklichen Schlachten, durch welche Napoleons Macht in Deutschland gebrochen ward. Das Unglück dieses Mannes konnte mich nicht von meiner abgöttischen Verehrung gegen ihn heilen. Als er von Elba zurückkam, drängte ich mich sogleich wieder zu seinen Fahnen; auf dem Schlachtfeld von Waterloo lag ich blutend unter den Verwundeten. Man fand mich dort am andern Morgen, ohnmächtig vom Blutverlust, aber noch lebend. Ein englischer Cornet erbarmte sich meiner; ich wurde der Pflege der Wundärzte übergeben und geheilt folgte ich meinem barmherzigen Samariter nach England. Aber mit dem Blute hatte ich noch keineswegs die alte Gesinnung für meinen vergötterten Feldherrn aus dem Herzen verloren. Das, was ich damals für mein höchstes Glück hielt, gelang mir wirklich; ich kam durch Empfehlung in Dienst bei einem jener Herren, welche den Napoleon nach St. Helena begleiteten; ich durfte den Mann, dem ich damals bis an's Ende der Welt gefolgt wäre, dort in seiner Einsamkeit wenigstens täglich sehen, ja einige Male widerfuhr es mir, daß der gewesene Herrscher der Völker mit mir, dem Diener eines seiner Untergebenen einige Worte sprach.

Ich bin später allerdings von meiner blinden Anhänglichkeit an den Mann, der ja nur eine Geißel in der allmächtigen Hand Gottes war, geheilt, bin mit Leib und Seele wieder ein Deutscher geworden, sah meine damalige Verblendung ein; dennoch war es merkwürdig, daß die Treue meines irregehenden jugendlichen Herzens für meinen alten Feldherrn mir ein Weg zu meinem äußerlichen Glück wurde. Ein wahrhaft edler Engländer hatte mich in St. Helena kennen gelernt; er nahm mich mit sich nach Europa, nach seinem damaligen Wohnsitz in

der Schweiz. Ich ward nach einiger Zeit Verwalter seiner dortigen Güter, bald hernach aber Besitzer von einem eigenen, sehr ansehnlichen Gute. Dieses war mir durch meine Verheirathung mit einer an Geld und Gut eben so wie durch ihr frommes Gemüth reich begabten Jungfrau zugekommen, deren Vater ein feuriger Verehrer des großen Napoleon und deßhalb auch mir, dem treuen Begleiter desselben auf den letzten Schritten seiner Laufbahn, sehr gewogen war. Nach dem Tode meines alten, lieben Schwiegervaters trat ich durch seine einzige Tochter und durch den Sohn, den sie mir gebar, in ungetheilten Besitz seines Erbes. Aber mein häusliches Glück war nur von kurzer Dauer, denn Gott nahm mir die Krone meines Hauses, meine theure unvergeßliche Frau, aus meinen Armen. Jedoch auch nach ihrem Tode war mir die Gegend, wo ich mit ihr gelebt, die Stätte, wo man ihre Hülle begraben hatte, so theuer und werth, daß ich schwerlich an die Rückkehr in mein Vaterland und in mein, wie ich meinte, ganz verödetes Vaterhaus gedacht hätte, wenn ich nicht durch die Aufforderung, mich als Erben meines väterlichen Gutes zu melden, die ich vor Kurzem in einer deutschen Zeitung las, aus der Täuschung wäre geweckt worden, in der man mich mit absichtlicher Bosheit viele Jahre lang erhalten hatte. Denn du warst hier unter den Lebenden genannt, die ich längst als todt betrauert hatte. Und bei dieser Gelegenheit halte ich es für nöthig, dir, meine geliebte Mutter, sowohl die frühere Versäumniß meiner Kindespflicht ausführlicher zu bekennen, als auch von dem unverschuldeten Verdacht einer solchen Versäumniß in späterer Zeit mich zu reinigen. Allerdings hätte ich meinen lieben Eltern schon von Paris aus schreiben sollen. Anfangs aber lag mir das Ereigniß,

welches mich krank an Gemüth gemacht und von euch hinweggetrieben hatte, ich meine den furchtbaren Eidschwur meines Oheims, wenn ich an meine Heimath dachte, so schwer auf dem Herzen, daß ich mich des Gedankens entschlagen mußte, um nicht von Neuem krank zu werden, und später gerieth ich in jenen jugendlichen Leichtsinn, der sich ganz versenkt und verliert in dem, was ihm vor Augen steht und seinen Neigungen zusagt. Damals aber, wo ich als junger Soldat mit dem französischen Heere in mein Vaterland kam, erwachte das Sehnen nach euch so lebhaft, daß ich an euch schreiben mußte. Abermals riß mich der Strudel der neuen Begebenheiten in Frankreich so mit sich hin, daß ich mich selber und meine Heimath darüber vergaß. Von St. Helena aus habe ich aber mehrere Male an euch geschrieben und die Briefe an den nämlichen Mann, der die Ursache meiner früheren Leiden war, an den Oheim Wenzel Conrads, adressirt, weil dieser hier in unserem Dorfe als Gerichtsschreiber sehr angesehen war und als ein gewandter Geschäftsmann galt, und weil seine Frau deine liebe Schwester ist, von der ich in meiner Kindheit so viel Gutes genossen habe.

Gott möge ihr auch das vergelten; sie ist aber seit 19 Jahren von den Banden ihres kränklichen Leibes und aus dem Ungemach ihrer kinderlosen, unglücklichen Ehe erlöst worden; ihr Mann aber, der Schlimmste unter allen meinen Feinden, ist mir noch mehr als dir der Urheber vieler, langer Leiden geworden.

Nun wenn ich diese seine feindliche, böse Gesinnung, so fuhr Wilhelm mit einer augenblicklichen Aufregung des Unmuthes fort, auch nicht von früher her gekannt hätte, so wäre sie mir doch durch den letzten großen Betrug, den er mir gespielt hat, kund geworden. Da ich auf meine

Briefe an euch niemals Antwort bekommen hatte, schrieb ich zuletzt aus der Schweiz an den Oheim Wenzel, bat ihn um Nachricht über euch, meldete ihm meine glückliche Verheirathung. Er antwortete mir sehr bald darauf, schrieb mir: mein Vater und auch du meine liebe Mutter wäret gestorben, mein Schwager, der Kaufmann, hätte das ganze Erbe seiner Schwiegereltern an sich gebracht, lauter Unglück damit gehabt und sei zuletzt auch, mit Hinterlassung vieler Schulden, gestorben. Das Haus wie alle Besitzungen meiner Eltern seien in fremden Händen; ich würde, wenn ich in die Heimath käme, nichts finden als traurige Erinnerungen, nichts hören als die Klagen der Gläubiger, die mein Schwager um das Ihrige gebracht habe.

Seht, meine liebe Mutter, so hat man mich Jahre lang in heimtückischer Absicht von Eurem Herzen und Andenken ferne gehalten, dem ich mich so gern schon über das ferne Meer her wieder genaht hätte. Und doch hat mich jetzt Gott, zum Trost Eures Alters und zu Eurer Hülfe, da wo Ihr dieser am meisten bedurftet, wieder zu Euch geführt.

Wilhelm schwieg und auch Martha, von mannigfachen Gefühlen bewegt, unter denen zuletzt das der Freude und der Liebe zu dem wiedergefundenen Sohne das siegreichste wurde, konnte nur einzelne, abgebrochene Worte reden. Da stürmten mit lautem Jubel über das Wohlgelingen ihres Geschäftes die beiden Kinder herein, denen sogleich einige Dienstboten der Müllerin mit Körben voll Betten und Bettzeug folgten. Die Schlafstätten für die beiden lieben Gäste wurden nach Martha's Angabe von der dienstfertigen Müllerin so bequem als möglich eingerichtet; die Müllerin neugierig fragend und spähend blieb

nur noch kurze Zeit, die alte Mutter konnte mit ihrem Sohn und den beiden Enkeln in ungestörter Freude diesen wundervollsten, festlichsten Tag ihres Lebens beschließen.

Die vier glücklichen Bewohner des alten Conrads'schen Vaterhauses waren am andern Morgen schon bei guter Zeit wieder beisammen, denn selbst die kleine Sophie war gegen ihre sonstige Gewohnheit bei dem Aufstehen ihrer Großmutter wach geworden, und Joseph hatte seinen Vater inständig gebeten, ihn recht zeitig zu wecken. Ich hätte mir es, sagte Wilhelm gleich nach dem Morgengruß zu seiner Mutter, als ich aus der Schweiz, von meinem schönen Gute und aus seiner herrlichen Umgegend abreiste, niemals träumen lassen, daß in der Luft, die man zuerst geathmet, in der Gegend, wo man als Kind gespielt, im Elternhause, wo man die ersten Schritte versucht hat, ein solcher anziehender Reiz liegen könnte, wie der ist, den ich jetzt empfinde. Indeß ist es ja auch nicht die Luft, nicht der alte, wohlbekannte Apfelbaum vor den Fenstern meines Schlafzimmers, nicht das Vaterhaus mit seinen Zimmern und Treppen, was mich hier so wohlthuend anspricht, sondern die jetzt in mehr als verdoppeltem Maße wieder wach und lebendig gewordene Erinnerung an die Liebe, die ich hier in diesem Hause genossen habe, und die Freude an dem Wiedersehen meiner theuren Mutter, die mir Gott noch so lange erhalten hat, daß ich ihr auch meine Kindesliebe erweisen kann. Es ist mir auf einmal in der vergangenen Nacht der Gedanke gekommen, daß ich auch, wie es bei den alten Israeliten ein Gebrauch war, der seinen Ursprung in keinem menschlichen Einfall hatte, das Erbgut meiner Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite nicht in den Händen der

Ungerechten laſſen, ſondern ſelbſt beerben ſoll. Ich leugne nicht, daß ich mit dem Vorſatz hieherkam, alles, was mir zufallen würde, an den nächſten beſten Käufer hinwegzugeben; denn nur das Verlangen führte mich hieher, noch einmal meine liebe Mutter zu ſehen und ſie mit mir hinzuführen nach der Schweiz. Nun aber merke ich wohl, meine Mutter zieht mich mächtiger an ſich, als ich ſie an mich ziehen könnte; ich werde hier, wo ſie iſt, meine eigentliche Wohnſtätte aufſchlagen und bei ihr leben, ſo lange ſie lebt. Mein Beſitz in der Schweiz bleibt mir und meinem Joſeph doch gewiß; und mein Grab mag hier ſeyn oder dort, — die Erde iſt überall des HErrn.

Die gute alte Martha drückte ihrem Wilhelm dankbar die Hand; Sophiechen ſang mit ihrer ſüßen Kinderſtimme ein Morgenlied, Wilhelm ſprach ein Gebet, man frühſtückte (denn für die Koſt hatte der nunmehrige Beſitzer des Hauſes geſorgt) unter fröhlichen Geſprächen, und dann ging Herr Conrads-Eiſenhardt — ſo nannte er ſich mit ſeinem eigenen und mit dem Familiennamen ſeiner ſeligen Frau, alsbald zum Gerichtshof ſeines Ortes. Er fand hier ſchon den Gerichtsſchreiber, den oft erwähnten Oheim Wenzel Conrads, denn dieſer war durch das gleich am frühen Morgen im ganzen Dorfe verbreitete Gerücht von der unerwarteten Zurückkehr des jungen, ſo lange für todt ausgeſagten Neffen ſehr zeitig aufgeſchreckt worden und ſuchte jetzt mit erheuchelter Freundlichkeit die Unruhe ſeines böſen Gewiſſens zu überkleiſtern. Der Amtmann trat ein. Es war ein ganz andrer als der frühere Amtmann, unter deſſen fahrläſſigem und leicht beſtechlichem Regiment die Brüder des verſtorbenen Zimmermeiſters Conrads ihre böſen Stücke betrieben hatten, — ein junger, rechtſchaffener Juriſt, der überall nicht

auf Menſchengunſt, ſondern nur auf Geſetz und Recht achtete. Wilhelm Conrads-Eiſenhardt zeigte ſeine Papiere vor und brachte andre, ſonnenklare Beweiſe dar, daß er wirklich der Sohn und Erbe des verſtorbenen Zimmermeiſter Conrads ſei. Der junge Amtmann warf einen unwilligen Blick auf den Gerichtsſchreiber und fragte: Welche Beweiſe, die hier dieſen gleich ſind, habt Ihr für die angeblichen Todtenſcheine eures Neffen? Bei einem Soldaten, der ſolche Kriegsgefahren beſtanden hat wie hier mein Neffe, ſagte der Gerichtsſchreiber mit kriechender Höflichkeit, iſt leicht eine Verwechslung möglich, denn es mag unter dem franzöſiſchen Heere gar viele gegeben haben die den Familiennamen Conrads führten. Es ſteht, ſagte der Amtmann, der Beſitznahme ſeines väterlichen Erbes durch Herr Wilhelm Conrads, Gutsbeſitzer in der Schweiz und dort genannt Conrads-Eiſenhardt, zunächſt nichts entgegen.

Halten ſie für gut, Herr Amtmann, fiel dieſem der Gerichtsſchreiber in's Wort. Wir haben hier ein Geſetz wegen der Conſcription und Militärpflichtigkeit. Herr Wilhelm Conrads hat ſich nicht nur, obgleich er lebte und geſund war, der Conſcriptionspflicht entzogen, ſondern er hat ſogar gegen unſer Volk und Land im Heere der Feinde die Waffen geführt; die Rechte an ſeinem väterlichen Erbe hat er hiedurch aufgegeben und verwirkt.

Auch auf dieſen Angriff hatte ſich Wilhelm gefaßt gemacht. Durch einen merkwürdigen, günſtigen Zufall war ihm das Glück zu Theil geworden, den edlen, menſchenfreundlichen König ſeines Vaterlandes auf einer Reiſe deſſelben nach der franzöſiſchen Schweiz nicht nur kennen zu lernen, ſondern auch in ſeinem ſchönen Landhaus ihn zu bewirthen. Dieſem hatte er, zu ſeiner großen

Unterhaltung, die ganze Geſchichte ſeiner Jugend, ſeiner Anhänglichkeit an Napoleon, ſeines Aufenthaltes auf St. Helena und ſeiner Einbürgerung in der Schweiz erzählt. Der Monarch hatte ihm geſagt: nun, auch eine ſolche Treue gegen den alten Herrn iſt der Ehre werth, und wenn mein heutiger Wirth einmal in ſein Vaterland zurückkehren ſollte, dann weiß ich, daß er auch dort zu den Treuen im Lande gehören werde, und will, wenn er meiner Hülfe bedürfen ſollte, ſeiner gedenken. An dieſes königliche Wort hatte Wilhelm den wohlwollenden Monarchen durch einen hochgeſtellten Landsmann, deſſen Bekanntſchaft er kurz vor ſeiner Abreiſe aus der Schweiz machte, erinnern laſſen, und es war ihm ſeine Bitte gewährt, die Verſäumniß ſeiner Militärpflichtigkeit mit all ihren Folgen ihm nachgelaſſen worden. Das Papier, welches dieſe königliche Huld bezeugte, gab Wilhelm in die Hände des Amtmanns, und ſein volles Recht auf die Beſitznahme des väterlichen Erbes ward ihm, als dieſe und alle andern Anſtände und Förmlichkeiten beſeitigt waren, in unbeſtreitbarer Weiſe zuerkannt. Der Amtmann und mehrere ehrenwerthe Männer aus dem Orte bezeugten ihre aufrichtige Freude über dieſen Sieg der Wahrheit und des Rechtes und über den Eintritt des neuen Mitbürgers in ihre Gemeinde; der Gerichtsſchreiber ſuchte den innern Grimm unter den Mienen und Worten falſcher Freundlichkeit zu verſtecken, welche Wilhelm, ſo mild auch ſonſt immer ſein Gemüth war, nur mit ſchweigender Verachtung erwidern konnte.

Es war, wie wir ſchon oben ſagten, die höchſte Zeit für die alte, gute Martha geweſen, daß ihr Retter aus der Noth, ihr Sohn, kam. Alles Werthvolle, das ſich noch als Erbtheil ihrer eigenen Eltern im Hauſe befun-

den hatte, war verkauft oder als Pfand verſetzt; auf das Haus hatte ſie nach und nach eine Summe nach der andern aufnehmen müſſen, und nun, als ſie vor wenig Tagen noch ein kleines Kapital darauf entlehnen wollte, hatte der Gerichtsſchreiber durch ſeine Ränke es verhindert, obgleich er der Einzige war, der die ganze jammervolle Lage ſeiner Schwägerin kannte, welche ihre Noth keinem Menſchen, ſondern nur Gott klagte. Das erſte, was dann der neue Hausherr that, war, daß er alle Schulden ſeiner guten Mutter mit ſammt den Zinſen bezahlte, die verpfändeten Gegenſtände wieder einlöste und das, was zur Bequemlichkeit noch fehlte, aus der nächſten Stadt kommen ließ, wo er ſich, ſchon von der Schweiz aus, mit einem Handelshauſe in Verbindung geſetzt hatte. Das alte, gute Elternhaus bedurfte ſeit Jahren mancher Ausbeſſerung; auch dieſem Bedürfniß ließ Wilhelm durch rüſtige, geſchickte Arbeiter noch vor Eintritt der Winterkälte abhelfen, ließ die ſehr vernachläſſigten Felder ſeines Erbgutes beſtellen, und ehe drei Monate vergingen, war in dem Conradsſchen Hauſe die vormalige Ordnung wieder zurückgekehrt, und eine wohlbehagliche Einrichtung für die kleine Familie, vor allem für die gute Mutter Martha, hergeſtellt.

Die treue Sorge des zärtlich liebenden Sohnes für dieſe hatte aber noch einen andern Segen für das Haus gebracht, welcher das Glück deſſelben mehr als alles Geld und Gut erhöhte. Herr Wilhelm Conrads hatte aus der Hauptſtadt den geſchickteſten Augenarzt des Landes zu ſich berufen, und dieſer, nachdem er Marthas Augen geſehen hatte, den grauen Staar, an welchem ſie litt, als heilbar und bereits reif zur Operation erkannt. Sein Bemühen gelang, und als der Frau Martha, einige

Wochen nach der glücklichen Operation, die Binde von den Augen genommen wurde, und die gute Mutter nun ihren Sohn, ihre Enkel und das Licht der lieben Sonne wieder sehen konnte, da wirkte die Freude so kräftig auf sie ein, daß sie wieder ganz frisch und munter ward; sie schien sich, wie Alle, die sie kannten, es sagten, um eine ganze Reihe ihrer kummervollen Jahre zurückversetzt und verjüngt zu haben, konnte der Wirthschaft und der Pflege der Ihrigen sich rüstig annehmen und mit den fröhlichen Kindern wieder fröhlich seyn wie ein Kind.

Auch Wilhelm fühlte sich in dem guten Gelingen all dieser Werke seiner Hand froh und glücklich. Das Leben an dem Ort seiner Geburt wurde ihm auch noch überdieß durch den täglichen Umgang mit den Familien des trefflichen Amtmanns und des würdigen Pfarrers der Gemeinde recht angenehm gemacht, und nur selten wurde seine innere Ruhe auf Augenblicke durch die Entdeckungen getrübt, welche er noch immer über die boshaften Ränke machen mußte, die sein unnatürlicher Oheim, der Wenzel Conrads, gegen seine Mutter und gegen seinen verstorbenen Schwager geschmiedet hatte, und die er jetzt selbst gegen ihn bei jeder Gelegenheit noch fortwährend betrieb.

Eines Tages kam Wilhelm auch sehr aufgeregt und verstimmt nach Hause. Die Mutter Martha bemerkte es; sie ging ihm nach in sein Zimmer und fragte ihn theilnehmend über die Ursache seiner Unruhe. Mit dem Gerichtsschreiber, so antwortete der Sohn, wird es je länger je ärger, und ich leugne nicht, wenn irgend etwas mich von hier wieder hinwegtreiben könnte, so ist es der beständige Aerger über diesen Menschen und die Versuchung, mich zur unchristlichen Heftigkeit gegen ihn hinreißen zu lassen. Das Stück Waldes, das am westlichen Ende

unſrer Fluren liegt, will er mir durch lügenhaft feingeſponnene Kniffe ſtreitig machen. Ich leugne nicht, ich gäbe gerade jenen Wald an jeden Andern umſonſt hin. Ich kann ihn, was übrigens ſelten geſchieht, niemals ohne widrige Empfindung betreten, denn dort iſt vor 26 Jahren der Mord geſchehen, der auf mich als Knaben einen ſo tiefen, niederbeugenden Eindruck hinterlaſſen hat; aber ich darf hier den Gang des Richters nicht hindern. Der Amtmann hat das Gewebe der Verfälſchungen alter Kaufbriefe und Familien-Urkunden aufgedeckt, hat bei dieſer Gelegenheit den Wenzel in Vollmacht unſerer Regierung von ſeinem Amt als Gerichtsſchreiber entſetzt, und mich hat jener elende Betrüger auch noch durch einige boshafte Verleumdungen meines ſeligen Schwagers ſo aufgereizt, daß ich heute des alten Spruches, der Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt, vergeſſen habe und nun den bittern Nachgeſchmack davon erdulden muß.

Im Geſpräch mit der Mutter Martha theilte ſich der innere Friede, der in dieſer war, auch dem Sohne wieder mit; beide gingen beruhigt in die Familienſtube hinab, und im Anblick der lieblichen Kinder wurde des heutigen unangenehmen Vorfalles vergeſſen.

Am andern Morgen, bald nach dem gemeinſamen Frühſtück, nahm Wilhelm ſeine Flinte, um ſich, wie er der Mutter ſagte, ſeinen Braten für den Sonntag ſelbſt zu holen; er wollte, wie er dieß öfter that, auf die Haſenjagd ausgehen. Sein treuer Hund begleitete ihn, um durch die Spürkraft ſeines Geruches zu erſetzen, was der heutige Winternebel dem Auge des Jägers entzog. Erſt gegen Mittag kehrte derſelbe, ohne eine Beute in ſeiner Jagdtaſche, zurück; der Nebel war im Verlaufe des Vormittags ſo dicht geworden, daß er das Gelingen des

Waidwerkes unmöglich gemacht hatte. Während man noch bei Tiſche ſaß, trat ein alter Nachbar in's Zimmer herein. Er brachte die Nachricht, daß man ſoeben den geweſenen Gerichtsſchreiber, den Wenzel, ermordet in ſeinem Blute draußen im Walde gefunden habe. Mit bedenklicher Miene fügte der Alte ſeinem Berichte die Worte hinzu: Und denken Sie nur, Herr Conrads, gerade an der Stelle hat man den Leichnam gefunden, wo vor 26 Jahren der Mord geſchehen iſt.

Die alte Martha ſo wie ihr Sohn erſchracken heftig über dieſe unerwartete Todesnachricht. So iſt, ſprach Wilhelm, der unglückliche Menſch mitten in ſeinen Sünden dahingerafft worden und allerdings, höchſt merkwürdig iſt auch jener Ort! —

Herr Wilhelm Conrads machte ſich ſogleich auf den Weg nach dem Hauſe des Oheims, dahin man den Leichnam deſſelben gebracht hatte. All das Unrecht, das er ſeiner Mutter und ihm zugefügt hatte, war vergeſſen, nur daß der Ermordete der Bruder ſeines Vaters, der Mann ſeiner geliebten Mutterſchweſter geweſen ſei, das ſtand ihm jetzt vor der Seele. Er fand bereits die Herren vom Amt und mit ihnen den Wundarzt in Wenzels Zimmer; das neugierige Volk, das ſich auf der Flur des Hauſes und vor ſeinen Fenſtern zuſammengeſchaart hatte, konnte nur mit Mühe von dem Eindringen in's Zimmer abgehalten werden. Der Gemordete athmete oder vielmehr röchelte noch; aber an eine Verlängerung ſeines Lebens war nicht zu denken; er war durch einen Schuß mit ſtarken Schroten getödtet, der ihm mitten durch die Bruſt gedrungen war. Neben ihm hatte man ſeine Flinte gefunden; dieſe war noch ſcharf geladen; aus ihr konnte der tödtliche Schuß nicht gefallen ſeyn.

Der zum Tod Verwundete hatte seinen letzten Athemzug gethan, die wundärztliche Untersuchung war beendigt; der Amtmann kehrte mit seinen Begleitern nach der Amtsstube zurück, und auch Wilhelm, da er sah, daß hier keine Menschenhülfe möglich sei, kehrte in schmerzlich tiefer Bewegung wieder zu den Seinigen.

Er hatte hier nicht viel länger als eine Stunde verweilt, da trat der Gerichtsdiener in Begleitung von zwei Gensdarmen herein in's Haus und kündigte unter Aeußerung seines herzlichen Bedauerns dem Herrn Wilhelm Conrads an, daß er Auftrag habe, ihn in's Amthaus vor Gericht zu führen. Wilhelm, in der Ruhe eines guten Gewissens, folgte sogleich der Aufforderung. Als er vor dem Amthaus durch das Gedränge des Volkes ging, da vernahm er die Stimme eines allgemeinen Bedauerns darüber, daß er, der brave, in der ganzen Gemeinde hochgeachtete und geliebte Mann wegen eines solchen bösen Menschen, wie dieser Gerichtsschreiber gewesen, der den Galgen schon längst verdient habe, in solche Noth gerathen müsse.

Der Amtmann empfing mit theilnehmender Miene, zugleich aber mit dem Ausdruck und Ton des richterlichen Ernstes, seinen eintretenden Freund. Herr Wilhelm Conrads, sagte er, es haben sich aus dem Verhör der Zeugen und aus der genauen Erwägung all der Umstände, welche den heutigen Mord Ihres gewesenen Oheims begleiteten, sehr deutliche und schlagende Gründe herausgestellt, Sie als den Urheber der That zu betrachten; ich bitte Sie, in Ruhe alle die Punkte zu vernehmen, auf welche der Verdacht gegen Sie sich stützt, und meine Fragen mit gewissenhafter Wahrhaftigkeit zu beantworten.

Ich übergehe hier die allbekannten Mißhelligkeiten,

in welche Sie und Ihr väterliches Haus mit dem ermordeten Wenzel Conrads gerathen waren, und Jedermann weiß es, daß Sie und Ihre Mutter die gröblich Beleidigten waren, der gewesene Gerichtsschreiber aber der ungerechte Beleidiger. Nur von dem letzten, gestrigen Ausbruche der gegenseitigen Feindseligkeiten habe ich hier zu reden. Ich selber bin davon zum Theil Zeuge gewesen; Andere aber, welche bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, gaben zu Protokoll, daß sie zu dem gewesenen Gerichtsschreiber unter anderen auch folgende Worte gesagt hätten: „er sei ein Bösewicht, dessen offenkundige sowie verborgene Thaten nicht mit Thränen allein, sondern mit dem schuldigen Blute gebüßt werden sollten," ja, wie man uns bezeugte, sollten Sie zuletzt noch gesagt haben: „Ich sehe wohl, Eure Zunge wird das Gift ihres Hasses gegen mich und die Meinigen austoben, bis sie der Tod verstummen macht." Sind Sie dieser Worte geständig?

Ob diese Reden, die ich in leidenschaftlicher Aufwallung sprach, wörtlich so lauteten, das getraue ich mir nicht zu sagen; daß aber ihr Inhalt ein gleicher war, das gestehe ich zu.

Sind sie nicht heute am Morgen, gerade in der Zeit, in welcher der gewesene Gerichtsschreiber durch einen Schuß getödtet wurde, mit Ihrer Flinte und mit Ihrem Hunde in demselben Walde und in derselben Gegend gewesen, wo der Mord geschah? Dort dieser Landmann hörte einen Schuß und sah Sie von eben jener Gegend des Waldes herkommen, und ist der Schuß, den mit ihm zugleich Mehrere gehört haben, nicht aus Ihrer Flinte gefallen?

Ich bin allerdings heute am Morgen auf meinen Feldern, wo die Erlaubniß dazu mir zusteht, auf die

Haſenjagd ausgegangen; von dem Wege durch den Wald aber, obgleich er nach meinen jenſeitigen Fluren der nächſte geweſen wäre, hat mich ein mir unerklärliches Grauen abgehalten; ich blieb an ſeinem Rande. Ich ſelber bin nicht zum Schuß gekommen, habe jedoch den Schuß im Walde gehört; mein Jagdhund war bei mir.

Wie kommt es aber, daß man das gewaltſam abgeriſſene Halsband ihres Hundes, darauf die Zeichen Ihres Namens ſtehen, unmittelbar neben dem Ermordeten gefunden hat?

Allerdings ſah ich, daß mein Hund, als er heulend vor Schmerz und blutend an einer Wunde, die ihm, wie es ſchien, durch ein Jagdmeſſer geſchlagen war, wieder zu mir kam, ſein Halsband verloren hatte. Ich konnte mir dieſes nicht anders erklären, als daß ihn Jemand durch einen ſcharfen, krummen Haken, wie man dergleichen an Stöcken trägt, am Halsband gewaltſam gehalten haben müſſe, um ihm, wenn das Band nicht geriſſen wäre, den Schädel zu ſpalten. Ich dachte dabei, weil mein Hund gern jagt, an die rohe Hand eines Jägers.

Ein ſolcher Stock mit ſcharfem krummen Haken, ſo ſprachen mehrere der Zeugen, die den Leichnam des Ermordeten an Ort und Stelle geſehen hatten, lag allerdings außer der Flinte und dem Jagdmeſſer bei dem Gerichtsſchreiber.

Noch Eines, ſo ſprach der Amtmann. Ihr Oheim, der geweſene Wenzel Conrads, hat, nach der Ausſage mehrerer Anweſenden, als Sie in der eben erwähnten, heftigen Weiſe von ihm ſchieden, die Worte ziemlich laut vernehmbar geſagt: „ja, mein oder dein Tod, du Verräther, wird dem Streit zwiſchen uns ein Ende machen.“ Auch hat der Bauer, der den Leichnam zuerſt fand, aus-

gesagt, daß der Hahn an der Flinte des Gerichtsschreibers, wie zum Schusse fertig, gespannt gewesen sei. Sagen Sie, hat nicht eine Art von Zweikampf unter Ihnen beiden stattgehabt, bei welchem der Gerichtsschreiber als Opfer Ihres Zwistes fiel?

Ich habe, das weiß Gott, den unglücklichen Mann seit unserer gestrigen Trennung nur erst heute, als bluten-den Leichnam, wieder gesehen.

Das Verhör war geschlossen; die Zeugen, so wie die andern Anwesenden, traten ab, der Amtmann blieb mit Wilhelm allein, dem er mit einer Thräne im Auge die Hand drückte. Mein Freund, so sprach er, ich bin jetzt so gewiß als von meinem Leben von Ihrer Unschuld über-zeugt; aber die Pflicht meines Amtes und die gesetzliche Ordnung gebieten mir, Sie hier in Gewahrsam zu be-halten, bis das Dunkel, welches über diesem Ereigniß schwebt, hoffentlich bald, sich aufklärt. Sie werden, so viel ich dieß Ihnen zeigen darf, hier im Hause eines Freundes seyn.

Allerdings war der Gewahrsam, in welchem man den ehrenwerthen Mann hielt, ein sehr leicht erträglicher. Denn er wohnte in einem mit allen Bequemlichkeiten ver-sehenen, heizbaren Zimmer des Amthauses; die Wache, die vor seiner Thüre stand, hinderte den Zutritt keines Freundes; der Pfarrer, der Amtmann, so oft ihre Ge-schäfte es erlaubten, kamen zu ihm; vor Allen aber war die Mutter Martha seine fast beständige, treue Pflegerin und Leidensgefährtin. Dennoch waren die sechs Tage seiner Gefangenschaft für diese wie für ihn Tage einer schweren Prüfung. Man hatte ihm gerathen, durch die feierliche Leistung eines Eides, da ja alle Beweise gegen ihn noch unzureichend erschienen, wenigstens dem engern

Gewahrsam ſich zu entziehen; er aber erklärte, daß er lieber, wenn es ſo ihn träfe, unſchuldig ſterben als die furchtbaren Worte eines ſolchen Eides ausſprechen wolle, welche vormals auf lange Zeit ihn bis zu dem Abgrund der wahnſinnigen Verzweiflung geführt hatten. Der Herr Pfarrer wiſſe den Grund dieſer Weigerung, denn ihm habe er denſelben vertraut. Und der Pfarrer ſprach es aus, daß er es, nach dem, was er von Herrn Conrads vernommen, für unrecht halten würde, ihn zu einem Eid zu nöthigen.

Aber auch dieſe Prüfung, die ſo ſchwer auf Martha's Herzen laſtete, nahm bald ein Ende. Die Aufklärung des Dunkels erfolgte auf ſeltſame Weiſe.

Die beiden Kinder, Joſeph und Sophie, waren in der Zeit, wo der Vater Wilhelm und die Mutter Martha im Amthauſe verweilten, bei einer alten Freundin des Conradsſchen Hauſes, einer vormaligen Dienſtmagd der Martha, in Koſt und Pflege gekommen, welche an einen Pächter in der Nähe des Dorfes verheirathet war. Der Stiefſohn von dieſer war Jägerburſche, im Dienſte des Forſtmeiſters, und kam faſt täglich in das Haus ſeines Vaters. Seit mehreren Tagen hatte die Mutter eine große Unruhe an dem Burſchen bemerkt. Eines Mittags, da er auch zu den Eltern kam, fand er das jüngſte Kind ſeiner Mutter, einen Knaben von acht Jahren, bitterlich weinen. Er fragte nach der Urſache; die Mutter aber ſagte: laß ihn weinen, das ſind heilſame Thränen. Er hat heimlich etwas ſehr Böſes begangen; dort die beiden guten Kinder, Joſeph und Sophie, haben ihn beredet, ſein Vergehen zu geſtehen; er hat es gethan; wir haben ihm nicht nur verziehen, ſondern haben ihn ſeitdem noch einmal ſo lieb als vorher, denn Gott liebt ja auch den Sünder, der ſeine

Schuld bekennt. Der Jägerburſche ſchien tief gerührt; er aß nicht mit den Eltern, er ſagte, er habe einen nöthigen Dienſtgang vor ins Amthaus. Er war es geweſen, der ohne ſeinen Willen den Gerichtsſchreiber erſchoſſen hatte. Ein Rehbock, auf den er ſchon angelegt hatte, war ihm ins Gebüſch entſprungen; der dichte Nebel täuſchte ihn; ſein Schuß traf den Gerichtsſchreiber, den er hier nicht vermuthet hatte. Nicht dieſe unvorſätzliche That, ſondern ſein Verſchweigen derſelben, aus Furcht ſeine Stelle zu verlieren, war ſeine Schuld geweſen.

Das offene Geſtändniß des jungen Jägers befreite Wilhelm aus ſeiner Gefangenſchaft. Aber mit dem Dunkel, das über jenem Ereigniß ſchwebte, hellte noch manches Andere ſich auf. Es ergab ſich nur zu deutlich, daß der Gerichtsſchreiber an demſelben Morgen, wo der Schuß des Jägers ihn traf, ausgegangen war, um ſeinem Neffen Wilhelm aufzulauern und ihn zu ermorden. Seine Worte, die er im trunkenen Muthe und in blinder Wuth am vorhergehenden Abend im Wirthshauſe gegen einige ſeiner vermeintlich treuen Freunde geſprochen hatte, bezeugten dieß.

Aber noch etwas Anderes kam in Folge dieſes Ereigniſſes an den Tag. Wilhelm ſelber geſtand jetzt eine Schuld, welche die Heiterkeit ſeines Lebens ſo vielfach getrübt hatte; er war durch ſein freilich ſpäteres Hinzukommen noch Zeuge geweſen von der Mordthat welche ſein Oheim vor 26 Jahren dort im Walde an einem Bauern aus Rachſucht verübte, hatte ſich aber durch die furchtbaren Drohungen und Verwünſchungen des Oheims ſo einſchüchtern laſſen, daß er, in kindiſchem Unverſtand, ſein Mitwiſſen an der That verleugnete. Erſt als er ſeinen Vetter den furchtbaren falſchen Eid ſchwören hörte, war ſeine Gewiſſensangſt erwacht, und das, was ihm jetzt geſchehen war, die An-

ſchuldigung eines Mordes, an welchem er keine Schuld hatte, betrachtete er mit Dank gegen Gott als eine gerechte Züchtigung und Strafe für die Schuld ſeines langen Schweigens über ein Verbrechen, welches nicht hätte ſollen verhehlt werden; als die zeitliche Strafe einer Schuld, deren jenſeitige Strafe ihm, das wußte er, nicht nur wegen ſeines damaligen kindiſchen Unverſtandes, ſondern um eines andern Fürſprechers willen erlaſſen war.

Ein Stückchen aus meiner Jugendgeſchichte.

Ich will dießmal meinen lieben jungen Freunden, Etwas erzählen, das ich ſelber erlebt und erfahren habe. Es iſt die Geſchichte einer Reiſe, die ich als junger Burſche mitten im Winter, wann die Tage am kürzeſten ſind, gemacht habe. Sie ſelber war nur kurz, denn ihr Weg zu dem Orte, dahin ich wollte, ging nur über einen kleinen Theil meines Heimathlandes hinüber; beinahe wäre ich aber auf dieſem Wege viel weiter hinausgerathen, als ich wollte, nämlich nicht nur hinaus über die Berge und Hügel im Orla- und im Saalthale, auch nicht blos in ein Land jenſeits der Alpen oder des Rheines, ſondern in ein Jenſeits, das noch niemals ein Menſchenauge geſehen hat. Denn dahin wäre ich ohne Weiteres gekommen, wenn mich nicht ihrer Zwei, wie mir ſchien auf eine recht grobe Weiſe, am Einſchlafen gehindert hätten, ehe ich gute Nacht geſagt und mein Abendgebet geſprochen hatte.

Nicht einmal die Geſchichte der ganzen Reiſe, welche vier Tage dauerte, ſondern nur die ihrer zweiten Hälfte will ich hier ausführlich erzählen; kurz erwähnt habe ich derſelben ſchon ein anderes Mal, in meinem Alten und Neuen vierten Bandes erſte Abtheilung.

Wenn an dem kleinen Städtchen Zeulenrode, im Fürſtenthum Reuß-Greiz, ein Thor und dabei eine Wache

gestanden wäre, die mich recht genau über das Woher und Wohin meiner Wanderschaft ausgefragt hätte, da brauchte ich nur Frage nebst Antwort hieher zu setzen und meine jungen Leser wüßten über das Alles Bescheid. Nun hat mich zwar dort kein Thorwärter gefragt, ich will aber der Kürze wegen einen solchen Fragenden, und zugleich mich als den Antwortenden, in einer und derselben Person vorstellen und so meinen lieben Lesern über das Wohin und Woher meiner Reise Rede und Antwort geben.

Wie heißt Er? — Ich heiße Heinrich Schubert. — Wo kommt Er her? — Aus dem Hause meines lieben Vaters, des Pfarrers zu Hohenstein im Schönburgischen. — Was treibt Er für eine Profession? — Ich bin ein Schüler. — Wo geht Seine Reise hin? — Nach Weimar. — Was hat Er daselbst für Geschäfte? — Ich will in die dortige berühmte Schule gehen und mit Gottes Hülfe recht viel darinnen lernen. — Wo geht Er hin zur Herberge? — Bei dem Herrn Postmeister, dessen Sohn auch mit mir zugleich auf die Schule in Weimar gehen wird.

Im Hause des Herrn Postmeisters ging es gar lustig her. Denn da gab es einen ganzen Haufen munterer Kinder, eins immer kleiner als das andere; und die Kleinen waren gerade nicht die stillesten, sondern die allerlautesten. Mir war es aber gar nicht lustig zu Muthe, und ich wäre lieber irgendwo anders in der Stille gesessen, denn ich hatte meinen lieben Vater daheim krank verlassen, als ich am Abend des Neujahrstages von ihm Abschied nahm, und am Morgen vorher war das einzige Kind meiner guten Schwester gestorben, das ich sehr lieb hatte. Man ließ mir jedoch keine Zeit, meinen Gedanken

an die Heimath nachzugehen; die Kleinen ſprangen an mich hinan, wie an einen alten Bekannten; das eine brachte ſeine Puppe, das andere ſeinen Hampelmann; die Frau Poſtmeiſterin aber brachte mir Nüſſe und Aepfel, über die ich ſogleich insgeheim einen Vertrag mit meinen kleinen Freunden einging, vermöge deſſen die vier Aepfel in acht Hälften getheilt wurden, davon eine ich, die übrigen ſieben ſie bekamen; die Nüſſe aber wurden ihnen zu beliebigem Gebrauche überlaſſen. Während das kleine Volk mich verließ, um ſich die Nüſſe aufzuſchlagen, kam der älteſte Bruder herein, derſelbe, welcher morgen mit mir zugleich die Wanderſchaft nach Weimar antreten wollte. Denn er war mit mir auf der kleineren Schule, die wir jetzt mit der größeren vertauſchen wollten, zuſammen geweſen, und er war es auch, der mich im vorhergehenden Herbſt zu einer Reiſe nach Weimar veranlaßt und in mir den Wunſch erweckt hatte, dorthin zu gehen, um etwas Tüchtiges zu lernen. Ein Wunſch, den mir mein guter, lieber Vater, dem es bei mir auch um's tüchtige Lernen zu thun war, gerne gewährt hatte.

Der alte Herr Poſtmeiſter trat nun auch in unſer Zimmer herein, und wir ſetzten uns mit dem noch lebendig gebliebenen Theil ſeiner Kinderſchaar (die Kleinſten waren ſchon in ihrer Wiege und ihren Bettchen entſchlafen) zu Tiſche. Der Hausherr war ſehr geſprächig, und mit den Welthändeln der damaligen Zeit wohlbekannt; er unterhielt uns mit allerhand zum Theil nur aufgewärmten politiſchen Neuigkeiten, und ich hörte ihm gerne zu, als er von den Siegen der Oeſtreicher unter Wurmſer und Clairfayt über die Franzoſen erzählte; noch mehr aber vergnügte mich das, was er von dem edlen jugendlichen Helden unſerer deutſchen Nation, dem damals

24jährigen Erzherzog Karl, und seinen herrlichen Thaten bei Teining und Würzburg sprach. Dieß Alles war erst vor wenig Monaten geschehen; ich aber in meiner Heimath hatte es niemals in solcher Ausführlichkeit vernommen, denn mein lieber Vater sprach mit unserer Mutter und mit uns Kindern niemals über das, was in den Zeitungen stand und wir vernahmen nur beiläufig etwas davon, wenn er mit seinem Schwiegersohne oder andern Männern darüber redete. Auch konnte der Vater selbst an diesen verständigen Männern die politische Naseweisheit und Vorausschau nicht leiden, von welcher er sagte, daß sie gar oft zu Schanden werde, wenn nach Gottes verborgenem Rathschluß gerade das Gegentheil von dem geschehe, was die großen Politiker vorhergesagt hatten. Doch es war jetzt Schlafenszeit, und man wies auch mir mein Lager an.

Zweimal wenigstens noch in der Nacht hörte ich den Ruf und Gesang des Nachtwächters. Denn so müde ich auch von der heutigen Fußreiße über Berg und Thal war, ließ mich doch das Heimweh nach dem lieben, trauernden Vaterhaus nicht einschlafen. Mein seliger Vater pflegte zu uns, namentlich aber zu mir, öfters in Sprüchen zu reden. Und zwar nicht in Sprüchen der sieben Weisen von Griechenland oder anderer Weisen am Ganges und Nil, sondern in Sprüchen jener Weisheit, welche älter ist als alle Weisen der Erde und als die Erde selber. Es waren nämlich Sprüche aus der heiligen Schrift, und zwar solche, die sich recht kräftiglich zu uns und unsrem Zustande paßten. Auch mir hatte er bei meinem dießmaligen Abschiede, als ich ihm seine gute, erst acht Tage vorher vom Schlagfluß gelähmte Hand küßte, Sprüche von solcher Art, welche durch Mark und Gebein schnitten,

ins Herz geworfen, und ich wollte, der Nachtwächter hätte mich mit ſeinem lauten Geſang nicht blos in dieſer einen Nacht, ſondern ein ganzes Jahr und darüber jede Nacht, bei dem Gedanken an dieſe Sprüche wachend gefunden.

Am andern Tage, es war am Sonntag nach dem neuen Jahre, ſtand ich ſchon frühe vor der Dämmerung auf. Denn ich hatte am Abend vorher geſehen, daß der Reiſekoffer mit all meinen Sachen, der mir durch Fuhrgelegenheit vorausgegangen war, ſchon auf dem kleinen Poſtfuhrwerk ſtand, das uns nach Weimar bringen ſollte, meinte daher, man würde ſchon frühe anſpannen und mit uns von hinnen fahren. Aber ich hatte mich ſehr geirrt. Im ganzen Hauſe war noch Alles zu Bett, und es ließ ſich noch keine Stimme vernehmen als etwa die etlicher zarten Kehlen des kleinen Siebengeſtirnes, mit dem ich am Abend vorher meine vier Aepfel redlich und brüderlich getheilt hatte. Draußen im Hofe aber bei dem Hauſe gab es ſchon hell brennende Laternen und wache Poſtknechte genug, die ihre Stimme bei dem Geſchäft des Pferdefütterns gar nicht in angenehmer und erbaulicher Weiſe, ſondern in Scheltworten und Flüchen vernehmen ließen. Ich fragte den einen, dann den andern, ob er ſeine Pferde zum Anſpannen an den Wagen zurüſte, der nach Weimar fahren ſolle? dieſe aber ſahen mich trotzig an, und der eine ſagte, ſeine Pferde würden hier überhaupt an keinen Wagen geſpannt, ſondern gingen leer zurück, denn er habe in der Nacht eine Herrſchaftsſchaiſe als Extrapoſt gebracht; der andere ſagte, er hätte den Poſtwagen nach Greiz, der dritte, er hätte den, (ich meine) nach Schleiz zu fahren; von einem Geſpann für Weimar war unter Menſchen und Vieh des ganzen Stalles keine Spur zu finden.

Ich ging darauf nachdenklich in das Haus zurück, wo ich im kalten Wohnzimmer ein Licht und eine Magd im Geschäft mit ihrem Kehrbesen fand. Das eben angezündete Feuer im Ofen verrieth sich noch nicht durch einen Hauch von Wärme, sondern nur durch das Knistern des Holzes. Ich nahm indeß doch, auf Hoffnung, einen Sitz in einem Winkel am Ofen.

Eine Zeitlang blieb ich mit der Lampe und mit meinen Gedanken, die schon weit auf dem Wege nach Weimar voraus waren, allein; dann füllte sich das Zimmer allmählig mit dem kleinen und großen Volk des Hauses, das sich rings um den großen Milchtopf und den Kaffeetopf an dem Familientische niederließ. Auch ich hatte da Platz genommen neben der vielgeschäftigen Hausmutter und ihrem Schooßkinde. Ich fragte den Herrn Postmeister, wann wir wohl heute nach Weimar kommen würden? — Heute? so antwortete er, das ist nicht möglich; erst müssen die Pferde von Auma zurückkommen, dann gefüttert werden, ehe wir einspannen können, und der Weg nach Weimar ist weit. Dieser Strich durch meine Rechnung machte mich ziemlich kleinlaut. Meine kleinen Tischgenossen waren dieses aber nicht, sondern da sie ihr Frühstück genommen hatten, knallte der eine mit seiner Peitsche, der andere zog seinen kleinen Wagen mit dem Vorspann der hölzernen Pferdchen im Zimmer herum, kam aber dabei der hölzernen Stadt, die der Dritte gebaut hatte, so nahe, daß sich alsbald Krieg und Kriegsgeschrei erhob, zu welchem ein Viertes auf der kleinen blechernen Trompete und auf der Trommel sich vernehmen ließ, während noch Eines wie ein kläglich sinnender Weiser sich still bei dem Christbaum mit Nachforschungen nach etwa einem übriggelassenen Apfel oder Nüßchen beschäftigte. Es war

heute Sonntag, und ich empfand ein recht ſehnliches Heimweh nach meinem lieben Vaterhauſe und nach den ſchönen, guten Gebräuchen deſſelben an jedem Morgen, vornämlich aber am Sonntage. Dort hörte man Gebet und Lieder, und Alles war dabei ſtill, außer etwa der lautſchreiende Kanarienvogel, wenn man vergeſſen hatte, ſeinen Käfig zuzudecken; hier gab es lauter ſolche Kanarienvögel, die Niemand verdeckte und zum Schweigen brachte.

Auch in der Kirche fand ich keine ſonderliche Erbauung, weiß aber nicht ob das an dem lag, was ich da hörte, oder an dem, was ich dabei dachte; denn mit meinen Gedanken ſaß ich nicht in der Kirche von Zeulenrode, ſondern in der, wo ich meinen lieben Vater ſo oft gehört hatte, oder dazwiſchen auch wieder im Wagen, auf dem ich nach Weimar fuhr.

Endlich waren die Pferde, die unſer Fuhrwerk bedienen ſollten, gekommen, abgemattet und hungrig; der alte Poſtknecht, der ſie in den Stall zog, in verdrießlich übernächtlicher Stimmung. Faſt war es ſchon Mittagszeit, als wir beiden Schul- und Reiſegenoſſen aufſaßen und hinausfuhren in die freie, friſche Welt. Da war es freilich ſchöner und ſtiller als bei der Morgenlampe im Poſthauſe; die Sonne ſchien hell und mild aus dem klaren Himmelsblau; die Bäume waren angethan mit dem feinen, zarten Gewebe der Schneeflocken, und die reine, weiße Decke der Hügel und Felder erleuchtete mit der Tageshelle zugleich das Dunkel des Tannenwaldes. Zeit genug, zum Beſehen der Wälder und Felder, der Gebäude und Leute, an denen wir vorbeikamen, ließ uns allerdings unſer Fuhrwerk, denn unſre alten, müden Gäule gingen ſelbſt auf ebenem Wege ſo langſam und mühſelig, als

ob ſie uns auf den ſteilſten Berg hinaufſchleppen müßten, und der alte Poſtknecht, der zu Fuße neben ihnen herſchritt, ſchien ſelbſt im Gehen faſt mehr zu ſchlafen als zu wachen. Auch war die Ausſicht, die wir von unſerem Wagen aus genoßen, eine ganz unbeſchränkt freie, denn unſer Fuhrwerk war weder von oben noch an den Seiten durch ein Verdeck beläſtigt, ſondern die zweiſitzige hölzerne Bank ſchwebte in freier Luft. Nun, das wäre gut genug geweſen, denn wir hatten weder von Regen oder Wind noch vom Staube zu leiden, und mein Reiſegefährte war mit warmen Hüllen auch gegen die Kälte der Nacht wohl verwahrt, während ich, weil der Brief des Herrn Poſtmeiſters an meinen Vater das Fahren in einer Kutſche in Ausſicht geſtellt hatte, mit dergleichen Dingen nur ſchlecht verſehen war. Was mir jedoch an Mitteln zur Erwärmung von außen abging, das erſetzte die innere Wärme, welche mir die Ungeduld über den gar ſo ſchmählich langſamen Fortgang unſerer Reiſe durch alle Adern trieb. Zwei junge Burſche, die wir im Vorbeifahren bei einem Hauſe ſtehen ſahen, holten uns, obwohl in mäßigem Schritt, ſo raſch ein und kamen ſo ſchnell unſerem Fuhrwerk voraus, daß meine Füße ſich nicht mehr länger im Poſtkarren halten konnten; ich ſprang heraus, warf das ſchwere Ueberkleid in den Wagen, und ſchritt dieſem friſch voraus, ohne mich nur einmal nach ihm umzuſehen.

Erſt jetzt, da ich ſo allein durch die ſtille Winterlandſchaft dahinging, wurde mir es recht ſonntäglich wohl zu Mute. Die Glocken von den benachbarten Ortſchaften her riefen die Leute zum nachmittäglichen Gottesdienſt; ich träumte mich noch einmal hin in das liebe Elternhaus, war aber freudig und getroſt in Hoffnung; meinen Vater, ſo dachte ich, wird mir Gott noch erhal-

ten, und in Weimar werde ich recht fleißig seyn und viel lernen.

Ich hatte versäumt, unsern Fuhrknecht zu fragen, an welchem Orte er zur Nachtzeit halten werde, denn bis dorthin, so war mein Vorsatz, wollte ich zu Fuß vorausgehen. Die ohngefähre Richtung, die ich zu nehmen hatte, wußte ich wohl; als sich jedoch nach einiger Zeit die Straße, auf der ich gekommen war, in zwei theilte, deren wohl jede die richtige seyn konnte, da war ich über die Wahl verlegen. Meine Ungewißheit dauerte jedoch nicht lange, denn ein Mann kam auf dem einen der beiden Wege gegen mich her, und auf meine Frage: welches die richtige Straße nach Weimar sey? versicherte er mich, die, welche er komme, sei die eigentliche, richtige Poststraße dahin, gab mir auch noch auf meine weitere Frage den Bescheid, daß mein Fuhrmann, wenn er von Zeulenroda komme, an keinem andern Orte sein Nachtlager nehmen könne als in Neustadt an der Orla, dahin ich noch etwa zwei Stunden zu gehen habe.

Und nun hier am Scheidewege zwischen Rechts und Links, wo ich statt des rechten den linken Weg einschlug, nimmt erst die Reihe der Abenteuer meiner Winterreise, auf deren Erzählung ich meine jungen Leser einladen wollte, ihren eigentlichen Anfang; denn der bisherige Bericht war nur eine Durchfahrt aus dem ordinären Stand der Dinge in den extraordinären Verlauf derselben.

Zu Neustadt an der Orla, im Gasthof, ging es hoch her. In dem großen Zimmer, darin auch ich an einem abgelegenen Tische meinen Sitz nahm, saßen mehrere Herren, denen der Wirth und sein Kellner große Ehrerbietung bezeugten. Einen oder zwei davon titulirten sie

als Herren Hofräthe, einen als Kreisphyſikus, noch einen als Landhauptmann, etliche als Doktoren; der Amtsſchreiber aber ſo wie der Stadtchirurg, die doch zu anderer Zeit, wenn ſolche Sonnen ſie nicht überſtrahlten, in Neuſtadt als große Lichter und hochachtbare Männer glänzten, ſaßen ganz unten am Tiſch und wurden von dem Kellner immer zuletzt bedient. Aus dem Munde des Gerichtsboten, der nebſt einem Bergmann mit an meinem Tiſche ſaß, vernahm ich, als der Bergmann ihn fragte, wer und woher die Herren ſeien, daß ſie heute aus Weimar gekommen wären. Sie gehörten, ſo berichtete er halblaut weiter, zu einer Kommiſſion, welche die Regierung zur Unterſuchung und Berathung über die Viehſeuche zuſammen berufen habe, die ſeit Kurzem in der Gegend des Orlathales ausgebrochen ſei. Sie würden wohl mehrere Tage hier beiſammen bleiben.

Der Kellner, als er dem Bergmann und dem Gerichtsboten ihr Bier brachte, fragte auch mich, was mir beliebte, und ich gab den beſcheidenen Wunſch zu erkennen, etwas zu eſſen, denn ich hatte ſeit dem Frühſtück nichts genoſſen und war durch den mehr als vierſtündigen Lauf in friſcher Winterluft ſehr hungrig geworden. Ich wurde gerade nicht mit geflügelter Eile bedient; doch erhielt ich, als ich den von der Bedienung des Herrentiſches wieder einmal zurück und an mir vorüberkommenden Kellner an meinen Wunſch erinnerte, ein Stück aufgewärmten Kalbsbraten nebſt einem Schüſſelchen voll dünner brauner Brühe, darin abgekochte Zwetſchgen lagen. Auch ein Stück Brod erhielt ich, und als freilich nur zufällige Zuthat fand ich auch in dem Löffel voll Zwetſchgenbrühe, als ich ihn eben zum Munde führte, eine Stecknadel, die ich als ehrlicher Finder unverſehrt auf den leeren Teller hinlegte.

Vor und nach meiner Mahlzeit hatte ich mich mehrere Male außen nach meinem Fuhrmann umgeſehen, der doch, ſo langſam er auch zufuhr, nach meinem Bedünken hätte längſt da ſeyn können. Ich ſprach ſoeben mit einem der Kutſcher, welche die Herren von der Kommiſſion hieher gebracht hatten, von meiner Fuhrwerksangelegenheit, da kam zufälligerweiſe der Wirth dazu. Als dieſer hörte, wovon die Rede ſei, gab er mir einen gar ungünſtigen Beſcheid. Ich werde da, ſo ſagte er, wohl vergeblich warten, denn mein Fuhrwerk habe ohnfehlbar die Straße über Roda nach Jena eingeſchlagen, weil dieſe die nähere ſei. Wenn ich aber, ſo fuhr er fort, etwa eine Stunde weit zurückkehren und dann auf einer Straße, darauf ich nicht fehlen könne, an einen Ort gehen wolle, den er mir nannte, da werde ich meinen Fuhrmann finden, denn dort ſei derſelbe gewiß zu Nacht geblieben. Ich aber wollte vom Umkehren nichts wiſſen, beſchloß daher, lieber in Neuſtadt zu bleiben und den Weg von da nach Weimar, den ja die Kutſcher in neun Stunden zurückgelegt hatten, vollends ganz zu Fuß zu machen. Auch mein Ehrgeiz hatte bei dieſem Entſchluß Sitz und Stimme. Ich wollte mich von meinem Reiſegefährten, der in ſeinen Pelzrock und Mantel ganz bequem auf dem Karren ſitzen geblieben war, nicht auslachen laſſen, wenn ich jetzt auf einmal wie ein Büßender wieder zu ſeiner Schneckenpoſt käme.

Ein wenig unmuthig kehrte ich zu meinem Sitz bei dem Gerichtsboten und dem Bergmann zurück. Der Kellner fragte mich, ob ich Bier oder ein Glas Branntwein wolle. Ich aber habe in meinen jüngern Jahren niemals etwas der Art genoſſen, ſondern war ein Waſſer- und Milchtrinker; und dieſe Diät iſt mir für Seele und Leib ſehr zuträglich geweſen. Auch kann ich es meinen

jungen Freunden hier beiläufig sagen, daß in der Regel die Männer, die sich durch eine besondere Kraft und Stärke des Gedächtnisses auszeichneten, wenigstens in ihrer Jugend Wassertrinker gewesen sind.

Mit dem Bergmann kam ich bald in eine sehr angenehme Unterhaltung. Der Mann war aus dem sächsischen Erzgebirge zu Hause, und sonach mein naher Landsmann. Mit einem Herrn aus Freiberg war er in seinen jungen Jahren in England gewesen. Dort, so erzählte er mir, sei er in Gruben (Bergschachten) angefahren, deren Tiefe noch unter die Meeresfläche hinabgehe, ohne daß das Meereswasser durch das feste Gestein der Gebirge dahin eindringe. Wir kamen darauf zu sprechen, wie hoch wohl die höchsten Berge der Erde und wie tief das Meer sei; und bei dieser Gelegenheit kramte auch ich meine wenigen Schulkenntnisse aus, sprach von der Höhe des Chimberasso, der damals noch für den höchsten Berg der Erde galt, und von der bis zu 6000 Fuß ergründeten Tiefe des Meeres. Der gute Bergmann hörte mir aufmerksam zu und fügte noch Manches bei, was er selber von den Messungen der Meerestiefen und der Bergeshöhen in Thüringen und Sachsen wußte. Der Gerichtsbote und zwei Bürger aus der Stadt, die sich indeß zu uns gesetzt hatten, nahmen auch an unserem Gespräche großen Antheil, und wunderten sich, wie der Menschenverstand sich so hoch und so tief versteigen könne. Wie sehr aber würden sie und wir beide mit ihnen erst erstaunt seyn, wenn sie erfahren hätten, was man jetzt weiß, daß es im Himalayagebirge von Indien Berge gebe, gegen deren Höhe die des Chimberasso nur so erscheint, wie die Größe eines etwa vierjährigen Knaben gegen die eines ausgewachsenen Mannes, und daß es im Meere wenigstens siebenmal

größere Tiefen gibt, als die damals uns so bekannten. Denn der höchste bis jetzt gemessene Gipfel des Himalaya, der die lange Titulatur des Kindschinjinga führt, ragt 26,436 Fuß über den Meeresspiegel hinauf, und Kapitän Denham fand erst in einer Tiefe des Meeres festen Grund, welche 43,380 Fuß betrug, und die das langsam durch das Meereswasser hinabsinkende Bleigewicht erst nach 9 Stunden 25 Minuten erreichte.

Die Gäste am Herrentisch hatten sich schon längst hinauf in die obern Zimmer zum Abendessen begeben, und auch die andern Tische wurden leer, denn der Bergmann hatte weit zu seiner, in einem Dorfe gelegenen Wohnung, und mit ihm zugleich nahm der Gerichtsbote gute Nacht. Auch ich ersuchte jetzt den Kellner, mir ein Bette anzuweisen. „Mit einem Bette," so antwortete dieser, „können wir heute Niemand mehr bedienen; unsere Betten im Gasthof sind alle, bis auf das letzte, von den Herren aus Weimar und ihrer Bedienung eingenommen. Wenn der junge Herr nicht irgendwo anders im Orte sein Unterkommen suchen will, muß er schon mit einer Streue vorlieb nehmen."

Ich war alsbald für das Streulager entschieden und hatte meine guten Gründe dazu. Bei meiner eiligen Flucht aus dem Postkarren hatte ich nicht blos meinen warmen Ueberrock sondern in der Tasche desselben auch mein Reisegeld zurück gelassen, bis auf etliche Groschen, die ich bei mir in der Westentasche trug. Nun hatte ich aber hier im Gasthof, in der sichern Erwartung, daß mein Fuhrwerk noch an demselben Abend kommen werde, herrlich und in Freuden gelebt, hatte eine Portion aufgewärmten Kalbsbraten und wohl mehr als eine Portion Zwetschgenbrühe mit Brod verspeist, ein solcher Aufwand, wenn

das Schlafgeld in einem Bette dazu gekommen wäre, hätte mein dermaliges baares Vermögen wo nicht überstiegen, doch nahe erschöpft. Und ich mußte doch auch an den morgenden Tag denken. Ohne mich lange zu besinnen, erklärte ich deßhalb dem Herrn Kellner, daß ich mit der Streu zufrieden sei.

Man bereitete mir dann mein Strohlager, und zwar ganz nahe bei der Stubenthüre, denn die andern Plätze des Fußbodens hatten die Kutscher und etliche Fuhrleute eingenommen. Während dieses geschah, schloß ich mit dem Kellner meine Rechnung für das Abendessen und sogleich auch mit für das Nachtlager ab, denn Frühstück, so sagte ich, werde ich nicht hier im Gasthof nehmen, weil ich sehr zeitig abzureisen gedächte. Meine Rechnung betrug volle zwei Groschen und acht Pfennige sächsisch, was sich nach Reichsgeld gerade auf 12 Kreuzer belief. Das war nun freilich eine hohe Rechnung, doch blieben mir noch drei Groschen und mehrere Pfennige als baares Vermögen zurück.

Ich schickte mich jetzt zur Ruhe an, und am Schlafe sollte es von meiner Seite nicht gefehlt haben, wenn's nur von anderer Seite her die zulässigen Bedingungen zum Einschlafen gegeben hätte. Das Strohlager war zwar hoch und dick dabei aber nicht sehr weich; meine Zudecke war zwar weich, aber dafür desto dünner, denn sie bestand aus nichts weiter als aus meinem alten grünen Hausrock, den ich auf der Reise unter dem neuen Ueberrock angezogen und für meine schnelle Fußreise ganz passend gefunden hatte. Als Zudecke wollte der Rock nicht recht passen, denn wenn ich mich eben damit bedeckte, langte er unten nicht zu, und umgekehrt. Er hätte sich auch als Kleidung besser für ein wärmeres Klima geschickt,

als für das Klima von Neuſtadt an der Orla mitten im Winter. Ich hätte es indeß doch wohl bald zum Einſchlafen gebracht, wenn mir nicht Einer, der mit drei Andern eine große lange Tafel hereintrug, auf die rechte Hand getreten wäre, die ich wahrſcheinlich etwas über die gebührliche Grenze meines Strohlagers hinausgeſtreckt hatte. Ich ſchaute neugierig zu, ich meinte es ſolle wohl gar noch bei Nacht eine Gaſterei an der langen Tafel geben, aber Niemand brachte ein Tiſchtuch noch Servietten, Teller und Meſſer; die vier Männer ſetzten etliche Lichter auf den Tiſch hin und entfernten ſich wieder. Einer der Fuhrleute neben mir ſchnarchte ganz barbariſch; das erinnerte mich daran, daß auch ich nun ſchlafen ſollte, und ich ſchloß die Augen. Kaum aber hatte ich das gethan, da ſtrich mir etwas über das Geſicht, das war langhaarig, kalt und feucht. Ich ſchaute voll Verwunderung auf und bemerkte, daß das Ding, welches mich über mein Geſicht geſtrichen hatte, ein Kuhſchwanz ſei. Denn 6 bis 8 Männer trugen eine todte Kuh in das Zimmer herein, die ſie auf die große Tafel hinlegten, und gleich nachher traten auch die Herren von der Kommiſſion in großer Begleitung von Dienern herein; man brachte hölzerne Gefäße, Tücher und Schwämme zum Auftrocknen und allerhand andere Geräthſchaften.

Einigermaßen konnte ich mir ſchon aus dem, was ich von dem Gerichtsboten vernommen, es denken, was es da geben ſollte; genauer aber erfuhr ich es etliche Stunden nachher durch den Hausknecht. Dem Wirth im Gaſthofe ſelber war eine ſeiner beſten Kühe an der Viehſeuche gefallen; man hatte, um Aufſehen zu vermeiden, eine ſpäte Stunde der Nacht und zur Bequemlichkeit für die Herren von der Kommiſſion das große Wirthszimmer

gewählt, um da beim Schein der Talglichter ein Licht über die Art und Beſchaffenheit der Krankheit zu gewinnen. Das konnte aber nicht geſchehen, wenn man die Kuh blos von außen beleuchtete, woran man es übrigens auch nicht fehlen ließ; man mußte ſie aufſchneiden.

„Pfui Pudel, was iſt das für ein Geſtank!“ ſo brummte einer der Kutſcher, der ſein Lager, freilich auf Kopfkiſſen nebſt Unterbett und Bettdecke, links nach der Wand hin hatte. Die Herren an der Tafel ſchnupften aus ihren Doſen und dampften aus ihren Pfeifen ſo viel Tabak, daß ſie wie in einem Nebelgewölk ſtanden; ich aber lag auf meiner Streu, außer den ſchon erwähnten, an zwei großen Inkommoditäten darnieder. Vor mir hatte ich die aufgeſchnittene Kuh ſammt all ihren Eingeweiden vor Augen, und den Dampf, der daraus aufſtieg, in der Naſe; hinter mir aber drang mir die kalte Winterluft durch die aus guter Abſicht offen gelaſſene Stubenthür ſo kräftiglich über Haupt und Glieder herein, daß mir Fleiſch und Gebeine vor Froſt zitterten und bebten. Ich hätte mich gern nach dem Ofen hin gerettet, aber abgeſehen von der Schwierigkeit, welche das Hinwegſteigen über die ſchlafenden Fuhrleute gemacht hätte, wäre mir auch dort nicht viel geholfen geweſen. Denn einer der Herren von der Kommiſſion, der wohl mehr Wärmendes in und auf dem Leib haben mochte als ich, hatte bei dem Hereintreten in's Zimmer geſagt: „ei was iſt da für ein Wärmebrudel!“ und einen der Diener an den Ofen beordert, um zu fühlen, ob dieſer heiß ſei. Der aber berichtete, der Ofen ſei kalt wie ein Eis, denn das Feuer ſei ſchon um 7 Uhr ausgegangen, und jetzt ſei es bald 11 Uhr.

Was ſollte ich da thun? — ich mußte mich, wenn

auch nicht in Geduld, doch in Ungeduld faſſen, und mich die drei Stunden lang, während deren die Zergliederung der Kuh dauerte, ſo gut als möglich unterhalten. Und das that ich denn auch, indem ich mir bald die Arme bald die Füße mit den Händen rieb, bald mit der rechten, dann mit der linken Seite, jetzt mit dem Geſicht, dann mit dem Rücken auf's Strohlager niederdrückte, um an ihm mich zu erwärmen.

Endlich war die Arbeit der Herren geſchehen; ſie gingen hinauf in ihr Zimmer, um ihr Protokoll abzufaſſen; man trug die Tafel und die eckelhaften Fleiſchgerichte, die darauf gelegen, hinaus; die Mägde wiſchten das Zimmer, ſo weit dieß Noth that, auf, und auch das letzte Licht wurde hinweggenommen. Die Thüre war jetzt nicht mehr offen, kein Licht ſchien mehr in's Auge; nur das Schnarchen der Fuhrleute wurde in der nächtlichen Stille noch vernommen; jetzt wäre es ganz in der Ordnung geweſen, zu ſchlafen, wenn man es nur gekonnt hätte. Aber die Füße mit ihren Strümpfen und Schuhwerk waren beim Hindurchgehen durch den weichen Schnee zwar naß, auf dem kalten Lager aber nicht trocken geworden, und die Finger der rechten Hand, darauf mir der Mann mit der großen Tafel getreten war, thaten auch nicht gut. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich daheim bei uns hätte können auf dem Heuboden liegen und mich in's Heu hineingraben bis an die Ohren. Oder wenn ich wenigſtens hätte aufſtehen und herumlaufen können, um die erſtarrten Füße zu erwärmen.

Doch dazu ſollte es für heute noch gerade genug kommen und zwar recht zeitig. Denn ſchon um 3 Uhr des Morgens trat der Hausknecht mit einem Licht herein, um die Fuhrleute, welche früh aufbrechen wollten, zu ihrem

Geschäfte im Stalle zu wecken. Ich stand sogleich auf, war alsbald in den Kleidern, weil ich nur eines anzuziehen, die andern aber alle schon anbehalten hatte, und eröffnete dem Hausknecht meinen Wunsch, fortzugehen, denn bezahlt habe ich schon gestern meine Zeche. Der gute Mann rieth mir, nicht so allein und des Weges unbekannt in die finstere Nacht hinaus zu gehen, er wollte mir einen Taglöhner aus dem Hause zum Führer mitgeben, der mich auf dem nächsten Wege bis zum Saalthal geleiten könne. Ich zeigte mich mit diesem Rathe einverstanden, und nach einiger Zeit kam mein Führer, mit dem ich bald des Handels eins wurde, da seine Forderung meine Vermögensumstände nicht überstieg.

Außen, in der frischen Winterluft, so kalt sie mich auch anhauchte, war es doch viel behaglicher als drinnen in der pestilenzialischen Wirthszimmerluft. Ich schritt so tüchtig voran, als ob ich der Führer meines Führers sei und für ihn Quartier bestellen wollte, und bald war ich an allen Gliedern wieder beweglich und warm.

Es ist doch auch etwas Herrliches um eine klare, heitere Winternacht, wenn sich zwischen den hellleuchtenden Sternen eine Tiefe bei der andern aufthut, durch die man hinausblickt in eine Weite des Weltraums, die für unser Denken und Sinnen eben so unmeßbar ist, als die Größe und Macht des Schöpfers, der Himmel und Erde hervorrief und trägt mit Seinem allmächtigen Worte. Ich hatte in der Schule, darin ich früher gewesen, Einiges vom Sternenhimmel gehört und gelernt; ich zeigte meinem Führer den großen und kleinen Bär, großen und kleinen Hund, den Stier und den Widder. Dieser sperrte die Augen auf, sah sich an den Stellen des Himmels, dahin ich zeigte, zur Rechten und zur Linken um, schüttelte

den Kopf, und ſagte, er ſähe weder Bären und Hunde, noch Stier und Schaf, dort aber, das wiſſe er (indem er nach dem Siebengeſtirn hinzeigte) ſei die Gluckhenne mit ihren Kichelchen, und da drüben gegen Mittagwärts der Jakobsſtab mit ſeinen drei Sternen. Der gute Mann wußte alſo ohngefähr ebenſoviel von der Sternkunde und hatte es vielleicht ſogar in der eigentlichen Himmelskunde weiter gebracht als ich. Denn daß er in dem letzteren Gebiet gar wohl zu Hauſe ſei, das konnte ich bemerken, als ich ihm auf ſein Befragen ſagte, daß mein Vater ein Pfarrer wäre, und er darauf in einer Weiſe von dem lieben, frommen Pfarrherrn in ſeinem Dorfe ſprach und auch von ſeinem alten Herrn Schulmeiſter mir erzählte, daß ich wohl ſah, der Mann meint es gut.

Der Himmel hatte ſich indeß, je näher es der Morgendämmerung zuging, deſto mehr mit Nebelgewölk überzogen, und ein ſcharfer Wind aus Norden hatte ſich erhoben. Unſer Fußweg zog ſich neben einem engen Thal an einem Berggelände hin, das mit Wald bewachſen war; unten in der Tiefe hörte man das Rauſchen des Waſſers, im Forſte das Brauſen des Windes. Eben als die Krähen einander ihren lauten Morgengruß zuriefen und zu ihrem Fluge hinaus in die Felder ſich aufmachten, ſtiegen wir in das ſchöne Saalthal hinunter, wo hin und wieder in den Häuſern noch die Lichter brannten. Der Weg nach Orlamünde, den der Hausknecht mir hatte anweiſen laſſen, war allerdings von Neuſtadt aus der nächſte zum Saalthale, nicht aber zum Ziel meiner heutigen Tagreiſe; ich wußte dieſes aber nicht, und mein Führer hatte gethan, was ihm war geheißen worden.

Unten, am Fuße des Hügels, auf dem Orlamünde liegt, verabſchiedete ſich mein Führer von mir und erhielt

ſeinen bedungenen Lohn ſowie noch etwas darüber. Mit meiner Reiſebaarſchaft ſah es nun freilich armſelig genug aus; mein Beutel ließ den Kopf hängen, ich aber nicht, ſondern ſehr entſchloſſen, mir für mein Geld noch ein Gutes zu thun, ging ich hinein in einen Bäckerladen und ließ mir für neun Pfennige (3 Kreuzer unſers Geldes) warme Semmeln, wie ſie eben aus dem Backofen kamen, mit Butter geſchmiert, geben. Nun, ich will es zwar keinem meiner jungen Leſer rathen, das Gleiche zu thun; ich ſelber möchte es jetzt auch nicht; mein damaliger Magen nahm aber dieſen Leckerbiſſen mit großem Beifall und gutem Erfolg an, denn dieſe warmen Semmeln mußten ihm für Morgenbrod, Mittagsmahl und Nachmittagskoſt gelten. Etliche Stücke Kupfergeld blieben mir doch noch übrig, ſo daß der Beutel nicht ganz leer war; und als ich jetzt im Saalthal hinunterging, da war mir das Herz ſo voll von Vergnügen, daß ich mit den Krähen und Goldammern am Wege um die Wette ſang. Ein Sonnenſtrahl aus den Wolken fiel auf die Leuchtenburg, als ich an ihr bei Kahla vorüberging. Und dort that es wohl noth, daß die liebe Sonne in das Dunkel nicht nur der Gemächer, ſondern der Herzen hineinſchien. Denn da hat Mancher geſeſſen, der an Geiſt wie am Herzen des tröſtlichen und erleuchtenden Strahles von oben bedurft hätte.

Auf meinem weiteren Wege nach Jena kam ich durch ein Dorf, dahin ich ſpäter, während meiner Studentenjahre, manchmal gekommen bin. Der Name des Ortes iſt jetzt meinem Gedächtniſſe entfallen, nicht aber die Merkwürdigkeit, die es daſelbſt gab. Dieſe Merkwürdigkeit war der Dorfbarbier des Ortes, ein Mann, der in ſeinem hohen Alter noch gar ſteif und ſtattlich im grauen

Rock mit gelben Aufſchlägen, langem Zopf und ſparſam gepudertem Haar einherging. Der Mann hatte im ſiebenjährigen Kriege die Stelle eines Regiments-Feldſcheerers bekleidet und übte ſeine Kunſt als Barbier in einer Vielſeitigkeit aus, wie ſie ſelbſt in Paris und London nicht betrieben wird. Er pflegte nämlich ſeine Kunden nach Maaßgabe ihres Ranges und Vermögens in zweifacher Weiſe, entweder über den Daumen oder über den Löffel, zu barbiren. Denen, welchen die erſtere Weiſe widerfuhr, ſteckte er beim Raſiren ſeinen Daumen zur ſichern Unterlage ſeines Werkes in den Mund, und dieſe hatten nur drei Pfennige zu bezahlen. Bei ſolchen jedoch, die ſich zu der zweiten, nobleren Weiſe qualificirten, wurde ſtatt des Daumens ein zinnerner Löffel angewendet, welchen er, nach gemachtem Gebrauch jedesmal ſehr reinlich an ſeinem grauen Rocke abtrocknete. Dafür hatte der Kunde wenigſtens vier Pfennige, und Standesperſonen, wie die jenaiſchen Studenten, nach Belieben zu zahlen. Und der Mann hatte vielen Zuſpruch, denn gar manche Studenten, wenn ſie durch den Ort kamen, ließen den alten Herrn Feldſcheerer zu ſich in's Wirthshaus kommen und ſich von ihm der hiſtoriſchen Merkwürdigkeit wegen über den Löffel barbieren. Ich aber bedurfte jenesmal ſeiner Kunſt nicht, weil ich noch keinen Bart für ſein Meſſer hatte.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittag, als ich den alten Fuchsthurm auf ſeinem ſchönen Hügel erblickte und bald darauf an die Vorſtadt von Jena kam. Der beſte und nächſte Weg wäre freilich zu dem einen Thore hinein, zum andern hinaus, durch die Stadt geweſen. Ich aber, ſo müde ich auch von dem heute bereits gemachten zehnſtündigen Tagmarſche war, wollte von dem näheren Wege nichts wiſſen, ſondern zog demſelben einen

ſehr beſchwerlichen Umweg am Lautrabache hinauf vor, der, wie ich mir dieß von meineren früheren Reiſe hieher gemerkt hatte, von dem Mühlthale her um die Nordweſtſeite der Stadt herumfließt. Der Grund, der mich auf dieſen Umweg trieb, war ſonderbar genug. Ich hatte nämlich auf meiner früheren Reiſe über Jena nach Weimar die Bekanntſchaft einiger Studenten gemacht, die mir als von gar vornehmer Abkunft und hoher Bildung erſchienen, und deren Freundlichkeit gegen mich mir gar ſehr wohl gethan hatte. Nun iſt es wahr, noch jetzt in meinen alten Tagen, ſelbſt wenn ich mit meinem Sonntagsgewand angethan bin, ſehe ich viel mehr einem Bauern aus dem Schwarzwalde, als einem Bürger aus Stuttgart gleich. Und nun denke man ſich vollends, wie ich damals mag ausgeſehen haben, in meinem alten Hansrock, dem man es nur mit Noth noch anmerkte, daß er einmal grün geweſen ſei, und den ich ſo ausgewachſen hatte, daß mir die Aermel, auch wenn ich die Hände nicht ausſtreckte, weit hinter die Knöchel zurückfuhren, ein Uebelſtand, dem durch Nichts abzuhelfen war, weil ich auch meine Handſchuhe im Wagen zurückgelaſſen hatte. Wenn mir nun, ſo dachte ich, auf meinem Wege durch die Stadt einer von den mir bekannten Herren Studenten begegnete, müßte mich der nicht für einen rechten Lump halten? Nun, ein ſolches Begegnen und Wiedererkennen, das ich wohl auch in der Stadt nicht zu fürchten gehabt hätte, wurde mir allerdings auf meinem Kreuz- und Querzuge, bald über den Bach hinüber bald herüber, erſpart, und ich kam mit einem guten Zuwachs an Müdigkeit, dennoch wohlbehalten, im Mühlthale an. Noch ehe ich die ſogenannte Schnecke erreichte, wo die Kunſtſtraße von Jena nach Weimar in ſchneckenförmiger Windung, von Schutz-

mauern eingefaßt, den steilen Berg sich hinanzieht, war die Nacht angebrochen.

Bei Kötschau packte mich der Hunger in ganz grausamer Weise an. Als ich das vorige Mal hier vorbei wanderte, da war ich in dem großen, stattlichen Gasthause eingekehrt und hatte mich wohl gesättigt; heute erging es mir wie den Studentenpferden, die auch vor den Gasthöfen, darin sie früher ein gutes Futter genommen, Halt machen und schwer weiter zu bringen sind; ich stand einige Minuten still und schaute sehnlich nach der guten Herberge hin. Aber was war zu thun? sollte ich mir dort im vornehmen Gasthof Brod kaufen um etliche Pfennige? Wie sollte sich das für einen nahe künftigen Schüler vom berühmten Gymnasium von Weimar schicken? Ich gab daher meinem Thiere, dem müden Leibe, die Sporen und sagte zu ihm: wer wird so sinnlich seyn! hast du nicht heute schon neun Pfennige werth an Buttersemmeln zu dir genommen? Und das junge, niemals an Ueberfluß gewohnte Thier gehorchte und schritt weiter fort auf dem Weg nach dem Ziel der Reise.

Was aber dieses Ziel betrifft, so wäre dieses ohne Gottes gnädige Hilfe gar leicht ein ganz anderes geworden, als ich mir es gedacht hatte. Von Jena nach Weimar rechnet man die Entfernung zu vier Stunden Weges, und ein müder Fußgänger, der, wie ich, ohne die Umwege zehn Stunden weit gegangen ist, mag wohl fast noch mehr als vier Stunden Zeit zu der Wanderung gebrauchen. Bei mir aber ließ sich die Müdigkeit auf nicht nur einfache, sondern auf dreifache Weise spüren; denn die Füße waren müde vom Gehen, der Magen müde von dem langen Warten auf sein gewohntes Mittagsbrod, der Kopf müde von dem zwei Tage und eine Nacht langen Wachen.

Die letztere Art der Müdigkeit wurde zuletzt die stärkste. Denn die Füße taumelten und baumelten wohl noch auf dem Wege fort, im Magen lebte wenigstens noch die Erinnerung an die genossenen Butterſemmeln; der Kopf aber wollte nicht mehr weiter, ſondern wäre lieber in Frankendorf in einer Scheune oder in einem Kuhſtalle zurückgeblieben, um zu ſchlafen, und hätte die Füße und den Magen allein gehen laſſen. Er konnte aber doch nicht anders, er mußte mit den Füßen weiter, bis nahe vor dem Webig. Dort zeigte ſich ihm eine ſchöne, ſteinerne Ruhebank am Weg, und der arme müde Leib hatte gegen den Wunſch ſeines Hauptes, dort ein wenig zu ruhen, nichts einzuwenden. Ich hatte mich kaum niedergeſetzt, da vergingen mir die Sinne und Gedanken wie im ſüßen Schlafe; und ich kann mir ſeitdem es ganz vorſtellen, wie es einem Menſchen zu Muthe ſeyn muß, der vor tiefer Ermattung oder Blutverluſt und vor Kälte zugleich hinüberſchlummert in den langen Schlaf des Todes. Wie lange der Zuſtand gedauert haben möge, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich gar nicht lange, wenigſtens kam die Hilfe ganz zu rechter Zeit. Gott ſendete mir zu meiner Rettung zwei brave Handwerksburſchen nach, die deſſelben Weges zogen. Als dieſe mich, mit dem Rücken an einem Baum gelehnt, auf der Bank ſitzen ſahen, rüttelten ſie mich auf aus meinem Schlafe, ſtellten mich auf meine ſtarren Füße, und der ältere von beiden faßte mich bei dem Arme und zog mich mit ſich fort. „Fühle nur einmal," ſagte er zu ſeinem Kameraden, „wie kalt und ſteif ſchon ſeine Hände, wie kalt ſein Kopf iſt, der wäre heute in der kalten Nacht erfroren." Die guten Leute ließen jetzt auch nicht mehr von mir ab. Sie führten mich, bis meine Glieder wieder warm und beweglich waren, gingen mir zu lieb ganz

langſam, bis wir in die Stadt kamen. Gott vergelte es ihnen! Leider hatte ich in meiner Betäubung nicht nach ihren Namen gefragt; ſie ſind mir wie eine Engelserſcheinung geweſen.

So hat mich mein Gott damals aus dem leiblichen Todesſchlaf geweckt und am Leben erhalten. Er hat es aber auch gar oft aus dem geiſtigen Todesſchlaf gethan, wenn zwar nicht die äußern Glieder, aber das Herz kalt und erſtarrt war. Dafür will ich Ihn in der Ewigkeit noch preiſen und Ihm danken.

Meine Bekannten, die ich ſchon von früher her in Weimar hatte, waren nicht zu Hauſe; man meinte, ſie wären zum Abendeſſen bei einer alten Wittwe, wo ſie gewöhnlich ihre Koſt nahmen. Ich fand ſie zwar da nicht, wohl aber, was ich ſo nöthig bedurfte, Sättigung meines Hungers. Und in meinem bereits für mich beſtellten Logis fand ich ein warmes Zimmer und gutes Bett. Den Schlaf brauchte ich nicht lange zu ſuchen, den brachte ich mit. Und am andern Tag war ein Ruhe- und Feiertag, das heilige Dreikönigsfeſt oder hohe Neujahr. Schon der lange, erquickliche Schlaf hatte mir alle Ermüdung hinweggenommen. Und dazu kam noch das Stilleſitzen im Zimmer faſt den ganzen Tag lang; denn unſer langſames Fuhrwerk kam erſt am Nachmittag in Weimar an, und in meinem alten Hausrock wollte ich mich am Tage vor Niemand ſehen laſſen. Nun, Gottlob! ich war glücklich zu einem Grenzpunkt meines Jugendlebens gekommen, an welchem mein ganzes Weſen eine Wendung nahm, die für mein ſpäteres Leben und Wirken von entſcheidenden Folgen geweſen iſt.

Ansicht.

Einige Briefe und Auszüge

aus

Briefen

von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert

nebst der Beschreibung von seinem seligen Ende.

Eine Festgabe zur Einweihung

der

Kleinkinderbewahr-Anstalt zu Hohenstein

genannt

„Schubert-Stift."

Er hat getragen Christi Joch!
Er ist gestorben und lebet doch!

H 1915. 1522

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Vorwort.

Als eine Festgabe zur Einweihung der Kleinkinderbewahranstalt zu Hohenstein lassen wir dieses Büchlein ausgehen, geziert mit dem Bilde der Anstalt, welches durch die Güte und Meisterschaft eines Hohensteiner Kindes, des Herrn Lithograph und Buchdruckereibesitzers Herrmann in Dresden, in treuer Anhänglichkeit an seine Vaterstadt hierzu verfertigt und geschenkt worden ist. Wir thun es in der Gewißheit, daß dieses Schriftchen in Sonderheit den Bewohnern Hohensteins sehr willkommen sein wird. Es bietet aus den Briefen und Briefauszügen von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert und der von ihm selbst verfaßten Beschreibung seiner „ersten Reise", nämlich der im Tragkorb auf dem Rücken einer Tagelöhnersfrau von Hohenstein nach Waldenburg und wieder zurück, und außer der am Schluß noch beigefügten Aufzählung aller zu Ehrengedächtniß Schuberts in seiner Vaterstadt Hohenstein errichteten kleineren und größeren Erinnerungszeichen und lebensvollen Denkmäler noch drei besonders werthvolle Stücke: 1., eine Schilderung der letzten Lebenstage und Lebensstunden Schuberts, wie sie in so treuherziger und lieblicher Weise aus der Hand der treuen Pflegerin des Verewigten, Marie Zeller, hervorgegangen ist; 2., die Gedächtnißfestrede über Schubert von Professor Pfaff aus Erlangen, und 3., ein Gedicht von Closter, in welchem dieser ehemalige Pfarrer von Hohenstein mit seiner wohlbekannten dichterischen Begabung und in christ-

lichem Geiſte ſeinen lieben Mitbürgern ſingend ein Stadtbild der Berg-, Fabrik- und Handelsſtadt Hohenſtein, als des Geburtsortes G. H. v. Schuberts, auf's Schönſte zeichnet.

Wie nun aber dieſes Büchlein als Feſtgabe ein Denkſtein ſein will zur Erinnerung an den Tag der Einweihung der Kleinkinderbewahranſtalt, die als „Schubert-Stift" geziert iſt mit dem Namen des theuren Mannes, der ein ſo warmes treues Herz für die Kinder, ſo ſeltene Gabe im Umgang mit ihnen, ſo tiefes Verſtändniß für das hochwichtige Werk ihrer Erziehung gehabt hat und ſelbſt ein rechtes Kind Gottes geweſen iſt, ſo erſcheint es, lieber Leſer, in Deiner Hand auch als Bittender für die Anſtalt. Denn wenn auch Gottes Segen, der ſichtlich auf dem Werke geruht hat, ſowie die überaus freundliche Unterſtützung, die von zahlreichen Perſonen hohen und niederen Standes uns zugefloſſen ſind, das Ziel ſoweit hat erreichen helfen, ſo bedarf es doch immer noch zahlreicher Freunde, welche unſere Anſtalt eines gütigen und fördernden Intereſſes würdigen.

Nun, wie auf allen Schriften Schuberts, ſo ruhe der Segen von Oben reichlich auch auf dieſer, in welcher er ſelbſt vor uns tritt und als Sterbender noch mit ſeinem leuchtenden Vorbilde eines wahrhaft chriſtlichen Duldens und Heimgehens Ströme des Segens von ſich ausgehen läßt.

Hohenſtein, den 1. October 1882.

Das Directorium des Schubert-Stift.

P. Abigt, Schuldirector. **G. A. Beck**, Kaufmann.
C. A. Clauß, Kaufmann. **P. Falcke**, Kaufmann.
C. Große, Rechtsanwalt. **C. Gruber**, Kaufmann.
A. G. Laube, Pfarrer. **Pfotenhauer**, Bürgermeiſter.

Einleitung.

Durch die Güte der Schubert'schen Enkel wurde uns gestattet, nachstehende Briefe und Auszüge aus solchen von Gotthilf Heinrich Schubert zu veröffentlichen, welche derselbe an seine Schwester, z. Th. auch an seine Eltern gerichtet hat. Die wenigen vorhandenen Briefe sind gerade aus seiner wichtigsten Entwickelungsperiode und geben ein deutliches Bild seines geistigen Wachsthums, zugleich ein Bild der damaligen Grundrichtung seiner Zeit, wo der durch französische Einflüsse verflachte und moralisch vielfach gelockerte Sinn sich wieder aufraffte zu deutscher Biederkeit und sittlichem Streben, wie zu wissenschaftlicher Arbeit und Begeisterung.

Der erste Brief des noch nicht ganz 16jährigen Schubert zeigt uns rührende Kindlichkeit gegen seinen Vater, zugleich aber auch, wie der begabte Knabe, unbefriedigt von dem Unterricht auf dem Gymnasium in Greiz (vergleiche Dr. G. H. v. Schuberts Jugendgeschichte, Deutsche Jugend- und

Volksbibliothek Nr. 80 bei Steinkopf in Stuttgart, Preis 75 Pf.), ſeinen Geiſt mit reichlicher Lektüre zu ſättigen und ſeine freie Zeit mit Dichtereien zu füllen ſucht, in denen er ſich gefällt.

Der zweite Brief an ſeinen Vater, der ſeine Ankunft in Weimar meldet, läßt uns ahnen, daß es ſeinem Vater nicht ganz leicht geworden ſein mag, den Sohn auf das ſo weit entfernte Gymnaſium in Weimar ziehen zu laſſen, wo zwar bedeutende Männer, wie Böttiger, der Rektor der Schule, und Herder, der Ephorus des Gymnaſiums, großen Einfluß auf ſeinen Sohn ausüben konnten, wo aber zugleich dem noch unbefeſtigten Charakter wieder manche Gefahr drohte. Beſonders mochte das öftere Beſuchen des Schauſpiels, das damals ſich eben erſt durch Göthes und Schillers Bemühungen aus einem verderblichen Schlamm von unreiner Sinnlichkeit und Sentimentalität herauszuheben anfing, dem Vater Schubert gerade für ſeinen dichteriſch angelegten, phantaſiereichen Sohn gefährlich erſcheinen; er hatte nur zögernd den Bitten deſſelben, ihn nach Weimar ziehen zu laſſen, nachgegeben. Daher dieſe faſt ängſtlichen Verſicherungen des Sohnes, ſich alle Mühe geben zu wollen, den Vater durch Fleiß und moraliſches und wiſſenſchaftliches Streben zu erfreuen und die Koſten des Studiums nicht zu vermehren.

Beſonders anziehend ſind ſeine Briefe an ſeine Schweſter; es war die jüngſte, Eleonore, die 8 Jahre älter als er, ihm am nächſten ſtehend, die Lehrerin ſeiner Kindheit, ihn ganz verſtand. Auch ſie war, wie die drei andern Schweſtern, damals ſchon verheirathet, lebte aber mit ihrem Manne,

einem tüchtigen Juriſten, Namens Wirth, noch in Hohenſtein; ſpäter erſt in Chemnitz, wo ihr Mann Bürgermeiſter war. Sie hatte den Bruder mit Begeiſterung von Weimar erzählen hören und ihm beim Vater bedeutend zur Erfüllung ſeines Wunſches, dorthin zu kommen, verholfen. Sie liebte den Bruder zärtlich, liebte ſein träumeriſches, poetiſches Weſen; ihr gegenüber konnte er ſich ganz geben, wie er dachte und wie er war.

Die beiden letzten Briefe aus Weimar an die Schweſter und an die Eltern zeigen, daß Schubert dort ſchnell zu männlichem Ernſt und überaus eifrigem wiſſenſchaftlichem Streben heranreifte. Ganz erſtaunlich iſt es, wie viel er arbeitet und wie viele Fächer des Wiſſens er zu bewältigen ſich bemüht. Zeigt ſich auch Manches unvergohren, ſo hat er doch damals den Grund gelegt zu dem Denken und Schaffen des Geiſtes, womit er nachher ſo viel ausrichten konnte.

Weitere Briefe an ſeine Eltern ſind nicht aufbehalten worden. Auch die Correſpondenz mit ſeiner Schweſter zeigt eine bedeutende Lücke und kommt erſt von München aus wieder in vollen Fluß. Aus ihnen tritt uns der völlig gereifte, mitten im thätigſten Berufsleben ſtehende Mann, der zum Frieden mit Gott gelangte und in ſeliger Gemeinſchaft mit Chriſto ſeinem Heiland lebende Chriſt und der gemüthliche, liebevolle Bruder entgegen. Aus den anderen und endlich letzten Briefen ſehen wir den zärtlichen Groß- und Urgroßvater und den Greis, der nichts Höheres weiß, als der Nachwelt die Liebe deſſen anzupreiſen, der ſein Leben zu einem glücklichen Liebesleben verklärt hat und ihn und

Alle, die ſich ſeiner Liebe ergeben, zu einem ewig ſeligen Leben führen will.

Ein Bericht über ſein Lebensende, wie es vor 22 Jahren aus der ungeübten Feder einer Augenzeugin gefloſſen iſt, ſoll das, was er in den Briefen ausgeſprochen und bezeugt hat, beſtätigen.

Mögen dieſe Blätter, die zugleich eine Ergänzung ſeiner Biographie ſind*), nicht blos für das „Schubert-Stift", an deſſen Weihetag ſie ausgegeben werden, ſondern für Alle, die ſie leſen, in Schuberts Sinn zu reichem Segen werden.

*) Noch in dieſem Jahr erſcheint in Steinkopfs Deutſcher Jugend- und Volksbibliothek ein zweites Bändchen über Schubert: Sommer und Herbſt aus dem Leben des Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert, von Marie Zeller. (Preis 75 Pf.)

I.

Briefe.

(Nachdruck verboten.)

1.

Greiz, den 13. Februar 1796.

Beſter Vater!

„Eben hat der heutige ſchöne Frühlingstag meine Muſe wieder aufgethaut, die in den Wintertagen, die vor einiger Zeit wieder einfielen, ganz eingefroren war, und habe ich den heutigen ſchönen Sonntag, an dem ich eben nichts wichtiges zu thun hatte, benützt und mein Pult mit einer Romanze bereichert, die aber noch ganz nach friſchem Thauwind riecht, und die ich erſt noch ein wenig ausfeilen muß, ehe ich ſie unter meine Schmierereien zu legen würdige. Da fällt mir eben noch zu rechter Zeit die Pflicht ein, Ihnen zu ſchreiben und Ihnen von meinem Befinden Nachricht zu geben. — Nachdem mich die fatale Diarrhöe, von der ich Ihnen im vorigen Briefe ſchrieb, 14 Tage abgemattet hatte, ſo verließ ſie mich endlich, und ich bin nun wieder wie neu

geboren; doch dies verwünſchte Uebel pflanzte ſich auf meinen Beutel fort, dem ſie aber vermuthlich nicht ſo gut bekommen iſt, denn er ſchmilzt immer mehr; Sie nur, beſter Vater, können ihn heilen, Sie ſind gewiß ſo gütig. Beiliegend überſchicke ich Ihnen die Rechnung von Weihnachten an bis jetzt. O wie ſehr wünſchte ich mich oft zu Ihnen nach Hohenſtein, wenn mich ein ſchöner Tag zur Freude erweckte! Meine Einbildungskraft war oft bei Ihnen. Bald ſah ich Sie auf dem Feld, wenn Sie ſich an dem Anblick der freien Natur ergötzten und die aufſproſſende Saat mit Wohlgefallen betrachteten; bald ſah ich unſere gute Mutter, wie ſie mit einer Schüſſel friſch abgenommener Eier ins Gewölbe ging oder einer gackſenden Henne nachzuſpüren befahl; bald ſah ich Sie, wie Sie den emſigen Bienen bei ihrer Arbeit zuſahen, oder unſere liebe Mutter, wie ſie mit ihren um ſie herumſitzenden Töchtern ein Morgenlied anſtimmte; bald ſah ich ſelbſt in Gedanken den Bienen zu, bald den Staaren, wie ſie beſorgt froh zu Neſte trugen und andere Scenen mehr. — Beſter Vater, wenn Sie etwa Gelegenheit hätten, ſo haben Sie doch die Güte und ſchicken mir ein Bischen Honig, davon die Ausbeute in den Bienenſtöcken bei einem ſolchen guten Winter vermuthlich ſehr reich ſein wird, mit; ich ſehne mich ohnehin manchmal zu den Fleiſchtöpfen Hohenſteins zurück, wenn ich meine Koſt, Brod und Käſe, genieße. Uebrigens befinde ich mich hier, ſo lange noch gutes friſches Waſſer zu haben iſt, recht ſehr wohl. — So lange ich noch meine kleine Anlage zur Dichtkunſt behalte und dichten kann, ſo lange ich Sie und unſere Familie noch habe, ſo lange ich noch reines Waſſer und Ge-

ſundheit habe und ſo lange mein Herz noch zu jeder ſanften Empfindung geſtimmt iſt, ſo lange bin ich einer der glücklichſten Erdbewohner!“ — — —

„Wie ſoll ich es denn nun mit meinem Oberrock machen? — Der Friesrock iſt nun zu warm und mein guter Rock zu gut, der Oberrock abgenutzt und die Beinkleider reichen mir noch bis an den Anfang der Kniekehle! — ſo geht's mit den Leuten, wo ſich der Körper eben am ſchnellſten ausdehnt und der Geiſt zu gähren anfängt!“ —

„Zu Oſtern kann ich nun gar nicht nach Hohenſtein kommen; wir gehen eben zu Oſtern zum Abendmahl und der Actus wird den 3. Oſterfeiertag ſolenne gefeiert; er ſollte erſt eher ſein, und meine neuen Schuhe ſtehen ſchon längſt da und warten auf ihn, um da feierlich eingeweiht zu werden. Beiliegend überſchicke ich Ihnen vier Fabeln, die Kinder meiner Muſe. Sie ſind fehlerhaft, aber die Zeit wird meine Talente ſchon mehr ausbilden.“

„Der heutige ſchöne Tag muntert mich noch zu einem Spaziergang auf, ich will alſo ſchließen. Grüßen Sie alle die lieben Unſrigen! Ewig bin ich

Ihr Sie verehrender Sohn.“

2.

Ein Brief aus Weimar vom 9. Januar 1797 erzählt die fatale Winterreiſe, die der junge Schubert bei großer Kälte faſt ganz zu Fuß dorthin gemacht hat. Da er dieſelbe ſo anſchaulich und ausführlich für die Jugend erzählt hat (ſiehe Deutſche Jugend- und Volksbibliothek Nr. 59 von Steinkopf in Stuttgart), geben wir nur den Schluß dieſes Briefes.

„Geſtern, da ich dieſen Brief anfing, war ich noch nicht bei Böttiger (dem Rektor des Gymnaſiums in Weimar) geweſen; aber noch über dem Schreiben wurde ich zu ihm gerufen. Er war ſehr freundlich und höflich und ſetzte uns einſtweilen in Prima auf die letzte Bank; aber vermuthlich ſteigen wir noch etwas höher. Heute war ich den ganzen Tag in der Schule.“ — —

„Wahrlich, es iſt mein eifrigſter Entſchluß; ich will es Ihnen ſo leicht als möglich machen. — Auch hier hat man mir gerathen, ich ſollte mich, wenn ich beſonders nicht viel Wochengeld hätte, nicht daran gewöhnen, in die Komödie zu gehen, — ich will den Rath befolgen! — Wahrlich, ich will gut, brav und fleißig ſein; zeitlebens würde, müßte mir's nicht wohlgehen, wenn ich durch üble Aufführung Sie, beſte Eltern, kränken könnte. — Ich habe mich diesmal recht nach Hauſe geſehnt, beſonders da ich Weimar nahe kam, wurde mir's erſtaunlich bang ums Herz, ich konnte vor Wehmuth kaum weiter; ich dachte daran, daß ich Sie ſo krank, die liebenswürdigſte Schweſter ſo traurig zurückgelaſſen hatte, — gelobte mir nochmals mit innigſter Wehmuth Fleiß

und Tugenden, bat Gott um Feſtigkeit in dieſem Entſchluß, und das dämpfte meine Wehmuth wieder zu einer gelaſſenen Ruhe. — Von meiner Einrichtung will ich Ihnen nur das ſchreiben: Eine Unterſtube und freilich ein Bischen eine kalte, bewohnen wir 3 (Sturm, Mylius und Schubert) mit einander und die koſtet jährlich 16 Thlr., Holz iſt ſehr theuer, die Klafter 5 Thlr. An der Stube iſt eine Kammer, worin aber jetzt nur erſt zwei Betten ſtehen; denn ich ſchlafe für jetzo bei Sturm. Bei der alten Frau bezahlt man für gewöhnliche Koſt 18 Pfg. ohne Brod, 2 Groſchen, wenn Braten da iſt, oder wenn man viel haben will. Abends habe ich jetzt noch bei ihr gegeſſen, habe aber immer auch für 8 Pfg. Brod (denn ich eſſe als zu Halbabend*) und 3 Pfg. Butter gebraucht. Darum will ich künftig zu Hauſe eſſen, wo mich meine Mahlzeit abends etwa 6 Pfg. koſten wird, wenn ich mein eigenes Brod habe. Ich hatte mir vorgenommen, manchmal zu Mittag nichts Warmes zu eſſen, aber man widerrieth mir auch das. — Mit einem Thlr. wöchentlich will ich langen. — Archidiaconus Wahls ſind herrliche Leute. Der junge Wahl iſt, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ein recht liebenswürdiger, fleißiger und artiger Menſch. Sturmen hat mir Böttiger ſelbſt recht gelobt und er verdient es auch, denn er iſt ein erſtaunlich fleißiger und braver Menſch; er und Mylius ſind ganz meines völligen Zutrauens würdig."

„Möge Ihnen und meiner verehrungswürdigſten Mutter Gott dieſe Nacht einen ſo geſunden ruhigen Schlaf geben, als ich vermuthlich haben werde; denn ich muß nun ſchließen,

*) Vesper.

sa

weil es in der Stube bitter kalt wird. Leben Sie wohl, mein beſter Vater, möge Sie Gott noch alle Früchte Ihrer Erziehung an mir genießen laſſen!"

„Grüßen Sie unſere beſte Mutter vielmal von mir und ſchreiben Sie mir ja bald, wie Sie ſich befinden; möchte doch der nächſte Brief von Verſicherungen Ihres Wohlbefindens voll ſein. Nun ich will nie die allbeglückende Gottesfurcht und Tugend aus den Augen ſetzen, immer den Zweck meines Hierſeins vor Augen haben und meine mir von Gott verliehenen Kräfte gut ausbilden und anwenden. Dies verſichert nochmals

Ihr dankbarer Sohn G. H. Schubert."

3.

Emil Herders zweiter Sohn war im Herbſt mit Schubert in den Ferien in Hohenſtein geweſen und kehrte mit dieſem nach Weimar zurück. Schubert beſchreibt ſeiner Schweſter dieſe Reiſe in folgendem Brief:

Weimar, den 4. September 1798.

„Gute Schweſter Wirth!"

„Nach Deinem Befinden bei meiner Abreiſe zu ſchließen, wird Dich mein Brief hoffentlich wieder bei guter Geſundheit antreffen. — —

Der erſte Tag der Reiſe war ſehr regnicht, wir kamen auch nur bis Ponitz bei Meerane. 11 Uhr beinahe war's, als wir in Waldenburg ankamen. Ich unterhielt mich mit meinen guten Helmerſens" (Schuberts dritte Schweſter Chriſtine war an den Apotheker Helmers in Waldenburg verheirathet)

„blos von Dir, gute Schweſter! Du kamſt uns gar nicht aus den Gedanken! Nach Tiſche ſchüttelte ich die Birnbäume, die ſchon lange auf mich gewartet hatten und wir kamen erſt nach 3 Uhr fort. Der Nachmittag war trübe, wir gingen durch einen angenehmen Forſt, ich war ganz in meiner Lieblingsſtimmung, ſchwermüthig und im Traume. Ein derber Regenguß ſchwemmte meine Seele ein paarmal aus den Regionen der Träume wieder auf die kothige Erde herab; doch wurde mirs wieder vorzüglich wohl auf der Höhe von Ponitz. Der Abend war einer von denen, wie ſie der große Oſſian ſo oft ſchildert. Die Berge mit Nebel bedeckt. Die Sonne hatte ſich eben trübe auf die ſchöne Inſel zu ihren Geſpielen entfernt, der Sturm kam mit dem Geiſt von Loda, die Schwingen beladen u. ſ. w. In der Stimmung, in der ich jetzt war, mußte Oſſian die Geiſter ſeiner Väter auf Wolken erblickt haben, auch ich war beinahe in Ekſtaſe. — Wir kamen nach Ponitz, unterhielten uns von Hohenſtein und Freiberg (dort war Wolfgang Herder) bis zum Abend und legten uns dann zeitig nieder. Ein Schwarm Bauern und unſer grober Wirth hatten unſere Aufmerkſamkeit ziemlich gut durch ihr Geſpräch beſchäftigt.“

„Erſt um 6 Uhr früh gingen wir wieder aus Ponitz. Der Morgen war ſchön, ich hatte Stoff genug zu träumen und bald war ich ganz ſtumm und wieder bei meiner Seelenunterhaltung. Herder folgte bald meinem Beiſpiel. Der arme Würzner*) mochte wohl genug Unterhaltung mit ſeinem

*) Schuberts Stubengenoſſe ſchon in Greiz war ihm nach Weimar gefolgt, wo Schubert anfangs ſein Bett und ſeine Koſt mit ihm theilte.

Felleiſen haben, das er den ganzen Weg ſchleppte. Beinahe in einem Traum ging ich 4 Stunden weit, hatte mich ein paarmal ohne es zu bemerken ganz von meiner Reiſegeſellſchaft entfernt, doch ließ ich dann immer ein Geſpräch mit einfließen, um meine Träumereien nicht ſo ganz auffallend zu machen. Gegen Mittag kamen wir etwas beregnet in Ronneburg an, aßen da und hatten dann einen ſchönen Nachmittag, trübe und kühl. Auch war die Gegend, die wir paſſirten, größtentheils vortrefflich. Ich gerieth aber ohne meinen Willen immer wieder in neue Träumereien, die mich auf dieſer Reiſe eben intereſſirten. Wir kamen den Abend nur bis Köſtritz. Herder, der doch eine Urſache unſerer Abreiſe ſchon am Freitag war, wollte hier bleiben. Wir beſahen den Köſtritzer Park, der ziemlich gut angelegt iſt und werth, daß Du ihn, wenn Du einmal in dieſe Gegend kommſt, beſiehſt. Man hat hier einen ſchönen Birkenwald am Ufer der Elſter recht ſinnreich benutzt. Die Gänge ſind in engliſchem Geſchmack angelegt, verſchiedene Anſichten ſind überraſchend, einige Gaisblattlauben gut für Dichter. Am andern Morgen verließen wir erſt um 7 Uhr den Gaſthof. Wir machten Pläne auf unſere Univerſitätsjahre. Gegen Mittag kamen wir auf eine Chauſſee, wo mehrere Stunden weit Pflaumenbäume auf beiden Seiten ſtanden. Die Bäume hingen ganz voll und die Pflaumen waren ganz reif; wir ließen ſie uns wohl ſchmecken und kehrten erſt in Jena ein. Abends um 6 Uhr kamen wir nach Weimar. Meine Hausleute beſuchte ich gleich zuerſt; ſie waren beide recht gut gegen mich und ſchickten uns einige Butterſchnitten und Bier zum Abendbrod. Am andern Morgen hörte ich meinen

guten Böttiger wieder mit dem nämlichen Vergnügen, mit dem ich ihn das erſte Mal gehört hatte, dann beſuchte ich Herdern." — —

„Im ganzen genommen bin ich ein anderer Menſch geworden, als ich vor meiner Abreiſe nach Hohenſtein war. Ich betrachte Alles mit andern Augen. Ein neues Bedürfniß iſt in mir erwacht, das Bedürfniß nach Geſellſchaft. — Woher die plötzliche Veränderung? weiß ich nicht zu ſagen, wiewohl ich auf verſchiedene Urſachen rathen könnte. Auch iſt allerdings dies wohl eine Urſache mit, daß meine Grundſätze, Religionsſachen betreffend, ſich denn doch ſeit dem letzten Geſpräch mit unſerem Vater etwas erweitert haben. Ich habe manches wieder aufgenommen, was ich ſchon ganz verworfen hatte. Auch Deinem Manne habe ich manches zu danken. Meine vorige Philoſophie möchte allenfalls für vollkommene Weſen ganz gut ſein, für einen ſchwachen Menſchen iſt ſie zu erhaben. Ich gehe wieder einige Schritte zurück, — vielleicht könnte ich auch ſagen: hinauf — und befinde mich beſſer dabei. Meine erſten Grundſätze: es iſt ein Gott, Vorſehung und Tugend, Unſterblichkeit nach dem Tod, bleiben dieſelben.

„Ich arbeite ſchon dieſe Woche an einigen bibliſchen Aufſätzen"

„Was meine Diät anbetrifft, ſo hat auch dieſe lockerere Bande bekommen, ich war nämlich 4- bis 5-mal beim Traiteur (Koſthaus). Heute bin ich in der Gemälde-Ausſtellung, die eben dieſe Woche fällt, geweſen; ſie iſt heuer nicht ſo beträchtlich als vor einem Jahr; der größte Schüler der Akademie, ein Bekannter von mir, der junge Jegemann

fehlt. Der wird überall vermißt, auch von mir, der ich vorm Jahr ſein täglicher Umgang war. Er iſt in Wien und hat große Ausſichten, zu denen er vollkommen berechtigt iſt, denn er wird gewiß einmal ein großer Maler werden. Eine Schülerin der Akademie, Henriette Schlötzer, glänzt heuer am meiſten und erhält ſicher den Preis. Ich habe nie ſchönere Gemälde aus ſo ſchönen Händen geſehen, als die ihren. Ich will eben einen jenaiſchen Studenten, mit dem ich Verſchiedenes zu ſprechen habe, beſuchen. Lebe wohl, grüße Deinen guten Mann, Fröhnels und Mademoiſelle Wunderlich, wenn ſie noch da iſt, auch Landgrafen.

Dein Bruder H. Schubert."

4.

Das einzige Gedicht, das uns aufbehalten iſt, aus Schuberts „jugendlicher Dichterperiode", ſeinem 16. Jahr, der Schrift nach noch in Greiz verfaßt, dürfte hier ein Plätzchen finden.

Der Herbſt.

Schön biſt du, o Natur
Auch in des Herbſtes Stille!
Zwar ziert die öde Flur
Nicht Florens ſchöne Fülle,
Auch hört man nicht melodiſch ſanfte Lieder,
Der kleinen bunten Sänger mit Gefieder.

Doch biſt du wonnereich,
O Herbſt, in ſtiller Würde!
Du biſt dem Greiſe gleich,
Der bei des Alters Bürde
Mit Ruh an ſein vergangnes Leben denket
Und froh den Blick ins Thal des Todes ſenket.

Ein Blatt, das ſterbend ſinkt,
Die halberſtorbene Pflanze,
Auf der der Regen blinkt
Im ſanften Sonnenglanze,
Der Wurm, der, um im Frühling aufzuleben,
Zum Winterſchlaf beginnt, ſich einzuweben.

Dies macht den Herbſt ſehr ſchön;
Schallt auch vom grünen Wipfel
Nicht Nachtigallgetön,
Und fehlt dem kahlen Gipfel
Gleich ſeine Zier, von Winden ihm genommen,
So biſt Du, Herbſt, doch Fühlenden willkommen.

5.

Weimar, 1798.

„Liebe Schweſter!“

„Dich ein wenig von Weimar, von den Verhältniſſen, in denen ich ſtehe, und von den Perſonen zu unterhalten, iſt die Abſicht meines Briefes. Deine Vorherſagung, daß meine Achtung für Herder bei näherem Umgang noch mehr ſteigen würde, iſt ſehr richtig, und Deine Bemerkung über die Beurtheilung menſchlicher Vollkommenheit finde ich durchaus gegründet. Wir ſind Menſchen, ſchwache Erdengeſchöpfe, laß uns hier nicht überirdiſche Vollkommenheit ſuchen. Dies letztere iſt der Fall bei jungen Phantaſten, die, da ſie noch nicht verſuchten, mit vollem Ernſt moraliſch gut zu werden, die Schwierigkeit dieſes Beſtrebens noch nicht kennen. Sie haben mit all der organiſchen Wärme, die in der Jugend unſeren Ideen jenen hohen Grad von Anſpannung giebt, ſich ein Ideal von unerreichbarer Vollkommenheit entworfen; finden ſie in der Folge dieſen Traum nicht wahr, ſo werden ſie entweder Menſchenfeinde oder lernen an menſchlicher Tugend verzweifeln.“

„Auch ich war ein Phantaſt, bin es aber wenigſtens nicht mehr in jenem hohen Grad, daß ich je wegen einer Schwäche Jemand geringe ſchätzen ſollte. Daher iſt Deine Furcht ungegründet, als könnte ich je Deine Schwächen mit weniger als Bruderliebe betrachten.“

„Um wieder auf Herder zu kommen, ſo habe ich dieſem Mann bis jetzt alles zu danken und wüßte Niemand mit ſo inniger Ueberzeugung mir zum Muſter zu wählen, als

dieſen Herder. — Ich bewundere ihn als Schriftſteller und ſchätze ihn als Menſchen. Laß mich ihn Dir ein wenig ſchildern."

„Sein Aeußeres iſt ſchön, majeſtätiſche Geſichtszüge, der ſcharfe Blick des Philoſophen, eine denkende Stirne; ſeine Stimme außerordentlich melodiſch. — Sein ganzer Character hat eine große Heftigkeit, das Feuer, das in ſeinen Schriften flammt, iſt ſein wirklicher Character. Er iſt eines heftigen Zornes fähig, vorzüglich wenn er Hülfloſe ungerecht unterdrückt ſieht, davon kenne ich mehrere Beiſpiele. Und bei all dieſer Heftigkeit iſt er nicht hart oder mürriſch gegen ſeine Kinder, er iſt ein ſo guter Vater, daß es mich allemal innig rührt, wenn ich ſeinen jüngſten Sohn an ſeinem Halſe hängen ſehe, denn ich denke dann an unſern guten Vater. Ebenſowenig iſt er ein mürriſcher Gatte; er ſcheint ſeine Frau innigſt zu lieben, der Ton, der unter ihnen herrſcht, iſt — ganz wie er ſich von zwei ſo guten Menſchen erwarten läßt. Gegen Andere iſt Herder gefällig, aber, wie jeder Menſch, doch natürlich nicht ganz von Vorurtheil frei. Für mich hatte er ſchon, ehe er mich kannte, durch meine Lehrer, ein Vorurtheil gefaßt, das wirklich zu viel Vertrauen auf mich ſetzt. Und ſo weiß ich auf der andern Seite Fälle, wo er ein bitteres Vorurtheil zum Nachtheil eines Andern gefaßt hat, wie gegen Kant, wo er wirklich weit zu gehen ſcheint. (Wiewohl dies eine ſehr augenſcheinliche Urſache hat; Herder war nämlich einſt Kants Schüler und mit ihm in Umgang. Zu eben der Zeit lernte Herder den großen Hamann kennen und — welcher Abſtand zwiſchen Kant und Hamann!)"

„Seine Frau ist ein Weib, das an Bildung wenige ihres Gleichen hat, und diese Bildung ist größtentheils ihres Mannes Werk. Sie hat seine Schriften studirt, Stellen excerpirt u. s. w. Ihre Unterhaltung ist sehr viel werth, denn sie ist eine sehr feine Menschenkennerin. Dabei ist sie so gütig, so sanft gegen alle."

„Jean Paul Richter, der berühmte Schriftsteller, den ich bei Herder kennen lernte, ist ein seltenes Genie. Sein Aeußeres verspricht wenig: blasses Gesicht, kleine, trübe, zerflossene Augen, Blatternarben. Doch sein Witz ist brillant, seine Unterhaltung unübertrefflich und sie besteht aus einem zusammenhängenden Strom witziger Einfälle. Er ist sehr gutmüthig, leicht zu rühren. Als Herder eine edle That von irgend einem großen Mann erzählte, konnte Richter die Thränen nicht zurückhalten. Sein Haupt-Character ist mit einem Wort jene gutmüthige Schwäche und Reizbarkeit, die den, der sie besitzt, für die menschliche Gesellschaft sehr umgänglich macht, ihn selbst aber vielen Irreleitungen aussetzt. Lies seine Hundstagsreise und seine Palingenesien, da kannst Du ihn kennen lernen.

„Je mehr ich die Facius*) kennen lerne, desto mehr Achtung gewinnt sie mir ab Ihr Verstand ist hell, ihr Herz gut. Ihre Urtheile sind treffend, verrathen Beobachtung. Bei ihr scheint Kummer ein Mittel zur Vervollkommnung gewesen zu sein; das Schicksal, das sie mit ihrem Mann verband, scheint zum Vortheil ihres Charakters und Werthes

*) Frau Facius in Weimar, an welche Schubert durch seine Schwester empfohlen war, übte einen wohlthuenden Einfluß auf ihn aus, er besuchte sie gerne.

ausgeſchlagen zu haben, denn ſie hat Selbſtändigkeit gelernt.

Dies von den Perſonen mit Denen ich umgehe, nun die Verhältniſſe, in denen ich zu ihnen ſtehe. Emil (Herders Sohn), den ich Dir gar nicht zu ſchildern brauchte, denn ein ſo faltenloſer, reiner Character ſchildert ſich ſelbſt, iſt jetzt wahrhaft mein Freund, ja er iſt es mehr als je einer. Wo fände ich ſo viel Bildung, die nur eine ſolche Erziehung geben kann, mit ſo viel Herzensgüte vereint? — Er liebt mich ſehr und ich ſuche dieſe Liebe noch feſter zu machen. Täglich bin ich bei ihm — eſſe Halbabendbrod (Vesperbrod) dort, arbeite einige Stunden und ſchlafe ſogar bisweilen mit dort. Dadurch gewöhne ich mich ſo ſehr an ihn, daß mir ſein Verluſt ſehr ſchmerzlich ſein wird."

„Auch mit ſeiner Familie ſtehe ich noch mehr in Verbindung als zuvor. Herders Liebe, Vorliebe möchte ich es und zwar aus vollem Ernſt, denn ich verdiene ſie nicht, nennen, für mich nimmt eher zu, als daß ſie ſich mindert und zeigt ſich oft ſchon in Kleinigkeiten rührend. Vor einigen Wochen zum Beiſpiel überfiel mich auf einmal meine alte Schwermuth wieder, ich ging traurig ins Freie, fand aber keine Ruhe. Emil klagte ich es durch ihn erfuhr es ſein Vater. Einige Tage darauf traf er mich mit Emil in ſeiner Bibliothek an. O wie gütig tröſtete er mich da! warnte mich vor Schwermuth, bot ſich ſelbſt mir zum Troſt an, verlangte die Tage zu wiſſen, wo ich nachmittags frei ſei, damit ich da bei ihm eſſen könnte. Dies iſt nun Sonntags. — Da ſitze ich neben meinem verehrungswürdigen Meiſter, dem guten Herder, und dieſe Stunden ſind mir Stunden

der wahren Bildung für Herz und Verſtand. Heute werde ich auch dort eſſen und Wielanden und ſeine Frau, die heute bei Herders ſind, näher zu kennen, Gelegenheit haben."

„Ich habe das Schauſpiel anfangs ſehr oft beſucht, bekam aber bald einen ſo großen Ekel dafür, daß ich es nicht mehr zu beſuchen gedenke. — Ich lerne jetzt die Anfangsgründe im Tanzen, um meinem Körper Anſtand zu geben, nicht um Tanzen zu lernen. — —

Was die Univerſität, auf der ich die erſten Jahre zubringen werde, betrifft, ſo will ich hierin des Vaters und Deines Mannes Rath folgen und erſt eine Zeit lang nach Leipzig gehen. Nach zwei Jahren wird mich unſer Vater noch auf einige Zeit nach Jena ſchicken, wo ich dann bei meinem Emil wohnen und oft bei Herders in Weimar ſein werde.

— — Den erſten März ſchon ſpricht Dich

Dein Bruder."

6.

Aus einem Brief Schuberts an ſeine Eltern ebenfalls aus ſeinem letzten Jahr in Weimar 1798.

„Meine guten Eltern!“

„Welche Freude machte mir geſtern Ihr Brief, den ich mir gar nicht erwartet hatte. Nun darf ich doch hoffen, Ihre Briefe als treue Rathgeber auf meiner wirklich nicht leichten Laufbahn zu haben. Sie ſind mir um ſo nöthiger, da ich jetzt nur erſt ein Anfänger im Streben nach Weisheit und Moralität bin, mithin ſo unendlich leicht irregeleitet werden kann. Ach wie will ich von nun an mich Ihres ganzen Zutrauens durch eigenes kindliches Zutrauen ganz werth zu machen ſuchen! Meine Fehler ſollen Sie aufrichtig erfahren und mich zurecht weiſen, meine Fortſchritte in Moralität und Weisheit durch Ihre Aufmunterung unterſtützen.“

„Unter den Menſchen, die ich an Tugend vielleicht nachahmen kann, ſind: Johannes der Täufer, Sokrates, Hamann (der deutſche Philoſoph) meine Lieblingsmuſter. Doch Gott! wo finde ich Kraft, dieſen auch nur unvollkommen nachzuahmen? ich, der ich ſo viel Urſache habe, faſt ganz an mir zu verzweifeln. Der Weisheit, der Betrachtung der Dinge aus ihrem wahren Geſichtspunkt, dieſer Krone der menſchlichen Vollkommenheit, — Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt und Streben nach Wahrheit ſoll mich ihr nahe bringen.“

„Meiner Lieblingslektüre habe ich jetzt das neue Teſtament, den Prediger Salomo und den Phädon des Plato beigefügt. Vorigen Sonntag las ich in dem neuen Teſtament die Geſchichte Johannis des Täufers. O Gott! wie

innig rührte mich die. Ich konnte die Thränen der Rührung nicht zurückhalten, mochten ſie auch meine Stubenburſchen bemerken. Dann las ich die Geſchichte Jenes, der ſo unendlich größer als ſein Vorgänger iſt, jenes Unnachahmbaren. — Ein ander mal las ich unter anderen Stücken des alten Teſtamentes den Prediger Salomo, den ich für das weiſeſte Buch im alten Teſtament halte. Welche menſchliche Weisheit! — Der Phädon, den ich ſchon einmal geleſen habe, macht mir unendliches Vergnügen, doch die Ueberſetzung muß ich für jetzt liegen laſſen, weil ich zuviel andere Geſchäfte habe. Meine Lebensart iſt jetzt, meinem Ziel angemeſſen, eine ſehr ſtrenge, denn mein Grundſatz iſt: unterdrücke als Jüngling alle Sinnlichkeit, damit Du ihrer als Mann und Greis mächtig ſeiſt."

„Nun noch einige Worte von meiner Verſtandesbildung: Philoſophie iſt mein Hauptſtudium. — Phyſik, Zoologie, Anatomie, Chemie, Botanik, ſind nebſt der Theologie auf Herders nochmaligen Rath und mit Ihrer Bewilligung auf der Univerſität meine Studien. Herder meint, es vertrüge ſich ſehr gut mit der Theologie und ſei mir als künftigem Philoſophen unentbehrlich."

„Wollten Sie Herders allzugütiger Meinung von mir glauben, ſo dürfte ich wohl hoffen, Ihnen vielleicht einmal Freude zu machen. — Herder hat freilich eine zu gute Meinung von mir, das ſehe ich. — Doch ohngeachtet ich fühle, daß ich Herders Zutrauen noch nicht werth bin, ſo iſt es doch mit jedem Mal, daß ich ſeinen Umgang genieße, als würden alle meine Kräfte doppelt erhöht. Er iſt mein Lehrer und Meiſter in der Philoſophie und Moralität.

Denn, o welch ein Gatte und Vater iſt er! welch ein guter Menſch! — Was ich einſt werde, was ich einſt nütze, hat der Menſchenkreis, in dem ich leben werde, ihm zu danken, meine frühſte Bildung iſt ſein Werk. — Er giebt ſich viel Mühe mit mir. Dieſen Winter ſoll ich mit Emil die Abendſtunden oft bei ihm zubringen, dann will er ſich Aufſätze von mir vorleſen laſſen und mir ſeine Gedanken darüber ſagen. Wie nützlich muß mir dies werden!" —

„Was meine Aufſätze anlangt, ſo ſind dieſe alle, die ich Ihnen mitſchicke, noch ſehr unvollkommen, blos der letzte über „Verſtand und Herz" gefällt mir, und wenn mich nicht Herders Meinung darüber ermuntert hätte, ſo würde ich ſie Ihnen ſchwerlich zu ſchicken wagen. Die „Unterhaltung über den Zweck der wiſſenſchaftlichen Bildung" iſt ein Beweis, wie man in aller Geſchwindigkeit etwas recht Schlechtes machen kann; denn den Donnerstag fing ich erſt an, ſie ordentlich durchzudenken, den Freitag machte ich ſie, den Sonnabend memorirte ich ſie und ſagte ſie in der Schule her. Der Aufſatz über die „Brüderwelt" iſt von dem Kantiſch-Fichtiſchen Egoismus, den ich haſſe, veranlaßt. Jetzt arbeite oder denke ich vielmehr auf einen ſehr ſchweren Aufſatz: „Wie entſtehen Individuen und in welchen Verhältniſſen?" Ferner: „Was iſt unſere Seele?" — Ueber das Erſtere habe ich Belege aus der Natur geſammelt, über das Letzte ſtudire ich mich und andere. Ueber dieſen Aufſatz denke ich ſchon faſt dieſen ganzen Monat nach und bin noch nicht weit darin. Schon um 5 Uhr ſtehe ich auf und leſe entweder Plato oder denke über jenes nach. Ein anderes Geſchäft iſt, daß ich jetzt an

einer „Geſchichte der Entwicklung der menſchlichen Kräfte, der Tugenden und Laſter“ arbeite und zwar ſonderbar, daß ich dieſes pädagogiſch vortrage. Ich unterrichte nämlich die jüngere Schweſter der Frau Facius darin. Dies thue ich, um meine Gedanken und Lebensphiloſophie noch ungebildeten Menſchen vortragen zu lernen und mich ſo zum Volkslehrer zu bilden. Einige Proben von dieſem Werkchen finden Sie beiliegend*). Es enthält den Vortrag meiner erſten Stunden im kahlen Gerippe. Man ſieht aber dieſem obgedachten Werklein die wenige Zeit, die ich mir dazu genommen habe, recht deutlich an. Ueberdies ſind die Gedanken des 3. Vortrags nicht mein, ſondern theils aus Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ zuſammengetragen und nur ein wenig nach meinem Gutdünken verändert. Ich bitte alſo, dies gar nicht als mein Eigenthum zu betrachten, es iſt fremde Frucht, mit der ich nicht prahlen darf; denn ich will ſchon ſelbſt nachdenken lernen. Betrachten Sie das Ganze blos als einen Verſuch, mich faßlich zu machen“

„Wenn ich Mathematik verſtünde, ſo würde ich für die Philoſophie und für das Nachdenken ſehr viel gewonnen haben. Ich ſuche daher jetzt dieſen Verluſt zu erſetzen und ſtudire Mathematik für mich. — Ich deklamire faſt täglich, um eine helle, wohlklingende Stimme zu bekommen Ich treibe viel Engliſch und Franzöſiſch; das letztere ſpreche ich noch ſehr ſchlecht, das erſte kann ich kaum überſetzen Ebräiſch kann ich noch immer ſehr unvollkommen und werde es wohl bei

*) Dieſe Aufſätze und Vorträge ſind leider nicht mehr vorhanden.

dieſem Lehrer nie lernen (meine Mitſchüler ſind ſchon fertige Ebräer). Geben Sie mir lieber einen guten Rath, wie ich es für mich lernen kann.“

„Was mir jetzt mein Emil iſt, läßt ſich kaum ſagen. Ich habe noch nie einen Freund ſo innig geliebt als ihn. Wo finde ich auch einen ſo zartfühlenden, ſanften, wohlerzogenen Jüngling? Wir üben uns gemeinſchaftlich im Nachdenken. Da ich etwas geübter bin, auch älter als er, bin ich ihm hier ziemlich nützlich — dies knüpft ihn noch feſter an mich.

So bin ich jetzt durch dieſen Freund, durch Nachdenken und Streben nach Moralität recht glücklich. Nur ein Vater fehlt mir hier in Weimar, der mich alle Abende frage: Biſt Du heute beſſer oder ſchlechter worden? was haſt Du gethan und gedacht? —

Leben Sie wohl!“ —

7.

Auszüge aus ſpäteren Briefen Schuberts an ſeine Schweſter Eleonore, Gattin des Bürgermeiſter Wirth in Chemnitz. Viele Jahre gichtleidend ſtarb ſie im Jahr 1842.

a.

München, Nov. 1833.

— — „Das war wieder ein Jahr vieler, aber Gott Lob! auch geſegneter Arbeit. Keine Stunde des Tages hatte ich mit Willen und ohne die dringendſte innere oder äußere Aufforderung zur Ruhe ausgelaſſen, ſogar auf dem Krankenbette liegend, fortgeſchrieben und was iſt's nun weiter auch geworden als ein dickes Buch*), darinnen irgend ein Strahl, der wo anders hergekommen, mit den durcheinander wirrenden Sonnenſtäublein des Menſchenwitzes ſein Spiel treibt! — „Eitelkeit der Eitelkeiten, und Alles eitel", ſprach der Prediger, der König geweſen zu Jeruſalem; Eitelkeit der Eitelkeiten, ſagt ihm willig ein Prediger nach, der einſt Naſenkönig geweſen im Schattenſpiel an der Wand. Dennoch iſt das, was ich in dieſem Jahr geſchrieben, die beſte oder doch wiſſenſchaftlich vollendetſte Arbeit meines bisherigen Lebens."

*) Wahrſcheinlich: „Geſchichte der Seele." —

b.

Von einem Beſuch in Hohenſtein ſchreibt er:

„Wahrhaft herzerhebend war für mich am Morgen der ſchöne, hehre Hinausblick aus dem ſtillen, netten Gaſtſtübchen unſeres guten Cantors*) in das Gebirge. Man hatte mich da unter und neben die wohlbekannten Familien-Portraits: Großvater, Großmutter, Urgroßmutter und Onkel Gabriel gebettet; meinem Bett gegenüber ſtund der liebe mir ſo theure und werthe Lehnſtuhl aus dem Zimmer der ſeligen Mutter und Schweſter!“ —

c.

Juni 1835

„Die Nachricht von der Heimſuchung, die Dich am Oſterheiligabend betroffen, hat mich recht ſchmerzlich betrübt. — Arme Schweſter, der zu dem gewöhnlichen täglichen Schmerz und Leid auch noch dieſes neue doppelte Weh kommt! Wie gerne möchte ich an Deinem Krankenlager bei Dir ſitzen und Dich erfreuen und tröſten. — So kann ich nichts Anderes als Den, welcher der Herr, der Arzt heißet, anflehen, daß Er Dein Weh lindern möge und Dich erquicken mit dem Balſam aus Gilead.“ —

„Zwar ich aus eigener Erfahrung weiß, was mir meine Krankenbetten (was das ſei, habe ich erſt in München erfahren**) genützt haben! — Ich kann mit innigem Dank

*) Cantor Werner in Hohenſtein war Schuberts Vetter und Schwager zugleich.

**) Schubert hatte in Folge von Ueberanſtrengung und innerer Aufregung eine ſchwere Leberentzündung gehabt.

gegen Gott bezeugen, daß keine andere Schule, in die Er mich nach seiner väterlichen Weisheit und Liebe hat gehen lassen, mir so förderlich, so heilsam und bildend gewesen sei, als die Schule des Krankenbettes; aber bei mir waren leider auch solche strenge und schwere Schulen nöthig und sind mir es vielleicht noch." — —

d.

München, den 16. December 1838.

„Je älter ich werde, je mehr und inniger kehre ich wieder zu den Erinnerungen an unser theures Elternhaus zurück, von welchem Du meine geliebte Schwester nun der einzige noch lebende, rechte geistige Erbe und Inhaber bist. Ich schreibe es, nächst Gottes Erbarmen am meisten den Kräften der Liebe und des Gebetes unserer frommen Eltern und Großeltern zu, daß ich armer, so weit und viel herumirrender Mensch endlich auf den festen Grund und Boden gekommen bin, auf welchem der kindliche Glaube unserer theuern Eltern ruhte; die Keime, die Du, meine erste Erzieherin und Lehrerin unter den Menschen, mir ins Herz legtest, sind aufgegangen; und wie gut ruht es sich nun auf dem festen Grunde im Schatten der lieblichen Lebensbäume."

Nachdem er dann von seiner Rückreise aus Sachsen nach Bayern, über Leipzig. Hof Bayreuth, Erlangen und Nürnberg. wo er seine Kinder und liebe alte Freunde wiedergesehen, erzählt hat, fährt er fort.

„Nun sind wir wieder still vergnügt in unserem Hause; fangen unseren Tag in gemeinsamem Gebet und Erquickung

am theuern werthen Worte an, dann geht es an die Arbeit, der ja der liebe Gott auch ſeinen Beiſtand und Segen nicht entziehen wird, dann kommt dem oft recht ermüdeten Leib der Abend heran, da gehe ich öfters noch mit meiner lieben Hausfrau aus und trinke unter Freunden ein Glas Bier, und wenn Zeit und Wetter es erlauben, gehen wir auch einmal ein groß Stück weiter übers Feld hinaus an irgend ein ſtilles Oertlein, da wir ungeſtört mit lieben Freunden beiſammenſitzen können."

„Das liebe Weihnachtsfeſt fängt ſchon jetzt an, ſich im Herzen einzuſtellen; man fühlt eine Freude der Kinder, welche einen recht guten Vater haben und welche ohne Aufhören im Hauſe dieſes Vaters wohnen und bleiben dürfen. Wie wohl wird das einmal thun, wenn wir uns Alle vereint und unzertrennlich beiſammen vor dem Angeſicht dieſes lieben Vaters erfreuen dürfen."

„Nun ihr geliebten Geſchwiſter (Schweſter und Schwager), ich weiß nicht, ob ich Euch noch einmal vor dem Jahresſchluß ſchreiben kann und zweifle ſogar daran. Gott vergelte Euch alle die Liebe und Treue, die Ihr uns im vergangenen Jahr erzeigt habt und gebe Euch ein recht geſegnetes neues Jahr, ſelig im Frieden mit Gott, ſelig in Freud und Leid. — In dankbarer Liebe

Eure treuen Geſchwiſter

Julie und Heinrich Schubert."

8.

An die Herzogin von Orleans nach dem Tod des Herzogs.

Euere Königliche Hoheit

mögen es dem Schreiber dieſer Zeilen vergeben, daß auch er ſich der Gott geheiligten Stille Ihrer Trauer mit ſeinen armen Worten nahet. Ja, der Fürſt und Große in Israel, den der Herr ſelig obwohl im Sturme dahingenommen hat, war auch meiner Seele theuer, ich habe ihn und ſeinen Namen in meinem Herzen getragen und werde dies ferner thun bis an mein Ende. Darum darf ich es, der Mitbetrübte wagen, zu der Tiefbetrübten zu reden, welche in ihrer fürwahr einzigen Lage die Worte: „Wo iſt ein Schmerz wie mein Schmerz, der mich getroffen hat" ausſprechen kann; die Worte des Propheten, welche in der Gebenedeieten unter den Weibern wiederklangen, als ein Schwert durch ihre Seele ging, damit Vieler Herzen Gedanken offenbar würden.

„Der Herr hat geredet, Er wolle im Dunkeln wohnen." — Seine Sprache iſt eine Sprache der Thaten an Einzelnen zu Vielen.

Als ich im Geiſte auf das in ſeinem Blute liegende, zerſchmetterte Haupt des jugendlichen Helden blickte, als ich bei dieſem Anblick erſtarrt und erſchrocken daſtand, da war es, als ob dieſes blutende Haupt mich fragte: „gedenkeſt du nicht an die Sprache der Zeichen, in welcher Gott vor Zeiten ſowie nachmals — mit der Stimme der Donner zu den Völkern geredet hat? Er, der Herr, in allen Seinen Wegen treu und barmherzig, war es, der vormals einen ſeiner Propheten erwählten Zeugen hervorhub und dahin-

ſtellte, daß dieſer vor den Augen ſeines Volkes ein Anblick des Jammers werden mußte, ein Bild der Beraubten, der Geſchlagenen, der vom Feind Umlagerten, damit das Volk in dem Schickſal eines Unſchuldigen ahnen möge die Gerichte des Herrn, welche der Schuld drohen; damit es erwache von ſeinem Taumel und ſich bekehre." Ja der Hochgeſtellte iſt gefallen als ein Schlachtopfer für ſein Volk; er iſt dieſem zu einem Zeichen des Aufmerkens dahin geſtellt; ein Schwert mußte denen, die ihn lieben, durch ihre Seele gehen, damit vieler Herzen Gedanken offenbar würden.

Eine allgemeine Bewegung der ſchmerzlichſten Theilnahme hat bei dieſem großen Falle die edleren Völker von Europa ergriffen. In ganz Deutſchland beklagt man den Herrlichen, den von ſeinem Volke und von Gott Geliebten — ja den von Gott Geliebten und darum eben zu ſolcher bedeutungsvollen Beſtimmung Erkornen. Wenn der Fürſt mit dem Schlachtſchwert in der Hand an der Spitze der Seinen kämpfend fällt, dann erhebt das Loblied der Welt ſeine Stimme; einen ſolchen Tod, der nicht vom Pfeil oder Dolch der Feinde, ſondern von der gewaltigen und doch gütigen Hand unſeres Gottes kam, beſingt im höhern Chor die Stimme jener ſelig Vollendeten, denen der Rathſchluß ihres Gottes über die Völker und Zeiten nicht mehr in Dunkel gehüllt iſt.

Die Gebenedeiete unter den Frauen hatte, im Anblick jenes „Hauptes voll Blut und Wunden", auf welchem alle Gewalt und Hoheit der Himmel thronten, den Schmerz des innerſten bitterſten Todes empfunden; was ihr dann kam, als er erſchien und wieder verſchwand; als Er hinauffuhr

zur Herrlichkeit des Vaters, das war nicht mehr Troſt und Süßigkeit der Erde, ſondern ein Geiſt von oben, welchen die Welt nicht zu geben noch zu nehmen vermag, mit ihm Gnade und Friede des Himmels. Dieſen Geiſt des Troſtes und der Kraft möge Er, welcher im Dunkeln wohnt, der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs in Ihre Seele ſenken und zu dieſer ſagen: ſei getroſt und unverzagt, denn ſiehe ich bin mit Dir, in meine Hände habe ich Dich gezeichnet. Er, der Herr ſchütze, erhalte, ſegne den theuren Grafen von Paris; Er ziehe ihn ſelber durch Seinen Geiſt. Er ſchütze und ſegne das ganze Königliche Haus und ſei eine feurige Mauer um daſſelbe her.

Unſere hochtheuere Königliche Familie trauert tief mit Ihnen, das durchlauchtigſte Herzogliche Paar von Altenburg gab mir den Auftrag, ſeinen theilnehmenden Schmerz gegen Euere Königliche Hoheit auszuſprechen. Meine treue Hausfrau hat viel geweint und beweint noch täglich inniglich das große Leid, das unſere theuere Herzogin Helena traf.

In tiefeſter Ehrfurcht der von Herzen Mitbetrübte, mit Ihnen Betende

G. H. Schubert.

München, den 25. Juli 1842.

9.

Brief Schuberts an ſein Urenkelchen und Pathchen Pauline Seiler.

„Im Namen des Herrn Jeſu ſei mir geſegnet, Du mein geliebtes Pathchen! Er, der Herr, welcher Dich in der heiligen Taufe, wie ein treuer Hirte ſein Lämmlein auf ſeine Arme genommen und an ſein Herz gedrückt hat, möge Dich feſt halten an dieſem ſeinem Herzen bis ans Ende. Auch wenn Du einmal gehen kannſt auf Deinen eigenen Füßen und wenn Du in eigener Kraft zu wandeln anfängſt, wird ſein guter Engel Dich geleiten; Er ſelber aber, der gute treue Hirte, wird über Dich wachen bei Tag und Nacht. Denn Er hat nicht nur in der heiligen Taufe, ſondern von Ewigkeit her zu Dir geſagt: Du biſt mein; Er hat Dich gekannt und bei Deinem Namen gerufen, ehe Du geboren wareſt. Er wird Dich rufen täglich und ſtündlich. Und wenn Du Ihn in Deinem Herzen rufen höreſt, dann ſage nur zu Ihm, wie es der kleine Samuel that: Rede Herr, denn Deine Magd höret. Und was Dir dann der Herr ſagt, das nimm tief und behalte es treu in Deinem Herzen auf, es ſei Ermahnung und Zucht, oder Troſt und aufmunterndes Locken Seiner Liebe. Selig, ja ſelig wirſt Du ſchon auf Erden ſein, wenn Du Dein Herz ſo in Stille und im Aufmerken auf Deinen lieben Gott und Herrn erhältſt, als ob Du wie der kleine Samuel bei Tag und bei Nacht in Seinem Tempel wäreſt und immer vor Seinem Angeſicht ſtündeſt. Denn wenn Du Dich zu Ihm wie ein Kind zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter hältſt, dann hält er ſich

auch zu Dir, Du kannſt zu Ihm reden Alles, was Deine Liebe zu Ihm Dir eingiebt, und Er hört Dich; Er redet zu Dir, und Du vernimmſt, was Er ſagt, und Nichts kann Dich von Deinem Gott und Heiland, Nichts kann Ihn von Dir ſcheiden in Zeit und Ewigkeit. Amen! ſo ſei, werde und bleibe es."

10.

Aus einem Brief Schuberts an einen 17jährigen Pathenſohn, der kurz zuvor mehrere Tage bei ihm in München geweſen war.

— — „Ja, Du lieber Sohn meines Herzens, ich habe es abermals durch Deinen Beſuch recht lebendig erfahren, wie die Liebe, die man zu einem noch nie geſehenen Menſchen im Herzen trägt, noch eine ganz neue höhere Weihe bekommt, wenn man ſich erſt perſönlich die Hand gedrückt und ins Auge geſchaut hat. Wir ſind uns beide durch unſer perſönliches Beiſammenſein, ſo kurz daſſelbe leider auch war, ungleich näher gekommen als vorher. Was eine innere Regung war, das iſt zu einer wirklichen, ſichtbaren That des Lebens geworden, die für die ganze Zeit des Erdenlebens und mit Gotteshilfe für die Ewigkeit ihre Früchte tragen wird."

„Siehe, mein geliebter Gotthilf, ſo ergeht es uns ſchon mit armen ſündhaften und gebrechlichen Menſchen, wie ich einer bin, den Du, wie mir Deine Briefe bezeugen, durch den Umgang, durch den Verkehr des freundlichen Geſpräches

noch viel lieber gewonnen und ein größeres kindliches Vertrauen zu ihm gefaßt haſt, als vorher. Wie vielmehr geſchieht uns das, wenn wir durch das rechte perſönliche Annahen zu Ihm in den vertrauten Umgang, in den herzlichen Verkehr des Geſpräches mit unſerem Herrn treten, zu welchem wir nicht erſt eine weite Reiſe machen müſſen, um ihn zu finden, ſondern der ſelber zu uns in die arme Hütte unſeres Fleiſches und Blutes gekommen iſt, und täglich in dieſelbe kommt, damit Er uns und wir Ihm recht bruderherzlich gemein werden ſollen. Gehe nur immer mehr und zutraulicher zu dieſem Herrn hin, laß Dir deine Sünden täglich von Ihm vergeben, faſſe ſeine theure, für Dich durchbohrte Hand immer feſter und liebeskräftiger an und Dein junges Herz wird ruhiger ſchlagen, ſein Sehnen wird geſtillt werden, Du wirſt bald jenen Frieden ſchmecken, der ſüßer iſt, als alle Freuden, welche die Welt giebt, höher als alle Vernunft. Und wenn auch dieſer Friede täglich und ſtündlich durch die Zerſtreuungen und Mühen des alltäglichen Lebens ſollte geſtört werden; Du weißt doch, wo er zu finden iſt, und daß Dir dieſes Kleinod Deiner Liebe zu dem Herrn keine Macht auf Erden, keine Gewalt des Geiſterreiches rauben kann."

„Ach wenn Du doch mit uns hier in der ſchönen, lieblichen Gegend ſein könnteſt, wo man den Schnee der Alpen ſo nahe ſieht und ihre kühlende Luft athmet! Nun, ich hoffe, Du biſt nicht zum letzten Male bei uns geweſen; wenn wir einmal die Herbſtferien, wie das ja gewöhnlich geſchieht, in der Nähe der Alpen zubringen, dann kommſt Du zu uns und bleibſt länger bei uns, als dieſes erſte Mal."

„Gott ſegne und behüte Dich, mein geliebter Gotthilf. Meine liebe Hausfrau, die Dich recht mütterlich lieb hat, grüßt mit mir Dich und die theuern Deinigen aufs Herzlichſte. — In der gemeinſamen Liebe zu unſerem Herrn und Heiland Dir feſt verbunden

Dein treuergebener Pathe

Dr. G. H. Schubert."

Pähl, 17. Juli 1852.

11.

Aus einem Brief an ſeine älteſte Enkelin.

München, den 12. März 1854.

— „Dort am rothen Meere, Ezeon Gaber gegenüber, wo ich heute vor 17 Jahren Deinen Geburtstag feierte, war es auch gerade ein Sonntag. — Dort am Meer blühten ſchon die Dattelpalmen und viele andere ſchöne Geſträuche und Kräuter, die mein Auge noch niemals geſehen hatte. Und der Bulbull — die orientaliſche Nachtigall-Droſſel ſang ihr lautes Freudenlied im Wipfel der Palmen, die Berge Arabiens erhoben ſich ſo majeſtätiſch ſchön über das Meer. Es gab mancherlei Beſchwerden an dieſem Tage, und wegen der Arnauten, die in der Burg von Akaba lagen und gleich von Anfang ſehr harte Anforderungen an uns machten, gab es auch Aergerniß und Sorgen. Aber wie ſind alle dieſe leichten Uebel aus der Erinnerung verloſchen und nur das ſonnig ſchöne Bild der reichen arabiſchen Landſchaft ſteht mir ſo lebendig, als wenn ich dort wäre, vor der

Seele. So wird es uns auch ſein, wenn wir aus Gnade und Erbarmen unſeres Gottes dort im Lande der verheißenen Ruhe an die Mühen unſeres Pilgerweges auf Erden zurückdenken. Iſt ja dann Alles neu geworden, wir ſind durch den Kampf der Buße und des Glaubens zum neuen Leben hindurchgedrungen, unſere Kleider ſind gewaſchen und helle gemacht im Blute des Lammes, wir ſehen nicht mehr unſer Elend, unſeren Jammer, denn das iſt hinweggenommen, wir ſehen im ganzen vergangenen Leben nur die Thaten der Gnade und der Liebe unſeres Gottes, die uns von Kindesbeinen an mit Erbarmen gepflegt und getragen, unſere Sünden uns vergeben und geheilt hat alle unſere Gebrechen. —

Ach meine lieben Kinder, es liegt viel Freude des Vorgenuſſes im Greiſenalter!" —

12.

Schuberts letzter Brief, der nach ſeinem Tod unvollendet auf ſeinem Schreibtiſch in München gefunden wurde.

„Ein alter, armer Bruder, der aber in den täglichen und ſtündlichen Erfahrungen von der Vatertreue und Erbarmung ſeines Gottes in Chriſto Jeſu, dem Heiland und Seligmacher der begnadigten Sünder, reich, glücklich und ſehr vergnügt iſt, möchte vor ſeinem Ende auch noch einmal dem Bruder Harms in Hermannsburg im Geiſte die Hand drücken, denn er hat dieſen ſeit Jahren ſehr lieb. Ich bin nun über das achtzigſte Jahr hinüber, alſo hinaus über die Grenze, von welcher es heißt: und wenn es hoch

kommt! Auch iſt meine alte Hütte ſo mauerriſſig und leck, daß, wenn ich ſo ſtill im Bett liege, ich überall durch die Löcher des Daches hindurch hinausblicken darf auf Etwas, das mir ein fern im Oſten aufgehender Morgenſtrahl beleuchtet und das einem Bau, von Gott erbauet, nicht mit Händen gemacht, gleichet. Ja, dort wird auch der Erdenpilger, der im Glauben ſeinen Weg zog, ſtatt des zerfetzten Wanderzeltes eine ewige Hütte finden, vor allem aber das Haus des Vaters, von welchem mein Heiland ſagt, daß darin viele Wohnungen ſind, und daß Er hingehen wolle, auch für uns eine zu bereiten. Nun, der liebe Herr Jeſus hat auch mich, dem Fluch und Tod anheimgefallenen Knecht der Sünde, frei gemacht durch das Löſegeld Seines Blutes und mich gerecht gemacht vor Seinem Vater, ja zu einem Kindesrecht im Hauſe dieſes Vaters mir verholfen. Darüber bin ich ſehr froh und weiß, daß ich armer Knecht auch dort im himmliſchen Vaterhauſe ein Räumlein finden werde, da ich mich des Naheſeins meines lieben Herrn Jeſu freuen kann und mit den Engeln lobſingen darf dem Lamm, das für mich und Dich erwürget war. Lieber Bruder, ich habe für Dich ein Wort empfangen aus einem im Glauben und in rechtſchaffener Liebe geſtorbenen Chriſtenherzen, das auch mir recht wohl gethan hat. Ich gebe es an Dich weiter und wenn Du einmal Dein Ende ſo nahe fühlſt, als ich das meine, dann gieb Du es als Vermächtniß auch weiter an einen Bruder, den Du recht lieb haſt und dem Du gerne zum letzten Male Gottes Frieden wünſchen möchteſt. Das Wort heißt: Laſſet euch nicht erbittern, und ſteht: 1. Cor. 13, 5, wo — —“

Da bricht der Brief ab, er wurde nach Schuberts Heimgang an Paſtor Ludwig Harms nach Hermannsburg geſchickt und dieſer, der nun auch längſt heimgehen durfte, erwiederte darauf:

„Herzlich danke ich Ihnen für Ueberſendung des theuern Vermächtniſſes, welches Ihr Pflegevater in dem unvollendeten Briefe mir hinterlaſſen hat, ſowie für die freundliche Nachricht von ſeinem ſanften, ſeligen Ende. — Ich habe den theuern Mann ſo lieb gehabt, daß nach und nach ſeine ſämmtlichen Schriften meine Bibliothek zieren mußten; mir iſt ſelten ein ſo kindliches Gemüth vorgekommen, wie der Entſchlafene es hatte, eine Liebe, die nichts Arges zu denken vermag, ſondern alles glaubt, trägt, hofft und duldet. War es aber natürlich, daß ich den Mann lieb hatte, der der ganzen Chriſtenheit bekannt war, ſo iſt es mir unbegreiflich, wie er mir, einem unbekannten Landpaſtoren ſeine Liebe zuwenden und noch auf ſeinem Sterbebette ſo bethätigen konnte, und ich bin dem HErrn deshalb um ſo dankbarer dafür. Ich würde Sie um Grüße an ſeine liebe Frau und Familie bitten, wenn ich nicht einſähe, daß ſich das für mich nicht ſchickt, aber auf betendem Herzen ſie tragen, das ſchickt ſich und das thue ich, wie ich es immer gethan habe. Gott ſegne Sie!

In herzlicher Liebe und Fürbitte

Ihr L. Harms.

Hermannsburg, den 18. Auguſt 1860.

II.

Der Mutter Leitung.

Die erſte Reiſe, deren ich mich erinnern kann, habe ich in einem Korbe gemacht, den eine Tagelöhnersfrau auf ihrem Rücken trug; denn der Weg war über zwei Stunden weit, und den kann ein Kind von vier Jahren noch nicht zu Fuße machen. Die Reiſe ging zu einer gar lieben älteren Schweſter, welche ſich vor Kurzem verheirathet hatte, und welche nun die Mutter zum erſten Male beſuchte und den jüngſten Sohn, ohne den ſie nicht gern ſein mochte, mit ſich nahm.

Da im Hauſe der Schweſter ging es gar reich und anſehnlich her. Das gefiel dem Söhnlein meiner Mutter wohl; es begehrte Vielerlei und empfing Alles, was es begehrte; und da es nun Alles empfangen, wurde es zum Dank dafür übellaunig, ſtörrig und ungehorſam und ſchlief zuletzt in übler Laune ein. Als ich aber wieder erwachte, ſiehe, da war nicht mehr die Apotheke meines reichen Schwagers, um mich mit all' ihren überzuckerten Mandeln und Chocoladeplätzchen und andern ſeltſamen Süßigkeiten zu erfreuen, ſondern die gewöhnliche Schlafkammer der armen Wohnung meines Vaters. Denn man hatte mich ſchlafend

in den Tragkorb gelegt und ſchlafend — in's Bette gebracht. An dieſer Wohnung, ſo däuchte mir damals, hatte ich mich nun hinlänglich ſatt geſehen; ich wollte nicht mehr da ſein, ſondern weit, weit von hier, in der ſchönen, reichen Apotheke meines Schwagers. Ich fing an zu weinen, und, als mir dies nicht genug ſchien, auch zu ſchreien: „ich will zu meiner Chriſtel.“

Da trat meine ſanfte Mutter an mein Bette, nahm mich heraus auf ihre Arme und ſagte zu mir: „Deine Chriſtel, mein Heinrich, die wird jetzt mit ihrem Manne am Tiſche ſitzen und viel zum lieben Gott beten und ein ſchönes Lied ſingen; denn deine Chriſtel iſt fromm und kommt gewiß einmal zum lieben Gott. Mein Heinrich war aber geſtern in Waldenburg in der Apotheke nicht fromm. In dem Hauſe und in dem Garten deiner Chriſtel, da iſt es wohl recht ſchön; aber im Himmel beim lieben Gott, da iſt es noch viel tauſendmal ſchöner. Deine Chriſtel will auch nicht immer in der Apotheke bleiben; ſondern ſie will lieber einmal zum lieben Gott in den Himmel, wo es viel ſchöner iſt. — Sieh nur, wie die Sonne auf das Kirchdach ſcheint und auf den Thurm. Und die Leute ſingen und beten in der Kirche, denn dein Papa hält eben Betſtunde. Ich und mein Heinrich wollen aber auch in den Himmel kommen zum lieben Gott, wie es jene Leute in der Kirche auch wollen. Darum wollen wir fromm ſein und beten.“

G. H. von Schubert.

III.

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schuberts

letzte Lebenstage und seliges Ende

am 1. Juli 1860.

In den letzten Juni- und ersten Julitagen des Jahres 1859 hatte der theure Großpapa eine schwere Krankheit zu bestehen, die ihn dem Tode ganz nahe brachte; in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli kämpfte er in Wahrheit einen Todeskampf. Er sah sich vor Gottes Gericht gestellt, den Verkläger an seiner Seite, der ihm alle seine Sünden vorrechnete und ein Recht an seiner Seele verlangte; aber er hielt demselben vor, wie er ihm nur Böses angethan, Christus, sein Heiland und Erlöser dagegen ihm lauter Gnade und Liebe erzeigt und durch sein Blut von Tod und Teufel erlöst habe: darum habe nur der Herr Jesus ein Recht an seiner Seele!

Von jener Zeit an war er ganz selig in der festen Gewißheit der Vergebung seiner Sünden; oft fand ich ihn am Morgen mit Thränen in den Augen und er sagte: „O wie unaussprechlich groß ist doch die erbarmende Liebe Gottes gegen einen armen elenden Sündenwurm, daß er mir alle meine Sünden vergiebt und mich zu seinem Kinde und Erben annimmt!“ Eines Morgens, bald nach jener Krankheit, fand ich ihn mit freudestrahlendem Gesichte in seinem Lehnstuhle, er erzählte mir von einem herrlichen Traume, den er gehabt; eine Stimme habe unaussprechliche Worte zu ihm

geſprochen. Mit tiefer Sehnſucht ſetzte er hinzu: „O welche Seligkeit erwartet uns; — o wäre ich ſchon dort!“

Der Friede, der ihm in ſo beſonderm Grade geſchenkt war, leuchtete ordentlich auf ſeinem Geſichte, das ſeit der Krankheit friſcher und jugendlicher ausſah, denn zuvor, und er wurde auch Allen, die in ſeine Nähe kamen, ſpürbar; denn er konnte es nicht laſſen, ihn Allen anzupreiſen und mit ſeltener Gewandtheit wußte er die Geſpräche von gewöhnlichen Dingen hinweg zu den Wunderwerken der Schöpfung zu führen, die ihm immer nur als Symbole einer noch höheren, tieferen Liebe zu uns Menſchen durch Chriſtum erſchienen. So hatte er ſich's auch zur feſten Pflicht gemacht, keinen Brief mehr zu ſchreiben, weder an Hohe noch an Geringe, in dem er nicht von ſeinem Herrn und Heilande gezeugt und zu fleißigerem Gebete ermuntert hätte. Er ermahnte auch, oft auf den Knieen zu beten; denn er ſagte: „Da fühlt man ſeine Sündhaftigkeit mehr und der Teufel hat mehr Reſpect!“ — Einer hohen, vielgeprüften Fürſtin ſchrieb er: „Wenn wir niederknien vor unſerm Herrn, dann gilt die erſte Thräne, die fällt, der Erdennoth und unſerm Sündenelende, die zweite iſt die Dankesthräne, daß Er uns erlöſt hat, und die dritte iſt die Freudenthräne, daß Er uns ewig ſelig machen will!“

Vom Lande wieder in die Stadt zurückgekehrt, war er ſo rüſtig, daß er auch von hier aus noch weite Spaziergänge unternahm, Beſuche machte und zur Kirche ging, was jedoch aufhören mußte, als ihn im December ein hartnäckiger Huſten im Zimmer feſthielt. Am 1. November feierte er das 50jährige Gedächtniß einer wunderbaren Gebetserhörung;

er lud seine Tochter und Enkel ein, erzählte ihnen jene Geschichte und ließ dann die merkwürdigen Gebetserhörungen aus Bruder Adam Straub's Leben vorlesen. Ein Gesang schloß die Feier, die sich von dem an alle Sonntag-Abende in derselben Weise wiederholte. Mit großer Frische und Lebendigkeit erzählte er den an Samstag-Abenden um ihn versammelten Künstlern und Studenten von seiner orientalischen Reise; ganz begeistert schilderte er das Reisen durch die Wüste und das Ausruhen im Sinaikloster, und auch daran verfehlte er nie, in lieblichster Weise Winke zu knüpfen über des Lebens wahren Zweck und Ziel.

Das Weihnachtsfest feierte er umringt von Enkeln und Urenkeln. Mit Freudigkeit stimmte er den Gesang an und mit feierlicher, erhabener Stimme las er das herrliche Weihnachts-Evangelium. Noch größer war der Familienkreis an seinem 80. Geburtstage (den 26. April 1860); auch da drang sein kräftiger Baß noch durch alle die großen und kleinen Stimmen bei unserm Lob- und Danklied, und unvergeßlich bleibt uns der Ton seiner Stimme, als er das „der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen ꝛc." vorlas. Ob wir da wohl ahnten, daß es sein letzter Geburtstag sei? — Schon seit Wochen hatte uns sein stilles, ernstes Wesen, sein müder Gang, sein öfteres Ausruhen auf dem Sopha besorgt gemacht und heute, an seinem Festtage, mußte er besonders vor Anstrengung und vielem Sprechen gehütet werden. Er lag, aus eigenem Antrieb, meist auf dem Sopha, doch erschien er am Abende bei der Geburtstags-Chocolade am großen Familientische und machte durch seine freundlichen, heiteren Reden alle Sorgen vergessen.

Der Schluß seines Buchs, des 2. Bandes der „vermischten Schriften", mit dem er am Mittwoch vor Ostern fertig wurde, hatte ihn viele Kraft und Anstrengung gekostet; dazu kam die plötzliche Vernichtung einer Hoffnung, die ihn für seinen Lebensabend noch recht zu beglücken schien, nämlich seine einzige geliebte Tochter*) und seinen theuren Schwiegersohn, von dessen geistigem Umgange er sich für seine alten Tage besonderen Genuß versprach, ganz hier zu haben. Obgleich er alsbald mit ganzer Seele betete: „Dein Wille geschehe!" und laut und freudig das Lied sang: „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ ꝛc.", so waren doch seine Nerven sehr erschüttert und die sich schon längst anbahnende Herzkrankheit trat deutlicher hervor. Mit dem erwachenden Frühling versuchte er, wieder auszugehen, aber jedes Mal ging er langsamer und mit besonderer Beschwerde stieg er die Treppe herauf; ja als man ihn überredete, auszufahren, machte ihm der einzige Schritt in den Wagen so den Athem stocken, daß er uns bat, ihn nicht mehr zum Ausgehen zu nöthigen.

Schon im Winter war ihm durch eine wunderbare Fügung Gottes die Aussicht genommen, seinen Lieblingsort Pähl, wo er 20 Sommer verlebt hatte, wieder beziehen zu können, und damals schon meinte der theure Greis, wenn Gott ihn kein Ruheplätzchen *auf* dem Lande finden lasse, dann werde wohl ein Ruheplatz *unter* dem Lande für ihn bereit sein. Bei der Zunahme seiner Schwäche zeigte sich

*) Selma verehel. Consistorialrath Ranke in Baireuth. R.'s Versetzung nach München unterblieb und Sch. verlebte seine letzten Tage bei dessen Sohne, also bei seinem Enkel, dem Dr. med. Ranke in Laufzorn bei München.

nun, daß auch ſelbſt die kleine Sommerwohnung in dem viel bequemer gelegenen Starnberg, die wir indeſſen gemiethet hatten, ganz unzweckmäßig ſei. Da drang ſein lieber Enkel, Dr. Ranke, in ihn, bei ihm auf ſeinem eben gekauften Landgute Laufzorn, ganz in der Nähe von München, zu wohnen. Mit herzlicher, dankbarer Freude nahm er dieſes liebevolle Anerbieten an und ſein Enkel bemühte ſich mit eifriger Liebe, die ſchönſten und ruhigſten Zimmer des geräumigen Hauſes für den Haushalt der Großältern in Stand zu ſetzen, und ſo zog er am 26. Mai daſelbſt ein. Nach den unruhigen Tagen und völlig ſchlafloſen Nächten in der heißen, ſtaubigen und lärmenden Stadt war es dem theuren Kranken hier in den hohen kühlen Räumen der großen ländlichen Stille unbeſchreiblich wohl; ſeine Bruſt athmete wieder leichter in der reinen friſchen Waldluft und ſeine aufs Tiefſte geſunkenen Kräfte ſchienen ſich wieder Etwas zu heben; doch merkten wir bald, daß von völliger Wiederkehr derſelben keine Rede ſein könne. Mehrmalen ging er hinunter und ſetzte ſich unter die alte Linde vor dem Hauſe; aber ſelbſt wenn er ſich herauftragen ließ, was ihm hart ankam, war es doch wie eine beſchwerliche Reiſe für ihn geweſen, von der er erſt wieder ausruhen mußte. Da ſaß er lieber oben am großen Fenſter der ſchönen kühlen Hausflur und ſchaute hinaus auf die geſegneten Fluren der friedlichen Landſchaft. Aber auch über dieſen Anblick breitete ſich bald ein trauriger, wehmüthiger Schatten; denn ein ſchrecklicher Hagel verwandelte die wogenden Fluren in kahle Stoppelfelder, und die ſchönen Linden und Kaſtanien ſtanden entlaubt, wie im Herbſte. Doch das war es nicht, was ſein Gemüth ſo

traurig ſtimmte und ihn ſo niederbeugte, als ob dem Palmenbaume die Blätter welk geworden wären. Nur wer den raſtloſen Fleiß dieſer treuen Hand kannte, die nicht müde wurde, Tag für Tag zu arbeiten; wer das Leben in den Augen wahrgenommen, wie ſie ſelbſt im Winter Morgens und Abends noch eine Stunde bei Licht unermüdlich der raſchen Feder folgten; wer hinein ſchauen durfte in die Reihe ſeiner Gedanken, die ſich ſchon im Entſtehen zum harmoniſchen Zuſammenhange ordneten, und wer es wußte, mit welchem Eifer alle dieſe Kräfte dem Dienſte ſeines Herrn und Heilandes geweiht waren, nur der konnte Etwas von dem inneren Kampfe verſtehen, der in der Seele des Greiſes vorging, als ihm ſo ganz alle Kraft, auch zur leichteſten Arbeit genommen war. Da ſah er ſich in eine Wüſte verſetzt, die er zuvor nicht kannte. Unter dem beſtändigen Gefühl ſeiner körperlichen Schwäche und dem Drucke der Unthätigkeit ſchien ſich ihm die Zeit zu einer Ewigkeit auszudehnen, und als ſeine große Müdigkeit ihn bisweilen hinderte, ſo zu beten, wie er es gewohnt war, da klagte er: „Ach es iſt dunkel um mich her, ich ſehe das Licht im Oſten nicht mehr, meine Seele iſt unruhig; ach ſo kann ich nicht ſterben. O, lieber Gott, laß mich ſo nicht ſterben!“ In dieſer Zeit erquickte ihn beſonders das 31. Cap. im Jeremias, das er ſich immer wieder vorleſen ließ. Aber das Dunkel dauerte nicht lange; dem Gerechten muß ja das Licht immer wieder aufgehen! Eines Morgens erzählte er ganz freudeſtrahlend: „O wie iſt mir doch jetzt wieder ſo wohl; ich konnte faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen, aber ich konnte wieder beten und weinen; ich habe meinen Heiland wieder und er hat mir meinen

Kgl. Univ. Bib. Berlin

Frieden geſchenkt, den er mir auch bewahren wird bis ans Ende; o wie freue ich mich, bald ſterben zu dürfen!"

Von dem an war er in ſeligſter Erwartung ſeines nahen Todes. Einer Freundin ſagte er: „Ich bin heute ſo fröhlich; ich denke, es wird heute mein letzter Tag ſein. Schreiben Sie Ihrem Bruder, daß er bald eine fröhliche Nachricht von mir hören wird!" Es klang wie eine ſichere Botſchaft aus dem Jenſeits, wenn man ihn mit ſolcher unumſtößlichen Gewißheit von ſeiner Seligkeit durch Jeſum Chriſtum zeugen hörte. Das ſehnliche Verlangen, bei ſeinem Herrn und Heiland zu ſein, lag in ſeinen Mienen und ſprach ſich in jedem Worte rückhaltlos gegen die Seinigen, wie ſeine ihn beſuchenden Freunde aus. Am Sonntag, den 17. Juni, ſaß der liebe Großpapa im Kreiſe ſeiner Enkel und hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Predigt zu, die Eines von ihnen vorlas; dann forderte er ſie auf, auch zu ſingen und er ſelbſt ſtimmte freudig in das „Lobe den Herren" mit ein, meinte dann nur, die zerſprungene Baßgeige wolle nicht mehr recht gehen, aber im Himmel ſolle es beſſer werden. Nachmittags, als er hörte, daß mehrere Freunde aus der Stadt gekommen wären, verlangte er, daß ſie zu ihm an ſeinen Tiſch kommen möchten. Da ſaß der liebevolle Gaſtwirth noch einmal unter ſeinen Gäſten; wenn er auch wenig ſprach, ſo hatte er doch für Jeden ein freundliches Wort und herzlichen Abſchiedskuß. Wir beſorgten faſt, er möchte ſich dabei zuviel aufgeregt haben; aber er ſchlief beſſer als ſonſt und erwachte am andern Morgen beſonders geſtärkt und verlangte nicht, wie ſonſt, nach dem Frühſtück wieder in's Bett, um erſt etwas Morgenſchlaf zu

halten, ſondern ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, ordnete die Blätter zur 6. Auflage der „Erinnerung an die Herzogin von Orleans", ſchrieb noch eine Nota über den ſeligen Heimgang des General v. Rantzau, dann einige Zeilen an ſeinen Buchhändler und übergab mir dann die Sache zum Einpacken und Abſchicken; auch mit der lieben Freundin, die in dieſen Wochen bei uns war, machte er noch ein kleines Geſchäft ab und ſetzte ſich erſt dann ſehr vergnügt über die vollendete Arbeit auf das Sopha. Da kam ſein Liebling, die kleine Urenkelin, die er oft ſeinen Augentroſt und ſein Engelchen genannt hatte, drückte ſie innig an ſich und erzählte ihr dann, als Erwiderung auf ihr kindliches Geplauder, die Geſchichte der Geburt Chriſti. Mit großer Lebendigkeit ſchilderte er den Glanz des Engels, der in der Nacht zu den Hirten gekommen war, dann den Geſang der Engel und als er bei dem Jeſuskind angekommen war, faltete er die Hände und ſeine Erzählung verwandelte ſich in das innigſte, ſeligſte Gebet. Mit der Mutter des Kindes hatte er noch ein tief eingehendes Geſpräch über das Gebet. Als zu Mittag das liebe Kind bei den Urgroßältern eſſen durfte, ermahnte er es zu recht andächtigem Tiſchgebete und ſprach vor und nach Tiſche daſſelbe mit ſo feierlicher Andacht, wie ich es noch nie von ihm gehört hatte. Er war auch bei Tiſche beſonders heiter, ſchenkte Allen Wein ein, damit ſie mit ihm auf die Vollendung ſeiner Arbeit mit der 6. Auflage anſtoßen konnten. Gegen Abend aber kam ein ſtarker Blutverluſt, der ſeine Kräfte mit Rieſenſchritten ſchwinden machte und ihn dem Tode nahe brachte. Sein treuer Arzt und Enkel kam eben zur rechten Zeit, um ihn zu Bette zu bringen. Gott ſchenkte ihm in der Nacht

etwas Schlaf, und die plötzliche Gefahr war vorüber; doch verhehlten wir uns nicht, daß sein Ende nur auf Tage hinaus geschoben sei. Er war sehr schwach, so daß er sich nicht selbst zu bewegen vermochte; er wußte auch gar wohl, wie es mit ihm stand und freute sich, dem ersehnten Ziele näher gekommen zu sein. Seiner lieben Frau, die weinend an seinem Bette stand, sagte er: „Warte nur, bald werden unsere Herzen, die jetzt beide so unruhig schlagen, ausruhen an einem dritten Herzen, wo kein Schmerz und keine Trennung mehr sein wird!" Und ein anderes Mal: „Sei getrost, der Herr wird Dein Vater und Bruder und Dein Mann sein; Er wird Dich trösten, wie Einen seine Mutter tröstet und Ihr werdet Euch Alle freuen, wenn ich erlöset und daheim bin bei meinem lieben Herrn!" — Gegen Abend nahm die Schwäche sehr zu; er war nicht immer ganz bei sich, aber sobald man ihm einen Spruch und ein Gebet vorsagte, fal tete er die Hände und war mit ganzer Seele dabei. In ruhig kindlicher Weise sprach er das ihm vorgesprochene kleine Lied: „In Christi Wunden schlaf ich ein ꝛc." nach, dann hörte man ihn in der Fieberunruhe noch öfter sagen „. . nicht fallen, nein nicht fallen", bis er endlich etwas Schlaf fand. Am andern Morgen sagte er: „Nicht wahr, ich war gestern Abend nicht bei mir? Ich habe gewiß dummes Zeug geredet; aber das könnt Ihr mir glauben, daß die Seele auch unter solchen Umnebelungen in der Zucht und Gnade des Geistes Gottes bleibt, der in der Tiefe des Herzens sein Werk fortführt — Er läßt einen nicht fallen!"

Die Ankunft seiner Tochter erfreute ihn sehr und ließ ihn für einige Augenblicke seine Schwachheit vergessen; aber

die ſchwere Nacht hatte ihn ſo ermüdet, daß er meiſt im Halbſchlummer dalag und wenig ſprach. Anders fand ihn der nächſte Morgen, an dem er ſehr munter erwachte; er ſagte, er habe ſo wunderbar gut geſchlafen, wie in den Armen ſeiner Mutter. Jetzt verlangte er das heilige Abendmahl und ſagte: „Ich bin bereit; der längſte Tag wird wohl mein kürzeſter und letzter ſein!“ Es war der 21. Juni. „Sagt mir“, hub er an, — „wie können wir nur den Tod recht anfingen!“ — „O Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg?“ — Wir ſangen ihm mehrere Oſterlieder, die ganz ſeiner Stimmung entſprachen. Alle ſeine Worte klangen wie ein Triumph gegen den Tod. Er ſprach über ſein Begräbniß, daß er am Morgen begraben werden wolle, daß man ihm das Lied „Herzlich lieb habe ich dich, o Herr“ ſingen und an ſeinem Grabe Nichts zu ſeinem Lobe, ſondern nur zur Ehre Gottes reden ſolle; wenn es möglich wäre, möchte er in der Nähe des großen Kreuzes ruhen, bis der große Oſtermorgen kommt und die Poſaune auch ſeinen Staub erwecke zum ewigen Leben.

Am Nachmittage kam Herr Decan Meyer, ſein lieber Beichtvater, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen; gegen dieſen ſprach er das demüthige Sündenbekenntniß ſeines Glaubens mit ergreifender Klarheit und Kraft aus. Im Nebenzimmer erklang jetzt der Choral: „Herr, Du wollſt uns vollbereiten ꝛc.“ und ſeine Lerchennatur wollte ſich's nicht verſagen, mit einzuſtimmen; aber ſeine Bruſt war zu ſchwach und nur das Leuchten ſeiner Augen begleitete jeden Ton, der ſein Ohr traf. Dann trat die ganze Familie ſtill ein, um mit ihrem Patriarchen dies für Leben und Tod

ſtärkende Mahl zu empfangen. Nachher ſprach er ſeinen Dank gegen ſeinen Herrn und Heiland aus, der ihn durch ſein langes Leben hindurch mit Geduld und Liebe getragen, ihm ſoviel Gnade und Segen geſchenkt und jetzt noch das Unterpfand des ewigens Lebens im Abendmahle verliehen habe. Er freute ſich über die kleine, aber lebendige Gemeinde, die um ihn ſtand. Jedes trat an ſein Bett, küßte ſeine Hand und empfing ſeinen Segen. —

Auf dieſen geſegneten Gnadentag folgten noch manche trübe und lange ſchwere Nächte. Manchmal, wenn die Krankheitsunruhe über ihn kam, glaubte er, mit ſeiner Arbeit noch nicht fertig zu ſein, ſein Haus noch nicht löblich beſtellt zu haben und noch Vieles in Ordnung bringen zu müſſen; hatte man ihm aber Etwas aus der Bibel oder ſeinem lieben Stark vorgeleſen, dann trat der Friede, der ungeſtört im Innerſten ſeiner Seele wohnte, wieder völlig hervor. Ergreifend war es, ihn bei der Nacht laut beten zu hören: „Lieber Heiland, nimm mich doch zu Dir in das Winkele im Vaterhauſe, das Du mir bereiteſt haſt; laß mich doch bei Dir ſein, nur bei Dir; bei Dir möcht ich ſein, ſonſt gar nichts; Du biſt ja mein! — Oder ſoll ich noch länger dableiben auf dieſem Lager? Nun, wie Du willſt, ſo will ich eben noch warten; gieb mir nur Geduld! Ich bin ja Dein; — ich bin Dein, weil Du Dein Leben und Dein Blut mir zu gut in den Tod gegeben. Ja Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid; damit will ich vor Gott beſteh'n, wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n!" Bisweilen redete er in dieſer kindlichen Weiſe lange fort mit ſeinem lieben Herrn und wiegte ſich ſo

in den Schlaf. Schmerzen hatte er wenig; er klagte nur selten über das Weh in seiner Bruſt. Beſonders ſchwer wurden ihm die warmen Tage; da war ſein Athem ſehr beklemmt und die Unruhe größer; da ſeufzte er oft: „Nur nicht erſticken; o das Sterben iſt ſchwer!“ — Am Peter- und Paulstage ſagte er: „Die beiden Apoſtel, Petrus und Paulus, wurden mit einander hingerichtet; aber Paulus, als ein freier römiſcher Bürger, durfte ſich's ausbitten, daß er knieend und mit aufgerichtetem Haupte ſterben konnte; Petrus dagegen mußte ſichs gefallen laſſen, umgekehrt gekreuzigt zu werden, er ſtarb den Erſtickungstod. — Ich bin ein Bürger Deines Reichs, mein Gott und Herr, und will mein Bürgerrecht brauchen; ich bitte mir's aus von meinem lieben Herrn, daß er mich nicht erſticken läßt!“ —

Die Ankunft ſeiner beiden Enkelinnen, die bald nach einander eintrafen, erfreute ihn unbeſchreiblich. Hatte er doch in ſeinen Träumen oft gemeint, er müſſe ſie ſelber herkutſchiren. Es war auch, als ob er ſie hätte kommen ſehen; denn er ſprach gerade in dem Moment, wo Malchen ankam, davon, daß er ſie im Traume geſehen habe, und ebenſo fragte er nach ſeiner lieben Agnes, als dieſe das Haus betreten hatte. Er ließ ſich oft von ihnen vorſingen „Weil ich Jeſu Schäflein bin ꝛc.“ und Oſterlieder mochte er am Liebſten hören; dieſe erquickten ihn immer gar ſehr. Seine zwei kleinen Urenkelinnen ließ er täglich an ſein Bett kommen und freute ſich an ihnen; einmal wurde er ſo gerührt von den zärtlichen Liebkoſungen der kleinen einjährigen Selma, daß er ihre Mutter rufen ließ, um ihr ſelbſt von dem liebevollen tiefen Gemüthe der Kleinen zu erzählen.

In den letzten drei Tagen verschwand der geringe Appetit ganz; nur von Zeit zu Zeit nahm er etwas Flüssigkeit zu sich. Die letzte Nacht war eine recht lange, schwere für ihn; schon um 11 Uhr meinte er, es sei Morgen und verlangte auf den Lehnstuhl gebracht zu werden, wo er bis 12 Uhr zubrachte. Dann ließ er sich überreden, wieder in's Bett zu gehen; aber er konnte keinen Schlaf finden und bald nach 2 Uhr ermahnte er uns, aufzustehen, zu frühstücken und den Morgensegen zu lesen; man müsse die Hausordnung inne halten, und er ließ sich durchaus nicht abbringen, daß es schon ½7 Uhr sein müsse. Es wurde ihm etwas Caffee gebracht und dann ein Morgensegen gelesen; als dieser zu Ende war, bat er, ihm das 31. Capitel im Jeremias zu lesen, wobei er mit großer Andacht zuhörte und: „Wie köstlich, — o ja wohl — wie herrlich!" ausrief. Erst eine Weile darauf bemerkte er, daß es doch noch Nacht sei; da bat er Gott und uns um Verzeihung wegen seines Irrthums, hieß uns schlafen gehen und legte sich selbst ruhig wie zum Schlaf nieder. Ich hörte ihn dann leise beten und endlich war er sanft eingeschlummert. Aber schon vor 5 Uhr erwachte er wieder, verlangte wieder Frühstück und Morgensegen; er konnte aber Nichts mehr nehmen und bald stellte sich der böse Husten, der ihn schon Tags zuvor geplagt hatte, wieder ein; jeder Athemzug war ein Husten, aber er sagte: „Es ist nicht schwer; ich habe keinen Schmerz." — Er wartete sehr geduldig auf das Ende, aber er meinte: „Ich weiß eigentlich nicht, wie es zugehen soll und wie es der Herr mit mir zu Ende bringen will"; — dann zu uns: „setzt Euch. Ihr müßt noch lange warten — bis die Sonne untergeht."

Seine Urenkelchen wollte er nimmer ſehen; „Sie ſollen keinen ſterbenden Mann ſehen!“ ſagte er. Noch einmal ließ er ſich heraus heben auf ſeinen Lehnſtuhl und bat, ihm noch einmal das ſterbende Haupt zu waſchen. So oft ſeine liebe Frau hereintrat — die öfters wegging, weil ihr der Huſten zu weh that — überflog ſein Geſicht das liebevollſte, freundlichſte Lächeln. Auf etwas Arznei ließ der Huſten nach, er bat: „Werfet mich doch wieder in mein Bett!“ Sein Enkel und treuer Arzt hob ihn hinein; da ſagte er: „Mein lieber Sohn, du haſt mir viel Liebe erwieſen; mein letzter Wunſch und Gebet ſei für Dich und Deine Kinder.“ Für den geringſten Dienſt dankte er immer ſo herzlich und innig. — Er legte ſich jetzt ſo recht müde, wie zum Schlummer, nieder und ſchloß die Augen; aber ſeine Lippen öffneten ſich noch von Zeit zu Zeit: „Gnade, Segen und Friede über Euch Alle! — Lieber — guter Heiland.“ Und als man ihm ſagte: „Jetzt wirſt Du bald bei Deinem Heilande ſein“, ſprach er: „Ich ſehe ihn ſchon — ſchön — ach, ach!“ — Um 1 Uhr wurde ſein Athem etwas unregelmäßig und — ehe wir es wahrnahmen, war er ganz ausgeblieben! — Er war hinüber geſchlummert ſo ſanft, ſo wunderlich, ſo ſelig, daß es uns war, als hätten wir ihn hinüber begleiten und mit ihm in die ſelige Ewigkeit hinein ſchauen dürfen! Wir ſanken auf unſere Kniee und beteten und ſangen ihm dann ſein Lied nach: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr!“

München, den 9. Auguſt 1860.

IV.

Feſtrede

bei der Jubiläumsfeier des hundertjährigen Geburtstags v. Schuberts am 26. April 1880 in ſeiner Vaterſtadt Hohenſtein von Prof. Dr. Fritz Pfaff aus Erlangen.

Eine Geburtstagsfeier iſt es, welche uns hier aus Nah und Fern zuſammengeführt hat, ein Feſt alſo, welches ſeiner Natur nach mehr als alle andern den Character eines freudigen Familienfeſtes zu haben pflegt. Es macht ſich bei demſelben vor Allem das Gefühl der Freude geltend über das Geſchenk und den Beſitz eines geliebten Menſchenkindes. Nur klein pflegt im Anfange der Kreis derer zu ſein, die ſich an einem Geburtstage erfreuen, ſpäter ſich erweiternd, wird er meiſt bald wieder enger und nur ſelten iſt es, daß noch nach hundert Jahren ein ſolcher Geburtstag in der Heimath eines Mannes als ein Familienfeſt gefeiert wird, wie es heute von uns hier geſchieht.

Dann allein iſt dies möglich, die Erinnerung an einen ſolchen Geburtstag eine ſtets wiederkehrende, wenn die Feiernden die Empfindung haben, daß die Freude an dem Menſchen, deſſen Geburtstag ſie feſtlich begehen, nicht ausſchließlich an den Beſitz ſeiner Perſon gebunden ſei, ſondern in ſofern eine bleibende, als ſie durch ihn einen Beſitz erhalten haben, deſſen ſie ſich auch noch nach ſeinem Scheiden erfreuen können, wie das bei uns Allen heute an Schuberts hundertjährigem Geburtstage der Fall iſt.

Es ist eine alte löbliche Sitte, daß bei einer solchen Feier in größerem Kreise der allgemeinen Freude vor Allem durch einen der Familie Angehörigen Ausdruck gegeben werde, und man empfindet es wie einen Mißton, wenn ein Fremder zuerst das Wort zu diesem Zwecke ergreift. So könnte vielleicht auch Mancher von Ihnen im Stillen mißmuthig fragen, wie gerade ich dazu käme, hier vor näher Stehenden zu sprechen. Da ich aber für das Folgende nicht nur kein abgeneigtes, sondern ein wohlwollendes von Ihnen Allen nöthig habe, so gestatten Sie mir zunächst die Bemerkung, daß ich zwar hier in der Heimath Schuberts allerdings fremd bin, aber ihm selbst nicht fremd war, daß vieljährige enge Bande seine und meine Familie mit einander verbanden und noch verbinden, und was meine eigenen Bedenken, hier vor Ihnen zuerst das Wort zu ergreifen, völlig beseitigte und auch die Ihrigen wohl beseitigen wird, daß ist der Umstand, daß die ehrwürdige, wenn auch nicht unter uns, so doch mit uns in Gedanken sich an diesem Feste erfreuende Gattin Schuberts dieses mein Auftreten hier billigte und wünschte.

Ohnedies würde ja ein Glied der Familie aus nahe liegenden Gründen der Aufgabe die volle Berechtigung zu diesem unsren Feste nicht so ausführlich und so wie Sie es erwarten wohl gelöst haben, wie es der nicht so nahe Stehende darf und soll. Es ist und kann nicht meine Absicht sein, Ihnen ein vollständiges Lebensbild Schuberts hier vorzuführen und Sie werden es natürlich finden, daß ich als Naturforscher von dem reich gesegneten vielseitigen Wirken des theuren Mannes vorzugsweise seine wissenschaftliche

Thätigkeit ins Auge faſſe und deren hohe Bedeutung Ihnen vorzuführen ſuche.

Werfen wir zu dieſem Zwecke zunächſt einen flüchtigen Blick auf die Zeit, in welche Schuberts erſtes ſelbſtändiges Auftreten fällt, ſo ſehen wir ſofort, daß ſie keineswegs ſehr geeignet war, naturwiſſenſchaftliche Beſtrebungen überhaupt und noch weniger im Geiſte Schuberts beſonders zu begünſtigen. Die Jahre, in denen er ſeine Exiſtenz ſich zu erringen hatte, von 1805 an, waren ja die Jahre, in denen Deutſchland unter ſchwerem fremdem Drucke ſeufzend, zwar ein neues geiſtiges Leben von gewaltiger Kraft entfaltete, aber nicht die Naturwiſſenſchaft war es, welche alle Gebildeten beſchäftigte, ſondern die Philoſophie, welche vertreten durch die gewaltigſten Helden des Gedankens, wie Schelling, Fichte und Schlegel, in den weiteſten Kreiſen faſt allein die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Auch Schubert war als Studirender in Jena dieſem Zuge der Zeit gefolgt, er war ein begeiſterter Zuhörer Schellings geweſen, deſſen gewaltige Perſönlichkeit ihn ergriff und deſſen mit dem vollſten Bewußtſein ihrer inneren Wahrheit vorgetragene Lehre auch in ihm die gleiche Ueberzeugung mit unwiderſtehlicher Kraft hervorrief.

Bei dieſem unbeſtrittenem Vorrange der Philoſophie war es denn auch ſehr natürlich, daß mehr oder weniger die Vertreter aller andern Wiſſenſchaften dem Einfluſſe derſelben ſich hingaben, und es lag darin eine doppelte Gefahr namentlich für die Naturwiſſenſchaft. Viele glaubten, man könne an die Stelle der Naturforſchung Naturphiloſophie ſetzen, und aus der letzteren eben ſo gut oder noch beſſer

die Naturerſcheinungen ableiten und erklären, als mit einer einfachen rein beobachtenden Naturunterſuchung. Dieſer Irrthum, der ſich nur zu bald als ſolcher an vielen abſchreckenden und warnenden Beiſpielen zu erkennen gab, führte leider zu einem anderen, nämlich dem, daß man die rein ſinnliche Wahrnehmung allein nicht nur als die einzige Quelle aller Erkenntniß anſah, ſondern auch das mit den Sinnen wahrnehmbare als das allein Wirkliche und Seiende hinſtellte und ſo allmählich dem nackten Materialismus zuſteuerte. Daß es in einer ſolchen Zeit mit einander ſtreitender extremer Anſchauungen auch in politiſch ruhigen Jahren für einen Mann der Mitte nicht leicht iſt, ſich Geltung und Anſehen zu verſchaffen, bedarf keiner weiteren Begründung, um wie viel ſchwerer mußte es aber erſt in einem Lande und einer Zeit ſein, wie die damalige, wo ſich die ungeheuerſten politiſchen Umwandlungen eben vollzogen hatten und die Folgen derſelben, wie der Gedanke an noch weiter daraus entſtehende, alle Gemüther erregte. Wenn auch nicht immer der Erfolg einen vollkommen richtigen Maaßſtab für die Bedeutung einer Leiſtung abgiebt, ſo darf es gewiß als ein ſicheres Zeichen hervorragender geiſtiger Bedeutung angeſehen werden, wenn ein junger, ſchüchterner, nur Wenigen bekannter, durch keine einflußreichen Verbindungen unterſtützter Mann, wie es Schubert bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten im Jahre 1807 in Dresden war, durch Vorträge ſich die allgemeinſte Beachtung und Achtung weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus erringt. Schon im Jahre 1808 unter dem Titel „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft" veröffentlicht, haben ſie in 4 Auflagen

die weiteſte Verbreitung gefunden. Bei der damals noch ſowohl unter den Gebildeten aller Stände wie in Schubert ſelbſt vorherrſchenden naturphiloſophiſchen Richtung kann es uns nicht wundern, daß er gerade ein Thema wählte, welches einer philoſophiſchen Betrachtung am leichteſten zugänglich war und ihm geſtattete, die dunkelſten Seiten ſowohl der Erſcheinungen in der lebloſen Natur, als auch in der organiſchen Welt, insbeſondere die wunderbaren Erſcheinungen des Magnetismus und des Somnambulismus, denen er ſchon in ſeiner kurzen vorausgegangenen ärztlichen Praxis die größte Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, von dieſem Standpunkte aus einer tiefer eingehenden Behandlung zu unterziehen. Aber auch ſchon in dieſem Buche zeigt ſich die ſelbſtändige Stellung, welche Schubert zwiſchen den beiden ſpäter immer ſchroffer ſich gegenüber ſtehenden Richtungen in den Naturwiſſenſchaften einnahm, in ſehr entſchiedener Weiſe. Wohl huldigte er hier noch der Anſicht, daß in Fragen, wie die in dieſem Buche behandelten, die Philoſophie vollberechtigt ſei, in entſchiedener Weiſe mitzuſprechen, aber ebenſo zeigte er ſich dabei ſtets als Anhänger des Grundſatzes, daß nur derjenige dieſes Recht ausüben dürfe, der ſich im vollen Beſitze aller Kenntniſſe von den Thatſachen befinde, welche dabei in Betracht kommen, und mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße hat er ſtets, ſo weit als es möglich war, in allen wiſſenſchaftlichen Fragen den vollen Thatbeſtand kennen zu lernen ſich bemüht. Freilich kann und wird auch zu jeder Zeit bei aller Uebereinſtimmung über dieſen Grundſatz der Berechtigung der Naturphiloſophie darüber eine Meinungsverſchiedenheit ſtattfinden, wie weit

über die Erfahrungsthatſachen hinaus die Philoſophie zu gehen berechtigt ſei, aber ſchwerlich wird hierzu eine beſtimmte Grenze zwiſchen berechtigtem Philoſophiren und unberechtigtem Fantaſiren gezogen werden können. Je mehr ein Forſcher einerſeits von der Lückenhaftigkeit unſrer Kenntniſſe in den natürlichen Thatſachen überzeugt und durchdrungen iſt, je mehr er andrerſeits von der Gefahr überzeugt iſt, daß man mit der Philoſophie als Führerin, wenn einmal der ſichere Boden der Thatſachen verlaſſen iſt, leicht und unbemerkt immer weiter in Irrthümer gerathen könne, um ſo mehr er dabei der Wahrheit nachſtrebt, — deſto weniger weit wird er jene Grenzen hinauszurücken ſich geneigt zeigen. Und ſo ſehen wir auch bei Schubert, an dem wir als einen der hervorleuchtendſten Züge ſeines Weſens die ſtrengſte Wahrheitsliebe wahrnehmen, bei aller Anhänglichkeit an die Philoſophie eine ſtets wachſende Vorſicht im Gebrauche derſelben, wo es ſich um natürliche Dinge handelt, und in ſpäteren Auflagen des genannten Buches hat er mit rückhaltloſer Offenheit ſein Zuweitgehen in dieſer Richtung in der erſten Auflage anerkannt und verbeſſert.

Wir haben geſehen, daß Schubert ſchon beim erſten Auftreten eine ſelbſtändige eigenartige Stellung zwiſchen den extremen Richtungen, nach denen die Vertreter der Naturwiſſenſchaften aus einandergingen, einnahm, und eben weil ſein ganzes Wirken weſentlich mit dieſer Stellung zuſammenhängt, weil die hohe Bedeutung, welche auch heute noch daſſelbe nicht nur für die Wiſſenſchaft allein, ſondern auch für unſer ganzes Volksleben bei tieferem Einblicke hat, ge-

rade von ihr mit abhängt, ſo geſtatten Sie mir, etwas näher auf dieſelbe einzugehen.

Wenn wir heut zu Tage einen Naturforſcher fragen, was denn eigentlich die Aufgabe der Naturwiſſenſchaft ſei, ſo werden wir hören, dieſelbe beſtehe in der Erforſchung der Erſcheinungen, welche in der uns umgebenden ſichtbaren Welt ſtattfinden, ſowie der Geſetze, nach welchen ſie erfolgen, und als die Mittel dazu diene uns die Beobachtung der erſteren mit Hülfe unſrer Sinne und der Mathematik.

Was gemäß einer ſolchen Auffaſſung von der Naturwiſſenſchaft geleiſtet werden kann, iſt allerdings außerordentlich viel, indem eben die ſichtbare Welt um uns einen ungeheueren Reichthum von wunderbaren Erſcheinungen darbietet, deren Erforſchung den Sinnen möglich iſt. Aber wenn wir das auch nur vergleichen mit dem, was wir durch die Sinne nicht erfahren können, ſo erſcheint es uns außerordentlich wenig und dürftig, und bietet vollends gar nichts für das neben dem nach Wiſſen dürſtenden Verſtande, nach Wahrheit hungerndem Gemüthe. Nicht die von dem Verſtande wie die ganze Welt in Atome zerbröckelten einzelnen Wahrheiten genügen dem die Wahrheit ſuchenden Geiſte, er ahnt und ſucht hinter allen dieſen einzelnen, wie die Augen ſelbſt nur die Oberfläche der Körperwelt berührenden und erfaſſenden Thatſachen die eine ihnen allen zu Grunde liegende Wahrheit, die Löſung des Räthſels, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß habe mit der Welt und dem forſchenden Menſchengeiſte, und je weniger oberflächlich ein Menſch angelegt iſt, deſto weniger wird er Befriedigung finden bei einem auch noch ſo maſſenhaften

Sammeln ſolcher nur oberflächlicher wiſſenſchaftlicher Thatſachen. Einer ſo tief angelegten Natur, wie Schubert, konnte keine bloß äußerliche Kenntniß der Erſcheinungen als Zweck und Ziel der Naturforſchung genügen und eben deswegen mußte er auch noch nach anderen Hilfsmitteln ſich umſehen, um das Ziel zu erreichen, das für ihn weiter geſteckt erſchien, als bis wohin die bloße Beobachtung und Rechnung reicht. Er ſuchte ſie, wie wir ſchon geſehen haben, der Richtung ſeiner Zeit folgend, in der Philoſophie. Sie ſollte ihm die Beobachtung vertiefen und ergänzen, nie aber fiel es ihm ein, durch ſie das gewiſſenhafte Forſchen erſetzen zu wollen, wie es leider zum großen Nachtheile ſowohl der Philoſophie wie der Naturwiſſenſchaften von Schuberts Zeitgenoſſen vielfach geſchehen iſt, dazu war ſeine geiſtige Natur viel zu geſund.

Noch in das Ende ſeiner Studienzeit fällt der Plan zu ſeinem erſten wiſſenſchaftlichen Werke, aus dem wir ſeine damalige Stellung in der Wiſſenſchaft erkennen können. „Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens.“ In jugendlicher Begeiſterung und wunderbar poetiſcher Sprache ſucht er hier das Grundproblem der ganzen Schöpfung zu löſen, alles Werden, Sein und Vergehen als eine fortlaufende Entwicklung aus Einem Grunde des Daſeins, Einem Alles durchdringenden Geiſte abzuleiten, der ebenſo wie das Organiſche auch das Unorganiſche durchdringe, die keine ſtreng geſchiedenen Gegenſätze darſtellten, ſondern allmählich in ſteigernder Entwickelung in einander übergingen.

Das an tiefen und ſchönen Gedanken reiche Werk iſt ein Bruchſtück geblieben, weil Schubert bald ſelbſt in ſeiner

Entwicklung den letzten entscheidenden Schritt weiter that und dadurch zu dem Standpunkte gelangte, den er dann sein ganzes Leben hindurch festhielt, auf dem ihm diese Arbeit nicht mehr genügte und in ihrer Anlage verfehlt erschien. Sie wurde von ihm begonnen, als er von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Philosophie in der That die Naturforschung ergänzen und die Lösung aller Räthsel derselben ermöglichen könne. Ja, die Schelling'sche mit der christlichen Religion in ihren Grundanschauungen in so weit wohl vereinbare Philosophie, als sie einen Gott als Urquell alles Seins annimmt, erschien Schubert damals als die gesuchte Wahrheit, aus der er die Erklärung der Erscheinungen der Sichtbarkeit in jugendlicher Begeisterung finden zu können hoffte. Was ihm die Ueberzeugung, daß diese Philosophie die Wahrheit sei, so unzweifelhaft machte, das war neben der lebendigen Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, wie sie sich in dem ganzen Wesen dieses seines Lehrens aussprach, eben das, daß sie dem Bedürfnisse seines tiefen Gemüthes entsprechend, das Dasein eines lebendigen, persönlichen Gottes nöthig, beweisen zu können, behauptete.

Daß sie ihm auf die Dauer dennoch nicht genügte und nicht mehr als die Wahrheit erschien, das läßt uns eine andere Eigenschaft Schuberts, seine Klarheit erkennen. Er wollte Sicherheit und Gewißheit haben und prüfte und fragte: „Kann denn wirklich eine Philosophie sich rühmen, die Wahrheit zu finden oder gar die Wahrheit zu sein? Oder scheint diese philosophische Lehre mir nur Wahrheit zu sein, ist also nur wahrscheinlich? Wo finde ich die Antwort auf diese Frage, die alle alten Zweifel und all' die frühere Ungewiß-

heit wieder aufleben läßt? Wenn wirklich ein lebendiger Gott in Allem der Grund des Seins und Lebens iſt, ſollte er nur in ſolch' zweifelhafter Philoſophie ſich bezeugen? Iſt nicht doch am Ende klarer und ſicherer in dem wunderbarſten aller Bücher dieſe Bezeugung enthalten, in dem ſo einfachen und doch ſo tiefen, alle Wahrheit aufſchließenden und zugänglich machenden Worte, wie es nie weder vorher noch nachher je ein Menſch geſprochen: Ich bin die Wahrheit?

Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen; die ihn ſuchen, ſollen ihn finden. So fand ihn auch nach bangem Zweifeln und ſchwerem Ringen Schubert, um ihn nie mehr zu verlieren. Eben in Dresden war es, wo neben den äußeren Wirrſalen, wie er ſelbſt erzählt, in ſeinem Innern ein Gefühl der Zerriſſenheit und des Unfriedens war, wie er es niemals vorher empfunden. „Ich ſagte mir ſelber: ſo kann es in und mit mir nicht bleiben; ſo in dieſem unnütz leidenſchaftlichen Bewegen und Verlangen, ich weiß ſelbſt nicht, nach Was? gehe ich zu Grunde.“ Als dieſes Gefühl den höchſten Grad erreichte, da kam ihm, als er einſt in ſolcher Noth ſpät abends im Herbſte trüben Sinnes nach Hauſe ging, plötzlich der Muth und die Freudigkeit, Gott anzurufen und zu bitten: „Errette Du mich aus dem Gewirre und aus dem Dunkel, darein der Weg meines Lebens gerathen iſt und daraus ich keinen Ausweg weiß.“ Siehe, in dieſem meinen jetzigen Treiben und Abmühen muß das Beſſere, das du in mich gelegt haſt, zu Grunde gehen; — Du weißt ja Alles. Darum führe Du mich hinaus aus dieſem Gedränge, leite meinen Weg dahin, wo ich das finden kann, was mir Ruhe giebt und darnach mich ſo von

ganzer Seele verlangt.“ Dieſes Gebet, ſo erzählt uns Schubert ſelbſt, wurde wunderbar erhört; wenige Tage nachher kam ein Brief ſeines Lehrers und Freundes Schellings, der unterdeſſen an die Münchner Akademie berufen worden war, in welcher ihm die Directorſtelle an dem neu errichteten Real-Inſtitut in Nürnberg angetragen wurde. In Nürnberg, wohin er im März 1808 überſiedelte, war es, wo er vollends zur unbeweglichen Sicherheit ſeiner Ueberzeugung gelangte und das köſtliche Ding eines feſten Herzens und eines „freudigen Geiſtes“, fand. Wie er von dieſem Beſitze dachte, davon mögen einige ſeiner eigenen Worte aus ſeiner Lebensbeſchreibung Zeugniß ablegen: Es iſt eine große Sache um einen „freudigen Geiſt“, und wer einen ſolchen hat, der nehme den Grnnd, darauf die Gabe ruhet, wohl in Acht und bitte Gott, daß ſie ihm erhalten werde bis an ſein Ende. So bei Allen, die ihn hatten, ſie mochten in einer Hütte oder in hochgebautem Hauſe wohnen, gelehrt oder ungelehrt ſein, lag der Grund, darauf die Freudigkeit des Geiſtes beruhte, in der Sicherheit und Gewißheit des Beſitzes von dem, daran man allein und in aller Ewigkeit ſich freuen kann. Dieſer Grund wächſt aber nicht von ſelber aus dem Boden der Menſchennatur hervor, es muß in dieſen Boden hineingegraben werden, bis man ſeine dunkele Tiefe ſieht; die Steine, die man zur Grundlage braucht, liegen auch nicht in dem Boden, der ernſte Fleiß aber kann ſie haben und finden. Wenn aber nur einmal das Haus auf ſeinem guten, feſten Grunde, vollendet nach ſeinem Maaße daſteht, dann fühlt ſein glücklicher Bewohner nicht nur die wohlthuende Wärme der Sonne, die er ſchon da

unten in der Tiefe empfand, ſondern mit ſeinen eigenen Augen ſieht er die Strahlen ihrer Scheibe. Das Weſen des freudigen Geiſtes, ſo möchte ich ſagen, iſt ein Wandel im Lichte des Erkennens, deſſen Helle das Leben mit erwärmender Kraft durchdringt."

So war ihm denn der Eine Grund alles Seins und Werdens, von dem er in dem Buche, das er ſelbſt als Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens bezeichnet hatte, ſchon geſprochen, zur lebensvollen Gewißheit geworden und ein Licht der Erkenntniß aufgegangen, das jene Ahndungen weit überſtrahlte. So lebendig war dieſe Ueberzeugung, daß ſie für ihn dieſelbe Gewißheit hatte, wie irgend eine ſinnlich wahrnehmbare Thatſache. „Nur was ich ſelbſt geſehen und erfahren, bemerkt Schubert, das hat für mich Gewißheit; ich kann davon mit einer Ueberzeugung reden, die ſich auch Anderen in ſiegreicher Weiſe mittheilt. Auf die gleiche Weiſe, wie mit der äußeren Erfahrung, verhält es ſich mit der inneren. Es giebt eine Wirklichkeit von höherer Art, deren Sein der erkennende Geiſt in uns mit derſelben Sicherheit und Gewißheit erfahren kann, als unſer Leib durch ſeine Sinne das Sein der äußeren ſichtbaren Natur erfährt. Dieſe, die Wirklichkeit der leiblichen Dinge, ſtellt ſich unſren wahrnehmenden Sinnen als eine That eben derſelben ſchaffenden Kraft dar, durch welche auch unſre leibliche Natur zum Werden gekommen. Das Sein der Sichtbarkeit iſt in gleicher Weiſe eine wirkliche Thatſache, als das Sein des wahrnehmenden Sinnes. Auch dem erkennenden Geiſte in uns hat ſich die Wirklichkeit der höheren Art als geiſtig-leibliche Thatſache genaht, er wird ihrer inne wer-

den, wenn ſich ſein eigenes Erkennen zu einem Anerkennen deſſen erhebt, von welchem er erkannt und aus welchem nach gleichmäßiger Ordnung die Wirklichkeit des leiblichen wie des geiſtigen Werdens hervorgeht. Und jenes Innewerden einer geiſtigen göttlichen Wirklichkeit, in der wir ſelber leben, weben und ſind, iſt der höchſte Gewinn des Erdenlebens und des Forſchens nach Weisheit."

Von da an war ſein ganzes Streben darauf gerichtet, wie er es ſelbſt ausdrückt, mit allen ſeinen Kräften „von der Wahrheit zu zeugen, die ihn ſelber ſo froh und frei gemacht hatte." Froh und frei, das war es, was damals ſo ſelten gefunden wurde, was namentlich unſrem Volke fehlte, ein Mangel, dem Schubert ſo gerne abgeholfen hätte, wußte er doch ſelbſt aus eigener Erfahrung, was es um traurige und gedrückte Stimmung ſei, aber auch, wie ihr allein abgeholfen werden könne. Wie bei ihm waren es nicht nur die äußeren Verhältniſſe, die dieſen Druck erzeugten, es war in unſerm Volke, namentlich durch die Verhältniſſe in den Schulen, eine Verwilderung eingetreten, die Schubert's liebevolles, Andern dieſelbe Freude, die er empfand, ſo gerne gönnendes und wünſchendes Herz ſchmerzlich berührte. Er war mit andern edeln Männern der gleichen Ueberzeugung, daß vor Allem „das Volksſchulweſen mit einem chriſtlichen Ernſte und Geiſte erfaßt und von dieſem durchdrungen werden müſſe, um dem Verderben des hochmüthigen Unglaubens zu ſteuern, das auch in die Maſſen des Volkes eingedrungen ſei. „Könnte ich doch, das ſprach er damals auch öffentlich aus, ſtatt Profeſſor an einer Univerſität, lieber Lehrer der künftigen Dorf- oder deut-

ſchen Stadtſchulmeiſter werden und dieſe in aller Einfalt zu dem hinführen, das beſſer iſt, denn alles Wiſſen.“ Dieſer Wunſch, der uns recht deutlich zeigt, wie wenig Schubert nach ſeiner eigenen Ehre trachtete, ging nicht in Erfüllung. Er war für einen größeren Wirkungskreis beſtimmt. Nachdem jenes Inſtitut in Nürnberg wieder aufgehoben war, wurde Schubert 1819 als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Erlangen berufen, von wo er 1827 nach München in derſelben Eigenſchaft verſetzt wurde. In dem langen Zeitraum von 34 Jahren wirkte er an dieſen beiden Orten in dem gleichen Lehrberufe, mit gleicher Treue und gleichem Erfolge. Wie und in welchem Geiſte das geſchah, das braucht nach dem Vorhergehenden wohl keiner weiteren Auseinanderſetzung, aber dennoch würde das nicht genügen, Ihnen ein klares Bild von der Wirkſamkeit Schuberts zu verſchaffen, und noch weniger reichte es hin, Ihnen den richtigen Maaßſtab für ſeine Beurtheilung zu geben. Es war in der That keine leichte Aufgabe, die Schubert zunächſt in Erlangen geſtellt war, er ſollte nicht nur über Allgemeine Naturgeſchichte Vorleſungen halten, ſondern auch noch beſondere eingehendere über Mineralogie, Botanik, Zoologie, Geognoſie und Bergbau. Freiwillig übernahm er dazu auf den Wunſch der Studirenden auch die Vorleſungen über die Forſtwiſſenſchaft. Obwohl dies damals bei dem geringeren Umfange dieſer Wiſſenſchaften noch möglich war, ſo verlangte es doch von einem gewiſſenhaften Lehrer ſehr großen Eifer und ausdauernden Fleiß, um das Alles bewältigen zu können. Nun beides war im höchſten Grade bei Schubert vorhanden, dazu eine ungeheuere Arbeitskraft,

unterſtützt von einem vortrefflichen Gedächtniſſe. „Ich kann nicht ſagen, ſchreibt er, daß ich dieſe vielſeitige Aufgabe leicht nahm, obwohl ſie mir durch die Liebe und Luſt, welche mich zu ihr zog, leicht wurde. Ich war ſelbſt in den längſten Sommertagen, mit dem Morgenlichte zugleich, in der Zeit der kürzeren Tage ſchon lange vor demſelben auf und bei den vorbereitenden Arbeiten für meine Lehrſtunden.“ — Erſt in München wurde er von der Verpflichtung, ſolche beſondere Fachvorleſungen zu halten, entbunden und konnte ſich nun ganz der ihm übertragenen Hauptaufgabe ſeines Lehrerberufs widmen, die er ſelbſt kurz ſo bezeichnete, die Jugend „zur Erkenntniß und zum Verſtändniſſe des großen Ganzen der ſichtbaren Natur und der in ihr waltenden Kräfte anzuleiten“, oder wie er es auch anderswo ausdrückte, zum Erfaſſen der Geſammtheit der Schöpfungen Gottes, die nur ſein uns ſichtbar kundgegebenes Denken darſtellen. Daß derartige Vorleſungen, in dieſem Geiſte von dem rechten Manne gehalten, bei der Empfänglichkeit der Jugend für die Wahrheit von dem größten und wohlthätigſten Einfluſſe ſein mußten, das, verehrte Anweſende, brauche ich Ihnen nicht auseinanderzuſetzen. Die traurigen Folgen der Verirrungen in dem Leben unſres Volkes, auch unter den Gebildeten, wie ſie leider vorzugsweiſe durch Mißbrauch naturwiſſenſchaftlicher Lehren weſentlich mit befördert wurden, laſſen Sie gewiß Schubert Recht geben, der es am ſpäten Abend ſeines Lebens ſchmerzlich beklagte, daß man „dem Lehrſtuhle der allgemeinen Naturgeſchichte gegenwärtig gar kein Räumlein mehr unter dem großen Obdache der Univerſitäten vergönnen will.“ Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier mich

darüber zu äußern, ob und wie weit die Entwicklung und Erweiterung der einzelnen Fächer der Naturwissenschaften dies zu einer Nothwendigkeit gemacht habe, ob es, wie oft behauptet wird, nicht mehr möglich sei, einer solchen Aufgabe zu genügen. Das steht unzweifelhaft fest, daß Schubert der rechte Mann dazu war, diese Aufgabe, wie er sie sich gestellt, auch zu lösen und in der That einen solchen Ueberblick über die Gesammtheit der Schöpfung zu geben. Es war mir nicht vergönnt, an diesen seinen Vorlesungen persönlich Theil zu nehmen, wohl aber konnte ich von seinen begabtesten Schülern, unter denen ich nur den Naturforscher Joh. Roth, seinen Begleiter auf der Reise nach Egypten und Palästina, sowie den tiefsinnigen, beiden allzu früh der Wissenschaft und seinen Schülern entrissenen Philosophen A. v. Schaden nenne, mit gleicher Lebendigkeit rühmen hören, welch tiefen Eindruck diese Auffassung der Natur und die lichte Darstellung derselben, zusammen mit dem ganzen Wesen des Mannes, auf seine Zuhörer machte, war es doch ganz derselbe, den auch ich bei öfterem und längerem Weilen in seiner Nähe, wie Jeder, dem dieses vergönnt war, gewann. Was Jeden, der ihm mit einiger Aufmerksamkeit zuhörte, wenn er über Gegenstände der Natur sprach, sofort mächtig anzog, das war die eben schon erwähnte Auffassung der gesammten Schöpfung als des erhabensten Kunstwerkes von unergründlicher Schönheit und Harmonie, dessen Plan und Bedeutung er in begeisterter, dichterisch schöner Sprache, und doch so schlicht und einfach vortrug, daß eben unwillkürlich in Jedem die Ueberzeugung sich Bahn brach: Das sind keine mühsam gesuchten und gemachten

Worte, ſondern der unmittelbare lebendige und entſprechende Ausdruck einer feſt gewurzelten inneren Gewißheit. Auch auf ihn paßte das, was er von ſeinem Lehrer Schelling als den Schlüſſel ſeiner Wirkſamkeit pries: „nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche er ſo allgemeines Aufmerken weckte, ſondern in ihrer innern Wahrheit. Er ſprach mit Ueberzeugung aus, was er ſelber geiſtig geſchaut und erfahren hatte, und dieſe Ueberzeugung von einem Etwas, das wirklich ſo iſt, theilte ſich Anderen in ſiegreicher Kraft mit.“ Dieſe ſeine Anſchauung von der ſichtbaren Natur als eines göttlichen Kunſtwerkes in ſeinen Zuhörern zur Ueberzeugung zu machen, ihnen das Verſtändniß dieſes Kunſtwerkes zu eröffnen und damit mittelbar ſie zur Bewunderung und Verehrung des Schöpfers dieſes Kunſtwerkes geneigt zu machen, darin ſah er die Hauptaufgabe ſeines Lehrberufes und die Wichtigkeit des Beſtehens eines Lehrſtuhles für allgemeine Naturgeſchichte. Daß er das Verſchwinden dieſes auf unſern Univerſitäten lebhaft beklagte, ja es als ein „Unrecht an der ſtudirenden Jugend“ bezeichnete, wird Ihnen nun wohl gerechtfertigt erſcheinen. Denn bei einer genaueren und ausführlicheren Behandlung der einzelnen Fächer der Naturwiſſenſchaft in geſonderten Vorleſungen kann ja dieſe Aufgabe gar nicht gelöſt werden, erfahrungsgemäß wird ſie auch nicht einmal zu löſen verſucht, und unſere moderne Naturwiſſenſchaft trägt ſo weſentlich mit dazu bei, daß dieſelbe ganz und gar in Vergeſſenheit geräth und eine ganz andre Anſchauung von der Natur Platz greift. Geſtatten Sie mir, Ihnen durch ein uns ſehr nahe liegendes Gleichniß das anſchaulicher zu machen. Wenn

Sie ein Meiſterwerk der Malerei betrachten, ſo werden Sie recht gerne von einem Kunſtverſtändigen erklärt und auseinandergeſetzt hören, welches die Abſicht und der Plan des Künſtlers bei dieſem Werke geweſen ſei, und wenn er Ihnen nun das Alles in begeiſterter und klarer Rede gezeigt, Sie auch auf die Bedeutung und Schönheit der einzelnen Theile für das Ganze, das Harmoniſche in ihrer Wirkung hingewieſen hat, ſo wird Ihnen dadurch das Verſtändniß eines ſolchen Kunſtwerkes aufgegangen und der Genuß an demſelben dadurch eben weſentlich erhöht werden, daß Sie ſo die Ueberzeugung gewonnen haben, Sie nun das Kunſtwerk ſelbſt und die demſelben zu Grunde liegende Idee kennen, ja der Meiſter ſelbſt wird Ihnen durch dieſes Nachdenken ſeiner Gedanken näher gekommen ſein, und wie Jemand, der uns ſeine beſten und erhabenſten Gedanken mittheilt, befreundet und lieber geworden ſein. Was würden Sie nun dazu ſagen, wenn nun etwa Einer alſo zu Ihnen ſpräche: Wenn Sie ſich einbilden, jetzt dieſes Gemälde zu zu kennen, ſind Sie in einem ſehr großen Irrthum; um eine wirkliche, wiſſenſchaftliche, genaue Kenntniß derſelben zu erlangen, reicht eine Wiſſenſchaft gar nicht aus. Da müſſen wir die verſchiedenſten Wiſſenſchaften ſich in die Löſung dieſer Aufgabe theilen laſſen. Es muß uns der Mathematiker genau die Curven beſtimmen, welche die verſchiedenen Linien bilden, welche Formen einſchließen; der Phyſiker muß uns die Wirkung der Farben erklären, das Verhältniß der Schwingungszahlen ihrer Lichtwellen berechnen und ihre Vertheilung über die einzelnen Quadratmillimeter der Fläche, womöglich mit dem Mikroſcope genau beſtimmen, es muß

der Chemiker ſchließlich angeben, wie viel Gramme Queckſilber, Blei, Eiſen, Zink, Thran, Schwefel u. ſ. f. und in welcher Verbindung mit einander in demſelben ſich finden. Erſt wenn wir ſo die Lage und die Eigenſchaften der Atome, die in dem Gemälde neben einander liegeu, kennen, ſind wir berechtigt, einer genauen Bekanntſchaft mit dem Bilde uns rühmen zu können. Nun, verehrte Verſammelte, Sie alle werden wohl darauf ſagen: So etwas kommt nicht vor, wer ſo von einem Kunſtwerke (und ſeiner Kenntniß) ſpräche, an deſſen geſundem Verſtande müßte man zweifeln. Aber ſehen wir uns dieſe Ausſage noch einmal etwas näher an, ſo werden wir doch zugeſtehen müſſen, daß eine gewiſſe Berechtigung zu einer ſolchen Anſchauung vorhanden iſt, denn in der That würde man ja mit der genauen Kenntniß aller dieſer eben erwähnten äußeren mechaniſchen Verhältniſſe des Bildes, daſſelbe, wenn es verloren würde, wieder genau copiren können. Der große Irrthum liegt nur darin, daß dieſe Anſchauung gerade das, was uns als das Weſentlichſte und Wichtigſte an einem Kunſtwerke erſcheint, das Geiſtige in demſelben, dem es ſeine Entſtehung und ſeine Wirkung auf uns verdankt, vollſtändig verkennt, davon nichts wiſſen will und nichts ausſagen kann, indem ſie das Erzeugniß des Geiſtes zu einem rein mechaniſchen Haufwerk von Atomen macht.

Bei einem menſchlichen Kunſtwerke hat dieſes Geiſtige als das Weſentliche noch Niemand geleugnet, aber wie iſt es mit der Welt? Finden wir hier nicht leider ſehr oft dieſe mechaniſche Betrachtungsweiſe als die allein richtige geprieſen, und faſt müſſen wir ſagen, als die gegenwärtig

unter den Naturforſchern herrſchende? Daß die ganze Welt mit Allem, was in ihr geſchieht, nur Folge eines zufälligen Zuſammengewürfeltſeins von Atomen ſei, daß Alles nur von dem Spiele der Atome, das für alle Zeiten nur abhängig iſt von der anfänglichen Lagerung derſelben im unendlichen Raume, bedingt ſei, das iſt die Weisheit, die ſich jetzt auf allen Gaſſen hören läßt und leider nur zu willige Ohren findet. Keiner ſah beſſer ein, als Schubert, zu welchen traurigen Folgen für das geſammte Leben unſres Volkes die Ausbreitung dieſer Anſchauung, die Leugnung eines Schöpfers der Welt, führen würde, ſie liegen handgreiflich zu Tage, daß ich nicht nöthig habe, ſie hier zu erwähnen, und um ſo weniger Veranlaſſung finde, als es ja ein freudiges Feſt iſt, in welches durch ſolche trübe Erörterungen von meiner Seite kein Mißklang gebracht werden ſoll. Und eben dieſes Bewußtſein von der Wichtigkeit dieſer Vorleſungen, ließ ihn dieſelben ſo ernſt und wichtig nehmen; war und iſt es ja doch in der That eine ſehr ernſte Sache, daß die künftigen Leiter des Staates und der Jugend, die künftigen Lehrer und Berather des Volkes, die er unter ſeinen Zuhörern hatte, nicht dieſer falſchen verderblichen Anſchauung anheimfallen. Und dieſer Ernſt diente weſentlich mit dazu, auch ſeine Zuhörer in ihrem Innerſten zu ergreifen.

Unterſtützt wurde noch dieſer Einfluß Schubert's als Lehrer durch den Eindruck, den auf jeden edleren Menſchen ſeine ganze Perſönlichkeit machte; wer ihn auch nur kurze Zeit ſprechen hörte und in das klare, freundliche Auge ſchaute, dem leuchtete aus demſelben in herzgewinnender Weiſe ein Geiſt entgegen, deſſen Wirken ſich Niemand entziehen kann,

Milde aber vereint mit Kraft, Liebe, der auch die Strenge nicht fehlte, kindliche Heiterkeit, die den rechten Ernſt nicht ausſchloß. Hier war die edelſte Einfalt, die nichts halbes oder getheiltes duldete, keinen Zwieſpalt in ſich trug oder gar doppelte Buchführung führte, — Wiſſen und Sein, Glauben und Handeln war durch und durch in ihm eins. Klar, feſt und entſchieden, ein Mann aus einem Guß, ein Feind jeder Unwahrheit, ſtrenge gegen ſich ſelbſt, aber milde gegen Irrthümer andrer, ſo trat er der Jugend gegenüber, und nach Tauſenden zählen die Männer, die ihn nicht nur als Lehrer, ſondern auch als Vorbild für ihr Leben in dankbarer Erinnerung behalten haben. Aber nicht mit mündlichen Vorträgen allein glaubte Schubert ſeinem Lehrberufe Genüge gethan zu haben. In noch ausgedehnteren Kreiſen, weit über die Grenzen unſres Vaterlanders hinaus, wirkte er durch ſeine zahlreichen Schriften. Ein Theil derſelben ſchloß ſich eng an ſeine Vorleſungen an; er wollte damit auch für ein tieferes Eingehen in die einzelnen Fachwiſſenſchaften Handbücher liefern, die in eben dem Geiſte verfaßt worden, in welchem er ſeine allgemeine Naturgeſchichte vortrug. In der erſten Auflage knapper, bildete die zweite Auflage ſeiner Geſchichte der Natur ſchon drei ſtattliche Bände, und ſchon nach zurückgelegtem 70. Lebensjahre bearbeitete Schubert noch in einer dritten Auflage die unorganiſche Natur, Sternkunde und Mineralogie und in ſo ausgezeichneter Weiſe, daß ſchon daraus ſeine vollkommene Bekanntſchaft mit allen Fortſchritten dieſer Wiſſenſchaft zu jeder Zeit auf das deutlichſte hervorging.

Und hier wollen wir nur noch ſeines bedeutungsvollſten

Werkes Erwähnung thun, das ebenfalls aus ſeiner Lehrthätigkeit hervorgegangen iſt, ſeiner Seelenlehre, oder wie er ſie nannte: „Geſchichte der Seele“, die er ſeinen Anſchauungen über alles Geſchaffene getreu als eine Fortſetzung oder auch den Schlußſtein ſeiner eben erwähnten „Geſchichte der Natur“ anſah. 25 Jahre hat Schubert, wie er uns ſelbſt ſagt, ſich mit den Gedanken und dem Zuſammentragen dieſes Buches beſchäftigt, in dem unſtreitig die wichtigſte Frage der Naturlehre, die Stellung des Menſchen in und zu der Natur, die geheimnißvollen Beziehungen zwiſchen Leib, Seele und Geiſt, in der eingehendſten Weiſe behandelt werden. Nur einen Grundgedanken dieſes merkwürdigen, tiefen und eigenartigen Buches laſſen Sie mich Ihnen in wenigen Worten vorführen: Die ganze Welt iſt durch Gottes Schöpferkraft ins ſichtbare Daſein getreten. Sie beſteht und erhält ſich auch nur durch eine ihr innewohnende, beſtändig über ihr waltende Kraft des Schöpfers. Alle ſichtbaren Weſen umſchließt ein gemeinſames, alles Einzelne und Getrennte zu einem Ganzen zuſammenfaſſendes und ſie in gegenſeitige Beziehung ſetzendes Band. Es iſt die von Gott ausgehende Kraft der Haltung. Die unorganiſche oder unbeſeelte Natur hat nichts als dieſe Haltung und iſt nur um des Höheren willen da. Die organiſchen oder beſeelten haben neben der Haltung auch noch eine eigenthümliche Seele, die nicht aus den Elementen des Leibes erzeugt wird, im Gegentheil iſt ſie es, welche den irdiſchen Stoff geſtaltet.

In dreifacher Reihenfolge erheben ſich die beſeelten Weſen über einander: 1., Solche, da die Seele der Geſtaltung und Wiedererzeugung des Leibes dient, ohne ihn

zu beherrſchen — die Pflanzen; 2., Solche, da die Seele des Leibes, nicht aber ihrer ſelbſt mächtig iſt — die Thiere; 3., Solche, in denen ſich die Seele ſelbſt beherrſcht durch Hinzutreten einer neuen Kraft, des Geiſtes — der Menſch. Dieſe göttliche Kraft, der Geiſt, ſcheidet den Menſchen ebenſo ſcharf, ja noch viel weiter von dem Thiere, wie dieſes von der Pflanze geſchieden iſt, ſie iſt es, welche ihn zur beſtimmten Perſönlichkeit macht, welche ſich zu einem unvergänglichen Leben in und mit Gott erheben wird.

Es iſt keine leichte Lectüre, welche in dieſer Geſchichte der Seele uns dargeboten iſt und nicht für einen größeren Kreis von Leſern berechnet. Dennoch hat das Buch, obwohl es in ſchroffem Gegenſatze zu den immer mehr ſich ausbreitenden materialiſtiſchen Anſchauungen ſteht, in vier Auflagen einen ſehr großen Kreis von Freunden ſich erworben, und wird ſchon wegen der Fülle von Thatſachen und der gründlichen geſchichtlichen Darſtellung der wichtigſten Lehren aus der Seelenkunde noch lange von großer Bedeutung bleiben.

Aber nicht nur an den akademiſch Gebildeten ſuchte Schubert durch Wort und Schrift ſeinen Lehrberuf zu erfüllen, er beſtrebte ſich im weiteſten Sinne Lehrer des Volkes zu werden. Zahlreich und auch Ihnen allen wenigſtens zum Theile wohl bekannt ſind die Schriften, in denen er Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten in der mannichfachſten Weiſe kräftigere und leichtere aber ſtets geſunde, geiſtige Nahrung darbot, bald mehr in der Form rein belehrender populärer Schriften, — unter denen ich nur ſeine kleine Naturgeſchichte, von der nach ſeinem Tode noch die

21. Auflage erſchien, und ſeinen „Spiegel der Natur“ als die bedeutendſten hervorhebe, — bald in Erzählungen, von denen mehrere Bände ebenfalls in wiederholten Auflagen erſchienen, nicht zu gedenken der vielen, in verſchiedenen Zeitſchriften veröffentlichten Aufſätze und Geſchichten In allen iſt derſelbe freudige Geiſt, in allen daſſelbe Beſtreben, das er während ſeiner ganzen Lehrthätigkeit unverrückt feſtgehalten, nämlich das, von der Wahrheit zu zeugen, die ihn ſelbſt in ſeinem Innern ſo froh und frei gemacht hat.

Und eben darin liegt die hohe Bedeutung, die Schubert hatte und haben wird. Ein Blick auf unſre jetzigen Verhältniſſe wird Ihnen den beſten Maaßſtab zur Würdigung derſelben geben.

Sehen wir unſre Naturforſchung näher an, ſo werden wir zwar viel Eifer, ja Fanatismus, aber wenig Freudigkeit gewahr, viel Abhängigkeit von Theorien und Tagesmeinungen und wenig Freiheit.

Und auch im Leben unſres Volkes ſieht es nicht viel beſſer aus, wohl leſen wir täglich in allen Zeitungen von zahlloſen Luſtbarkeiten und Feſten, und doch wird es nicht recht froh, es häufen ſich von Jahr zu Jahr die Freiheiten, und doch fühlt ſich Alles gedrückt.

Iſt es nun nicht eine bedeutſame Thatſache, daß Jeder, der wie Schubert in und hinter allen ſichtbaren Thatſachen die göttliche Wahrheit erkannt hat, ſich durch ſie ſein ganzes Leben hindurch froh und frei gefühlt und bekannt hat, während Keiner der Vielen, die von dieſer überſinnlichen Wahrheit nichts wiſſen wollen, das je von ſich hat ausſagen können und ausgeſagt hat? Sollte nicht Jedem das die

Frage nahe legen, ob dies nicht eben darin ſeinen Grund habe, daß dieſe eine Wahrheit der Wiſſenſchaft wie dem Volke ganz aus dem Sinne entſchwunden iſt? Unſre Naturwiſſenſchaft gleicht in ihrem gegenwärtigen Treiben einem Wanderer, der durch eine ſchöne Gegend hinkriecht. Wenn ihm auch kein Steinchen und kein Sandkorn auf dem Wege entgeht, ſein Urtheil über die Gegend, die er ſo durchzogen, wird unmöglich ein richtiges ſein können. Nicht umkehren muß daher die Wiſſenſchaft, ſie hat das Recht und die Pflicht, überall hin ihre Wege zu richten. Umkehren helfe ja hier auch nichts, aber aufrichten muß ſie ſich, um, ſowie es des Menſchen natürlicher Beſtimmung entſpricht, mit erhobenem Haupte freien Umblicks Himmel und Erde in richtiger Geſtalt zu erkennen. Auch unſer Volk wird nur dann, wenn es zum Anſchauen der Wahrheit aus dem Staube und Sumpfe niederen Strebens, zu dem es nicht ohne Schuld der Wiſſenſchaft hinabgeſunken iſt, ſich erhoben hat, wieder froh und frei werden und dann auch dankbar des Mannes ſtets gedenken, deſſen Geburtstag uns alle hierher führte, als eines getreuen Eckarti, der nie müde geworden, vor dem Falſchen warnend, der Wiſſenſchaft wie dem Volke den rechten Weg zu zeigen zu der Wahrheit, die da allein frei und fröhlich macht, die Jeder findet, der ſie ſo aufrichtig ſucht, wie Schubert.

Hohenſtein, ein Stadtbild,

gedichtet von Dr. Eduard Cloſter, vorm. Pfarrer daſelbſt.

Hoch am Berg herabgebauet
Liegſt du, liebes Hohenſtein!
Weit von deiner Höhe ſchauet
Man in's Erzgebirg' hinein.
Welch ein Bild! So weit zu blicken,
Steigt im weiten Bogenlauf
Des Gebirges Kuppenrücken
Gleich wie Gottesmauer auf.

Zwiſchen ihm und dem Geſteine,
D'ran du hingelagert biſt,
Rollt' in grauer Zeit, die keine
Zahl der Weltgeſchicht' ermißt,
Gott weiß, welche wunderſame
Urzeitwilde, düſtre See; —
Frageſt du, wie war ihr Name?
Frage, wer erfuhr ihn je?

Doch noch ehe ihre Wellen
In dem weiten Raum gewallt,
Rauſcht' in dieſen weiten Stellen
Hoher, mächt'ger Urweltwald;
Bäume, rieſenhoch geſchoſſen,
Kräuter, ſeltſam, rieſengroß, —
Heiß von dumpfer Luft umfloſſen, —
Deckten dieſer Räume Schooß.

Hob ſich zwiſchen Thal und Hügeln
Hier gewalt'ge Felſenburg?
Rauſchten, wie mit mächt'gen Flügeln,
Stolze Ströme zwiſchendurch?
Oder ſchwebten Inſellande
Hier auf trüber, träger Fluth,
Wo im ſchlammig warmen Strande
Hauſ'te grauſe Urweltbrut?

Wer wird je das Bild uns geben?
Sah's kein Menſchenauge doch,
Welch' ein ungeheures Leben
Hier emporſchoß, wühlt' und kroch.
Wer wird je die Schrecken kunden,
Unter deren Wucht und Drang
Plötzlich zu den tiefſten Gründen
Dieſe Rieſenwelt verſank?

Und wer ſaget, welch Erſchüttern
Tief im Erdenſchooß gerollt,
Und in welchen Ungewittern
Die empörte Luft gegrollt,
Als das Erzgebirge drüben
Und der Fels ſich hier erhob,
Als in mächtigen Geſchieben
Alles durcheinander ſtob? —

Wie ſo ſtill liegt nun der große
So geheimnißreiche Raum;
Vorwelt ruht in ſeinem Schooße
Wie ein längſt vergeß'ner Traum. —

Manch Jahrhundert war verſtrichen,
Seit das wilde Meer verlief,
Das, nach ſo gewalt'gen Brüchen,
Hier ſich wälzte, weit und tief.

Felſenmaſſen überdeckten
Dann der Kohlen Lagergrund,
Und von den ſo tief verſteckten
War noch keine Ahnung kund.
Pfadlos wuchs auf ſtolzen Höhen
Und in Gründen — dichter Wald,
Doch, das ſollte auch vergehen,
Denn auch dieſe Zeit ward alt.

Durch die Wälder, ins Geſteine
Brach der kühne Muth ſich Bahn, —
Da, mein Hohenſtein! brach deine
Frühſte Lebensſtunde an.
Fern herüber mit der Haue
Kam des Bergmanns edler Fleiß,
Und aus manchem Schacht und Baue
Schürft' er ſeiner Arbeit Preis.

So, du liebe Bergſtadt, tauchte
Auf dein Nam' und ſuchte Lauf;
Zwar aus Hütten anfangs rauchte
Nur dein Heimathfeuer auf,
Doch, gewachſen biſt du frühe,
Edle Erzſtadt ward'ſt du bald
Und mit unverdroßner Mühe
Schufft du Raum in Berg und Wald.

Aber Stürme ſollten kommen,
Deren Wucht zu mächtig war;
Was dir da den Glanz genommen?
War's der wilden Böhmen Schaar,
Die wie Gluthwind ſich ergoſſen,
Oder war's der ſchwarze Tod,
Der mit giftigen Geſchoſſen
Deinem Wachsthum Halt gebot?

Oder blieb im Felſenſchooße
Der Metalle Ader aus? —
Gott weiß, welche dunkle Looſe
Fielen auf dein friedlich Haus. —
Aber, was dich auch bedrängte,
Eins blieb unverwüſtlich dir,
Und, was Gott dir auch verhängte,
ER, in ſeinem Wort, blieb hier! —

Denn in gut' und bangen Tagen
War es deiner Väter Ruhm:
Gott im Herzen treu zu tragen,
Und zu bau'n ſein Heiligthum.
Da bleibt denn auch ſeine Hütte,
Bleibt ER ſelbſt, in ſeinem Wort,
In der Menſchenkinder Mitte,
Und ihr Ort ein Segensort.

Darum konnteſt du auch dauern; —
Es erfüllte ſich der Spruch,
Hohenſtein! an deinen Mauern:
„Wer den Herrn hat, hat genug!"

Mag dann Trübſal immer kommen,
Wie das Wort ſagt, ſechſerlei,
Muß ſie doch zuletzt nur frommen, —
Auch die ſieb'te geht vorbei. —

Chriſtophorus iſt dein Siegel
Neben Schönburgs edlem Schild,
Und dein Leben war ein Spiegel
Von dem guten Wappenbild.
Wie der alte Held, mit Freuden,
Trugſt du gern die Laſt des Herrn,
Und getreu ſein auch im Leiden
War dein Kern und war dein Stern.

So erſchien dir denn auch wieder
Eine Zeit für neuen Schwung;
Gleich wie Adlers ſtark Gefieder
Ward die Kraft dir wieder jung.
Denn von Schönburgs Städt' und Orten
Fand zuerſt in deinem Schooß
Kunſt des Webens offne Pforten,
Und ward bald mit Ehren groß.

Weit umher nach allen Seiten
Wurdeſt ſo du Vorbild wohl,
Wie man muthig weiter ſchreiten,
Gut und Ehre ſchaffen ſoll.
Häuſer wuchſen im Gefilde,
Das noch unbebauet ſtand, —
Deine Wirk- und Webergilde
Prieſen Werke ihrer Hand.

Da verſchwanden auch die Teiche
Von des Bergmarkts ſchräger Wand,
Die im lieben deutſchen Reiche
Dein Wahrzeichen du genannt.
Auch die Linden mußten weichen,
Die daneben einſt gegrünt,
Und die vormals mit den Teichen
Als dein Sinnbild dir gedient.

Deiner Bürger edle Namen,
Der Fabrik- und Handelsherrn,
Hoch zu Gut und Ehren kamen,
Wohlbekannt in weiter Fern'. —
Und ſo iſt es noch geblieben,
Noch, vom Herrn geſegnet, wird
Hier die edle Kunſt getrieben,
Deren Werk den Meiſter ziert.

Zwar, du ſtehſt nicht mehr alleine
Als die Stadt der Weber da,
Auf dem ſchönen Hohenſteine, —
Andre wuchſen fern und nah', —
Die an Ruhm und am Gewinnſte
Dir, wetteifernd, folgten nach,
Und für deren Kunſtgeſpinnſte,
Gott, wie dir, die Bahnen brach.

Doch der Ruhm iſt dir geblieben,
Daß hier war das Stammgebiet,
Wo man Kunſt zuerſt getrieben,
Die nun weit verbreitet blüht.

Und die Hoffnung ſoll nicht weichen,
Daß dein Fleiß, Muth und Verſtand
Für und für es werd' erreichen,
Dir zu ſichern deinen Stand.

Doch, Dir ward nicht blos beſchieden
Solchen edlen Namens Ruf, —
Höh'res war's, was hier in Frieden
Deiner Bürger Liebe ſchuf;
Namen haben nie gefehlet,
Und du hatt'ſt ſie einſt wie nun,
Die das ſchöne Theil erwählet,
Mitzutheilen, wohlzuthun.

Namen, deren werth Gedächtniß
Lebend bleibt an dieſem Ort,
Denn manch theueres Vermächtniß
Zeugt von ihnen fort und fort;
Namen, allem guten Streben
Thätig, innig zugewandt,
Die auch wußten wohl zu weben
Mehr als ſchimmerndes Gewand.

Doch von manchen edlen Söhnen,
Die entwuchſen deinem Schooß',
Deren Namen lieblich tönen,
Blühet Einer, ſtill und groß:
Gotthilf Heinrich Schuberts Name,
Der, ſo lang' es Deutſche giebt,
Wie ein nie vergehn'der Saame
Wird geehret und geliebt.

Denn, was früh' ſein Herz durchbebte,
Wenn ſein Blick im Morgenſchein
Hier den ſchönen Raum durchſchwebte,
Wenn von dir, o Hohenſtein,
Dort im Garten bei der Kirche
Sich ſein Geiſt in's Ferne ſchwang,
Und, weit über das Gebirge,
Weit hinaus ſein Sehnen drang;

Was in einer großen Frage
Früh ihm ſchon geworden klar
Und bis in die letzten Tage
Seiner Weisheit Höchſtes war, —
Daß die Antwort ſei gegeben
Auf das Wort: „Wo willſt du hin?“
Lautend: „Chriſtus iſt mein Leben,
„So iſt Sterben mein Gewinn!“

Das hat dies dein Kind, dem immer
Du ſo lieb geblieben biſt, —
Gleich als wie erfüllt vom Schimmer
Einer Welt, die ewig iſt, —
Als den Grundklang aller Worte
Seines Herzens, ſtill und groß,
Fortgetönt, bis Gott die Pforte
Ew'ger Ruhe ihm erſchloß.

Hohenſtein! — viel tauſend Herzen,
Die ſein treues Wort gerührt, —
Sei's, daß aus dem Land der Schmerzen
Gott, wie ihn, ſie ſchon entführt,

Oder, daß ſie mit der Frage
„Pilger ſprich: Wo willſt du hin?“
Durch die Welt voll Angſt und Plage
Erſt noch nach der Heimath ziehn:

Stadt! ſie ſegnen allzuſammen
Dich auch, die den Mann gebar,
Und es kröne Gottes Amen
Allen Wunſch der großen Schaar.
Und mußt je Du wieder fragen,
Wie ſo manchmal ſchon: „Wohin?“
O, dann wolle Gott dir ſagen
Immer, wie du ſolleſt ziehn.

Männer müſſen nie dir fehlen,
Die, wie jetzt, in Lieb' und Treu,
Prüfen, was du ſolleſt wählen,
Was dein wahres Beſte ſei;
Und, mit ihnen treu verbunden,
Bleibe deine Bürgerſchaft,
Opferfroh in allen Stunden,
Reich an gutem Muth und Kraft.

Und wie hier vor deinen Blicken,
Weit, ſo unvergleichlich ſchön,
Thal und Ebene ſich ſchmücken
Sammt der Berge Stufenhöhn,
So ſei Dir von Gott beſchieden
Immer gute Weit' und Bahn,
Und mit allem Heil und Frieden
Thue Gott, dein Gott, dich an!

Und wenn einſt am Ziel der Tage
Noch einmal die Welt erbebt,
Und zum letzten Mal die Frage:
„Herr! wohin?“ ſich bang erhebt,
Dann aus Gottes ew'ger Halle
Tön' es ſelig mir, wie dir:
„Kommt, ihr, meine Kinder, Alle,
Kommet Alle her zu Mir!“

Und bis dahin ſegn' und baue
Gott dich, theures Hohenſtein!
Und von deiner Höhe ſchaue
Froh in's Erzgebirg' hinein. —
Friede ſei in deinen Mauern,
Heil und Segen bleibe dein,
Und, ſo lang mein Tag wird dauern,
Laß dir treu Gedenken weih'n.

VI.

Die zum Ehrengedächtniß Dr. G. H. v. Schuberts in ſeiner Vaterſtadt Hohenſtein errichteten kleineren und größeren Erinnerungszeichen und lebensvollen Denkmäler.

1. Herr Kaufmann Conrad Anton Clauß hierſelbſt legirte im Jahre 1872 aus Anlaß, daß die Tage des goldenen Ehejubiläums Ihrer Majeſtäten des Königs Johann und der Königin Amalie von Sach-

ſen mit einem ſechzigjährigen Zeitabſchnitt ſeiner Familie und der Gründung ſeiner Firma C. A. Schreck & Co. zuſammentrafen, einen Stiftungsfond von 600 Mark zur Begründung einer Kleinkinderbewahranſtalt in Hohenſtein unter dem Namen „Schubert-Stift" als erſte grundlegende Spende zur Errichtung der nun vollendeten und am heutigen Tage eingeweihten Anſtalt.

2., Ebenderſelbe Herr Kaufmann Conrad Anton Clauß begründete bereits im November 1862 eine ſehr dankenswerthe Schubert-Stiftung (z. Zeit bis zu der Höhe von 2400 Mark angewachſen), aus deren Zinserträgniſſen unbemittelten Stadtkindern Unterſtützungen zu ihren Studien auf Gymnaſien, Realſchulen und Seminarien mitgetheilt werden.

3., Se. Erlaucht, der in Gott ruhende Herr Graf Carl Heinrich Alban von Schönburg hat unter dem 7. December 1862 dem hieſigen Pfarrhauſe das große photographiſche Bildniß Schuberts mit werthvollem Rahmen verehrt, welches ſeitdem in der Studirſtube aufgehangen geweſen iſt.

4., Weil. Herr Kaufmann Victor Eduard Falcke hierſelbſt ließ in dem nämlichen Jahre aus Anlaß einer Familienfeier über der Hausthür des Pfarrhauſes eine Schuberts Namen und Geburtstag anzeigende Sandſteintafel anbringen.

5., Se. Hochwürden Herr Superintendent Weibauer in Glauchau, vormaliger Pfarrer von Hohenstein, unternahm es, eine möglichst vollständige Sammlung der zahlreichen Schriften Schuberts zu gewinnen, um durch die Lectüre derselben das Gedächtniß Schuberts in seiner Vaterstadt bleibend im Segen zu erhalten und errichtete im Jahre 1874 die 50 Schriften umfassende Schubert-Bibliothek im hiesigen Pfarrhause.

6., Durch die aufopfernden und mit einem segensreichen Erfolg begleiteten Bemühungen des Comité für die Jubiläumsfeier des hundertjährigen Geburtstages v. Schuberts in seiner Vaterstadt Hohenstein ward es erreicht, daß ein Denkmal mit Schuberts Büste auf dem nächst der Kirche und dem Pfarrhaus gelegenen freien Platz aufgestellt und am Jubiläumstage, den 26. April 1880, geweiht werden konnte.